

ROBIN COOK

DAS LABOR DES TEUFELS

ROMAN



ClubPremiere

***Der Meister des Medizinthrillers –
so spannend und schockierend wie nie!***

Die Gerichtsmediziner Dr. Laurie Montgomery und Dr. Jack Stapleton stehen vor einem Rätsel: Sie können sich die plötzlichen Todesfälle im renommierten New Yorker Manhattan General Hospital nicht erklären. Aus welchem Grund starben Patienten nach harmlosen Routineoperationen? Sind dem beteiligten Krankenhauspersonal verheerende Kunstfehler unterlaufen? Laurie wird den Verdacht nicht los, dass die Todesfälle miteinander verknüpft sind und ein äußerst cleverer und raffinierter Serienkiller am Werk ist. Doch wer ist der Unbekannte und in wessen Auftrag handelt er? Als sich die erschreckende Wahrheit enthüllt, gerät Laurie selbst ins Fadenkreuz des Killers ...

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG

82223 9



ROBIN COOK

DAS LABOR DES TEUFELS

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Helmut Splinter

Club*Premiere*

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
»Marker« bei G.P. Putnam's Sons, a member of Penguin
Group Inc., New York

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © der Originalausgabe 2005 by Robin Cook
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by
Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Schutzumschlag- und Einbandgestaltung: init, Bielefeld
Umschlagfoto: Getty Images

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2006

Buch-Nr. 082223

www.derclub.de

www.donauland.at

Prolog

Der kalte Nieselregen, der in den frühen Morgenstunden des 2. Februar ohne Pause über New York City nieder-
ging, hüllte die Betontürme in einen dichten, rosa-lila Nebel. Bis auf die paar gedämpften Sirenen herrschte Still-
stand in der Stadt, die niemals schläft. Doch genau um
drei Uhr sieben in dieser Nacht passierten auf zwei ge-
genüberliegenden Seiten des Central Park gleichzeitig
zwei ähnliche, voneinander unabhängige mikrokosmische
Ereignisse, die aber dennoch, wie sich später herausstellen
sollte, schicksalhaft miteinander verbunden waren – eins
auf der Zell-, das andere auf der Molekularebene. Obwohl
die biologischen Konsequenzen dieser Ereignisse völlig
gegenläufig waren, führten sie dazu, dass die Täter – alle
einander fremd – in weniger als zwei Monaten eine ge-
walttätige Begegnung miteinander haben sollten.

Das Ereignis auf Zellebene vollzog sich in einem
Moment intensiver Lust, bei der es um die kraftvolle In-
jektion von etwas mehr als zweihundertfünfzig Millionen
Spermien in ein Scheidengewölbe ging. Wie eifrige Ma-
rathonläufer traten die Spermien an, zapften, ohne zu

zögern, ihre begrenzten Energievorräte an und begannen ein verzweifelteres Wettrennen gegen den Tod, einen mühsamen und gefährlichen Lauf, den nur eins gewinnen konnte und damit den anderen ein kurzes und deprimierend sinnloses Leben bescherte.

Die erste Aufgabe bestand darin, den Schleimpfropfen zu durchdringen, der die Gebärmutterhöhle versperrte. Diese gut durchdachte Barrikade überwandene die Spermien mit vereinten Kräften in kurzer Zeit, auch wenn es ein Pyrrhussieg war. Millionen Gameten aus der ersten Welle wurden in einer Art Selbstopfer dahingerafft und gaben die in ihnen enthaltenen Enzyme frei, um den anderen das Durchschlüpfen zu ermöglichen.

Die nächste Feuerprobe für diese Horde winziger Lebewesen bestand darin, die ziemlich große Gebärmutter zu durchqueren. Ein kleiner Fisch müsste im Verhältnis das Große Barriereriff vor Australien der Länge nach durchschwimmen. Doch selbst dieses scheinbar unüberwindliche Hindernis wurde von ein paar Tausend glücklichen und robusten Spermien überwunden, die schließlich vor den Zugängen zu den Eileitern standen, nachdem sie mehrere hundert Millionen unglückliche Opfer zurückgelassen hatten.

Doch die Mühsal war noch nicht zu Ende. Sobald diejenigen Spermien, die bis jetzt Glück gehabt hatten, in

die welligen Eileiter eingedrungen waren, wurden sie von dem chemischen Reiz der nach unten dringenden Flüssigkeit aus dem geplatzten Eierstockfollikel angespornt. Diese Flüssigkeit wies darauf hin, dass weiter oben, nach weiteren zwölf quälenden und heimtückischen Zentimetern, der Heilige Gral der Spermien lag, ein erst kurz zuvor gesprungenes Ei, das von einer Wolke aus unterstützenden Kumuluszellen umgeben war.

Immer mehr angespornt von der unwiderstehlichen chemischen Anziehungskraft, schafften die männlichen Gameten das scheinbar Unmögliche und erreichten ihr Ziel. Völlig erschöpft und mit fast vollständig aufgebrauchten Energiereserven, war die Zahl der Glücklichen, die den tödlichen Hindernissen und räuberischen Makrophagen entkommen konnten, bereits auf weniger als hundert geschrumpft, Tendenz immer noch stark fallend. Kopf an Kopf stürzten sich die Überlebenden in einem Endspurt auf die unselige haploide Eizelle.

Nach der erstaunlichen Zeit von einer Stunde und fünfundzwanzig Minuten schlug der Sieger noch einmal verzweifelt mit seiner Geißel und stieß kopfüber in die die Eizelle umgebenden Kumuluszellen. Fieberhaft bohrte er sich zwischen die Zellen hindurch, um sein Akrosom, die Kopfkappe, in direkten Kontakt mit dem schweren Proteinmantel der Eizelle zu bringen und eine feste

Verbindung herzustellen. In diesem Moment war das Rennen vorbei. In einem letzten, tödlichen Akt injizierte dieses Siegerspermium das in ihm enthaltene genetische Material in die Eizelle und bildete somit den männlichen Urzellkern.

Den anderen sechzehn Spermien, die die Eizelle erst nach dem Sieger erreichten, war der Zugang durch den nun veränderten Proteinmantel verwehrt. Da ihre Energiereserven erschöpft waren, erschlafften ihre Geißeln. Für die zu spät Gekommenen gab es keinen Trostpreis, und bald schon wurden sie von den schützenden Makrophagen eingehüllt und fortgeschafft.

In der nun befruchteten Eizelle wanderten der weibliche und der männliche Urzellkern aufeinander zu. Zunächst verschmolzen ihre Hüllen, dann das Zellkernmaterial miteinander. Daraus wurden die erforderlichen sechsundvierzig Chromosomen einer menschlichen Körperzelle gebildet. Die Eizelle hatte sich zu einer Zygote gewandelt. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden würde sie sich teilen, was den ersten Schritt in einer Abfolge von Ereignissen darstellte, die in zwanzig Tagen einen Embryo entstehen lassen würde. Ein Leben hatte begonnen.

Bei dem Ereignis auf Molekularebene ging es um die gewaltsame Injektion eines Klumpens von mehr als einer

Billion Kaliumchlorid-Molekülen, eines einfachen Salzes, aufgelöst in sterilem Wasser in der Menge eines Schnapsglases, in eine periphere Armvene. Die Wirkung trat fast schlagartig ein. Durch passive Diffusion drangen die leidenschaftslosen Kaliumionen in das Innere der Venenzellen und brachten die elektrostatische Spannung aus dem Gleichgewicht, die zum Leben und Funktionieren notwendig war. Empfindliche Nervenenden zwischen den Zellen warnten das Gehirn in dringlichen Schmerzbotschaften vor einer bevorstehenden Katastrophe.

Schon nach wenigen Sekunden strömten die Kaliumionen durch die dicken Venen bis ins Herz, wo sie mit jedem Schlag hinaus in das weit verzweigte Arteriennetz gepumpt wurden. Obwohl die Konzentration immer mehr abnahm, war sie für die Zellen immer noch zu hoch. Besonders betroffen waren diejenigen Zellen des Herzens, die für die Auslösung eines Herzschlags verantwortlich waren, diejenigen des Hirnstamms, mit denen der Atemreflex ausgelöst wurde, sowie die Nerven und Muskelspindeln, mit deren Hilfe Nachrichten transportiert werden. Deren Funktionen brachen zusammen, die Herzschläge wurden schwächer und ihre Rate nahm rapide ab, die Atmung wurde flach, und die Sauerstoffversorgung reichte nicht mehr aus. Wenige Augenblicke später hörte das Herz ganz auf zu schlagen, und der Zelltod erfasste

den gesamten Körper und führte zum klinischen Tod. Ein Leben war verloren. In einem letzten Akt gaben die sterbenden Zellen ihre Kaliumvorräte in das stehende Kreislaufsystem ab und erweckten so den Eindruck, als wäre diese tödliche Injektion niemals verabreicht worden.

Kapitel 1

Das Platschen hatte etwas von einem Metronom. Im Dauerregen fielen irgendwo draußen auf der Feuerleiter die Tropfen unaufhörlich auf eine metallene Oberfläche. Für Laurie Montgomery hörte sich der Lärm in Jack Stapletons ansonsten ruhiger Wohnung fast genauso laut an wie Schläge auf eine Kesselpauke. Jeder Tropfen ließ sie schon vor seinem Auftreffen zusammenzucken. Die einzige Ablenkung während dieser langen Stunden boten der Kühlschrank, dessen Kompressor sich in regelmäßigen Abständen ein- und ausschaltete, die Heizung, die immer wieder zischend warme Luft ausstieß, und hin und wieder eine Sirene oder Hupe in der Ferne, Geräusche, die für New York so typisch waren, dass niemand sie mehr hörte. Doch Laurie hatte dieses Glück nicht. Nachdem sie sich drei Stunden lang hin- und hergewälzt hatte, reagierte sie auf jedes Geräusch um sie herum überempfindlich.

Laurie drehte sich wieder um und öffnete die Augen. Im schwachen Licht, das seitlich an den Rollos vorbei drang, konnte sie ihren Blick durch Jacks kahle und eher

düster wirkende Wohnung wandern lassen. Der Grund, warum sie hier und nicht in ihrer Wohnung übernachteten, war Lauries Schlafzimmer. Es war so klein, dass nur ein Einzelbett hineinpasste, was das gemeinsame Schlafen zum Problem machte. Und dann gab es da noch Jacks Wunsch, ständig in der Nähe seines geliebten Basketballfeldes zu sein.

Laurie blickte zum Wecker. Je weiter der Zeiger wanderte, desto wütender wurde sie. Sie wusste, dass sie ohne ausreichenden Schlaf im Gerichtsmedizinischen Institut mit den Nerven völlig am Ende sein würde. Wie, in Gottes Namen, hatte sie bloß das Studium und die Assistenzzeit hinter sich gebracht, in der Schlafentzug auf der Tagesordnung stand? Trotzdem wusste sie, dass ihr gegenwärtiges Unvermögen, wieder einzuschlafen, nicht der einzige Grund für ihre Wut war. Eher war genau diese Wut der eigentliche Grund, der sie am Einschlafen hinderte.

Es war mitten in der Nacht gewesen, als Jack sie unabsichtlich an ihren bevorstehenden Geburtstag erinnert und sie gefragt hatte, ob sie zur Feier des Tages etwas Besonderes unternehmen wollte. Laurie wusste, dass er – im entspannten Zustand nach dem Liebesakt – die Frage voller Unschuld gestellt hatte, doch es hatte ihre ausgeklügelte Verteidigungsstrategie erschüttert, jeden Tag nur

für sich zu nehmen, um nicht an die Zukunft denken zu müssen. Kaum zu glauben, aber bald würde sie dreiundvierzig Jahre alt sein. Das Klischee über die tickende biologische Uhr stimmte – ihre schlug schon Alarm.

Laurie seufzte ungewollt. In ihrer Einsamkeit während der dahinkriechenden Stunden hatte sie sich Sorgen über den sozialen Sumpf gemacht, in dem sie versunken war. Soweit es ihr persönliches Leben betraf, waren die Dinge seit der Schulzeit schiefgelaufen. Jack war mit dem Status quo zufrieden, wie sie an seiner entspannten Silhouette und den Geräuschen seines glückseligen Schlafs erkannte. Sie hatte immer gedacht, ihr ginge es genauso, doch jetzt lag sie hier, war fast dreiundvierzig Jahre alt, lebte in einer schäbigen Wohnung in einem Viertel am Rand von New York und schlief mit einem Mann, der sich nicht entscheiden konnte, ob er heiraten und Kinder haben wollte oder nicht.

Wieder seufzte sie. Vorher hatte sie immer darauf geachtet, Jack nicht zu stören, doch jetzt war ihr das egal. Sie hatte entschieden, dass sie noch einmal mit ihm reden musste, auch wenn sie wusste, dass er das Thema tunlichst vermied. Aber diesmal würde sie auf einer Veränderung bestehen. Warum sollte sie sich schließlich auf ein miserables Leben in einer Wohnung einlassen, die eher zu einem armen Studentenpärchen passte als zu

zwei anerkannten forensischen Pathologen? Doch ihre Beziehung basierte auf dem Prinzip, dass Gespräche über Heirat und Kinder einem einseitigen Verbot unterlagen.

Aber nicht alles war schlecht. Was die Karriere anging, hätte es nicht besser laufen können. Laurie liebte ihre Arbeit als Gerichtsmedizinerin beim Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York, wo sie bereits seit dreizehn Jahren beschäftigt war, und sie war froh, mit jemandem wie Jack zusammenzuarbeiten, mit dem sie sich austauschen konnte. Beide waren begeistert von der intellektuellen Herausforderung, die ihnen die forensische Pathologie bot. Und sie hatten eine Menge Gemeinsamkeiten – beide verabscheuten sie Mittelmäßigkeit und beide fühlten sich von der politischen Notwendigkeit abgestoßen, Teil eines bürokratischen Systems zu sein. Doch so gut sie auch hinsichtlich der Arbeit zusammenpassten, Lauries lebenslangen Wunsch nach einer eigenen Familie machte dies nicht wett.

Plötzlich drehte sich Jack auf den Rücken und faltete die Hände über seinem Bauch. Laurie betrachtete sein Profil. In ihren Augen war er hübsch – kurz geschnittenes, hellbraunes, leicht angegrautes Haar, buschige Augenbrauen und markante Gesichtszüge. Selbst wenn er schlief, schien er zu lächeln. Er war gleichzeitig aggressiv und freundlich, kühn und bescheiden, herausfordernd

und großzügig, und meistens verspielt und lustig. Dank seiner Schlagfertigkeit wurde es nie langweilig, auch wenn er einen pubertären Hang zum Leichtsinn hatte. Und er konnte ja so stur sein, besonders wenn es um Heirat und Kinder ging.

Laurie beugte sich zu Jack hinüber und betrachtete ihn sich aus der Nähe. Ja, tatsächlich, er lächelte, was sie auf die Palme brachte. Es war einfach ungerecht, dass er mit dem Status quo zufrieden war. Auch wenn sie ziemlich sicher war, dass sie ihn liebte, und glaubte, dass er sie liebte, trieb sie seine Unfähigkeit, eine Verpflichtung einzugehen, sprichwörtlich in den Wahnsinn. Er sagte, er habe keine Angst davor, zu heiraten oder Vater zu werden, sondern eher vor der Verletzlichkeit, die eine solche Entscheidung mit sich brachte. Zuerst hatte Laurie Verständnis dafür gehabt – Jacks erste Frau und seine beiden kleinen Töchter waren bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Laurie wusste, dass er sowohl den Schmerz als auch das Schuldgefühl mit sich herumtrug, da sich der Unfall ereignet hatte, nachdem ihn seine Familie besucht hatte, während er in einer anderen Stadt einen Fortbildungskurs absolvierte. Laurie wusste auch, dass er nach dem Unfall mit einer starken reaktiven Depression zu kämpfen hatte. Doch jetzt lag die Tragödie fast dreizehn Jahre zurück. Laurie hatte das Gefühl, dass

sie sehr auf seine Bedürfnisse eingegangen war und viel Geduld bewiesen hatte, als ihre Beziehung schließlich ernste Formen angenommen hatte. Doch jetzt, fast vier Jahre später, hatte sie das Gefühl, dass sie ihre Grenzen erreicht hatte. Schließlich hatte auch sie Bedürfnisse.

Jacks Wecker durchbrach die Stille. Sein Arm schoss nach vorn und drückte die Schlummertaste, bevor er sich wieder unter die warme Decke zurückzog. Für fünf Minuten kehrte wieder Frieden ins Schlafzimmer ein, und Jacks Atem wurde so ruhig und tief wie vorher. Dies gehörte zum morgendlichen Standardablauf, den Laurie nie mitbekam, weil Jack immer schon vor ihr aufstand. Laurie war ein Nachtmensch und liebte es, abends im Bett noch zu lesen, und oft blieb sie länger auf, als ihr gut tat. Fast vom ersten Tag ihrer wilden Ehe an hatte Laurie sich angewöhnt, nicht auf den Wecker zu achten, weil sie wusste, dass Jack ihn nie überhörte.

Als er das zweite Mal losging, schaltete Jack ihn ab, warf die Decke zurück und kehrte Laurie den Rücken zu, als er sich aufsetzte und die Füße auf den Boden stellte. Sie beobachtete ihn, wie er sich streckte, hörte ihn gähnen, während er sich die Augen rieb. Schließlich stand er auf und ging barfuß ins Badezimmer, ohne sich darum zu scheren, dass er nackt war. Laurie verschränkte die Arme hinter dem Kopf und sah ihm hinterher, und obwohl sie

sich ärgerte, freute sie sich über den Anblick. Sie hörte, wie er pinkelte und die Spülung betätigte. Als er zurück und auf Lauries Seite kam, um sie zu wecken, rieb er sich wieder die Augen.

Jack streckte die Hand nach Lauries Schulter aus, um sie wie gewöhnlich zu schütteln, zuckte aber zurück, als er sah, dass sie ihn bereits verärgert und entschlossen anblickte.

»Du bist ja wach!«, stellte er mit hochgezogenen Augenbrauen fest. Er wusste sofort, dass etwas nicht stimmte.

»Ich habe seit unserem kleinen mitternächtlichen Stelldichein nicht mehr geschlafen.«

»War es denn so gut, hm?« Er hoffte, dass er ihren offensichtlichen Groll mit Humor vertreiben konnte.

»Jack, wir müssen reden«, forderte Laurie mit ausdrucksloser Stimme und hielt sich die Decke vor die Brust, als sie sich aufsetzte und Jack kämpferisch anschaute.

»Tun wir das nicht gerade schon?«, fragte Jack. Ihm war sofort klar, was Laurie auf der Seele lag. Gerade deswegen konnte er sich mit seinem Sarkasmus nicht zurückhalten, obwohl er wusste, dass dieser Tonfall kontraproduktiv war. Sarkasmus war ein Schutzmechanismus, den er sich während der letzten zehn Jahre angewöhnt hatte.

Laurie wollte darauf schon etwas erwidern, doch Jack hielt nur seine Hand hoch. »Tut mir Leid. Ich möchte nicht unsensibel klingen, aber ich fürchte, ich weiß schon, worauf dieses Gespräch hinauslaufen soll. Tut mir Leid, Laurie, aber dafür ist jetzt keine Zeit. Wir müssen in einer Stunde im Institut sein, und wir müssen noch duschen, uns anziehen und was essen.«

»Jack, dafür ist nie Zeit.«

»Gut, dann lass es mich so sagen: Dies ist vielleicht der schlechteste Moment für ein ernstes, gefühlsbeladenes Gespräch. Es ist Montagmorgen halb sieben, wir haben ein herrliches Wochenende verbracht und wir müssen zur Arbeit. Falls dir das Thema schon vorher auf der Seele gebrannt haben sollte, so hätte es während der letzten Tage ein Dutzend Gelegenheiten gegeben, darüber zu reden, und dann hätte ich es gern mit dir getan.«

»So ein Quatsch! Jetzt kapiert das doch endlich! Du willst nie darüber reden, Jack. Ich werde am Donnerstag dreiundvierzig. Dreiundvierzig! Ich kann mir den Luxus, geduldig zu sein, nicht länger leisten. Ich kann nicht warten, bis du entscheidest, was du tun willst. Bis dahin sind meine Wechseljahre rum.«

Eine ganze Weile blickte Jack nur in Lauries blaugrüne Augen. Es war klar, dass sie sich nicht so leicht abspesen lassen würde. »Also gut«, sagte er, stieß hörbar

die Luft aus und blickte hinunter zu seinen nackten Füßen. »Wir werden heute Abend beim Essen darüber reden.«

»Ich muss aber jetzt mit dir darüber reden!«, widersprach Laurie mit Nachdruck und streckte die Hand nach Jacks Kinn aus, um seinen Kopf zu heben, damit sie ihm in die Augen blicken konnte. »Ich habe über unsere Situation nachgedacht, während du geschlafen hast. Das Gespräch zu verschieben, kommt nicht in Frage.«

»Laurie, ich muss jetzt ins Bad und duschen. Ich habe doch schon gesagt, dass im Moment keine Zeit zum Reden ist.«

»Ich liebe dich, Jack«, begann sie, nachdem sie seinen Arm gepackt hatte, um ihn am Gehen zu hindern. »Aber ich brauche mehr. Ich will heiraten und eine Familie haben. Ich will an einem Ort leben, der besser ist als dieser hier.« Sie ließ Jacks Arm los und deutete mit ihrer Hand im Zimmer umher – auf die abblätternde Farbe, die nackte Glühbirne, das Bett ohne Kopfteil, die zwei Nachttischchen aus umgedrehten Weinkisten, den Schreibtisch. »Es muss ja nicht gleich das Taj Mahal sein, aber das hier ist lächerlich.«

»Ich dachte immer, vier Sterne reichen dir.«

»Spar dir deinen Sarkasmus«, schnauzte Laurie. »Ein bisschen Luxus würde bei der vielen Arbeit, die wir zu

leisten haben, nicht schaden. Aber um das geht's gar nicht. Es geht um unsere Beziehung, die für dich so in Ordnung zu sein scheint, mir aber nicht reicht. Genau um das geht's.«

»Ich gehe duschen«, meinte Jack nur.

Laurie lächelte ihn schief an. »Gut, dann geh duschen.«

Jack nickte und wollte noch etwas sagen, änderte aber seine Meinung. Er drehte sich um und verschwand ins Bad. Die Tür ließ er angelehnt. Kurz darauf hörte Laurie, wie das Wasser angestellt wurde und die Ringe vom Duschvorhang über die Stange kratzten.

Laurie stieß die Luft aus. Sie zitterte vor Müdigkeit und Stress, aber sie war stolz, dass sie nicht angefangen hatte zu weinen. Sie hasste es, wenn sie in Gefühlssituationen Tränen vergoss. Wie sie das geschafft hatte, wusste sie nicht, aber sie freute sich. Tränen nützten nichts und brachten ihr häufig nur Nachteile.

Nachdem sich Laurie den Bademantel übergestreift hatte, holte sie den Koffer aus dem Schrank. Die Auseinandersetzung mit Jack machte ihr die Sache leichter. Indem er wie erwartet reagiert hatte, gab er ihr die Rechtfertigung dafür, das zu tun, was sie schon beschlossen hatte, bevor er aufgewacht war. Sie öffnete die ihr zugeordneten Schreibtischschubladen und begann, ihre Sachen

einzupacken. Als sie fast fertig war, wurde im Bad das Wasser ausgedreht, und eine Minute später erschien Jack in der Tür und rubbelte sich die Haare trocken. Als er Laurie und den Koffer erblickte, erstarrte er wie zur Salzsäule.

»Was machst du da?«

»Ich glaube, es ist ziemlich klar, was ich hier mache«, antwortete Laurie.

Eine Minute beobachtete Jack schweigend Laurie, die weiterhin ihren Koffer packte. »Du gehst zu weit«, sagte er schließlich. »Du musst doch nicht gleich abhauen.«

»Doch, ich glaube, das muss ich«, erwiderte Laurie, ohne aufzublicken.

»Gut!«, bemerkte Jack leicht gereizt nach einer kurzen Pause und verschwand wieder ins Bad, um sich fertig abzutrocknen.

Als er wieder herauskam, ging Laurie hinein, unterm Arm die Sachen, die sie anziehen wollte. Sie schloss sogar die Tür hinter sich, was sie sonst nie tat. Als sie fertig war, hatte Jack in der Küche bereits mit dem Frühstück begonnen. Laurie bereitete sich etwas Müsli mit Obst zu. Beide machten sich erst gar nicht die Mühe, sich in die winzige Essecke zu setzen. Mehr als »Entschuldigung« und »Darf ich mal?« brachten sie nicht über die Lippen, als sie umeinander heruntänzelten, um an den Kühl-

schränk zu kommen. In der engen Küche allerdings ließen sich Berührungen nicht vermeiden.

Um sieben waren sie fertig zum Gehen. Laurie stopfte ihre Schminksachen in den Koffer. Als sie ihn hinaus ins Wohnzimmer rollte, hob Jack sein Mountainbike von der Wandhalterung.

»Du willst doch nicht etwa mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren?«, fragte Laurie. Bevor sie zusammengezogen waren, hatte Jack alles mit dem Fahrrad erledigt. Doch weil Laurie sich immer große Sorgen gemacht hatte, dass Jack eines Tages mit den Füßen zuerst im Leichenschauhaus ankommen würde, hatte er das Radfahren aufgegeben und war gemeinsam mit Laurie zur Arbeit gefahren.

»Na ja, es sieht wohl so aus, dass ich heute Abend alleine in meinen Palast zurückkehre.«

»Aber es regnet doch!«

»Der Regen macht die Sache nur interessanter.«

»Weißt du, Jack, wenn ich heute Morgen schon so ehrlich bin, sollte ich dir auch sagen, dass ich deine kindische Risikobereitschaft nicht nur für unangebracht halte, sondern auch egoistisch finde. Als wolltest du mit Absicht auf meinen Gefühlen herumtrampeln.«

»Sehr interessant.« Jack grinste affektiert. »Dann will ich dir auch was sagen: Mit dem Fahrrad zu fahren, hat nichts mit deinen Gefühlen zu tun. Und um auch ehrlich

zu dir zu sein, ich finde meinerseits diese Gefühle von dir reichlich egoistisch.«

Draußen auf der 106th Street ging Laurie zur Columbus Avenue, um sich ein Taxi zu nehmen. Jack strampelte Richtung Osten zum Central Park. Keiner von beiden drehte sich um, um dem anderen zu winken.

Kapitel 2

Jack hatte schon vergessen, wie herrlich es war, mit seinem purpurroten Mountainbike zu fahren, doch er hatte sich schnell wieder daran gewöhnt, als er im Central Park einen der Hügel hinunterpreschte. Da sich hier nur ein paar Jogger herumtrieben, ließ Jack es einfach laufen, und sowohl die Stadt als auch die unterdrückten Ängste lösten sich wie durch ein Wunder im Nebel zwischen den Bäumen auf. Mit dem Wind in den Ohren kamen die Erinnerungen zurück, als wäre es erst gestern gewesen, dass er den Dead Man's Hill in South Bend in Indiana auf seinem nagelneuen Fahrrad hinuntergerast war, seinem geliebten rotgoldenen Schwinn mit breiten Reifen, das er zu seinem zehnten Geburtstag bekommen hatte, nachdem ihm eine Anzeige auf der Rückseite seines Comicbuchs aufgefallen war. Als mythisches Symbol für seine glückliche, unbeschwerte Kindheit hatte er seine Mutter überredet, es aufzuheben, und jetzt stand es verstaubt in der Garage seiner Eltern.

Es regnete immer noch, aber nicht so heftig, dass Jack den Spaß verlor. Doch er hörte, wie die Tropfen vorn

gegen seinen Helm klatschten. Sein größtes Problem war, dass er kaum etwas durch die beschlagene, aerodynamische Fahrradbrille sah. Um sich einigermaßen trocken zu halten, hatte er sich einen wasserdichten Umhang mit zwei genialen Schlingen für die Daumen übergestülpt, unter dem er auf seinem Sattel wie unter einem Zelt saß. Und wenn sich einmal eine Pfütze nicht vermeiden ließ, hob er einfach die Füße von den Pedalen, bis er wieder trockeneren Untergrund erreichte.

Im Südosten verließ Jack den Central Park und stürzte sich in den dichten Berufsverkehr in Midtown. Früher hatte er es geliebt, den Verkehr zum Kampf herauszufordern, doch damals war er, wie er selbst von sich sagte, ein bisschen verrückter, aber auch besser in Form gewesen. Da er in den letzten Jahren nicht viel gefahren war, hatte seine Ausdauer nachgelassen. Dass er häufig Basketball spielte, war zwar eine Hilfe, trainierte aber nicht die fürs Radfahren typische aerobe Dauerbelastung. Trotzdem fuhr er nicht langsamer, und als er die Eingangsrampe in der 30th Street erreichte, brannten seine Schenkelmuskeln. Nachdem er abgestiegen war, stützte er sich einen Moment auf die Lenkstange, um seinem Kreislauf die Chance zu geben, den Sauerstoffmangel auszugleichen.

Als das erledigt war, hob er sein Fahrrad auf die Schulter und stieg die Stufen zur Eingangsrampe hoch.

Seine Beine fühlten sich noch immer wie Gummi an, doch er wollte herausfinden, was im Leichenschauhaus vor sich ging. Als er an der Vorderseite vorbeigefahren war, hatte er eine Reihe von Übertragungswagen mit ausgefahrenen Satellitenschüsseln gesehen. Und gleich hinter der Eingangstür hatten sich die Menschen gedrängt. Irgendetwas braute sich zusammen.

Jack winkte Robert Harper durchs Fenster des Sicherheitsbüros zu. Der Sicherheitsbeamte sprang von seinem Stuhl auf und schob den Kopf um den Türpfosten herum.

»Na, Dr. Stapleton, alte Liebe rostet nicht, was?«, rief Robert. »Ihr Fahrrad habe ich ja schon seit Jahren nicht mehr gesehen.«

Jack winkte über seine Schulter nach hinten, während er mit seinem Fahrrad in die Tiefen des Leichenschauhauses vordrang. Nach dem Obduktionssaal, in dem Leichen in fortgeschrittenen Stadien der Verwesung untersucht wurden, bog er noch vor den zentralen Schubfächern, in denen die Leichen vor der Obduktion kühl gehalten wurden, nach links ab. Er musste erst ein bisschen Platz schaffen und die billigen Kiefernsäрге zur Seite schieben, die für die nicht identifizierten Toten verwendet wurden – Menschen, die von niemandem vermisst wurden. Dann verstaute er seinen Umhang und die Fahrradausrüstung im Umkleideraum in seinem

Spind und ging Richtung Treppe. Dabei kam er an Mike Passano vorbei, den Sektionsgehilfen aus der Nachtschicht, der im Büro neben dem Seziersaal so sehr mit seinem Papierkram beschäftigt war, dass er Jacks Winken nicht wahrnahm.

Im Hauptflur erhaschte er wieder einen Blick auf die Menschenmenge in der Eingangshalle. Selbst hier hinten konnte er hören, wie vorn aufgeregter miteinander geredet wurde. Seine Neugier war angestachelt – irgendwas war hier los. Eins der aufregendsten Dinge an seinem Beruf als Gerichtsmediziner war, dass er morgens nie wusste, was ihn erwartete. Zur Arbeit zu gehen, war anregend, fast schon aufregend, was weit entfernt von dem war, wie sich Jack in seinem früheren Beruf als Augenarzt gefühlt hatte, als jeder Tag noch bequem und völlig vorhersagbar verlaufen war.

Jack's Karriere als Augenarzt hatte 1990 abrupt geendet, als seine Praxis von dem aggressiv expandierenden Konzern AmeriCare geschluckt worden war. AmeriCares Angebot, Jack als Angestellten einzustellen, war ein weiterer Schlag ins Gesicht gewesen. Er hatte einsehen müssen, dass die Medizin der alten Schule, bei der für eine Dienstleistung bezahlt wurde und ein enges Verhältnis zwischen Arzt und Patient bestand und eine Entscheidung allein entsprechend den Bedürfnissen der Patienten

getroffen wurde, sich in Luft auflöste. Aufgrund dieser Erkenntnis hatte er sich dazu entschlossen, sich zum Gerichtsmediziner umschulen zu lassen, und gehofft, sich von der verwalteten Fürsorge befreien zu können, die, wie er dachte, eher ein beschönigender Begriff für »mangelnde« Fürsorge war. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass AmeriCare kurz darauf erneut in Jacks Leben trat: Dank niedriger Versicherungsbeiträge hatte das Unternehmen einen Vertrag mit der Stadt abschließen können. So waren jetzt Jack und seine Kollegen gezwungen, ihre Gesundheitsversorgung von AmeriCare decken zu lassen.

Weil er den Medienauflauf vermeiden wollte, ging er hintenrum zum ID-Raum, wo die Toten von ihren Angehörigen identifiziert wurden und der Arbeitstag im Leichenschauhaus begann. Im rollierenden System musste einer der höherrangigen Gerichtsmediziner früher zur Arbeit kommen, um die Fälle zu prüfen, die in der Nacht reingekommen waren, und entscheiden, bei welchen eine Obduktion notwendig war und wer sie durchführen sollte. Jack hatte es sich aber angewöhnt, auch dann früh zur Arbeit zu erscheinen, wenn er nicht mit der Einteilung dran war. Nur so konnte er vorher schon ein bisschen herumschnüffeln und dafür sorgen, dass ihm die schwierigsten Fälle zugeschoben wurden. Jack hatte sich immer

gefragt, warum es die anderen Ärzte nicht genauso machten, bis er merkte, dass seine Kollegen eher die Vermeidungsstrategie verfolgten. Jacks Neugier führte allerdings auch dazu, dass er die meisten Fälle zu bearbeiten hatte. Doch das war ihm egal – Arbeit war seine Droge, mit der er seine Dämonen bezähmte. Seit er und Laurie praktisch zusammenwohnten, hatte er sie dazu gebracht, mit ihm früh zur Arbeit zu kommen, was eine Meisterleistung war, wenn man bedachte, dass sie überhaupt nicht gern früh aufstand. Der Gedanke entlockte ihm ein Lächeln. Ob sie schon eingetroffen war?

Plötzlich blieb Jack stehen. Bis jetzt hatte er den morgendlichen Streit aus seinem Kopf verdrängt. Gedanken über seine Beziehung mit Laurie sowie die Erinnerungen an die schrecklichen Ereignisse seiner Vergangenheit brachen über ihn herein. Verärgert überlegte er, warum sie unter dem Zwang gestanden hatte, das schöne Wochenende so deprimierend enden zu lassen, besonders, weil die Sache bisher doch so gut lief. Fast war er zufrieden, eine bemerkenswerte Leistung, wo er doch sonst das Gefühl hatte, er hätte es nicht verdient, zu leben, geschweige denn glücklich zu sein.

Er wurde von Wut gepackt. Das Letzte, was er brauchte, war die Erinnerung an seine schwelende Trauer und das Schuldgefühl über den Tod seiner Frau und seiner

Töchter, das mit jedem Gespräch über Hochzeit oder Kinder aufkam. Der Gedanke, eine Verpflichtung einzugehen, und die Verletzlichkeit, die sie mit sich brachte – besonders wenn es darum ging, eine neue Familie zu gründen –, waren furchtbar.

»Nicht unterkriegen lassen«, flüsterte er leise zu sich selbst. Er schloss die Augen und rieb sich mit beiden Händen das Gesicht. Hinter seinem Ärger und seinem Frust wegen Laurie spürte er die Melancholie, eine unwillkommene Erinnerung an seinen vergangenen Kampf gegen die Depression. Das Problem war, dass ihm Laurie wirklich wichtig war. Es lief alles bestens, bis auf dieses quälende Thema Kinder.

»Dr. Stapleton, geht's Ihnen nicht gut?«, fragte eine Frau.

Jack spähte durch seine Finger hindurch. Janice Jaeger, die in der Abteilung forensische Ermittlung immer nur nachts arbeitete, blickte zu ihm auf, während sie sich den Mantel anzog. Sie wollte gerade nach Hause gehen und war offensichtlich erschöpft. Bei ihren schon berüchtigt dunklen Augenringen fragte sich Jack immer, ob sie jemals schlief.

»Mir geht's gut«, antwortete Jack. Er nahm die Hände runter und zuckte unsicher mit den Schultern. »Warum fragen Sie?«

»Ich glaube, ich habe noch nie gesehen, dass Sie mal still gestanden sind, besonders nicht mitten auf dem Flur.«

Jack dachte über eine witzige Entgegnung nach, doch ihm fiel nichts ein. Stattdessen wechselte er das Thema und fragte, ob sie eine interessante Nacht hatte.

»Hier war die Hölle los!«, sagte Janice. »Das gilt aber eher für den Tourarzt und für Dr. Fontworth als für mich. Dr. Bingham und Dr. Washington haben schon eine Leiche obduziert. Fontworth hat assistiert.«

»Echt?«, rief Jack. »Was für ein Fall war das?« Harold Bingham war der Leiter des Instituts, Calvin Washington sein Stellvertreter. Normalerweise kamen beide erst weit nach acht Uhr, und nur selten führten sie eine Obduktion durch, bevor ihr normaler Arbeitstag begann. Es musste einen politischen Zusammenhang geben, was auch die Anwesenheit der Presse erklärte. Fontworth war einer von Jacks Kollegen und hatte am Wochenende Rufbereitschaft gehabt. Gerichtsmediziner kamen nachts nur, wenn es Probleme gab. Für Routinefälle, bei denen vor Ort die Anwesenheit eines Arztes notwendig war, wurden Assistenzärzte stundenweise als »Tourärzte« eingesetzt.

»Eine Schusswunde, aber ein Fall von der Polizei. Soweit ich kapiert habe, hat die Polizei einen Verdächtigen

umzingelt, der von seiner Freundin geschützt wurde. Als man ihn verhaften wollte, gingen ein paar Schüsse los. Es kann sein, dass die Polizei ungerechtfertigt Gewalt angewendet hat. Vielleicht ist der Fall für Sie ja interessant.«

Jack zuckte innerlich zusammen. Schusswunden nach mehreren abgegebenen Schüssen konnten es in sich haben. Obwohl Dr. George Fontworth beim Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York schon acht Jahre länger dabei war als Jack, hielt Jack ihn für oberflächlich. »Ich glaube, wenn der Chef an dem Fall beteiligt ist, halte ich mich da raus«, meinte Jack. »Was haben Sie sonst gesehen? Irgendwas Bemerkenswertes?«

»Nur das Übliche, aber ein Fall aus dem Manhattan General scheint etwas interessanter zu sein. Ein junger Mann, der erst gestern Vormittag wegen eines komplizierten Knochenbruchs operiert wurde, nachdem er am Samstag beim Rollschuhlaufen im Central Park gestürzt war.«

Wieder zuckte Jack zusammen. So sensibel, wie er dank Laurie gerade war, stieß ihm schon die bloße Erwähnung des Manhattan General Hospital auf. Das einst viel gerühmte Universitätskrankenhaus war nach der Übernahme durch den mit einer wohl gefüllten Kriegskasse ausgestatteten Krankenhauskonzern AmeriCare eins von deren Aushängeschildern.

Jack wusste, dass das Krankenhaus vom medizinischen Standpunkt aus gesehen noch gut war und dass er, sollte er sich einmal mit seinem Fahrrad überschlagen, wegen seines Versicherungsvertrags mit AmeriCare gute Chancen hatte, dort in der Notaufnahme zu landen, wo er wohl in guten Händen wäre. Aber er hasste dieses Unternehmen nun einmal.

»Warum ist der Fall interessanter?«, fragte Jack und versuchte, seine Gefühle zurückzuhalten. »Ging es um ein diagnostisches Rätselraten, oder war hier irgendein schäbiger Hokusfokus im Spiel?«, fügte er hinzu, dankbar, zu seinem alten Sarkasmus zurückgefunden zu haben.

»Weder noch!«, seufzte Janice. »Es war nur die Art, wie mich der Fall erwischt hat. Er war nur einfach ... ziemlich traurig.«

»Traurig?«, vergewisserte sich Jack. Er war verblüfft. Janice arbeitete seit mehr als zwanzig Jahren als forensische Ermittlerin und hatte den Tod in all seinen ruhmlosen Facetten gesehen. »Wenn Sie sagen, dass es traurig war, dann muss es echt traurig gewesen sein. Um was ging's denn, kurz gesagt?«

»Er war erst Ende zwanzig und gesundheitlich noch ein unbeschriebenes Blatt – besonders was das Herz anging. Laut Bericht, den ich bekommen habe, hat er den

Notknopf gedrückt, doch als die Pfleger fünf bis zehn Minuten später zu ihm kamen – das haben sie jedenfalls gesagt –, war er tot. Also muss es was mit dem Herzen gewesen sein.«

»Es gab keine Wiederbelebungsversuche?«

»Doch, doch, der Notdienst hat versucht, ihn wiederzubeleben, aber ohne Erfolg. Das EKG hat kein einziges Mal ausgeschlagen.«

»Und warum ist die Sache so traurig? Weil der Mann noch so jung war?«

»Das Alter war ein Faktor, aber das war noch nicht die ganze Geschichte. Eigentlich weiß ich nicht, warum mich der Fall so mitnimmt. Vielleicht hat es was damit zu tun, dass die Pfleger nicht schnell genug reagiert haben, und dass ich denke, der arme Kerl wusste, in welcher Gefahr er schwebte, aber ihm wurde nicht geholfen. Das können wir alles in die Schublade ›Albtraum im Krankenhaus‹ stecken. Oder vielleicht hat es was mit den Eltern des Toten zu tun, die die Sache ziemlich mitnimmt. Sie kamen von Westchester, um ihn im Krankenhaus zu besuchen, dann sind sie hierher gekommen, um bei seiner Leiche zu bleiben. Sie sind völlig am Ende. Ihr Sohn war ihr ganzes Leben. Ich glaube, sie sind immer noch hier.«

»Wo? Ich hoffe, sie werden nicht von dieser Horde von Reportern belagert.«

»Meines Wissens sind sie noch im ID-Raum, weil sie darauf bestanden haben, dass seine Daten noch einmal überprüft werden, obwohl schon klar war, dass er ihr Sohn war. Aus Rücksichtnahme hat der Tourarzt zu Mike gesagt, er solle noch ein paar Polaroidbilder machen, aber in dem Moment wurde ich zu einem anderen Fall ins Manhattan General gerufen. Als ich wieder zurückkam, hat Mike erzählt, dass das Ehepaar immer noch völlig fertig und aufgelöst im ID-Raum saß und die Polaroidbilder mit den Händen umklammerte. Und als hofften sie immer noch, dass die ganze Sache ein Irrtum sei, haben sie darauf bestanden, die Leiche zu sehen.«

Jack spürte, wie sein Puls schneller schlug. Er kannte diesen emotionalen Abgrund sehr gut, in den man stürzt, wenn man ein Kind verliert. »Aber das kann doch nicht der Fall sein, der die Medien so aufgerüttelt hat«, stellte er fest.

»Um Himmels willen, nein. Diese Art von Fall, von dem ich hier rede, kommt doch nie an die Öffentlichkeit. Deswegen ist er ja auch so traurig – ein verschwendetes Leben.«

»Sind die Medien wegen des Falls mit der Polizei hier?«

»Ursprünglich ja. Bingham hat angekündigt, dass er nach der Obduktion eine Presseerklärung abgeben will.

Der Tourarzt hat mir gesagt, die Leute in Spanish Harlem gehen wegen des Vorfalls auf die Barrikaden. Anscheinend hat die Polizei ungefähr fünfzigmal geschossen. Das hört sich ganz wie der Diallo-Fall in der South Bronx von vor ein paar Jahren an. Aber wenn ich ehrlich bin, glaube ich, dass die Medien am meisten an Sara Cromwell interessiert sind, die erst reinkam, als die Reporter schon hier waren.«

»Sara Cromwell, die Psychologin aus den *Daily News*?«

»Ja, die Ratgeber-Diva, die es fertig brachte, jedem x-beliebigen Menschen zu erzählen, wie er sein Leben wieder auf die Reihe kriegt. Sie war schon in den meisten Talkshows zu sehen, sogar bei Oprah Winfrey. Sie war tierisch berühmt.«

»War es ein Unfall? Warum dieser ganze Aufstand?«

»Kein Unfall. Sie wurde in ihrer Wohnung in der Park Avenue scheinbar brutal ermordet. Die Einzelheiten kenne ich nicht, aber wie Dr. Fontworth erzählt hat, muss es ziemlich blutrünstig zugegangen sein. Er und der Tourarzt waren die ganze Nacht draußen. Nach der Cromwell gab es einen gemeinsamen Selbstmord in einer Wohnung auf der 84th Street, dann einen Mord in einem Nachtclub. Danach musste der Tourarzt zu einem Unfall mit Fahrerflucht auf die Park Avenue und zu zwei Fällen mit Überdosis.«

»Was ist mit dem gemeinsamen Selbstmord? Alt oder jung?«

»Mittleres Alter. Kohlenmonoxid. Sie hatten ihren Wagen in der Garage laufen lassen, das Tor zugemacht und zwischen den Auspuffrohren und dem Wageninneren ein paar Staubsaugerschläuche befestigt.«

»Hm«, machte Jack. »Haben sie einen Abschiedsbrief hinterlassen?«

»Hey, das ist nicht fair«, beschwerte sich Janice. »Sie löchern mich über Fälle, die ich nicht bearbeite. Aber ich glaube, es gab nur einen Brief. Von der Frau.«

»Interessant«, war Jacks Kommentar. »Na, ich gehe lieber runter in den ID-Raum. Heute wird viel zu tun sein. Und Sie gehen besser nach Hause und schlafen sich aus.«

Jack bekam gute Laune. Die Vorfreude auf einen interessanten Tag wischte seinen wieder hochgekommenen Ärger wenigstens zum Teil fort. Wenn Laurie wieder ein paar Tage bei sich wohnen wollte – bitte sehr! Er wollte sich nicht emotional erpressen lassen und würde einfach nur abwarten.

Er huschte am Büro der Abteilung forensische Ermittlung vorbei, nahm die Abkürzung durch das Schreibzimmer mit den Reihen voller Aktenschränke und betrat gleich dahinter die Telefonzentrale. Er lächelte den Tele-

fonistinnen der Tagschicht zu, bekam aber keine Reaktion. Sie waren damit beschäftigt, ihre Arbeit zu organisieren. Er winkte Sergeant Murphy zu, als er am Büro des New York Police Department vorbeikam, aber Murphy telefonierte und reagierte ebenfalls nicht. Was für ein Empfang!

Im ID-Raum das Gleiche: Drei Mitarbeiter waren hier, aber alle drei achteten nicht auf ihn. Zwei hatten sich hinter ihren Morgenzeitungen versteckt, während Dr. Riva Mehta, Lauries Bürogenossin, den beachtlichen Stapel möglicher Fälle durchging, um den Obduktionsplan zu erstellen. Jack holte sich eine Tasse Kaffee und bog eine Ecke von Vinnie Amendolas Zeitung um. Vinnie war einer der Sektionsgehilfen und häufig Jacks Partner im Obduktionsraum. Dass Vinnie pünktlich und früh da war, hieß, dass Jack mit der Arbeit im Obduktionsraum früher als alle anderen anfangen konnte.

»Wie kommt's, dass du nicht mit Bingham und Washington unten in der Arena bist?«, fragte Jack.

Vinnie zog seine Zeitung fort. »Frag mich was Leichteres. Sieht aus, als hätten sie Sal gerufen. Sie waren schon dabei, als ich herkam.«

»Jack! Wie geht's?«

Die dritte Person tauchte hinter ihrer Zeitung auf. John erkannte ihn zuerst an der Stimme – es war Detective

Lieutenant Lou Soldano von der Mordkommission. Jack hatte ihn vor Jahren, als er ans Gerichtsmedizinische Institut gekommen war, kennen gelernt. Überzeugt, dass die forensische Pathologie einen großen Beitrag für seine Arbeit leistete, kam Lou häufig im Institut vorbei.

Die Zeitung mit seiner fleischigen Hand umklammernd, drückte sich der stämmige Detective mühevoll aus dem Vinylclubsessel. In seinem alten Trenchcoat, der locker gebundenen Krawatte und dem oben offenen Knopf sah er aus, als wäre er gerade einem alten *Film Noir* entstiegen. Auf seinem Gesicht prangte so etwas wie ein Zweitagebart, obwohl Jack aus Erfahrung wusste, dass bei Soldano ein Tag dafür genügte.

Sie schlugen zum Gruß die Hände in einer Variante aneinander, die Jack auf dem Basketballfeld gelernt und zum Spaß Lou beigebracht hatte. Die beiden kamen sich damit richtig *hip* vor. »Wieso bist du schon so früh auf?«, erkundigte sich Jack.

»Auf? Ich war noch gar nicht im Bett«, spottete Lou. »Das war wieder so eine Nacht! Mein Captain macht sich fast in die Hose wegen dieses Falls mit der angeblichen Polizeibrutalität, weil seiner Abteilung ziemlich Feuer unter dem Hintern gemacht werden dürfte, wenn die Geschichte, die die beteiligten Beamten erzählt haben, nicht niet- und nagelfest ist. Ich hoffe, dass ich ganz schnell

die Infos kriege, aber es sieht schlecht aus, weil Bingham den Fall übernommen hat. Er wird sich wohl fast den ganzen Tag da drin rumtreiben.«

»Was ist mit dem Fall Sara Cromwell? Bist du daran auch interessiert?«

»Natürlich! Als hätte ich die Wahl gehabt! Hast du die Medienleute draußen in der Eingangshalle bemerkt?«

»Die waren ja nicht zu übersehen«, antwortete Jack.

»Leider waren sie schon wegen der Schießerei mit der Polizei hier. Damit ist garantiert, dass Presse und Fernsehen einen Riesenwirbel um diese dürre Psychologin machen werden, wahrscheinlich mehr, als wenn sie nicht schon hier gewesen wären. Und sobald ein Mord von den Medien hochgeschaukelt wird, kriege ich von oben mächtig Druck, damit ich einen Verdächtigen präsentiere. So weit mein Teil – jetzt übernimm du bitte den Fall.«

»Meinst du das ernst?«

»Natürlich meine ich das ernst. Du bist schnell und gründlich, beides Eigenschaften, die ich brauche. Außerdem macht's dir nichts aus, wenn ich zuschaue, was ich nicht von jedem hier behaupten kann. Aber wenn du nicht daran interessiert bist, kann ich vielleicht Laurie dazu überreden. Doch wie ich ihre Neigung zu Schusswunden kenne, hat sie wohl eher Lust, sich mit dem Polizeifall zu beschäftigen.«

»Sie ist auch an einem der Fälle aus dem Manhattan General interessiert«, schaltete sich Riva ein. »Sie hat sich schon die Mappe mitgenommen und gesagt, dass sie den zuerst erledigen will.«

»Hast du Laurie heute Morgen schon gesehen?«, wollte Jack von Lou wissen. Er und Lou wussten Laurie Montgomery gleichermaßen zu schätzen. Lou war sogar einmal eine Zeit lang mit ihr zusammen gewesen, aber es hatte nicht funktioniert. Wie Lou selbst zugegeben hatte, lag das Problem an seinem mangelnden Selbstvertrauen im Umgang mit anderen. Zum Glück hatte sich Lou zum starken Anwalt für die Beziehung zwischen Jack und Laurie gewandelt.

»Ja, vor etwa fünfzehn oder zwanzig Minuten.«

»Hast du mit ihr geredet?«

»Natürlich. Wieso willst du das wissen?«

»Kam sie dir normal vor? Was hat sie gesagt?«

»Hey! Warum nimmst du mich so in die Mangel? Ich erinnere mich nicht, was sie gesagt hat. Irgendwas wie ›Hi, Lou, wassislos?‹ oder so. Und was ihren Geisteszustand betrifft, war sie ganz normal, eher überschäumend.« Lou warf einen Blick zu Riva hinüber. »War das nicht auch Ihre Einschätzung, Dr. Mehta?«

Riva nickte. »Ich würde sagen, ihr ging es gut. Vielleicht war sie bei dem ganzen Trubel ein bisschen aufge-

regt. Sie hat offenbar mit Janice über den Fall aus dem Manhattan General geredet. Deswegen wollte sie ihn übernehmen.«

Jack beugte sich zu Lou. »Hat sie was über mich gesagt?«, fragte er leise.

»Was hast du heute bloß?«, wunderte sich Lou. »Ist alles in Ordnung mit euch?«

»Ach, auf der Straße gibt's immer mal einen kleinen Zusammenstoß«, meinte Jack unbestimmt. Dass Laurie »überschäumend« war, machte alles noch viel schlimmer. Ihre schlechte Laune rauszulassen, wäre das Mindeste, das sie tun könnte.

»Wie wär's, wenn Sie mir den Cromwell-Fall geben?«, rief Jack zu Riva.

»Bitte sehr«, meinte Riva mit ihrer sanften Stimme und dem britischen Akzent. »Calvin hat eine Nachricht hinterlassen. Er will, dass der Fall so schnell wie möglich erledigt wird.« Sie nahm den Ordner vom Stapel der durchzuführenden Obduktionen und legte ihn auf die Ecke des Schreibtisches. Jack schnappte ihn sich. Er enthielt ein Arbeitsblatt, eine teilweise ausgefüllte Sterbeurkunde, eine Auflistung medizinisch-rechtlicher Fallberichte, zwei Blätter für die Obduktionshinweise, eine Notiz über die telefonisch mitgeteilte Todesnachricht durch Fontworth, ein Blatt für den Obduktionsbericht, einen

Kontrollabschnitt des Labors für einen HIV-Test und einen Hinweis, dass die Leiche nach ihrer Einlieferung ins Institut geröntgt und fotografiert worden war. Jack zog Fontworths Bericht heraus und las ihn, während Lou ihm über die Schulter blickte und mitlas.

»Warst du am Tatort?«, fragte Jack.

»Nein, ich war noch in Harlem, als die Meldung kam. Zuerst haben sich die Jungs vom Revier an den Fall gemacht, aber als sie das Opfer erkannt haben, haben sie meinen Kollegen angerufen, Detective Lieutenant Harvey Lawson. Inzwischen habe ich mit jedem einzelnen geredet. Alle sagen, es war das reine Chaos. Überall Blut in der Küche.«

»Was war ihre Vermutung?«

»Weil sie halb nackt war und die mutmaßliche Tatwaffe gleich unterhalb ihres Schambereichs im Schenkel steckte, dachten sie, es war ein tödlicher sexueller Angriff.«

»Schambereich! Wie vornehm.«

»So haben sie das nicht beschrieben. Ich übersetze nur.«

»Danke für deine Zurückhaltung. Haben sie was von dem Blut vorn auf dem Kühlschrank gesagt?«

»Sie haben gesagt, es sei überall Blut gewesen.«

»Haben sie erwähnt, dass Blut im Kühlschrank war, besonders auf dem Stück Käse, wie hier in Fontworths

Bericht steht?« Jack pochte mit dem Zeigefinger auf das Blatt. Er war beeindruckt. Der Bericht war gründlich und entsprach überhaupt nicht dem, was Jack von Fontworth erwartet hätte.

»Wie schon gesagt, sie haben berichtet, dass überall Blut war.«

»Aber im Kühlschrank bei geschlossener Tür – das ist ein bisschen komisch.«

»Vielleicht war die Tür offen, als sie angegriffen wurde?«

»Dann hat sie also noch sorgfältig den Käse weggeräumt? Das ist, wenn man gerade ermordet wird, doch mehr als seltsam. Eins würde ich noch gern wissen: Haben sie Fußabdrücke im Blut neben denen des Opfers erwähnt?«

»Nein, haben sie nicht.«

»In Fontworths Bericht steht ausdrücklich, dass es nur welche vom Opfer gab. Das ist auch ziemlich komisch.«

Lou breitete die Arme aus und zuckte mit den Schultern. »Also, was vermutest du?«

»Ich vermute, dass in diesem Fall die Obduktion zu wichtigen Erkenntnissen führen wird. Dann lass uns den Ball mal ins Rollen bringen.«

Jack ging hinüber zu Vinnie und schlug auf die Rückseite von dessen Zeitung. Vinnie zuckte zusammen.

»Auf geht's, Vinnie, alter Junge«, frohlockte Jack.
»Die Arbeit ruft.«

Vinnie brummte leise vor sich hin, stand aber trotzdem auf und reckte sich.

An der Tür zur Telefonzentrale zögerte Jack und drehte sich noch einmal zu Riva um. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich den gemeinsamen Selbstmord auch übernehmen.«

»Ich schreibe Ihren Namen drauf«, versprach sie.

Kapitel 3

»Machen wir es doch so«, schlug Laurie vor. »Ich rufe Sie an, sobald ich fertig bin, und sage Ihnen, was ich gefunden habe. Ich weiß, dass Sie dadurch Ihren Sohn nicht zurückbekommen, aber vielleicht wird es ein Trost für Sie sein, zu wissen, was passiert ist, besonders wenn wir dadurch verhindern können, dass diese Tragödie jemand anderem noch einmal widerfährt. Wenn wir, was unwahrscheinlich ist, nach der Obduktion immer noch keine Antworten haben, rufe ich Sie an, nachdem ich mir die endgültigen mikroskopischen Ergebnisse angeschaut habe.«

Laurie wusste, dass das, was sie vorschlug, nicht dem regulären Ablauf entsprach. Mrs Donnatello vom PR-Büro zu umgehen und Vorabinformationen rauszugeben, würde Bingham und Calvin auf die Palme bringen. Beide waren Pedanten, was Vorschriften betraf. Aber Laurie hatte das Gefühl, der McGillan-Fall rechtfertigte diese Verfahrensänderung. Gleich am Anfang ihres Gesprächs mit ihnen hatte sie erfahren, dass der Vater pensionierter Arzt war und früher in Westchester County eine große Praxis als Internist geführt hatte. Er und seine Frau Ju-

dith, die bei ihm als Sprechstundenhilfe gearbeitet hatte, waren nicht nur Berufskollegen, sie waren auch äußerst sympathisch. Die McGillans strahlten eine Ehrlichkeit und Güte aus, dass man sie auf Anhieb ins Herz schloss. Aber dadurch wurde es auch unmöglich, sich nicht von ihrem Schmerz mitreißen zu lassen.

»Ich verspreche, Sie auf dem Laufenden zu halten«, fuhr Laurie fort und hoffte, dass ihre beruhigenden Worte die McGillans veranlassen würden, nach Hause zu gehen. Sie waren schon seit Stunden hier im Leichenschauhaus, und beide waren sichtlich erschöpft. »Ich kümmere mich persönlich um Ihren Sohn.« Laurie musste nach diesem letzten Satz zur Seite schauen, da sie die Eltern bewusst in die Irre führte. Wieder kam ihr das Gedränge der Reporter im Eingangsbereich in den Blick, auch wenn sie versuchte, sie zu ignorieren. Gedämpftes Gejohle drang zu ihr vor, als den Reportern Kaffee und Krapfen gebracht wurden. Laurie zuckte zusammen – so ein Pech, dass ausgerechnet jetzt dieser Medienzirkus inszeniert wurde! Die Schäkereien und das Gelächter würden den Schmerz der McGillans nur noch schlimmer machen.

»Es ist einfach nicht fair, dass nicht ich es bin, der da unten in dem Kühlfach liegt.« McGillan schüttelte traurig den Kopf. »Ich hatte ein hervorragendes Leben. Ich bin fast siebzig. Ich habe zwei Bypassoperationen hinter mir

und mein Cholesterin ist zu hoch. Warum bin ich hier oben, während mein Sohn Sean da unten liegt? Das ergibt keinen Sinn. Er war immer ein gesunder, aktiver Junge, und er ist noch nicht mal dreißig.«

»Hatte Ihr Sohn auch einen zu hohen Cholesterinspiegel?«, fragte Laurie. Janice hatte ihrem Ermittlungsbericht nicht alles beigelegt.

»Überhaupt nicht«, antwortete McGillan. »Ich habe dafür gesorgt, dass er einmal im Jahr zur Kontrolle gegangen ist. Und jetzt, nachdem die Kanzlei, in der er gearbeitet hat, einen Vertrag mit AmeriCare abgeschlossen hat, bei dem eine jährliche Untersuchung Pflicht ist, musste er sich sowieso ständig kontrollieren lassen.«

Laurie blickte zuerst rasch auf die Uhr, dann zu den McGillans. Sie saßen kerzengerade auf dem braunen Vinylsofa, die Hände, mit denen sie die Polaroidfotos umklammerten, im Schoß gefaltet. Regen prasselte ununterbrochen gegen die Fensterscheibe. Die beiden Alten erinnerten Laurie an das Farmerehepaar auf dem Gemälde von Grant Wood, »American Gothic«. Sie strahlten dieselbe Entschlossenheit und moralische Tugend aus. Das war die gute Seite. Die schlechte war ihre puritanische Beschränktheit.

Das Problem für Laurie war, dass sie von all den Emotionen, die ein Todesfall mit sich brachte, organisatorisch

abgeschirmt war und folglich wenig Erfahrung damit hatte. Mit trauernden Familien umzugehen oder ihnen bei der Identifizierung der Toten zur Seite zu stehen, war die Aufgabe anderer. Sie war auch durch eine Art akademische Distanz geschützt. Als Gerichtsmedizinerin war der Tod für sie ein Puzzle, das gelöst werden musste, um den Lebenden zu helfen. Ein weiterer Faktor war die Gewohnheit – für normale Menschen war der Tod etwas Außergewöhnliches, Laurie aber befasste sich jeden Tag damit.

»Unser Sohn wollte im Frühjahr heiraten«, sagte Mrs McGillan plötzlich. Sie hatte kein einziges Wort gesprochen, seit sich Laurie vor vierzig Minuten vorgestellt hatte. »Wir haben gehofft, wir würden Enkel bekommen.«

Laurie nickte. Der Hinweis schlug eine empfindliche Saite ihrer eigenen Seele an. Sie war gerade dabei, zu überlegen, was sie erwidern könnte, als sich Dr. McGillan plötzlich erhob. Er fasste seine Frau an die Hand und zog sie nach oben.

»Ich bin sicher, Dr. Montgomery muss an die Arbeit«, sagte er und nickte, als müsste er sich selbst überzeugen, während er die Polaroidfotos einsteckte. »Es ist das Beste, wenn wir nach Hause gehen und Sean Ihrer Obhut überlassen.« Er zog einen kleinen Block und einen Stift aus seiner Jackeninnentasche und riss einen Zettel ab,

nachdem er etwas darauf geschrieben hatte. »Das hier ist meine Privatnummer. Ich würde mich freuen, wenn Sie mich irgendwann vor zwölf Uhr anrufen.«

Überrascht und erleichtert über diesen plötzlichen Sinneswandel erhob sich Laurie ebenfalls. Sie nahm das Blatt und überprüfte, ob die Nummer lesbar war. Die 914 am Anfang zeigte die Gegend an, in der die McGillans wohnten. »Ich rufe so schnell wie möglich an.«

Dr. McGillan half seiner Frau in den Mantel, bevor er sich den eigenen anzog. Seine Hand war kalt, als er sie Laurie zum Abschied reichte.

»Passen Sie gut auf unseren Jungen auf«, meinte Dr. McGillan. »Er ist unser einziges Kind.« Mit diesen Worten drehte er sich um, öffnete die Tür zum Eingangsbereich und schob seine Frau hinaus zu den vielen Reportern.

Als die McGillans heraustraten, legte sich einen Moment Schweigen über die Reporter, die fieberhaft auf Nachrichten warteten. Da sie mit einer Pressekonferenz rechneten, folgten sie dem Ehepaar mit ihren Blicken. Als die beiden die Eingangshalle bereits halb durchquert hatten, durchbrach jemand die Stille und rief: »Gehören Sie zur Cromwell-Familie?« Dr. McGillan schüttelte nur den Kopf, ohne langsamer zu gehen. »Haben Sie mit der Leiche des Gefangenen zu tun?«, wollte jemand anderes

wissen. Wieder schüttelte Dr. McGillan den Kopf. Das war das Zeichen für die Reporter, sich auf Laurie zu stürzen, da man sie als Gerichtsmedizinerin erkannte. Zahlreiche Reporter stürmten sogar bis in den ID-Raum vor und überschütteten Laurie mit Fragen.

Laurie jedoch achtete nicht auf die Reporter, sondern stellte sich auf Zehenspitzen, um den McGillans hinterher zu schauen, wie sie das Institut verließen. Erst jetzt bemerkte sie, dass sie umringt war. »Tut mir Leid«, sagte sie und schob ein paar Mikrofone zur Seite. »Ich weiß nichts über diese Fälle. Sie müssen auf den Institutsleiter warten.« Zum Glück war aus dem Eingangsbereich einer der Sicherheitskräfte in den ID-Raum gekommen und schob die Reporter wieder hinaus.

Sobald die Tür ins Schloss gefallen war, wurde es wieder fast ruhig. Einen Moment lang blieb Laurie einfach mit hängenden Armen stehen. In einer Hand hielt sie die Akte des toten Sean McGillan, in der anderen den Zettel mit der Telefonnummer seiner Eltern. Mit dem trauernden Ehepaar umzugehen, war anstrengend gewesen, besonders da sie seelisch selbst angeknackst war. Doch es gab auch eine positive Seite. Für sie war es sinnvoll, sich mit einem emotional schwierigen Problem zu beschäftigen, weil sie damit Abstand zu ihren eigenen Problemen bekam. Sich zu beschäftigen, war ein guter

Schutz, um nicht wieder daran denken zu müssen, dass sie ihre Lage mit Jack als unannehmbar erkannt hatte.

Einigermaßen gestärkt ging Laurie in den ID-Raum, während sie Dr. McGillans Telefonnummer einsteckte. »Wo sind denn die anderen abgeblieben?«, fragte sie Riva, die immer noch damit beschäftigt war, die Fälle zuzuteilen.

»Du und Jack seid bis jetzt die Einzigen hier, außer Bingham, Washington und Fontworth.«

»Ich meinte, wo sind Detective Soldano und Vinnie?«

»Jack hat beide mit runter in die Grube genommen. Der Detective hat Jack gebeten, den Cromwell-Fall zu übernehmen.«

»Das ist komisch«, bemerkte Laurie. Normalerweise scheute sich Jack vor den medienwirksamen Fällen, und der Cromwell-Fall gehörte ganz eindeutig in diese Kategorie.

»Er schien echt daran interessiert zu sein«, erinnerte sich Riva, als würde sie Lauries Gedanken lesen. »Er hat auch nach dem gemeinsamen Selbstmord gefragt. Hätte ich nicht gedacht. Ich hatte das Gefühl, dass es noch einen anderen Grund dafür gab, habe aber keine Ahnung, was für einen.«

»Weißt du zufällig, ob schon jemand von den anderen Sektionsgehilfen da ist? Ich würde auch schon gern mit McGillan anfangen.«

»Vor ein paar Minuten habe ich Marvin gesehen. Er hat Kaffee geholt und ist nach unten gegangen.«

»Perfekt«, meinte Laurie, die gern mit Marvin zusammenarbeitete. Erst vor kurzem hatte er von der Abend- auf die Tagschicht gewechselt. »Ich bin in der Grube, wenn du mich brauchst.«

»Ich werde dir noch mindestens einen Fall dazugeben müssen. Überdosis. Tut mir Leid. Ich weiß, dass du gesagt hast, du hättest schlecht geschlafen, aber heute steht viel an.«

»Das ist schon in Ordnung«, versicherte ihr Laurie. Sie trat an den Schreibtisch, um sich die Mappe zu holen. »Arbeit ist gut. Das lenkt mich von meinen Problemen ab.«

»Von deinen Problemen? Von was für Problemen?«

»Immer die alte Leier mit Jack«, winkte Laurie ab. »Ich habe ihm mal wieder deutlich meine Meinung gesagt. Ich weiß, ich höre mich an wie eine Platte mit 'nem Sprung, aber diesmal meine ich es wirklich ernst. Ich bin wieder zurück in meine eigene Wohnung gezogen. Er muss eine Entscheidung treffen, egal welche.«

»Gut für dich«, erwiderte Riva. »Vielleicht gibt das auch mir ein bisschen Kraft.«

Laurie und Riva teilten sich nicht nur ein Büro, sie waren mit der Zeit auch gute Freundinnen geworden. Rivas

Freund sträubte sich ebenso wie Jack gegen eine feste Bindung, aber aus einem anderen Grund, sodass sie und Laurie immer viel zu besprechen hatten.

Nach einem kurzen inneren Kampf, ob sie einen Kaffee trinken sollte oder nicht – die Entscheidung fiel dagegen aus, weil sie Angst hatte zu zittern –, machte sich Laurie auf die Suche nach Marvin. Obwohl der Sezierraum nur ein Stockwerk tiefer lag, wollte sie den Fahrstuhl nehmen. Sie war erschöpft, weil sie zu wenig geschlafen hatte. Genau wie sie erwartet hatte, als sie die ganze Zeit über wach gelegen hatte. Doch statt sich über sich zu ärgern, war sie zufrieden. Klar, glücklich war sie nicht, dafür sorgten schon ihre Gefühle für Jack, und sie wusste, dass sie einsam sein würde, aber trotzdem – sie hatte getan, was sie hatte tun müssen, und das machte sie zufrieden.

Als sie am Büro der forensischen Ermittler vorbeikam, schob sie den Kopf hinein, weil sie mit Janice reden wollte. Janice war aber schon gegangen, doch Bart Arnold, der Chef der Abteilung, bot ihr an, ihr weiterzuhelfen. Laurie meinte nur, sie würde ein andermal mit Janice reden, und ging weiter. Sie hatte Janice nur von dem Gespräch mit den McGillans berichten wollen, weil sie dachte, Janice würde es interessieren. Schließlich war Laurie ursprünglich nur deshalb auf den Fall neugierig

geworden, weil er es geschafft hatte, Janices emotionalen Schutzpanzer zu durchdringen.

Marvin war schon im Büro neben dem Sezierraum und bearbeitete seinen Anteil des nie endenden Papierkrams, der das Gerichtsmedizinische Institut überschwemmte. Er hatte bereits seinen grünen Overall an, weil er wusste, dass es gleich in die »Grube« ging, wie der Hauptsezierraum im Institut intern genannt wurde. Marvin hob den Kopf, als Laurie in der Tür erschien. Er war ein athletisch gebauter Afroamerikaner mit der makellosesten Haut, die Laurie je gesehen und deren Anblick sie vom ersten Moment an mit Neid erfüllt hatte.

Laurie war äußerst empfindlich, was ihr Aussehen anging. Nicht nur, dass sie helle Haut hatte, auf ihrer Nase tummelten sich auch ein paar Sommersprossen. Die anderen Mängel allerdings waren nur für sie sichtbar. Ihr eigentlich braunes Haar mit den ins Gold spielenden Streifen hatte sie von ihrem Vater geerbt, doch die helle Haut und die blaugrünen Augen von ihrer Mutter. »Kann's losgehen?«, fragte Laurie munter. Sie wusste aus Erfahrung, dass sie sich besser fühlte, wenn sie nicht die Müde spielte.

»Ich bin dabei!«, erwiderte Marvin.

Laurie reichte ihm die Mappen. »McGillan will ich zuerst machen.«

»Kein Problem.« Marvin schlug im Register nach, wo die Leiche untergebracht war.

Laurie ging zuerst in den Umkleideraum, um sich den Overall anzuziehen, dann ins Lager, wo sie in einen »Mondanzug« schlüpfte, der bei einer Obduktion als Schutzausrüstung notwendig war. Sie bestanden aus völlig unempfindlichem Material mit einer Haube und einer Maske, die das gesamte Gesicht verdeckte. Mit Hilfe eines selbstständigen Gebläses, das mit einem HEPA-Filter ausgestattet war, wurde Luft unter den Anzug gepumpt. Das Gebläse selbst wurde mit einem Akku angetrieben, der jede Nacht aufgeladen werden musste. Diese Anzüge waren weiß Gott nicht beliebt, weil sie die Arbeit erschwerten, aber alle fügten sich der Sicherheit zuliebe in ihr Schicksal. Alle außer Jack. Laurie wusste, dass er, wenn er am Wochenende Dienst hatte, gern mal auf den Anzug verzichtete, wenn seiner Meinung nach das Infektionsrisiko gering war. In diesen Fällen griff er auf die traditionelle Schutzbrille und die OP-Maske zurück. Den Sektionsgehilfen schien es nichts auszumachen, dieses Geheimnis zu bewahren. Aber falls Calvin dies einmal herausfinden sollte, wäre die Hölle los.

Nachdem Laurie in ihren Mondanzug geschlüpft war, ging sie zurück über den mittleren Flur in den Vorraum, wo sie sich die Hände wusch und Handschuhe überstreif-

te. Jetzt war sie so weit und drückte die Tür zum Sezierraum auf.

Obwohl Laurie schon dreizehn Jahre im Gerichtsmedizinischen Institut arbeitete, spürte sie immer noch das leichte Prickeln, wenn sie den Sezierraum betrat, den sie als das Zentrum der ganzen Einrichtung betrachtete. Das lag mit Sicherheit nicht an seinem Anblick, weil der geflieste, fensterlose Raum mit seinem blauen Neonlicht alles andere als anregend war. Die acht Edelstahltische waren von den zahllosen Obduktionen fleckig und verkratzt, und über jedem hing eine altmodische Federwaage. Rohre waren über Putz verlegt, an den Wänden hingen alte Betrachtungsgeräte für Röntgenbilder und einige angeschlagene Seifensteinwaschbecken, dazwischen standen altmodische Schränke mit Glastüren, hinter denen grässliche Instrumente aufgereiht waren. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hatte diese Einrichtung den höchsten Ansprüchen genügt und war der Stolz des Instituts gewesen, doch jetzt fehlte das Geld nicht nur für die Modernisierung, sondern sogar für eine angemessene Instandhaltung. Doch diese Äußerlichkeiten störten Laurie nicht im Geringsten. Sie bemerkte sie nicht einmal. Ihr reichte das Wissen, dass sie jedes Mal, wenn sie den Raum betrat, etwas Neues sehen oder lernen würde.

Von den acht Tischen waren drei belegt. Auf einem befand sich die Leiche Sean McGillans. Das nahm Laurie

jedenfalls an, da Marvin dort die letzten Vorbereitungen traf. Die Leichen auf den anderen beiden Tischen, an denen Laurie vorbeikam, waren schon halb obduziert. Direkt vor ihr lag ein großer Mann mit dunkler Haut. An diesem arbeiteten vier Personen in Mondanzügen, von denen jeder genauso aussah wie Lauries. Obwohl es die spiegelnden Gesichtsmasken schwierig machten, zu sehen, wer sich darunter verbarg, erkannte Laurie den stellvertretenden Institutsleiter Calvin Washington. Mit seinen zwei Metern und hundertfünfzehn Kilo war er kaum zu verwechseln. Der andere mit der untersetzten Figur musste Harold Bingham sein, und die letzten beiden George Fontworth und der Sektionsgehilfe Sal D'Ambrosio, die jedoch von ähnlicher Statur waren, so dass Laurie sie nicht auseinander halten konnte.

Laurie ging hinüber zum Fußende des Tisches. Direkt vor ihr gluckerte ein Abfluss, und Wasser lief über die Tischoberfläche, um die Leichenflüssigkeit abzuspülen.

»Fontworth, wo, zum Teufel, haben Sie den Umgang mit einem Skalpell gelernt?«, brummte Bingham.

Jetzt war klar, wer von beiden George war. Er stand rechts der Leiche und hatte seine Hände irgendwo hinter deren Bauchfell versenkt, wo er scheinbar versuchte, den Weg eines Projektils nachzuvollziehen. Laurie spürte so etwas wie Sympathie für George. Immer, wenn Bingham

in den Obduktionssaal kam, spielte er sich als Professor auf. Ständig ärgerte er sich und wurde ungeduldig. Obwohl Laurie wusste, dass sie von ihm immer etwas lernen konnte, war sie auf den Ärger nicht scharf, den man bekam, wenn man mit ihm zusammenarbeitete. Das war ihr viel zu stressig.

Die Stimmung um Tisch eins war ziemlich geladen, sodass es besser war, keine Fragen zu stellen. Deswegen ging Laurie zu Tisch zwei. Dort hatte sie keine Mühe, Jack, Lou und Vinnie voneinander zu unterscheiden. Sie merkte auch gleich, dass hier die Laune viel besser war. Ein halb unterdrücktes Lachen verstummte, als Laurie den Tisch erreicht hatte. Sie war über das Lachen nicht überrascht – Jack war berühmt für seinen schwarzen Humor. Die Leiche war die einer dünnen, geradezu abgemagerten Frau mittleren Alters mit sprödem, gebleichtem Haar. Sara Cromwell, wie Laurie vermutete. Besonders auffällig war der Griff eines Küchenmessers, das im spitzen, nach oben gerichteten Winkel ganz oben zwischen Außen- und Vorderseite aus ihrem rechten Oberschenkel herausragte. Laurie war nicht überrascht, dass es dort noch steckte. Die Gerichtsmediziner zogen es vor, solche Gegenstände dort zu lassen, wo sie waren.

»Ich hoffe, ihr zeigt gebührenden Respekt für die Tote«, höhnte Laurie.

»Tja, hier ist es nie langweilig«, entgegnete Lou.

»Und ich weiß nicht, warum ich immer wieder über dieselben Witze lache«, beklagte sich Vinnie.

»Ach, Dr. Montgomery!«, zog Jack sie in professorenhaftem Ton auf. »Würden Sie mit Ihrer Erfahrung vermuten, dass dieser Einstich in den Schenkel zum Tod geführt hat?«

Laurie beugte sich leicht über die Tote, um sich den Einstich und das Messer besser anschauen zu können. Es war ein kleines Schälmesser mit einer, wie sie vermutete, zehn Zentimeter langen Klinge, die seitlich des Oberschenkelknochens bis zum Griff eingedrungen war. Wichtiger noch war die Tatsache, dass das Messer unterhalb, aber parallel zum vorderen Darmbein eingedrungen war.

»Ich würde sagen, der Einstich war nicht tödlich«, antwortete Laurie. »Aufgrund der Stelle würde man vermuten, dass die Blutgefäße des Oberschenkels verschont wurden, sodass die Wunde nur leicht geblutet hat.«

»Und, Dr. Montgomery, was würden Sie aufgrund des Einstichwinkels der Waffe vermuten?«

»Ich würde sagen, es ist eine ziemlich unorthodoxe Art, jemanden zu erstechen.«

»Sehen Sie, meine Herren?«, bemerkte Jack selbstgefällig. »Unsere hervorragende Dr. Montgomery hat meine Einschätzung bestätigt.«

»Aber da war doch überall Blut am Tatort«, insistierte Lou. »Woher, zum Teufel, soll denn das sonst stammen? Sie hat keine anderen Wunden.«

»A-ha!«, machte Jack mit übertriebener französischer Betonung und hielt einen Zeigefinger nach oben. »Ich glaube, das werden wir in ein paar Minuten wissen. Monsieur Amendola, *le couteau, s'il vous plaît!*«

Obwohl sich in Vinnies Maske das Neonlicht spiegelte, bemerkte Laurie, dass er mit den Augen rollte, als er das Skalpell in Jacks offene Hand legte. Er und Jack pflegten eine seltsame Beziehung – obwohl sie sich gegenseitig respektierten, taten sie so, als hielten sie nichts voneinander.

Laurie ließ die drei alleine und ging weiter. Sie war etwas enttäuscht, dass Jack so unkompliziert und schnodderig sein konnte. Das hielt sie für kein gutes Zeichen. Er tat, als wäre ihm alles egal.

Laurie bemühte sich, die Probleme mit Jack aus ihrem Kopf zu verbannen, als sie an den nächsten Tisch mit der Leiche eines gut gebauten Mannes Mitte zwanzig trat, dessen Kopf auf einem Holzblock lag. Automatisch begann Laurie mit der äußeren Untersuchung. Der Tote schien gesund gewesen zu sein, die Haut war zwar leichenblass, aber auf den ersten Blick unverletzt.

Er hatte dunkles, dichtes Haar, die Augen waren geschlossen, als schlief er. Das Einzige, was auffiel, waren

die Öffnung von einem herausgezogenen Drainageröhrchen am rechten Unterschenkel, eine noch in der Vene des linken Arms steckende Kanüle sowie ein Trachealtubus, der noch von den Wiederbelebungsversuchen in seinem Mund steckte. Während Marvin die Probengefäße beschriftete, prüfte Laurie die Eingangsnummer und den Namen der Leiche. Nunmehr sicher, dass sie es hier mit Sean McGillan zu tun hatte, fuhr sie mit der äußeren Untersuchung fort und prüfte sorgfältig die Veneneinstichstelle. Sie sah völlig normal aus – keine Schwellung oder andere Anzeichen von ausgetretenem Blut oder intravenöser Flüssigkeit. Anschließend betrachtete sie die Drainageöffnung am Bein sowie die Operationsstelle am Schien- und Wadenbein. Auch dort konnte sie keine Schwellung oder Verfärbung erkennen, was darauf hindeutete, dass keine Infektion vorlag. Die Öffnung war mit einem einzigen Stich mit einem schwarzen Seidenfaden geschlossen worden, und es sah so aus, als wäre an der Stelle etwas Serum abgesondert worden. Das Bein selbst sah aus wie das andere, also ohne äußere Anzeichen einer Venenthrombose oder Blutgerinnung.

»Äußerlich habe ich nichts Auffälliges bemerkt«, meinte Marvin, als er mit einer Hand voll steriler Spritzen und Probengefäße zurückkam, von denen einige mit Konservierungsmittel gefüllt waren. Er legte die Sachen griffbereit auf den Rand des Tisches.

»Bis jetzt kann ich nur zustimmen«, erwiderte Laurie. Das Verhältnis zwischen Sektionsgehilfen und Ärzten basierte auf Geben und Nehmen, auch wenn es Unterschiede gab. Laurie ermutigte ihre Mitarbeiter, und ganz besonders aber Marvin, Hinweise und Vorschläge abzugeben. Sie legte Wert darauf, von der umfangreichen Erfahrung der Sektionsgehilfen zu profitieren.

Marvin ging hinüber zu den Glasschränken, um die erforderlichen Instrumente zu holen. Obwohl das Gebläse ihres Mondanzugs brummte, hörte sie, dass Marvin piffte. Er hatte immer gute Laune. Noch eine Sache, die sie an ihm mochte.

Nachdem Laurie nach Anzeichen für den intravenösen Gebrauch von Drogen gesucht, aber keine gefunden hatte, betrachtete sie sich das Naseninnere mit einem Nasenspiegel. Nichts, was auf die Einnahme von Kokain hindeutete. Bei einem mysteriösen Todesfall musste die Möglichkeit berücksichtigt werden, dass Drogen im Spiel gewesen waren, auch wenn Sean McGillans Eltern das Gegenteil ausgesagt hatten. Als Nächstes öffnete sie die Augenlider, um die Augen zu untersuchen. Sie schienen normal zu sein, es waren keine Blutgerinnsel auf der Lederhaut zu sehen. Im Mund schaute sie nach, ob der Trachealtubus auch wirklich in der Luft- und nicht in der Speiseröhre steckte. So etwas samt den katastrophalen

Folgen hatte Laurie bereits ein paar Mal zu sehen bekommen.

Nachdem die Vorbereitungen abgeschlossen waren, stellte sich Marvin erwartungsvoll auf die andere Seite des Tisches. Jetzt würde der innere Teil der Obduktion beginnen.

»Also gut! Auf geht's!« Laurie streckte die Hand aus, in die Marvin ein Skalpell legte.

Obwohl Laurie schon Tausende von Leichen geöffnet hatte, spürte sie jedes Mal dieses Kribbeln. Für sie war der Beginn der eigentlichen Obduktion, als schlug sie ein heiliges Buch auf, um die darin enthaltenen Geheimnisse zu entdecken. Mit dem Zeigefinger drückte sie oben aufs Skalpell und legte den üblichen Y-förmigen Schnitt an. Sie begann bei den Schultern, führte die beiden ersten Schnitte in der Mitte des Brustbeins zusammen und zog ihn weiter bis zum Schambein. Mit Marvins Hilfe hob sie das Haut- und Muskelgewebe rasch zur Seite, bevor sie das Brustbein mit der Knochensäge entfernte.

»Sieht wie eine gebrochene Rippe aus«, stellte Marvin fest und deutete auf einen Schaden auf der rechten Seite des Brustkorbs.

»Keine Blutungen, also ist das erst nach dem Tod passiert, wahrscheinlich während der Wiederbelebungsversuche. Einige Kollegen legen sich bei der äußeren Herzmassage richtig ins Zeug.«

»Autsch!«, stöhnte Marvin mitfühlend.

Da Laurie von einer Embolie ausging, hätte sie gern gleich die großen, zum Herz führenden Venen, das Herz selbst und die Lungenarterien untersucht, wo sich normalerweise tödliche Klumpen finden ließen. Doch sie widerstand der Versuchung. Sie wusste, dass es besser war, dem normalen Ablauf zu folgen, um nichts auszulassen. Vorsichtig untersuchte sie alle inneren Organe, bis sie schließlich mit den Spritzen, die Marvin bereitgelegt hatte, die Flüssigkeitsproben für die toxikologische Untersuchung entnahm. Es musste die tödliche Reaktion auf ein Medikament, ein Gift oder auch den Wirkstoff eines Narkotikums berücksichtigt werden. Zwischen Narkose und Eintritt des Todes waren in jedem Fall weniger als vierundzwanzig Stunden vergangen.

Laurie und Marvin arbeiteten, ohne zu reden, und füllten jede Probe in den entsprechend beschrifteten Behälter. Anschließend entnahm Laurie die inneren Organe. Gewissenhaft hielt sie auch hier die vorschriftsmäßige Reihenfolge ein, sodass sie sich erst etwas später dem Herzen widmen konnte.

»Da ist ja das gute Stück!«, witzelte Marvin.

Laurie lächelte. Das Herz war tatsächlich die Stelle, an der sie den pathologischen Befund erhoffte. Mit ein paar geschickten Schnitten hatte sie es herausgelöst und spähte in das abgeschnittene Ende der Hohlvene, wo sich aber

kein Klumpen befand. Sie war enttäuscht, da sie bereits beim Herausnehmen der Lunge festgestellt hatte, dass die Lungenarterien frei waren.

Laurie wog das Herz und begann, es mit einem langen Messer von innen zu untersuchen. Aber so ärgerlich es für sie auch war, auch hier fand sie keine Klumpen. Es war alles in Ordnung, und selbst die Koronararterien schienen völlig normal zu sein.

Laurie und Marvin blickten einander über die geöffnete Leiche hinweg an.

»Verdammt!«, stöhnte Marvin.

»Ich bin überrascht.« Laurie holte tief Luft. »Also, Sie kümmern sich um den Bauch, und ich werde mich hinters Mikroskop klemmen, dann untersuchen wir das Gehirn.«

»Wird gemacht«, sagte Marvin und nahm den Magen und die Gedärme zum Becken, um sie auszuwaschen.

Laurie entnahm mehrere Gewebeproben für die mikroskopische Untersuchung, vor allem vom Herz und von den Lungenflügeln.

Marvin reichte Laurie den gereinigten Darm. Auch diesen untersuchte sie sorgfältig und entnahm immer wieder Proben. In der Zwischenzeit machte sich Marvin an den Kopf und löste die Kopfhaut ab. Als Laurie mit dem Magen und den Gedärmen fertig war, hatte Marvin schon alles vorbereitet, damit sie den Schädel äußerlich

untersuchen konnte. Mit dem Daumen bedeutete sie Marvin, dass sie fertig war und er mit der Elektrosäge den Knochen oberhalb der Ohren durchtrennen konnte.

Währenddessen öffnete Laurie mit einer Schere die genähte Öffnung an der Wade. Die Operationsstelle schien in Ordnung zu sein. Anschließend öffnete sie die langen Venen an den Beinen und verfolgte ihren Verlauf von den Knöcheln bis hinauf zum Bauch. Auch hier konnte sie keine Klumpen entdecken.

»Mit dem Gehirn scheint auch alles in Ordnung zu sein«, meinte Marvin.

Laurie nickte. Es gab keine Schwellung und kein Gerinnsel, und die Farbe war normal. Auch als sie das Gehirn mit ihren geübten Fingern abtastete, stellte sie keine Veränderungen fest.

Ein paar Minuten später hatte sie das Gehirn herausgelöst und ließ es in die Hirnschale fallen, die Marvin bereit hielt. Die Überprüfung der abgeschnittenen Enden der Halsschlagader zeigte, dass auch hier alles in Ordnung war. Das Gewicht des Gehirns lag innerhalb der Standardwerte.

»Wir finden nichts«, stellte sie fest.

»Tut mir Leid«, tröstete sie Marvin.

Laurie lächelte. Zu all seinen anderen Vorzügen kam, dass er mitfühlend war. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Das ist nicht Ihr Fehler.«

»Es wäre doch schön gewesen, wenn wir was gefunden hätten. Was denken Sie jetzt? Es sieht nicht so aus, als hätte er sterben müssen.«

»Ich habe keinen blassen Schimmer. Ich hoffe, die mikroskopische Untersuchung bringt noch etwas Licht in die Sache, aber ich bin nicht optimistisch. Alles sieht so normal aus und fühlt sich auch so an. Am besten, Sie bringen das hier schon mal zu Ende, während ich das Gehirn aufschneide. Was anderes fällt mir nicht ein.«

»Wird gemacht«, verkündete Marvin fröhlich.

Wie Laurie erwartet hatte, sah das Gehirn innen nicht anders aus als außen. Sie entnahm die entsprechenden Proben, dann ging sie zu Marvin, um ihm beim Zunähen der Leiche zu helfen. Zu zweit brauchten sie nur ein paar Minuten.

»Ich würde gern so schnell wie möglich mit dem nächsten Fall anfangen«, meinte Laurie schließlich. »Ich hoffe, das macht Ihnen nichts aus.« Sie hatte Angst, dass ihre Müdigkeit sie übermannen würde, sobald sie sich hinsetzte. Im Moment fühlte sie sich besser als erwartet.

»Überhaupt nicht«, erwiderte Marvin, als er sich gerade aufrichtete. Laurie blickte sich in der Grube um. Sie war so in ihre Arbeit versunken gewesen, dass sie um sich herum nichts mehr wahrgenommen hatte. Mittlerweile waren alle acht Tische von jeweils mindestens zwei

Mitarbeitern in Beschlag genommen worden. Laurie blickte zu Jack hinüber, der über den Kopf einer weiteren Frauenleiche gebeugt stand. Mit Sara Cromwell war er scheinbar schon fertig, und Lou war gegangen. Hinter Jacks Tisch war Calvin immer noch mit Fontworth an derselben Leiche zugange wie zuvor. Bingham schien zu seiner Pressekonferenz verschwunden zu sein.

»Wie lange wird der Wechsel dauern?«, fragte Laurie, als Marvin die Probenbehälter forträumte.

»Nicht lange.«

Mit gemischten Gefühlen ging Laurie zu Jack. Auf weiteres oberflächliches Geplänkel hatte sie keine Lust, doch nach der Stichelei von vorher war sie neugierig, was Jack über Cromwell herausgefunden hatte. Laurie blieb am Fußende des Tisches stehen, während Jack konzentriert am Abguss einer Wunde an der Stirn der Toten, direkt am Haaransatz, arbeitete. Laurie wartete einen Moment, damit er merkte, dass sie da war. Vinnie hatte sofort aufgeblickt und wenigstens zurückhaltend gewunken.

»Was hast du über deinen ersten Fall rausgefunden?«, fragte Laurie schließlich. Es war unwahrscheinlich, dass er sie nicht gesehen hatte, doch es schien tatsächlich so zu sein. Etwas anderes wollte sie nicht glauben.

Ein paar weitere Minuten vergingen, ohne dass Jack antwortete. Sie blickte zurück zu Vinnie, der mit erhobe-

nen Handflächen die Arme ausbreitete und mit den Schultern zuckte, als wollte er sagen, dass es für Jacks Verhalten keine Entschuldigung gab. Unsicher, ob sie wieder gehen sollte, blieb sie stehen. Ihr war klar, dass Jack sich so sehr in seine Arbeit vertiefen konnte, dass er seine Umgebung vergaß. Dennoch kam sie sich erniedrigt vor.

An Fontworths Tisch sah es kaum anders aus. Obwohl Bingham gegangen war, behandelte Calvin den armen Fontworth mit der gleichen Gehässigkeit, während sich der Fall ins Endlose zu ziehen schien. Nach einem raschen Blick auf die anderen fünf Tische gab Laurie ihre Versuche auf und ging zu Marvin, um ihm zu helfen.

»Ich kann einen der anderen Sektionsgehilfen holen«, schlug Marvin vor. Er hatte bereits eine Rolltrage neben den Tisch geschoben.

»Nein, nein, es geht schon«, wehrte Laurie ab. Vor nicht allzu langer Zeit waren die Gerichtsmediziner zwischen den Fällen nach oben entweder in den ID-Raum oder in die Kantine gegangen, um schnell einen Kaffee zu trinken und über ihre Fälle zu reden. Doch mit diesem Schutzanzug war der Aufwand dafür viel zu groß.

Nachdem sie Sean McGillans sterbliche Überreste im Kühlraum untergebracht hatten, ging Marvin mit Laurie dorthin, wo der nächste Fall lag, ein Mann namens David

Ellroy. In dem Moment, als Marvin das Schubfach mit der Leiche eines dünnen, unterernährten Afroamerikaners mittleren Alters herauszog, erinnerte sich Laurie, dass sie es hier mit einer vermuteten Überdosis zu tun hatte. Sogleich erfasste ihr geübtes Auge die Narben und Spuren an den Armen und Beinen des Mannes, wo er sich die Spritzen gesetzt hatte. Obwohl Laurie an Fällen mit Überdosis gewöhnt war, bewirkten sie bei ihr immer noch ein Gefühlschaos. In diesen Momenten hatte sie ihre Gedanken etwas weniger unter Kontrolle als sonst, und sie wurde an einen frischen, klaren, windigen Oktobertag im Jahre 1975 zurückversetzt, als sie von der Highschool, der Langley-Mädchenschule, nach Hause geeilt war. Sie hatte mit ihren Eltern auf der Park Avenue in einer großen Wohnung aus der Vorkriegszeit gewohnt. Es war der Freitag vor dem langen Kolumbustag-Wochenende, und sie war aufgeregt, weil ihr Bruder Shelly – andere Geschwister hatte sie nicht – am Abend vorher aus Yale nach Hause gekommen war, wo er im ersten Semester studierte.

Sofort als Laurie im privaten Vorraum den Fahrstuhl verließ, fiel ihr die ungewöhnliche Stille auf. Durch den Lüftungsschlitz an der Tür zum Waschraum drangen nicht die üblichen Geräusche. Sie betrat die eigentliche Wohnungstür und rief Shellys Namen, während sie ihre

Bücher auf das Tischchen im Foyer legte. Dann ging sie durch die Küche und war kurz erleichtert, als sie Holly, das Hausmädchen, dort nicht antraf. Sie hatte vergessen, dass Holly ihren freien Tag hatte. Wieder rief sie Shellys Namen und sah im Arbeitszimmer hinter dem Wohnzimmer nach. Der Fernseher lief ohne Ton, was ihre Unruhe nur verstärkte. Einen Moment lang betrachtete sie sich den Affentanz in der mittäglichen Spielshow und fragte sich, warum der Fernseher nur ohne Ton lief. Schließlich setzte sie ihren Rundgang fort und rief erneut nach Shelly, überzeugt, dass jemand zu Hause sein musste. Als sie am Empfangszimmer vorbeikam, ging sie schneller, weil sie spürte, dass etwas nicht stimmte.

Shellys Tür war zu. Laurie klopfte, erhielt aber keine Antwort. Sie klopfte wieder, bevor sie versuchte, die Tür zu öffnen. Sie war nicht abgeschlossen. Ihr Bruder lag, nur mit einer Unterhose bekleidet, ausgestreckt auf dem Teppich. Blutiger Schaum lief aus seinem Mund, und sein ganzer Körper war so blass wie das Knochenporzellan im Frühstückszimmer. Um seinen Oberarm hing eine lose Aderpresse, und neben seiner halb geöffneten Hand lag eine Spritze. Auf dem Schreibtisch entdeckte Laurie eine durchsichtige Tüte, die, wie sie vermutete, Speedball enthielt, eine Mischung aus Heroin und Kokain, mit der Shelly am Abend zuvor rumgeprahlt hatte. All das hatte

Laurie in Sekundenschnelle erfasst, bevor sie auf die Knie fiel und versuchte, ihrem Bruder zu helfen.

Laurie hatte Mühe, sich in die Gegenwart zurückzuholen. Sie wollte nicht über ihre vergeblichen Wiederbelebungsversuche bei ihrem Bruder nachdenken. Sie wollte sich nicht daran erinnern, wie kalt und leblos sich seine Lippen angefühlt hatten, als sie ihre eigenen auf sie gedrückt hatte.

»Kannst du mir helfen, ihn auf die Rolltrage zu legen?«, fragte Marvin. »Er ist nicht sehr schwer.«

»Klar.« Laurie war froh, etwas tun zu können. Sie legte Davids Ordner ab und packte zu. Ein paar Minuten später schob Marvin die Rolltrage neben den Tisch im Sezierraum. Diesmal fasste einer der anderen Sektionsgehilfen mit an, um die Leiche auf den Tisch zu hieven. Laurie bemerkte die vertrockneten Reste von blutigem Schaum, der aus Davids Mund geflossen war. Dieser Anblick warf sie zurück in ihre beängstigenden Tagträume. Es war nicht der fehlgeschlagene Versuch, ihren Bruder wiederzubeleben, der sie beschäftigte, sondern der Streit mit ihren Eltern, dem sie sich ein paar Stunden später ausgesetzt sah.

»Hast du gewusst, dass dein Bruder Drogen nahm?«, hatte ihr Vater gefragt. Sein nur wenige Zentimeter von Laurie entferntes Gesicht war rot vor Wut gewesen. Er

hatte ihren Arm gepackt und ihr seine Daumen ins Fleisch gedrückt. »Antworte mir!«

»Ja«, platzte Laurie unter Tränen heraus. »Ja, ja.«

»Nimmst du auch Drogen?«

»Nein!«

»Woher wusstest du das von ihm?«

»Durch Zufall. Ich habe in seinem Waschbeutel eine Spritze gefunden, die er aus deiner Praxis mitgenommen hatte.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen, als ihr Vater die Augen zusammenkniff und seine Lippen zu einer grausamen, dünnen Linie zusammenpresste. »Warum hast du uns nichts davon gesagt?«, knurrte er. »Wenn du uns das gesagt hättest, wäre er noch am Leben.«

»Ich konnte nicht«, wehrte sich Laurie schluchzend.

»Warum nicht?«, rief er. »Sag schon! Warum nicht?«

»Weil ...« Laurie konnte nicht weiterreden, weil sie weinen musste. »Weil er mir gesagt hat, ich soll das nicht tun«, fuhr sie schließlich fort. »Er hat mir das Versprechen abgenommen und gedroht, er würde nie wieder mit mir reden, wenn ich ihn verraten würde.«

»Nun, dein Versprechen hat ihn umgebracht«, zischte ihr Vater. »Das und die Drogen.«

Eine Hand umfasste Lauries Arm. Sie erschrak fast zu Tode. Als sie sich umdrehte, stand Marvin hinter ihr.

»Irgendwas Besonderes, das Sie für diesen Fall brauchen?«, fragte er und deutete auf Davids Leiche. »Für mich sieht die Sache ziemlich klar aus.«

»Das Übliche«, meinte Laurie. Als sich Marvin auf den Weg machte, um die notwendigen Utensilien zu holen, atmete Laurie tief durch, um sich wieder zu fangen. Intuitiv wusste sie, dass sie ihren Kopf beschäftigen musste, um ihre schlechten Erinnerungen zu vertreiben. Also öffnete sie den Ordner, den sie in der Hand hielt, durchforstete die Blätter nach Janices forensischem Bericht und begann zu lesen. Die Leiche war mitsamt der Drogenausrüstung in einem Müllcontainer gefunden worden, was darauf schließen ließ, dass David in einer Crack-Höhle gestorben und zusammen mit dem Müll entsorgt worden war. Laurie seufzte. Die unangenehme Seite ihrer Arbeit waren genau solche Fälle.

Eine Stunde später betrat Laurie in Straßenkleidung den hinteren Fahrstuhl. Der Fall mit der Überdosis war reine Routine gewesen. Es hatte keine Überraschungen gegeben – David Ellroy hatte die üblichen Anzeichen eines Erstickungstodes mit einem schaumigen Lungenödem aufgewiesen. Das einzig Interessante waren vielleicht mehrere leichte Wunden in verschiedenen Organen, was darauf hindeutete, dass David aufgrund seines Drogenkonsums mehrfach unter Infektionen gelitten hatte.

Während der klapprige Fahrstuhl nach oben in den vierten Stock fuhr, dachte Laurie über Jack nach. Als sie mit David Ellroy fertig gewesen war, hatte er bereits an seinem dritten Fall gearbeitet. Zwischendrin hatte er Vinnie geholfen, die Rolltrage hinauszufahren. Selbst von ihrem Platz aus hatte Laurie gehört, dass er wie üblich rumgealbert hatte. Fünf Minuten später waren er und Vinnie mit dem neuen Fall wieder aufgetaucht, und sie hatten immer noch rumgeflachst. Sie hatten die Leiche zum Tisch gefahren und alles vorbereitet, bevor sie mit der eigentlichen Arbeit begonnen hatten. Zu keinem Zeitpunkt hatte Jack auch nur den Versuch unternommen, an Lauries Tisch zu kommen, sie auf irgendeine Weise in ein Gespräch zu verwickeln oder in ihre Richtung zu blicken. Laurie zuckte mit den Schultern. Ob sie es zugeben wollte oder nicht, es war inzwischen klar, dass er sie aktiv ignorierte. Ein solches Verhalten war untypisch. In den neun Jahren, die sie ihn kannte, hatte er sie noch nie durch Nichtbeachtung abgestraft.

Bevor Laurie in ihr Büro ging, legte sie im histologischen Labor einen Zwischenstopp ein. Außer den Fallakten hatte sie eine braune Papiertüte mit den toxikologischen und Gewebeproben von McGillan dabei. Sie brauchte nicht lange, bis sie Maureen O'Conner entdeckte, die Leiterin des Labors. Die korpulente, vollbusige

Rothhaarige saß vor einem Mikroskop, hob aber den Kopf, als Laurie näher kam. Ihr sommersprossiges Gesicht verzog sich zu einem wissenden Lächeln.

»Na, was haben wir denn da Schönes?«, fragte sie mit starkem irischem Akzent und blickte von Lauries Gesicht zur Papiertüte hinab. »Lassen Sie mich raten: Gewebeproben, die Sie schon gestern dringend auf Objektträgern brauchten.«

Laurie lächelte schuldbewusst zurück. »Bin ich echt so leicht zu durchschauen?«

»Mit Ihnen und Dr. Stapleton ist es immer dasselbe. Jedes Mal, wenn einer von Ihnen beiden ankommt, brauchen Sie die Objektträger sofort. Aber ich möchte Sie an eins erinnern: Ihre Patienten sind schon tot.« Ein paar ihrer Kollegen fielen in ihr herzliches Lachen mit ein.

Auch Laurie musste kichern. Maureen steckte jeden mit ihrer Überschwänglichkeit an, egal wie schwierig sich die Situation gestaltete und obwohl das Labor wegen der Sparmaßnahmen chronisch unterbesetzt war. Laurie holte die Gewebeproben aus der Tüte und stellte sie neben Maureens Mikroskop auf den Tisch. »Vielleicht nützt es was, wenn ich Ihnen erkläre, warum ich sie lieber früher als später hätte.«

»So viel, wie wir gerade zu tun haben – da wären ein paar zusätzliche Helfer sinnvoller als zusätzliche Worte, aber schießen Sie los.«

Laurie zog alle Register, weil sie wusste, dass es keinen professionellen Grund für das gab, worum sie Maureen bat. Sie begann zu beschreiben, wie sehr Mr und Mrs McGillan gelitten hätten und dass ihr verstorbener Sohn alles in ihrem Leben gewesen sei. Sie erwähnte sogar, dass der Sohn kurz vor seiner Heirat gestanden und die beiden sich so sehr Enkel gewünscht hatten. Dann gab sie zu, dass sie versprochen hatte, dem Ehepaar noch diesen Vormittag die Todesursache mitzuteilen, um ihnen über ihre Trauer hinwegzuhelfen. Das Problem war, dass sie bei der Obduktion nichts herausgefunden hatte. Deswegen brauchte sie die Objektträger in der Hoffnung, dass sie die ersehnten Antworten brachten. Was Laurie aber nicht verriet, waren ihre persönlichen Gründe für diesen kleinen privaten Kreuzzug.

»Na ja, das ist eine ziemlich rührende Geschichte«, meinte Maureen sanft, holte tief Luft und nahm die Proben an sich. »Wir werden sehen, was wir tun können. Ich verspreche Ihnen, dass wir es vorziehen werden.«

Laurie dankte ihr und verließ eilig das Labor. Ein Blick auf ihre Uhr sagte ihr, dass es schon elf vorbei war, und sie wollte Dr. McGillan noch vor zwölf anrufen. Zu Fuß ging sie ein Stockwerk tiefer und betrat das toxikologische Labor. Hier herrschte eine ganz andere Stimmung als oben in der Histologie. Statt dem Geplapper

war hier das ständige Brummen der komplizierten und zumeist automatisierten Anlagen zu hören. Laurie brauchte eine Weile, bis sie jemanden entdeckte. Zum Glück war es der Assistent des Laborleiters, Peter Letterman. Wäre es John DeVries gewesen, der Leiter höchstpersönlich, hätte sie gleich wieder kehrtgemacht. Sie und John waren früher einmal aneinander geraten, als sie ganz dringend die Ergebnisse zu einer Reihe von Überdosisfällen gebraucht und John Feuer unter dem Hintern gemacht hatte. Das war am Anfang ihrer Zeit im Gerichtsmedizinischen Institut gewesen, also schon dreizehn Jahre her, aber John hatte an seiner Feindseligkeit festgehalten wie ein Hund an seinem Knochen. Laurie hatte es längst aufgegeben, sich um Wiedergutmachung zu bemühen.

»Meine Lieblingspathologin«, grüßte Peter sie freudig. Er war dünn und hatte sein langes, blondes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Er ging zwar schon hart auf die Vierzig zu, doch sein spärlicher Bartwuchs und seine androgynen Gesichtszüge ließen ihn etliche Jahre jünger aussehen. Anders als mit John kam Laurie mit ihm ganz hervorragend zurecht. »Hast du was für mich?«

»Ja, leider«, antwortete Laurie und reichte ihm die Tüte, während sie sich besorgt nach John umschaute.

»Unser Führer ist unten im Allgemeinlabor. Du kannst dich also entspannen.«

»Heute ist mein Glückstag«, freute sich Laurie.

Peter betrachtete sich die Probenfläschchen. »Worum geht's? Wonach suche ich und warum?«

Bei ihm begnügte sich Laurie mit einer kürzeren Version derselben Geschichte, die sie bereits Maureen erzählt hatte. »Ich erwarte eigentlich gar nicht, dass du was findest«, schloss sie ihren Bericht. »Aber ich muss den Fall von allen Seiten beleuchten, besonders, falls die mikroskopische Untersuchung keine Ergebnisse bringt.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, versprach Peter.

»Ich danke dir«, erwiderte Laurie.

Beruhigt ging sie wieder nach oben. Auf dem Flur, an dem ihr Büro lag, kam sie auch an Jacks Arbeitsplatz vorbei. Die Tür war angelehnt, aber weder Jack noch Chet McGovern, mit dem er das Büro teilte, waren da. Laurie nahm an, dass beide noch unten in der Grube waren. Als sie ihr eigenes Büro betrat, fiel ihr als Erstes ihr Koffer ins Auge, den sie aus Jacks Wohnung mitgebracht hatte. Obwohl sie den Streit am Morgen nicht vergessen hatte, führte ihr der Anblick des Koffers die gesamte Situation in voller Klarheit vor Augen. Und das Gefühl, bei Sean McGillans Obduktion versagt zu haben, weil sie keine unwiderlegbaren Beweise gefunden hatte, hob ihre

Stimmung auch nicht gerade. Aber je mehr sie über diesen Fall nachdachte, desto stutziger wurde sie. Wie konnte ein scheinbar gesunder achtundzwanzigjähriger Mann sterben, ohne dass ihr der Grund aus der Kombination einer detaillierten Krankengeschichte und dem Obduktionsbefund ins Auge stach? Dieser Fall schaffte es in gewisser Hinsicht, ihren Glauben an die forensische Pathologie ins Schwanken zu bringen.

»Hoffentlich bringt die mikroskopische Analyse was!«, sagte Laurie zu sich selbst, als sie sich an ihren Schreibtisch setzte. Sie wollte den Fall zwar mit Nachdruck verfolgen, wusste aber nicht genau, wie sie weitermachen sollte, falls die mikroskopische Untersuchung nicht die erhofften Erkenntnisse bringen würde. Sie beugte sich vor und legte die Ordner auf den schon beachtlichen Stapel der noch nicht abgeschlossenen Fälle. Es gehörte zu Lauries Aufgaben, alles Material zusammenzufügen, das bei einer Obduktion anfiel – das der forensischen Ermittler, das aus den Labors und von den anderen Stellen, die sich mit der Todesursache und der Todesart befassten. Die Bedeutung von »Todesursache« war klar, und die von »Todesart« bezog sich darauf, ob der Tod auf natürliche Weise oder infolge eines Unfalls, Selbstmords oder Mords eingetreten war. Jede dieser einzelnen Todesursachen zog ganz spezifische juristische Folgen nach sich. Manchmal brauchte Laurie Wochen, bis sie

alles Material zusammenhatte. Wenn es dann so weit war, musste sie mit Hilfe der vorhandenen Beweise eine Entscheidung über Todesart und -ursache treffen, was hieß, dass sie sich zu mindestens einundfünfzig Prozent sicher sein musste. Aber meistens war dies bei ihr zu neunzig oder hundert Prozent der Fall.

Laurie nahm den Zettel mit Dr. McGillans Telefonnummer aus ihrer Tasche und strich ihn auf dem Eintragungsbuch glatt, das vor ihr lag. Auch wenn sie McGillan am liebsten nicht angerufen hätte – sie wusste, dass sie zu ihrem Versprechen stehen musste. Das Problem war, dass sie mit keiner Form von Streit gut umgehen konnte. McGillan würde noch enttäuschter sein, da es, bisher jedenfalls, keine offensichtliche Ursache für den allzu frühen Tod seines Sohnes gab.

Mit aufgestützten Ellbogen beugte sie sich vor, um sich die Stirn zu massieren, während sie auf die Westchesternummer starrte. Sie überlegte krampfhaft, was sie sagen könnte, damit die Sache nicht ganz so schlimm wurde, bis ihr einfiel, dass sie den Fall offiziell an die PR-Abteilung delegieren müsste. Aber diesen Gedanken verwarf sie gleich wieder, da sie versprochen hatte, den Anruf selbst zu erledigen. Schließlich erinnerte sie sich an den Vornamen des Opfers, Sean. So hatte auch ihr Freund während der Collegezeit geheißen.

Sean Mackenzie hatte an der Wesleyan University studiert und war völlig aufgedreht gewesen, womit er die rebellische Seite in Laurie angesprochen hatte. Obwohl er eher kein Schlägertyp gewesen war, hatte er gern mal mit seinem Motorrad, dem künstlerischen Wahnsinn und seinem gesetzesbrecherischen Verhalten übertrieben. Dazu hatte auch leichter Drogenkonsum gehört. Damals hatte sich Laurie von all dem angesprochen gefühlt, was ihre Eltern fast in den Wahnsinn getrieben, sie selbst allerdings noch mehr angestachelt hatte. Aber bei dem ewigen Hin und Her zwischen Trennung und Versöhnung hatte ihre Beziehung von Anfang an unter einem ungünstigen Stern gestanden, bis Laurie schließlich einen Schlusstrich gezogen hatte, kurz bevor sie ans Gerichtsmedizinische Institut von New York gegangen war. Jetzt, da ihre Beziehung mit Jack auf der Kippe stand, überlegte sie sogar, Sean anzurufen, da sie wusste, dass er als ziemlich erfolgreicher Künstler ebenfalls in New York wohnte. Doch sie verwarf den Gedanken rasch wieder. Diese Büchse der Pandora wollte sie auf keinen Fall wieder öffnen.

»Einen Penny, wenn du mir deine Gedanken verrätst«, sagte jemand.

Laurie riss den Kopf nach oben – Jack mit seinen athletischen Einsfünfundachtzig stand in der Tür. Mit sei-

nem Batisthemd, das er ständig trug, der Strickkrawatte und den ausgebleichten Jeans war er das Musterbild für entspannte Zwanglosigkeit.

»Ich erhöhe auf einen Vierteldollar«, korrigierte er sich. »Seit ich diesen Satz anwende, ist das Geld immer weniger wert geworden, und ich weiß, wie wertvoll deine Gedanken sind.« Sein schelmisches Grinsen zauberte zwei Grübchen auf seine Wangen, doch seine Lippen waren zu einer dünnen Linie zusammengepresst.

Laurie betrachtete den Mann, mit dem sie seit mindestens zehn Jahren eine Freundschaft und seit fast vier Jahren eine Beziehung pflegte. Seine respektlose Fröhlichkeit und sein Sarkasmus waren mitunter nervig, genau wie jetzt. »Dann lässt du dich jetzt also herab, mit mir zu reden?«, fragte sie ebenso affektiert.

Jacks Lächeln erstarb. »Natürlich rede ich mit dir. Was soll die Frage?«

»Abgesehen von diesem kurzen professoralen Spiel, als ich heute Morgen in den Seziersaal gekommen bin, hast du mich die ganze Zeit über ignoriert.«

»Dich ignoriert?« Jack runzelte die Stirn. »Ich sollte dich wohl daran erinnern, dass wir getrennt zur Arbeit gefahren sind, was eher deine Entscheidung war als meine. Wir kamen zu unterschiedlichen Zeiten, und seitdem haben wir jeweils an unseren eigenen Fällen gearbeitet.«

»Wir arbeiten fast den ganzen Tag, und fast den ganzen Tag kommunizieren wir irgendwie miteinander, besonders wenn wir im selben Raum sind. Ich bin sogar zu deinem Tisch gekommen, als du an deinem zweiten Fall warst, und habe dir eine direkte Frage gestellt.«

»Ich habe dich weder gesehen noch gehört. Pfadfinderehrenwort.« Jack hielt seinen Zeige- und Mittelfinger nach oben und lächelte wieder.

Laurie blickte skeptisch und zuckte mit den Schultern. Sie wusste, dass sie ihn provozierte, indem sie seine Worte anzweifelte, aber im Moment war ihr das egal. »Dann ist ja alles in Butter. Aber jetzt habe ich noch was zu tun.« Sie drehte sich wieder zu dem Zettel mit der Telefonnummer von Westchester.

»Schon klar«, meinte Jack, der sich weigerte, nach dem Köder zu schnappen, ging aber trotzdem nicht. »Wie waren deine Fälle heute Morgen?«

Laurie hob den Kopf, blickte aber nicht in Jacks Richtung. »Einer war Routine und ziemlich uninteressant, der andere enttäuschend.«

»In welcher Hinsicht?«

»Ein junger Mann ist im Manhattan General gestorben. Ich habe dessen Eltern versprochen, herauszufinden, was ihn getötet hat, und ihnen sofort Bescheid zu geben, aber die Obduktion hat nichts ergeben. Pathologisch völ-

lig unergiebig. Jetzt muss ich anrufen und sagen, dass wir auf die mikroskopische Analyse warten müssen. Ich weiß, dass sie enttäuscht sein werden, und ich bin es auch.«

»Janice hat mich über den Fall informiert«, erklärte Jack. »Hast du keine Embolie gefunden?«

»Nichts!«

»Und das Herz?«

Laurie drehte sich zu Jack. »Das Herz, die Lungen und die großen Gefäße waren völlig normal.«

»Ich wette, du findest was am Reizleitungssystem des Herzens oder vielleicht eine Mikroembolie im Hirnstamm. Hast du die entsprechenden Proben für die Toxikologie genommen? Das wäre mein nächster Schritt.«

»Habe ich«, antwortete Laurie. »Ich habe auch berücksichtigt, dass er weniger als vierundzwanzig Stunden zuvor eine Narkose erhalten hat.«

»Hm, schade, dass deine Fälle so enttäuschend waren. Meine waren das Gegenteil. Eigentlich muss ich schon sagen, dass sie Spaß gemacht haben.«

»Spaß?«

»Ehrlich! Bei beiden kam genau das Gegenteil von dem raus, was alle gedacht haben.«

»Wie das?«

»Der erste Fall war diese bekannte Psychologin.«

»Sara Cromwell.«

»Angeblich ging es um einen brutalen Mord während einer Vergewaltigung.«

»Ich habe das Messer gesehen. Erinnerst du dich?«

»Dieses Messer hat ja alle so kirre gemacht – es gab keine andere Wunde, und die Frau wurde nicht vergewaltigt.«

»Woher stammte dann das ganze Blut, wenn nicht von dieser einen nicht tödlichen Wunde?«

»Es stammte nicht von dieser Wunde.«

Jack blickte Laurie mit einem leisen erwartungsvollen Lächeln an. Laurie blickte zurück. Sie war nicht zu Spielchen aufgelegt. »Also, woher?«

»Irgendwelche Vorschläge?«

»Warum sagst du es mir nicht einfach?«

»Ich denke, mit ein bisschen Überlegen würdest du es erraten. Du hast doch gesehen, wie dürr sie war, oder?«

»Jack, wenn du es mir sagen willst, dann sag's. Ansonsten muss ich meinen Anruf erledigen.«

»Das Blut stammte aus ihrem Magen. Das Essen in ihrem Magen war aufgequollen und hatte zu einem Bruch im Magen und am unteren Teil der Speiseröhre geführt. Scheinbar hatte die Frau Bulimie und ist zu weit gegangen. Kannst du das glauben? Alle waren überzeugt, dass es Mord war, und dann stellt es sich als eine Art Unfall heraus.«

»Was ist mit dem Messer in ihrem Oberschenkel?«

»Dieses Ding hat uns echt an der Nase herumgeführt. Sie hat es sich selbst in den Schenkel gerammt, aber unabsichtlich. Kurz bevor sie starb, während sie Blut gespuckt und den Käse fortgeräumt hatte, war sie auf ihrem eigenen Blut ausgerutscht und auf das Messer gefallen, das sie in der Hand gehalten hatte. Das ist echt der Hammer, oder? Ich sag dir: Das ist ein guter Fall, den wir auf unserer Donnerstagskonferenz vorstellen können.«

Einen Moment lang blickte Laurie in Jacks selbstzufriedenes Gesicht. Die Geschichte hatte eine bestimmte Saite in ihr zum Klingen gebracht. Es hatte eine Zeit nach dem Tod ihres Bruders gegeben, in der sie Probleme mit ihrer Selbstachtung gehabt hatte. Das hatte zu Appetitlosigkeit und leichter Bulimie geführt, ein Geheimnis, das sie noch niemandem anvertraut hatte.

»Und meine beiden anderen Fälle waren genauso faszinierend. Gemeinsamer Selbstmord. Hast du davon gehört?«

»Ansatzweise«, antwortete Laurie. Sie dachte immer noch über ihre Bulimie nach.

»Ich kann dir sagen, ich muss den alten Fontworth doch mal loben«, fuhr Jack fort. »Ich hatte ihn immer für alles andere als akribisch gehalten, aber letzte Nacht scheint er tolle Arbeit geleistet zu haben. Im Wagen auf

dem Vordersitz des Geländewagens, wo die beiden Toten saßen, hat er eine riesige Taschenlampe gefunden, die er, schlau, wie er war, mitgebracht hatte. Er hat auch bemerkt, dass die Fahrertür nur angelehnt war.«

»Was war so wichtig an der Taschenlampe?«, wollte Laurie wissen.

»Viel«, antwortete Jack. »Ich war ja von Anfang an ein bisschen skeptisch, weil es nur einen Abschiedsbrief gegeben hatte. Bei einem doppelten Selbstmord ist es üblich, dass es zwei Abschiedsbriefe oder zumindest einen gemeinsamen gibt. Ist doch irgendwie logisch, wenn beide gemeinsam Selbstmord begehen. Egal, jedenfalls sind bei mir die roten Lämpchen angegangen. Da der Brief scheinbar von der Frau stammte, habe ich sie zuerst drangenommen. Ich hatte nämlich bei ihr irgendeinen toxikologischen Befund erwartet, irgendeine K.-o.-Droge oder so was. Ich war ja gar nicht davon ausgegangen, dass ich etwas Aufregendes finden würde, aber ich wurde eines Besseren belehrt. Auf ihrer Stirn, gleich oberhalb vom Haaransatz, befand sich eine seltsam gebogene Zickzacklinie.«

Jack schwieg und lächelte wieder.

»Jetzt sag bloß, dass die Taschenlampe und die Zickzacklinie zusammenpassen.«

»Bingo! Die Übereinstimmung war perfekt! Es scheint, dass der Ehemann die ganze Sache so arrangiert,

also den Tatort vorbereitet und wahrscheinlich sogar den Abschiedsbrief geschrieben hat. Er schlägt seine Frau bewusstlos, setzt sie auf den Beifahrersitz seines Geländewagens und macht den Motor an. Dann geht er wahrscheinlich wieder ins Haus und wartet. Als er denkt, dass genügend Zeit vergangen ist, geht er zurück, um nachzusehen, ob seine Frau tot ist, aber ihm ist nicht klar, wie schnell man von Kohlenmonoxid bewusstlos werden kann, wenn die Konzentration richtig hoch ist. Er setzt sich also hinters Lenkrad, wird gleich besinnungslos und leistet seiner Frau im Tod Gesellschaft.«

»Was für eine Geschichte!«, war Lauries Kommentar.

»Ironie des Schicksals. Es sollte wie ein gemeinsamer Selbstmord aussehen, aber stattdessen haben wir einen Mord an der Ehefrau und einen Unfall des Ehemannes. Die forensische Pathologie bietet manchmal hübsche Überraschungen.«

Laurie nickte. Sie erinnerte sich, dass sie das Gleiche gedacht hatte, bevor sie mit dem Überdosis-Fall begonnen hatte.

»Sogar der Fall mit der Polizei geht ganz anders aus als erwartet.«

»Wie das?«, fragte Laurie.

»Alle haben angenommen, dass hier ein Fall von ver tretbarer Tötung durch die Polizei vorliegt, da die Polizei

zugegeben hat, ein paar Mal auf ihn geschossen zu haben. Aber Calvin hat mir gerade erzählt, dass, soweit es sich bis jetzt sagen lässt, alles auf Selbstmord hindeutet. Sie haben festgestellt, dass sich der Typ selbst ins Herz geschossen hat, bevor ihn eine der Kugeln der Polizei getroffen hat.«

»Damit müsste wieder Ruhe im Viertel einkehren.«

»Wollen wir's hoffen«, meinte Jack. »Egal, es war ein anregender Vormittag, und ich dachte, dich würde es interessieren, dass wir eine Menge Fälle bearbeitet haben, bei denen das Gegenteil von dem rauskam, was man ursprünglich erwartet hatte. So, und jetzt wollte ich fragen, ob du Lust hast, nachher schnell was essen zu gehen.«

»Ich weiß nicht. Ich habe nicht viel Hunger, und ich muss noch einiges erledigen.«

»Na ja, vielleicht erwische ich dich unten. Wenn nicht, sehen wir uns später.«

Laurie winkte Jack hinterher, der den Flur hinunterging, und widmete sich wieder dem Zettel mit der Telefonnummer von Sean McGillan senior. Sie dachte über das nach, was Jack über forensische Überraschungen gesagt hatte, und überlegte, was das für Sean McGillan junior bedeuten könnte. Sie hatte erwartet, dass er eines natürlichen Todes gestorben war, etwa an einer Embolie oder gar an einem Geburtsfehler. Da sie, zumindest bis-

her, nichts Derartiges gefunden hatte, spielte sie mit der Idee, dass die Todesursache ein Unfall gewesen sein könnte, zum Beispiel eine unerwartete verspätete Komplikation in Zusammenhang mit der Narkose. Aber wenn die Todesursache wirklich das Gegenteil war – wie in den Fällen, die Jack gerade beschrieben hatte –, wäre es Mord gewesen.

Laurie dachte über die Idee nach. Sie schien weit hergeholt, aber dann fiel ihr wieder ein, wie Sara Cromwell gestorben war, und dass sie selbst nur ein paar Minuten vorher gedacht hatte, dass ein Unfall als Todesursache weit hergeholt schien. Bei der Obduktion des jungen Sean McGillan war schon überraschend, dass sich nichts finden ließ. Könnte sie der Fall ein weiteres Mal überraschen? Sie bezweifelte es, aber ganz ausschließen konnte sie es auch nicht.

Kapitel 4

Obwohl Laurie das Gegenteil befürchtet hatte, verlief das Telefonat mit Dr. McGillan überraschend zivilisiert. Mit unerwartetem Gleichmut hatte er akzeptiert, dass die Obduktion keinen pathologischen Befund geliefert hatte. Laurie kam es vor, als hätte McGillan die Informationen wie ein Kompliment für seinen geliebten Sohn aufgefasst und sich in der Meinung bestärkt gefühlt, dass der Junge tatsächlich, innerlich wie äußerlich, ein perfekter Mensch gewesen war.

Da Laurie damit gerechnet hatte, wütende Vorwürfe zu ernten oder mit einer passiv-aggressiven Enttäuschungshaltung konfrontiert zu werden, weil sie ihr Versprechen nicht gehalten hatte, fühlte sie sich diesem Menschen gegenüber sogar noch mehr verpflichtet, weil er Haltung bewahrt hatte. Er war sogar so weit gegangen, ihr für ihre Mühe und ihre Hilfe in dieser Zeit der Not zu danken. Wenn sie vorher nur bereit gewesen war, Vorschriften zu brechen und ihm persönlich die Ursache für den Tod seines Sohnes zu verraten, war sie jetzt fest entschlossen, ihm diese Information unbedingt zu besorgen.

Nachdem sie aufgelegt hatte, grübelte sie einige Zeit über den Fall nach, indem sie einfach vor sich auf die Pinnwand aus Kork mit den vielen Notizen, Erinnerungshilfen und Visitenkarten starrte. Sie überlegte, wie sie den Prozess beschleunigen konnte, doch waren ihr die Hände gebunden. Sie musste auf die Ergebnisse von Maureen und Peter warten und hoffen, dass sie ihren Erwartungen entsprachen.

Die Zeit verging wie im Flug. Riva kam mit einem Hallo herein, legte ihre Ordner auf ihrem Schreibtisch ab und setzte sich. Laurie erwiderte den Gruß reflexartig, ohne sich umzudrehen. Ihre Gedanken beschäftigten sich mittlerweile mit Jack und seiner unbekümmerten Fröhlichkeit und damit, was dies für ihre Beziehung bedeutete. Sie mochte es zwar nicht zugeben, aber es wurde immer deutlicher, dass er über ihre Entscheidung zu gehen ganz froh war.

Ihre Gedanken drehten sich im Kreis, und die Erinnerung an Jacks Bemerkung, dass die Gerichtsmedizin gelegentlich zeigte, dass Todesart und Todesursache in Wirklichkeit oft ganz andere waren als vermutet, brachte sie wieder auf den Fall von Sean junior zurück. Und wieder wägte Laurie die Möglichkeit ab, dass Seans Tod ein Mord gewesen sein könnte. Die Erinnerung an einige schreckliche Mordserien, die sich in Einrichtungen der

Gesundheitsfürsorge ereignet hatten, ließ sich nicht verdrängen. Besonders nicht die von neulich, die äußerst lange unentdeckt geblieben war. Selbst ein solches Szenario musste in Erwägung gezogen werden, auch wenn Laurie einräumen musste, dass alle beteiligten Patienten schon alt und chronisch krank gewesen waren und dass es ein vorstellbares, wenn auch krankes Motiv gab. Keines dieser Opfer war ein lebhafter, gesunder, achtundzwanzigjähriger Mensch gewesen, der noch sein ganzes Leben vor sich gehabt hatte.

Laurie hielt einen Mord für ziemlich unwahrscheinlich, und sie hatte nicht die Absicht, sich deswegen Sorgen zu machen, zumal Peters toxikologische Untersuchung zeigen würde, ob Sean eine Überdosis Insulin, Digoxin oder eines anderen möglicherweise tödlichen Medikaments erhalten hatte, das denjenigen ähnlich war, die bei den von Alten- und Pflegeheimmitarbeitern verübten Morden verwendet worden waren. Schließlich war dies genau der Grund dafür, dass eine toxikologische Untersuchung durchgeführt wurde. Ihrer Meinung nach musste der Tod des jungen Sean McGillan entweder natürlich – was am wahrscheinlichsten war – oder ein Unfall gewesen sein. Doch was würde sie tun, wenn die mikroskopische und toxikologische Untersuchung auch ohne Befund blieben? Diese Sorge schien angebracht zu

sein, wenn sie bedachte, dass die Obduktion selbst ohne sichtbare Ergebnisse verlaufen war. Aus eigener Erfahrung wusste sie, wie selten ein völlig negativer pathologischer Befund war, selbst bei einem Achtundzwanzigjährigen und selbst wenn die Anomalien nichts mit dem Tod zu tun hatten.

Um sich auf diese Eventualitäten vorzubereiten, brauchte Laurie so viele Informationen wie möglich. Obwohl man in einem solchen Fall normalerweise erst den mikroskopischen und toxikologischen Befund abwartete, beschloss sie vorzugreifen, um Zeit zu sparen. Voller Elan griff sie nach dem Hörer und rief unten im Büro der forensischen Ermittler an. Bart Arnold hob beim zweiten Klingeln ab.

»Ich habe heute Morgen einen gewissen Sean McGillan bearbeitet«, begann Laurie. »Er war drüben im Manhattan General als stationärer Patient. Ich hätte gern eine Kopie seiner Krankenakten.«

»Ah ja, ich weiß, welchen Fall Sie meinen. Haben wir nicht bekommen, was Sie brauchen?«

»Der Bericht unserer forensischen Ermittlerin ist gut. Ehrlich gesagt, ich fische im Trüben, weil der Obduktionsbefund negativ war. Ich bin etwas ratlos, und ich stehe unter Zeitdruck.«

»Ich werde sofort nachfragen.«

Laurie legte wieder auf. Verzweifelt überlegte sie, welche Möglichkeiten sie noch hatte, falls alle anderen Spuren im Sande verliefen.

»Was ist los?«, fragte Riva. Sie hatte sich auf ihrem Bürostuhl umgedreht, nachdem sie Lauries Gespräch mit Bart mitbekommen hatte. »Weil du so müde warst, wollte ich dir eigentlich die unkomplizierten Fälle zuschieben.«

Laurie meinte, Riva bräuchte sich nicht zu entschuldigen, und räumte ein, dass sie selbst es war, die Probleme sah, wo es möglicherweise keine gab, wahrscheinlich um sich von ihrem Privatleben abzulenken.

»Willst du darüber reden?«

»Über mein Privatleben?«

»Ich meine über Jack und was du heute Morgen getan hast.«

»Lieber nicht«, wehrte Laurie ab. Sie wedelte mit der Hand in der Luft, als wollte sie eine nicht vorhandene Fliege vertreiben. »Das haben wir doch schon alles bis zur Genüge durchgekaut. Tatsache ist, dass ich keine Lust habe, mich die weiteren nächsten Jahre in einer Beziehung mit jemandem zu verlieren, der sich weigert, erwachsen zu werden. Ich möchte eine Familie. So einfach ist das. Was mich wahrscheinlich am meisten ärgert, ist, dass Jack so verdammt fröhlich tut.«

»Das habe ich bemerkt«, stimmte Riva zu. »Ich glaube, er spielt das nur.«

»Wer weiß?«, entgegnete Laurie. Sie musste über sich selbst lachen. »Ich übertreibe! Egal, ich erzähle dir mal von dem McGillan-Fall.« Laurie lieferte ihr einen schnellen Abriss der gesamten Geschichte einschließlich der Gespräche, die sie mit den Eltern und anschließend mit Jack geführt hatte.

»Das hört sich nicht nach Mord an«, meinte Riva entschieden.

»Ich weiß«, stimmte Laurie zu. »Was mir zum jetzigen Zeitpunkt aber Sorgen macht, ist, dass ich das Versprechen nicht halten kann, das ich den Eltern gegeben habe. Ich war so sicher, dass ich ihnen heute sagen könnte, woran ihr Sohn gestorben ist, und jetzt sitze ich hier, drehe Däumchen und warte auf die Ergebnisse von Maureen und Peter. Nicht mehr lange, dann drehe ich durch.«

»Falls es dir ein Trost ist: Ich glaube, Jack hat Recht damit, dass die mikroskopische Untersuchung der Schlüssel ist. Ich glaube, du wirst den pathologischen Befund im Herzen finden, besonders weil in seiner Familie Fälle von hohem Cholesterin und Herzkrankheiten vorkamen.«

Laurie wollte schon zustimmen, doch dann klingelte ihr Telefon. Sie drehte sich zu ihrem Schreibtisch und

griff in der Erwartung zum Hörer, dass man ihr wie meistens kleine Informationshappen zu den einzelnen Fällen zuwarf. Stattdessen hob sie überrascht die Augenbrauen und legte die Hand über die Sprechmuschel. »Du wirst es nicht glauben! Es ist mein Vater!«, flüsterte sie.

Riva blickte tatsächlich ungläubig. Hastig bedeutete sie Laurie, herauszufinden, warum er anrief. Sonst telefonierte sie ausschließlich mit ihrer Mutter, und das auch nur selten von der Arbeit aus.

»Es tut mir Leid, wenn ich dich störe«, entschuldigte sich Lauries Vater. In seiner vollen Stimme schwang ein leichter britischer Akzent mit, obwohl er nie in England gelebt hatte.

»Nein, du störst mich nicht«, beruhigte ihn Laurie. »Ich sitze hier an meinem Schreibtisch.« Sie platzte schier vor Neugier, warum ihr Vater sie anrief, widerstand aber der Versuchung, direkt zu fragen, aus Angst, sie könnte unfreundlich wirken. Ihr Verhältnis war nie besonders gut gewesen. Als egozentrischer, arbeitssüchtiger Herzspezialist, der nicht nur von sich, sondern auch von seiner Umwelt Perfektion erwartete, war er emotional distanziert und in der Regel nicht greifbar. Laurie hatte vergeblich versucht, zu ihm durchzudringen, indem sie in der Schule und bei anderen Aktivitäten immer eine der Besten gewesen war, denn ihrer Meinung nach war es

das, was er wollte. Leider hatte es nie funktioniert. Dann war ihr Bruder gestorben, wofür ihr Vater ihr die Schuld in die Schuhe geschoben hatte, und die Sparflamme, auf der ihre Beziehung vor sich hin köchelte, war noch weiter heruntergedreht worden.

»Ich bin im Krankenhaus«, sagte er, als würde er übers Wetter reden. »Ich bin hier mit deiner Mutter.«

»Was macht Mutter denn im Krankenhaus?«, erkundigte sich Laurie. Dass ihr Vater im Krankenhaus war, war nichts Besonderes. Er hatte sich zwar aus seiner Privatpraxis zurückgezogen, arbeitete aber trotz seiner über achtzig Jahre immer noch regelmäßig im Krankenhaus. Laurie hatte keine Ahnung, was er dort tat. Ihre Mutter ließ sich dort nie blicken, obwohl sie in mehreren Vereinigungen Stiftungsgelder für das Krankenhaus sammelte. Soweit Laurie sich erinnerte, war ihre Mutter das letzte Mal vor fünfzehn Jahren zu ihrem zweiten Facelifting dort gewesen, und auch damals hatte Laurie erst später davon erfahren.

»Sie wurde heute Morgen operiert«, berichtete Sheldon. »Ihr geht's gut. Eigentlich ist sie ziemlich munter.«

Laurie richtete sich auf. »Operation? Was ist passiert? War es ein Notfall?«

»Nein. Der Eingriff war geplant. Deiner Mutter wurde eine Brust amputiert. Sie hat Krebs.«

»Du meine Güte!«, brachte Laurie raus. »Ich hatte ja keine Ahnung. Ich habe doch erst am Samstag mit ihr geredet. Sie hat nichts von einer Operation oder von Krebs erzählt.«

»Du kennst deine Mutter und weißt, wie sie unangenehmen Themen aus dem Weg geht. Sie hat besonderen Wert darauf gelegt, dass du dir keine unnötigen Sorgen machst, und wollte warten, bis die Angelegenheit vorbei ist.«

Laurie blickte ungläubig zu Riva. Da die beiden Schreibtische nah beieinander standen, verstand Riva auch das, was am anderen Ende der Leitung gesagt wurde. Sie verdrehte die Augen und schüttelte den Kopf.

»Krebs in welchem Stadium?«, wollte Laurie wissen.

»In einem ganz frühen Stadium ohne Metastasen«, erklärte Sheldon. »Es läuft alles gut. Die Prognose ist hervorragend, obwohl sie sich noch weiter behandeln lassen muss.«

»Und du sagst, es geht ihr gut?«

»Sehr gut sogar. Sie hat schon etwas gegessen und läuft wieder zu ihrer alten Form auf, das heißt, sie kommandiert herum.«

»Kann ich mit ihr sprechen?«

»Das wäre im Moment ziemlich schwierig. Ich bin gerade nicht in ihrem Zimmer, sondern auf der Schwestern-

station. Es wäre schön, wenn du sie heute Nachmittag besuchen könntest. Es gibt dann noch eine Sache, die ich bei der Gelegenheit mit dir besprechen wollte.«

»Ich mache mich sofort auf den Weg.« Laurie legte auf und drehte sich zu Riva.

»Stimmt es, dass du keine Ahnung davon hattest?«, vergewisserte sich Riva.

»Keinen blassen Schimmer. Und ich habe erst Samstagmorgen mit ihr telefoniert. Sie hat nicht die geringste Andeutung gemacht. Ich weiß nicht, ob ich wütend, verletzt oder traurig sein soll. Eigentlich ist das ziemlich erbärmlich. Was für eine kaputte Familie! Ich kann's einfach nicht glauben. Ich bin fast dreiundvierzig und Ärztin, und meine Mutter behandelt mich in puncto Krankheiten immer noch wie ein Kind. Kannst du dir das vorstellen? Sie wollte nicht, dass ich mir unnötige Sorgen mache.«

»Unsere Familie ist da ganz anders. Alle wissen alles über alle anderen. Es ist genau das andere Extrem, aber das ist auch nicht das Wahre. Ich glaube, die Lösung liegt irgendwo in der Mitte.«

Laurie stand auf und reckte sich. Ihr war leicht schwummrig. Die Müdigkeit hatte sich als Rache für das lange Sitzen am Schreibtisch zurückgemeldet. Schließlich holte sie den Mantel, der hinter der Tür hing. Als sie

die Unterschiede zwischen ihrer und Rivas Familie abwägte, kam sie zu der Entscheidung, dass Rivas System das bessere war, auch wenn sie selbst mit Sicherheit nicht zu Hause wohnen würde wie Riva. Sie und Riva waren gleich alt.

»Soll ich für dich ans Telefon gehen?«, bot Riva an.

»Wenn's dir nichts ausmacht. Kann ja sein, dass es Maureen oder Peter sind. Häng mir eine Nachricht an die Korkwand.« Laurie zog einen Block mit Haftzetteln aus dem Schreibtisch und ließ ihn auf das Eintragungsbuch fallen. »Ich muss sowieso wieder herkommen. Meinen Koffer lasse ich nämlich hier.«

Laurie trat auf den Flur hinaus und überlegte kurz, in Jacks Büro vorbeizuschauen und ihm von ihrer Mutter zu erzählen, entschied sich aber dagegen. Auch wenn sie wusste, dass er zu guter Letzt einfühlsam damit umgehen würde, hatte sie genug von seiner lockeren Art und wollte nicht riskieren, sich dem noch einmal auszusetzen.

Im Erdgeschoss machte sie einen kurzen Abstecher ins Verwaltungsbüro. Calvins Tür war angelehnt. Laurie wurde von den beiden beschäftigten Sekretärinnen nicht aufgehalten, als sie ins Büro des stellvertretenden Leiters hineinspähte, der vornübergebeugt an seinem Schreibtisch saß. Der Kugelschreiber sah in seiner riesigen Hand winzig aus. Laurie klopfte an der offenen Tür, woraufhin

Calvin sein furchteinflößendes Gesicht hob und Laurie mit seinen schwarzen Augen fixierte. Es hatte Zeiten gegeben, in denen Laurie mit ihm ständig aneinander geraten war, da er ein hartnäckiger Verfechter von Vorschriften, aber gleichzeitig ein politisch kluges Köpfchen und bereit war, diese Vorschriften entsprechend der jeweiligen Notwendigkeit auszulegen. Aus Lauries Sicht war diese Kombination unhaltbar. Die politischen Anforderungen, denen man als Gerichtsmediziner von Zeit zu Zeit ausgesetzt war, waren das Einzige, was Laurie an ihrer Arbeit missfiel.

Laurie gab ihm Bescheid, dass sie früh gehen müsse, um ihre Mutter im Krankenhaus zu besuchen. Calvin winkte sie wortlos fort. Mit ihm brauchte Laurie so etwas nicht zu klären, obwohl sie in letzter Zeit versuchte, zumindest auf der persönlichen Ebene etwas vorsichtiger zu sein.

Draußen hatte es endlich aufgehört zu regnen, sodass es leichter war, ein Taxi zu ergattern. Schon nach einer halben Stunde stieg sie vor den Stufen zum Universitätskrankenhaus wieder aus. Während der Fahrt hatte sie überlegt, was ihr Vater mit »noch einer Sache«, die er mit ihr besprechen wollte, gemeint haben könnte. Sie hatte wirklich keine Ahnung. Er hatte zwar in Rätseln gesprochen, aber vielleicht hatte er nur sagen wollen,

dass Lauries Mutter in Zukunft etwas kürzer treten müsste.

Es war Besuchszeit, und in der Eingangshalle des Krankenhauses herrschte der übliche Trubel. Laurie musste sich an der Information in die Schlange stellen, um sich nach der Zimmernummer ihrer Mutter zu erkundigen. Natürlich ärgerte sie sich, dass sie nicht schon ihren Vater danach gefragt hatte. Nachdem sie an der Reihe gewesen war, fuhr sie mit dem Fahrstuhl in das entsprechende Stockwerk und ging an der Schwesternstation vorbei, wo die Ärzte und Pfleger so beschäftigt waren, dass sie keine Notiz von ihr nahmen. Ihre Mutter lag im VIP-Flügel, was bedeutete, dass der Flur mit Teppich ausgelegt war und an den Wänden Originalgemälde hingen. Laurie erwischte sich dabei, wie sie beim Vorbeigehen wie ein Voyeur in die einzelnen Zimmer spähte – sie kam sich vor wie in ihrem ersten Jahr als Assistenzärztin.

Die Tür zum Zimmer ihrer Mutter war, wie die meisten anderen, nur angelehnt. Laurie ging hinein, ohne anzuklopfen. Ihre Mutter lag in einem typischen Krankenhausbett mit hochgeklappten Seitengittern, in ihrem linken Arm steckte eine Kanüle mit einem Tropf. Statt des üblichen Krankenhausnachthemds trug sie einen rosa Seidenbademantel. Sie saß, gegen Kissen gelehnt, fast aufrecht im Bett, und ihr normalerweise hochfrisiertes,

mittellanges silbergraues Haar klebte platt am Kopf wie eine altmodische Badekappe. Ohne Schminke war sie grau im Gesicht, die Haut schien sich enger um die Knochen zu spannen als normal, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen, als wäre sie leicht dehydriert. Sie wirkte nicht nur zerbrechlich und verletzlich, sondern in dem großen Bett auch noch viel kleiner, als sie ohnehin schon war. Sie sah auch älter aus als eine Woche zuvor, als sie sich mit Laurie zum Mittagessen getroffen hatte. Über Krebs oder einen bevorstehenden Krankenhausaufenthalt hatten sie bei der Gelegenheit jedenfalls nicht geredet.

»Komm rein, meine Liebe.« Dorothy winkte sie mit der freien Hand herein. »Hol einen Stuhl und setz dich hierher. Sheldon hat mir gesagt, dass er dich angerufen hat. Ich wollte dich mit der Geschichte erst belästigen, wenn ich wieder zu Hause bin. Die ganze Sache ist ziemlich dumm, und sie ist es gar nicht wert, dass man sich darüber so aufregt.«

Laurie blickte zu ihrem Vater hinüber, der neben dem Fenster in einem Klubsessel saß und das *Wall Street Journal* las. Er blickte auf, hob nur kurz die Hand, lächelte trüb und widmete sich wieder seiner Zeitung.

Laurie trat ans Bett und ergriff die freie Hand ihrer Mutter. Die Knochen fühlten sich zerbrechlich an, die Haut war kalt. »Wie geht's dir, Mutter?«

»Ganz gut. Gib mir einen Kuss und setz dich.«

Laurie streifte mit ihrer Wange die ihrer Mutter, zog einen Stuhl heran und setzte sich. Das Bett war so hoch gekurbelt, dass sie zu ihrer Mutter aufblicken musste. »Es tut mir ja so Leid, dass das mit dir passiert ist.«

»Es ist doch gar nichts. Der Arzt war schon da und hat gesagt, dass alles bestens ist. Was ich über dein Haar nicht sagen kann.«

Laurie konnte ihr Lächeln nicht unterdrücken. Sie kannte die Masche ihrer Mutter – wenn sie nicht über sich selbst reden wollte, ging sie in die Offensive. Laurie strich mit beiden Händen ihr gesträhtes, kastanienbraunes Haar nach hinten. Normalerweise steckte sie es mit einem Kamm oder einer Klammer nach oben, nach der Arbeit im Mondanzug hatte sie es allerdings nur ausgebürstet, sodass es jetzt offen bis auf die Schultern herabhing. Schon seit Lauries Jugend war ihr Haar eine häufige Zielscheibe für die Kritik ihrer Mutter gewesen.

Nachdem das Thema Haar abgehakt war und Laurie versucht hatte, sich über die Operation zu erkundigen, wechselte Dorothy zu einem anderen beliebten Ziel – Lauries Kleidung sei für die Arbeit im Leichenschauhaus viel zu feminin. Nur mit einiger Mühe konnte Laurie ihren Ärger zurückhalten. Für sie war es wichtig, sich so anzuziehen. Es gehörte zu ihrer Identität, und sie sah dar-

in keinen Konflikt mit den Anforderungen ihres Arbeitsplatzes. Sie wusste auch, dass die Kritik ihrer Mutter zum Teil daher rührte, dass sie die von der Tochter eingeschlagene Laufbahn verabscheute. Obwohl ihre beiden Eltern in gewisser Hinsicht aufgeklärte Menschen waren und die Verdienste der Gerichtsmedizin zähneknirschend anerkennen mussten, waren sie von dem Moment ab enttäuscht gewesen, in dem Laurie ihre Entscheidung bekannt gegeben hatte, in dieses Fach zu wechseln. Einmal hatte Dorothy sogar gesagt, sie wisse nicht, was sie antworten solle, wenn sich ihre Freundinnen nach Lauries Fachgebiet erkundigten.

»Und wie geht es Jack?«, wollte Dorothy wissen.

»Ihm geht's gut«, antwortete Laurie, die keine Lust hatte, auf diesen Rattenschwanz an Problemen einzugehen.

Schließlich berichtete Dorothy von einigen bevorstehenden gesellschaftlichen Ereignissen, zu denen, wie sie hoffte, Laurie und Jack gehen würden.

Laurie hörte nur mit halbem Ohr zu, während sie zu ihrem Vater hinüberschielte, der sein *Wall Street Journal* fertig gelesen und auf den beachtlichen Stapel Zeitungen und Zeitschriften zurückgelegt hatte. Er stand auf und streckte sich. Trotz seines hohen Alters sah er mit seinen über ein Meter achtzig und dem aristokratischen Auftreten immer noch stattlich aus. Sein Haar war korrekt fri-

siert, und wie üblich trug er einen sorgfältig gebügelden konservativen karierten Anzug mit passender Krawatte und Einstecktuch. Er trat an die andere Seite des Bettes und wartete, bis Dorothy eine Pause machte.

»Laurie, macht es dir etwas aus, einen Moment mit mir nach draußen zu kommen?«

»Natürlich nicht«, meinte Laurie. Sie erhob sich und drückte die Hand ihrer Mutter durch das Seitengitter hindurch. »Ich bin gleich wieder da.«

»Sie soll sich aber keine Sorgen wegen mir machen«, ermahnte Dorothy ihren Mann.

Darauf erwiderte Sheldon nichts, sondern wies nur mit der offenen Hand auf die Tür.

Draußen auf dem Flur musste Laurie einer Rolltrage mit einer Patientin ausweichen, die vom OP zurück in ihr Zimmer gebracht wurde. Ihr Vater war gleich hinter ihr. Da er fast dreißig Zentimeter größer war, musste sie zu ihm aufblicken. Er war von seiner Reise im Januar in die Karibik braun gebrannt und hatte für sein Alter kaum Falten. Sie hegte gegen ihn keinen Groll mehr, da sie sich schon lange mit seiner emotionalen Distanz abgefunden hatte. Als sie selbst schließlich reifer geworden war, hatte sie gemerkt, dass es sein Problem war, nicht ihres. Aber sie spürte auch keine Liebe für ihn. Ihr Verhältnis zu ihm war wie das zum Vater eines anderen Menschen.

»Danke, dass du so schnell hergekommen bist«, begann Sheldon.

»Da gibt's nichts zu danken. Das war doch selbstverständlich.«

»Ich hatte Angst, dass du dich ärgerst, wenn die Nachricht dich wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft. Aber deine Mutter hat darauf bestanden, dass du über ihren Zustand nicht informiert wirst.«

»Das habe ich schon aus dem rausgehört, was du am Telefon gesagt hast«, beruhigte ihn Laurie. Sie war in Versuchung, ihm zu sagen, wie lächerlich sie es fand, so etwas vor ihr geheim zu halten, aber sie schwieg. Ihre Eltern würden sich sowieso nicht mehr ändern.

»Sie wollte nicht einmal, dass ich dich heute anrufe. Sie wollte warten, bis sie morgen oder übermorgen wieder zu Hause ist, aber ich habe darauf bestanden. Ich habe ihren Wunsch bis heute respektiert, aber ich habe mich nicht mehr wohl gefühlt dabei, die Angelegenheit noch länger hinauszuzögern.«

»Was hinauszuzögern? Wovon redest du eigentlich?« Lauries Vater blickte den Flur auf und ab, als machte er sich Sorgen, jemand könne lauschen.

»Es tut mir Leid, dass ich das sagen muss, aber bei deiner Mutter liegt eine spezifische Mutation des BRCA1-Gens vor.«

Laurie spürte, wie ihr die Hitze in den Kopf stieg. Die meisten Menschen wurden normalerweise blass, wenn sie unangenehme Nachrichten erfuhren, aber bei ihr war es genau andersherum. Als Ärztin wusste sie über das BRCA1-Gen Bescheid, das seit den Neunzigerjahren mit Brustkrebs in Verbindung gebracht wurde. Spätere Arbeiten hatten deutliche Hinweise ergeben, dass das normale Gen in gewisser Hinsicht die Rolle eines Tumorchemmers übernahm, im Falle einer Mutation allerdings das Gegenteil tat. Am beunruhigendsten war, dass die Mutation als dominantes Merkmal mit hoher Wahrscheinlichkeit vererbt wurde, was hieß, dass eine fünfzigprozentige Chance bestand, dass Laurie denselben Genotyp in sich trug!

»Es ist wichtig für dich, das zu wissen. Die Gründe sind klar«, fuhr ihr Vater fort. »Wenn ich gedacht hätte, dass die dreiwöchige Verzögerung irgendeinen Einfluss auf dich gehabt hätte, hätte ich es dir sofort gesagt. Jetzt, da du das weißt, muss ich dir aber als Mediziner raten, dich testen zu lassen. Aufgrund dieser Mutation steigt die Wahrscheinlichkeit, dass du ebenfalls weit vor deinem achtzigsten Geburtstag Brustkrebs bekommen wirst, stark an.« Lauries Vater machte eine Pause und blickte wieder den Flur auf und ab. Er schien sich nicht wohl damit zu fühlen, dass er Laurie in aller Öffentlichkeit Familiengeheimnisse offenbarte.

Laurie berührte mit dem Handrücken ihre Wange. Wie sie befürchtet hatte, war ihre Haut heiß. Da ihr Vater wie üblich keinerlei Gefühle zeigte, war es ihr umso unangenehmer, dass sie sich nicht unter Kontrolle hatte.

»Natürlich liegt die Entscheidung bei dir«, fuhr er fort. »Aber ich möchte dich daran erinnern, dass du, solltest du positiv getestet werden, einiges tun kannst, um das Krebsrisiko um neunzig Prozent zu verringern, zum Beispiel durch eine beidseitige Brustamputation. Zum Glück sind die Folgen einer BRCA1-Mutation nicht die gleichen wie die bei Chorea Huntington, also dem Veitstanz, oder bei einer anderen unheilbaren Krankheit.«

Obwohl Laurie verlegen war, blickte sie ihrem Vater in die dunklen Augen und schüttelte unbewusst den Kopf. Das Verhältnis zu ihrem Vater war zwar besonders seit dem Tod ihres Bruders angespannt, und er verhielt sich auch nicht gerade wie ein Vater, aber trotzdem konnte sie nicht glauben, dass er ihr die Nachricht so völlig gefühllos mitteilte. In der Vergangenheit hatte sie seine allgemeine Gleichgültigkeit auf das Bedürfnis zurückgeführt, sich gegen den Stress zu schützen, der daher rührte, dass er tagtäglich im wahrsten Sinne des Wortes das schlagende Herz und damit das Leben eines Patienten in Händen hielt. Nachdem sie das erste Jahr als Assistenzärztin im OP verbracht hatte, wusste sie, wie stark

die Belastung war. Sie wusste auch, dass seine Patienten scheinbar ganz dankbar für seine Distanz waren, die sie eher als verstärkte Vertrauenswürdigkeit statt als Ausdruck narzisstischer Persönlichkeitsstruktur deuteten. Aber Laurie war dieses Verhalten zuwider.

»Danke für diese äußerst hilfreiche kostenlose Beratung.« Laurie konnte sich ihren Sarkasmus nicht verkneifen. Sie zwang sich zu lächeln, bevor sie zurück ins Zimmer ging und sich neben das Bett setzte.

»Hat er dich verärgert, meine Liebe?«, wollte ihre Mutter wissen, sobald sie Laurie erblickte. »Du bist ja knallrot im Gesicht.«

Laurie war noch nicht in der Lage zu antworten und presste die Lippen aufeinander, um das Zittern ihres Unterkiefers zu unterdrücken. Sie befürchtete, die Kontrolle über sich zu verlieren, eine Schwäche, unter der sie besonders in der Gegenwart ihres gefühllosen Vaters immer gelitten hatte.

»Sheldon!«, rief Lauries Mutter, als er sich wieder neben das Fenster setzte. »Was hast du zu Laurie gesagt? Du solltest doch darauf achten, dass sie sich meinetwegen keine Sorgen macht.«

»Ich habe nicht über dich geredet«, klärte er sie auf, als er zur *New York Times* griff. »Ich habe über sie geredet.«

Jack legte seinen Stift nieder und drehte sich zu Chet McGovern, der mit dem Rücken zu ihm am Schreibtisch saß. Chet war ebenfalls Gerichtsmediziner und teilte mit Jack das Büro. Obwohl er fünf Jahre jünger als Jack war, hatten sie fast gleichzeitig im Institut angefangen. Die beiden kamen blendend miteinander zurecht, und Jack wusste Chets Gesellschaft sehr zu schätzen, aber er fand es trotzdem kleinlich, dass die Stadt nicht jedem von ihnen ein eigenes Büro zur Verfügung stellte. Das Problem war das ständig knappe Budget, sodass das Institut nie auf den neusten Stand gebracht werden konnte. Es war ein leichtes Opfer für Politiker in einer bankrotten Stadt. Das Gebäude hatte, als das Institut vor fast einem halben Jahrhundert gegründet worden war, völlig ausgereicht, doch jetzt war es ein Dinosaurier und platzte aus allen Nähten. Jack wusste, dass Dinosaurier etwa einhundertsechzig Millionen Jahre auf der Erde gelebt hatten, und er hoffte, dass es das Institut in seiner jetzigen Form nicht ganz so lange schaffen würde.

»Ich kann's gar nicht glauben«, rief Jack. »Ich bin fertig. Ich war doch noch nie fertig.«

Chet drehte sich um. Das blonde Haar über seinem jugendhaften Gesicht war um einiges länger als das von Jack, aber genauso zerzaust. Wie Jack wirkte auch er athletisch, was aber bei ihm von seinen täglichen Besuchen im Fit-

nessstudio, nicht vom Training auf dem Basketballfeld herührte. Er war Mitte vierzig, sah aber bedeutend jünger aus.

»Was meinst du mit ›Ich bin fertig‹? Womit bist du fertig?«

Jack verschränkte die Finger und hob die Arme hinter den Kopf. »Mit allen meinen Fällen. Ich habe alles aufgeholt.«

»Was machen dann all die Ordner in deinem Eingangsfach?« Chet deutete mit dem Zeigefinger auf einen ansehnlichen Stapel, der schon umzukippen drohte.

»Das sind die Fälle, bei denen ich noch auf das Material aus den Labors warten muss.«

»Was für eine Leistung!«, höhnte Chet lachend, bevor er sich wieder seiner Arbeit widmete.

»Hey, für mich ist das tatsächlich eine große Leistung«, wehrte sich Jack, stand auf und berührte mit den Handflächen den Boden. Nach der ungewohnten morgendlichen Fahrradfahrt zur Arbeit hatte er das Gefühl, dass seine Achillessehne ziemlich verkürzt war. Nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, blickte er auf seine Uhr. »Menschenskind! Es ist erst halb vier. Hören denn die Wunder nie auf? Ich könnte es schon zur ersten Runde auf den Platz schaffen.«

»Wenn es trocken ist«, meinte Chet, ohne aufzublicken. »Warum kommst du nicht mit in den L. A. Sports

Club? Der Platz dort ist trocken. Und wenn du dir was Gutes tun willst, gehst du mit mir in den Body-Sculpting-Kurs. Ich war letzten Freitag dort, und ich kann dir sagen, die Mädels – unglaublich. Eine von denen sah vielleicht scharf aus! Sie hatte einen einteiligen, hautengen schwarzen Turnanzug an, bei dem nichts mehr deiner Fantasie überlassen blieb.«

»Mädels schöne Augen machen!«, spottete Jack. »Eines Tages wirst du aufwachen, auf diese schwierigen Jahre der Pubertät zurückblicken und über dich lachen.«

»Ich werde erst aufhören, Frauen hinterher zu gucken, wenn ich unten in einer dieser Holzkisten liege.«

»Ich habe noch nie viel für Zuschauersport übrig gehabt«, witzelte Jack. »Das überlasse ich euch Nieten.«

Er schnappte sich seine Jacke von der Stuhllehne und verließ pfeifend das Büro. Es war ein interessanter und anregender Tag gewesen. Als er an Lauries Büro vorbeikam, steckte er den Kopf durch die Tür und hoffte, sie hätte ihre Meinung geändert und würde am Abend doch wieder mit zu ihm nach Hause kommen. Das Büro war leer, doch auf Lauries Schreibtisch lag ein Ordner.

Jack schlenderte hinein und schaute auf den Namen. Wie vermutet, war es die Akte über Sean McGillan. Jack war neugierig, warum Laurie und Janice sich so von einem Fall in Anspruch nehmen ließen, der für ihn nach

reiner Routine aussah. Im Allgemeinen steckte er nicht alle Frauen in die gleiche Schublade, aber er fand es seltsam, dass beide den Fall mit einem Gefühl angingen, das er für unprofessionell hielt. Er schlug den Ordner auf und suchte nach Janices Bericht, den er rasch durchlas. Nichts, was ihm ins Auge stach. Außer dass das Opfer erst achtundzwanzig gewesen war, schienen die Umstände nicht besonders bemerkenswert. Für die Familie und Freunde des Toten mochte die Angelegenheit traurig und tragisch sein, aber für die Menschheit oder die Stadt oder selbst das Viertel war sie das nicht. In einer Stadt von der Größe New Yorks gab es viele menschliche Tragödien.

Jack schlug den Ordner rasch wieder zu und schlich sich aus dem Büro, als hätte er Angst, erwischt zu werden. Auf einmal hatte er viel weniger Lust, herauszubekommen, ob Laurie ihre Entscheidung, wieder in ihre eigene Wohnung zu ziehen, noch einmal überdenken wollte. Er hatte Angst, sich mit zu vielen Gefühlen auseinander setzen zu müssen. Sich mit Familientragödien zu befassen, gehörte nicht zu der Art von Freizeitgestaltung, auf die er scharf war. In dieser Hinsicht hatte er schon zu viele eigene Erfahrungen gesammelt.

Unten im Erdgeschoss holte er seine Fahrradausrüstung aus dem Garderobenspind und anschließend sein Fahrrad. Als er es an Mike Laster vorbeitrug, dem Si-

cherheitsmann der Abendschicht, winkte er ihm zum Abschied zu, dann trat er hinaus auf die Laderampe und von dort hinunter auf den Bürgersteig. Es hatte aufgehört zu regnen, und es war deutlich kühler als am Morgen. Er war froh, dass er seine Handschuhe dabei hatte, als er sich auf sein Fahrrad schwang und die 30th Street entlang zur First Avenue strampelte.

Anders als am Morgen hatte Jack jetzt seinen Spaß daran, sich draufgängerisch im Slalom zwischen den Autos, Taxis und Bussen hindurchzudrängeln. Schließlich fuhr er zur Madison Avenue hinüber, wo sich seine schmerzenden Oberschenkel auf der kurzen Querverbindung etwas entspannen konnten. Auf dem Weg Richtung Norden legte er wieder einen Zahn zu. Bei den seltenen Malen, an denen er keuchend an roten Ampeln halten musste, fragte er sich, warum es ihm jetzt, im Unterschied zum Morgen, solchen Spaß machte, den Verkehr herauszufordern. Da er spürte, dass es etwas mit Dingen zu tun hatte, über die er nicht nachdenken wollte, gab er es auf, die näheren Hintergründe verstehen zu wollen, und genoss einfach das, was er tat.

Am Grand Army Plaza mit dem Plaza Hotel auf der einen und dem Sherry Netherland Hotel auf der anderen Seite fuhr Jack in den Central Park. Das war immer sein Lieblingsstück auf der Fahrt von oder zur Arbeit. Die

Temperatur war mittlerweile so stark gefallen, dass beim Atmen kleine Dampfwölkchen aus seinem Mund kamen. Über ihm färbte sich der Himmel dunkellila. Nur links, wo die Sonne unterging, bildete er mit seinem Scharlachrot einen beeindruckenden Hintergrund für die gezackte Silhouette der Gebäude entlang der Central Park West.

Da die Laternen bereits angegangen waren, wechselte Jack immer wieder vom Licht in den Halbschatten. Es waren mehr Jogger unterwegs als am Morgen, sodass er sein Tempo drosselte, doch oberhalb der 80th Street nahm die Zahl der Jogger rapide ab. Und nun war die Nacht vollständig über den Park hereingebrochen. Was die Sache noch schlimmer machte, war, dass die Abstände zwischen den Laternen größer wurden. Bei dieser Dunkelheit musste er über die im Schatten liegenden Stellen mit Schrittgeschwindigkeit fahren, um sicherzugehen, dass der Weg nicht von Hindernissen versperrt wurde.

Nördlich der 90th Street wurde es sogar noch dunkler, besonders in dem hügeligen Abschnitt, den er am Morgen so gut gelaunt durchquert hatte. Jetzt allerdings fühlte er sich wie von einer dunklen Vorahnung gepackt. Blattlose Bäume säumten den Weg, die Gebäude entlang der Central Park West waren nicht mehr zu sehen, und wenn nicht ab und zu in der Ferne ein hupendes Taxi zu hören gewesen wäre, hätte Jack auch in einem riesigen,

einsamen Wald sein können. Als er sich wieder einer Laterne näherte, ragten die nackten Äste wie riesige Spinnennetze ins Licht.

Erleichtert verließ Jack auf der 106th Street den Park. Als er an der Ampel die Taste drückte, musste er über seine Vorstellungskraft lachen. Was nur hatte seine Fantasie so angeregt? Über die Jahre hinweg war er doch immer wieder mal nachts durch den Park geradelt, wenn auch nicht mehr in den letzten Monaten. Aber er konnte sich nicht erinnern, dass er dabei jemals solche Furcht gehabt hätte. Ihm wurde klar, dass es absurd war, im Straßenverkehr, wo die Gefahr überall lauerte, keine Angst zu haben, aber jetzt im verlassenen Park Muffensausen zu bekommen. Er kam sich vor wie ein Zehnjähriger, der an Halloween über einen Friedhof ging.

Als die Ampel auf Grün schaltete, überquerte Jack die Central Park West und fuhr die 106th Street hinauf. Am Basketballfeld machte er Halt. Ohne die Füße von den Pedalen zu nehmen, griff er oben an den Maschendrahtzaun und blickte quer übers Spielfeld. Es wurde von einer Reihe von Quecksilberdampflampen beleuchtet, die er bezahlt hatte. Eigentlich hatte Jack die gesamte Sanierung des Platzes bezahlt. Ursprünglich hatte er angeboten, nur das Spielfeld sanieren zu lassen, und gedacht, das Viertel würde überschäumen vor Freude. Zu seiner

Überraschung wurde er stattdessen von einem spontan ins Leben gerufenen Nachbarschaftskomitee davon in Kenntnis gesetzt, dass er für das Privileg, das Basketballfeld erneuern zu dürfen, den gesamten Park einschließlich des Kinderspielplatzes wieder in Schuss zu bringen hätte. Jack brauchte nur eine Nacht, um sich dafür zu entscheiden. Was sollte er schließlich sonst mit seinem Geld anfangen? Das war alles schon sechs Jahre her, und seitdem hatte sich der Einsatz mehr als bezahlt gemacht.

»Hey, machst du mit, Doc?«, rief einer der Spieler.

Es waren nur fünf Männer dort, alles Afroamerikaner, die sich am Korb auf der hinteren Seite des Spielfelds aufwärmten. Wegen der Kälte hatten sie mehrere Schichten ihrer schicken Hip-Hop-Klamotten übereinander gezogen. Einer von ihnen war stehen geblieben, als er Jack erblickt hatte. An der Stimme erkannte Jack, dass es Warren war. Zu ihm hatte Jack in den Jahren, in denen er auf der anderen Straßenseite wohnte, ein engeres Verhältnis aufgebaut. Warren war ein kräftig gebauter, begabter Athlet und de facto auch der Anführer der örtlichen Gang. Er und Jack empfanden großen Respekt füreinander. Eigentlich verdankte Jack diesem Mann sogar sein Leben.

»Genau das hatte ich vor«, rief Jack zurück. »Kommt noch jemand, oder spielen wir drei gegen drei?«

»Gestern mussten wir abbrechen, weil's geschifft hat, also wird heute die ganze Gang aufkreuzen. Also, hol deine Schuhe und schaff deinen weißen Arsch im Laufschritt wieder her, sonst stehst du dir hier nachher nur die Beine in den Bauch, kapiert?«

Jack hob seinen Daumen. Natürlich hatte er kapiert. Es würden bald viel mehr als zehn Kerle da sein, was hieß, die ersten zehn würden spielen, während die anderen sich darum rangeln mussten, in einem der nächsten Spiele mitmachen zu können. Es war ein kompliziertes System, das Jack erst nach einigen Jahren verstanden hatte. Nach dem Rechtsverständnis der meisten Menschen war es weder demokratisch noch fair. Der elfte Typ, der auf den Platz kam, wurde zum Platzhirsch für die nächste Runde. Er wählte die anderen vier aus, die er in seiner Mannschaft haben wollte. Dabei war es aber egal, in welcher Reihenfolge sie eintrafen. Manchmal wurde auch einer der Mitglieder der Verlierermannschaft ausgewählt, weil er ein besonders guter Spieler war. Als Jack damals hierher gezogen war, hatte er monatelang nicht mitspielen dürfen, bis er endlich kapiert hatte, dass er schon früh auf dem Platz erscheinen musste.

Weil Jack in der Kälte nicht auf der Seitenlinie herumstehen wollte, radelte er schnell über die Straße, hob sein Fahrrad auf die Schulter und rannte die Treppe zur Haus-

tür hinauf. Im Vorraum musste er ein paar großen, grünen Müllsäcken ausweichen, bevor er die zweite Tür aufstoßen konnte. Dahinter wärmten sich zwei Obdachlose an einer Flasche billigem Wein auf. Sie traten zur Seite, als Jack die Treppen hinaufhechtete, wo er aber aufpassen musste, um nicht auf dem Schutt auszurutschen.

Jack wohnte im dritten Stock in der Wohnung zum Hof. Vor der Tür stellte er sein Fahrrad ab, um nach dem Schlüssel zu kramen.

Ohne die Tür wieder zu schließen, lehnte er das Fahrrad gegen die Wand im Wohnzimmer, schleuderte die Schuhe von den Füßen und zog Jacke, Krawatte und Hemd aus, die er über die Sofalehne warf. Nur noch mit Boxershorts bekleidet, huschte er ins Bad, um seine Basketballklamotten zu holen, die über der Stange vom Duschvorhang hingen.

Abrupt blieb er stehen. Statt seiner Sportklamotten entdeckte er eine von Lauries Strumpfhosen. Er hatte vergessen, dass er am Abend zuvor gar nicht gespielt hatte, und Laurie hatte seine Sachen zusammengelegt und in den Schrank geräumt.

Jack riss die Strumpfhose von der Duschstange und hob langsam den Blick, um sich im Spiegel zu betrachten. Er war alleine, und in seinem schlaffen Gesicht zeigte sich die Wirklichkeit, die er den ganzen Tag verdrängt hatte:

Laurie würde nicht da sein, wenn er nach seinem Spiel nach Hause käme. Es würde kein intellektuelles Geplänkel geben. Sie würden nicht gemeinsam lachen. Sie würden nicht hinunter auf die Columbus Avenue gehen, um sich in einem der vielen Restaurants etwas zu essen zu holen. Stattdessen würde Jack alleine in seine leere Wohnung zurückkehren, wie er es in den ersten Jahren in New York getan hatte. Damals war es deprimierend gewesen, und es deprimierte ihn auch jetzt wieder.

»Du bist ein hoffnungsloser Fall«, verspottete er sich selbst. Voller Wut auf sich und Laurie blickte er wieder hinunter auf die Strumpfhose. Ein ganzes Kaleidoskop von Gefühlen tobte in ihm. Manchmal war das Leben viel zu kompliziert.

Mit übertriebener Sorgfalt legte er die Strumpfhose zusammen, ging ins Schlafzimmer und steckte sie vorsichtig in eine der Schubladen, die Laurie am Morgen leer geräumt hatte. Als er die Schublade wieder schloss, war er etwas erleichtert, dass dieses schmerzliche Erinnerungsstück aus seinem Blickfeld verschwunden war. Dann rannte er zum Schrank, um seine Sportsachen herauszuholen.

Zum Glück schaffte er es auf das Basketballfeld, bevor insgesamt zehn Leute eingetroffen waren, und Warren wählte ihn in seine Mannschaft. Jack wärmte sich auf,

indem er am Rand ein paar Mal in die Luft sprang. Als das Spiel ein paar Minuten später begann, dachte er, er sei so weit, aber er war es nicht. Er spielte schlecht und war maßgeblich daran beteiligt, dass seine Mannschaft verlor. Da schon die nächste Mannschaft bereitstand, waren Jack, Warren und der Rest von dessen Mannschaft gezwungen, vor Kälte zitternd auf der Seitenlinie auszuharren. Keiner war glücklich darüber.

»O Mann, du hast total scheiße gespielt«, beschwerte sich Warren. »Was iss'n los?«

Jack schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich bin ziemlich durcheinander. Laurie will heiraten und Kinder haben.«

Warren kannte Laurie. Während der vergangenen Jahre waren er und seine Freundin Natalie fast einmal pro Woche mit Jack und Laurie ausgegangen. Vor sieben Jahren waren sie sogar gemeinsam nach Afrika gereist.

»Dann will deine Kleine also unter die Haube und ein Kind kriegen?«, meinte Warren spöttisch. »Hey, Mann, das ist doch nichts Neues. Ich habe dasselbe Problem, aber schmeiße ich deshalb vielleicht den Ball weg und lasse einen total guten Pass von meiner Stirn abprallen? Reiß dich zusammen, sonst spielst du bei mir nicht mehr mit. Du musst halt Prioritäten setzen.«

Jack nickte. Warren hatte Recht, aber nicht in der Art, wie er andeutete. Das Problem war, dass Jack zweifelte,

ob er in der Lage war, Prioritäten zu setzen, denn er hätte nicht gewusst, welche.

Mit dem Fuß hielt Laurie die störrische Fahrstuhltür auf und zerzte den Koffer auf den Flur des vierten Stockwerks. Das war ein bisschen schwierig, weil der Boden ein paar Zentimeter oberhalb der Unterkante des Fahrstuhls lag. Schließlich trat sie selbst heraus und ließ die Tür los. Über ihr surrte der Motor, als der Fahrstuhl im gleichen Augenblick wieder nach unten fuhr. Scheinbar hatte dort schon jemand den Knopf gedrückt.

Der Weg zur Wohnungstür war leichter zu bewältigen, weil der Koffer Rollen hatte. Je mehr sie mit dem Ding gekämpft hatte, desto schwerer schien er geworden zu sein. Den Löwenanteil am Gewicht machten die Schminksachen sowie Shampoo, Conditioner und Reinigungsmilch aus, die sie bei Jack gebraucht hatte. Natürlich war nichts davon im handlichen Reiseformat, und das Bügeleisen machte den Koffer auch nicht gerade leichter. Jetzt musste sie nur noch zurückgehen und die Tüte mit den Lebensmitteln holen.

Während Laurie in ihrer Umhängetasche nach dem Schlüssel kramte, hörte sie, wie die Tür der vorderen Wohnung so weit geöffnet wurde, dass die Kette mit einem Klack am Anschlag war. Laurie wohnte in einem Gebäude in der

19th Street, in dem es pro Etage zwei Wohnungen gab. Ihre ging nach hinten hinaus auf einen handtuchgroßen Hinterhof, in der anderen zur Straße hin lebte eine Einsiedlerin namens Debra Engler. Deren Gewohnheit war es, jedes Mal, wenn Laurie in den Flur trat, die Tür einen Spaltbreit zu öffnen und herauszuspähen. Meistens ärgerte sich Laurie über die Neugier, die sie als Eindringen in ihre Privatsphäre empfand, doch im Moment war es ihr egal. Es hatte sogar etwas Vertrautes, ein Zeichen dafür, dass sie nach Hause kam.

Sobald sie in der Wohnung war, verriegelte und verschloss sie die Tür mit allem, was ihre Vormieter angebracht hatten. Dann blickte sie sich um. Schon über einen Monat war sie nicht mehr hier gewesen, und sie konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal hier geschlafen hatte. In der Luft hing ein schaler Geruch, und alles war mit einer Staubschicht überzogen. Die Wohnung war kleiner als Jacks Apartment, doch mit den richtigen Möbeln und einem Fernseher weit gemütlicher und bequemer. Die Farben der Stoffe und der Wände, an denen gerahmte Drucke von Gustav Klimt hingen, die sie im Metropolitan Museum of Modern Arts erstanden hatte, waren warm und einladend. Das Einzige, was fehlte, war ihr Kater, Tom 2, den sie vor einem Jahr einer Freundin auf Shelter Island zur Pflege gegeben hatte. Ob sie ihn wohl nach so langer Zeit zurückverlangen konnte?

Laurie zog ihren Koffer in das winzige Schlafzimmer, wo sie eine halbe Stunde lang alles einräumte. Nachdem sie schnell geduscht hatte, zog sie sich den Bademantel an und machte sich einen einfachen Salat. Obwohl sie nichts zu Mittag gegessen hatte, war sie nicht besonders hungrig. Schließlich nahm sie den Salat und ein Glas Wein mit ins Wohnzimmer, wo sie ihren Laptop einschaltete. Während er hochfuhr, nahm sie sich endlich die Zeit, darüber nachzudenken, was sie von ihrem Vater erfahren hatte. Es hatte sie einige Mühe gekostet, es bis jetzt zu verdrängen, doch sie hatte warten wollen, bis sie alleine war und Zugang zum Internet, aber auch Kontrolle über ihre Gefühle hatte. Sie wusste, dass sie über das Thema nicht genug Bescheid wusste, um es klar durchdenken zu können.

Das Problem war, dass sich die Medizin mit halsbrecherischer Geschwindigkeit weiterentwickelte. Laurie hatte Mitte der Achtzigerjahre studiert und eine Menge über Genetik gelernt, doch inzwischen hatte es auf dem Gebiet der rekombinanten DNS-Technologie einen Durchbruch nach dem anderen gegeben. Und seitdem hatte sich dieser Bereich der Medizin explosionsartig entwickelt und gipfelte in der Sequenzierung der 3,2 Milliarden Basenpaare des menschlichen Genoms, die 2001 mit großem Trara verkündet worden war.

Laurie hatte Wert darauf gelegt, sich über Genetik einigermaßen auf dem Laufenden zu halten, vor allem in den Bereichen, in denen diese mit der Gerichtsmedizin zu tun hatte. Die wiederum war an der DNS jedoch nur so weit interessiert, wie sie Methoden der Identifizierung zur Verfügung stellte. Es war entdeckt worden, dass sich bestimmte nicht codierende Bereiche des Erbguts oder Bereiche, die keine Gene enthielten, so weit voneinander unterschieden, dass selbst nahe Verwandte ungleiche Sequenzen aufwiesen. Dieser so genannte genetische Fingerabdruck war bei Lauries gerichtsmedizinischer Arbeit ein wertvolles Werkzeug.

Doch die Struktur und Funktion von Genen waren ein gänzlich anderes Thema, ein Bereich, in dem sich Laurie nicht auskannte. Zwei neue Wissenschaften waren geboren worden: die medizinische Genomik, die sich mit dem hochkomplexen Informationsfluss innerhalb einer Zelle beschäftigte, und die Bioinformatik, also die Anwendung der Informatik auf biologische Fragestellungen.

Laurie nahm einen Schluck von ihrem Wein. Es war erschreckend, nach und nach die Zusammenhänge dessen zu erfassen, was sie von ihrem Vater erfahren hatte – nämlich dass ihre Mutter den Marker für das BRCA1-Gen in sich trug und Laurie dies mit der Chance von fünfzig Prozent ebenfalls tat. Sie erschauerte.

Es hatte etwas Perverses, zu wissen, dass sich irgendwo in ihren Zellen etwas versteckte, das möglicherweise ihren Tod bewirken würde. Bis jetzt hatte sie immer geglaubt, dass Informationen an und für sich gut waren. Jetzt war sie sich gar nicht mehr so sicher. Vielleicht gab es Dinge, die man besser nicht wissen sollte.

Sobald die Verbindung zum Internet hergestellt war, gab Laurie »BRCA1-Gen« in eine Suchmaschine ein und erhielt fünfhundertundzwölf Einträge. Sie nahm eine Gabel voll Salat, klickte auf den ersten Eintrag und begann zu lesen.

Kapitel 5

»Boh«, murmelte Chet McGovern, als er aus dem Augenwinkel heraus die Frau beobachtete, von der er Jack erzählt hatte. Sie trug denselben schwarzen Turnanzug wie vergangenen Freitag. Er schätzte sie auf Ende zwanzig, war sich aber nicht sicher. Eine Sache allerdings wusste er mit Bestimmtheit – dass sie die beste Figur hatte, die er je gesehen hatte. Im Moment lag sie mit dem Gesicht nach unten auf einer Bank und trainierte ihre Po- und Oberschenkelmuskeln. Das leicht durchgebogene Kreuz und die rhythmischen Bewegungen ihres Hinterns ließen Chet vor Freude erzittern.

Chet stand, schlau, wie er war, mit zwei Hanteln etwa sieben Meter von ihr entfernt vor einem Spiegel, sodass er das Geschehen beobachten konnte, ohne Verdacht zu erregen. Er hatte sie, wie schon am Freitag, in seinem Body-Sculpting-Kurs gesehen, doch diesmal war er ihr, angestachelt davon, dass er sie vorher Jack gegenüber erwähnt hatte, in den Gewichtsraum gefolgt, wo noch immer eine Hand voll Männer trainierte, obwohl es schon nach neun Uhr war. Chet hatte die Absicht, sie

anzusprechen und zu fragen, ob sie mit ihm etwas trinken würde, in der Hoffnung, dass sie ihm ihre Telefonnummer gäbe. Die meisten Frauen hatte er in einem der vielen Fitnessstudios kennen gelernt, in denen er schon trainiert hatte. Für ihn war es nicht nur ein Zuschauersport, Frauen schöne Augen zu machen.

Als sie mit ihren Übungen auf der Bank fertig war, stand sie gleich auf, blickte auf die Uhr an der Wand und eilte zum nächsten Gerät, um ihre Brustmuskeln zu trainieren. Sie hatte es wahrscheinlich eilig, weil sie ohne Pause gleich wieder loslegte. Einer der Mitarbeiter des Fitnessstudios kam herein. Chet kannte ihn vom Pick-up-Basketball und hatte den Eindruck, dass er ein kluges Köpfchen war, zumal er eine leitende Funktion innehatte. Er hieß Chuck Homer. Chet legte die Hanteln, die er benutzt hatte, wieder zurück in den Ständer und ging hinüber zu Chuck.

»Hey, Chuck«, sprach er ihn leise an. »Kennst du die Braut an dem Gerät hinter mir?«

Chuck reckte den Hals, um an Chet vorbeisehen zu können. »Die Hübsche? Die mit dem Koboldgesicht und dem tollen Körper?«

»Genau die.«

»Ja, kenne ich. Ich meine, ich weiß, wie sie heißt, weil sie regelmäßig herkommt, und zufällig habe ich den Mitgliedsvertrag mit ihr gemacht.«

»Wie heißt sie?«

»Jasmine Rakoczi, aber ihr Spitzname ist Jazz. Scharfe Figur, was?«

»Total«, gab Chet zu. »Woher stammt der Name Rakoczi?«

»Lustig, dass du fragst, weil ich sie das auch gefragt habe, als sie Mitglied wurde. Sie meinte, er sei ungarisch.«

»Weißt du, mit wem sie rumhängt?«

»Keine Ahnung. Aber sie ist echt 'n scharfes Geschoss. Sie fährt einen schwarzen Hummer. Ich sollte dich warnen: Sie hat nicht viel mit anderen am Hut, jedenfalls nicht hier. Hast du vor, sie anzubaggern?«

»Könnte sein«, meinte Chet beiläufig. Er drehte sich zu Jazz, die immer noch am Brustmuskeltrainer saß. Sie machte es sich mit ihren Übungen nicht leicht – Schweißtropfen glitzerten wie kleine Diamanten auf ihrer gebräunten Stirn.

»Fünf Dollar dafür, dass du nicht bei ihr landest.«

Chet drehte sich zu Chuck und verzog sein Gesicht zu einem schiefen Grinsen. Sich für das bezahlen zu lassen, was er sowieso tun wollte, war ein guter Anreiz, seine Zweifel zu beseitigen. »Abgemacht!«

Chet ging zurück zum Hantelgestell und bediente sich. Jetzt war er gezwungen, sich Jazz zu nähern, was ihm

nach dem Gespräch mit Chuck gewisse Sorgen bereitete. In Wahrheit war Chet längst nicht so draufgängerisch, wie er sich selbst gern darstellte.

Vor dem Spiegel hob Chet die Gewichte und überlegte, wie er die Frau ansprechen könnte, ohne sich bei Bedarf die Rückzugsmöglichkeiten zu verbauen. Leider fiel ihm nichts Gescheites ein, doch weil er fürchtete, dass sie plötzlich in die Umkleideräume verschwinden könnte, machte er den entscheidenden Schritt.

Eigentlich war es kein »Schritt«. Er ging zu ihr hinüber, als er dachte, dass sie mit dem Gerät fast fertig war. Sein Mund war trocken, sein Herz pochte. Dass er seinen Annäherungsversuch genau im richtigen Moment startete, war ermutigend. Als er sich nämlich vor sie hinstellte, löste sie die Hände von den Griffen und wischte sich, vor Anstrengung keuchend, mit ihrem Handtuch das Gesicht ab.

»Hallo, Jazz!«, sagte Chet fröhlich und im Vertrauen darauf, dass sie neugierig sein würde, woher er ihren Namen wusste.

Als einzige Reaktion senkte Jazz das Handtuch und durchbohrte Chet mit dem Blick ihrer dunkelbraunen, tief sitzenden Augen. Aus der Nähe betrachtet, sah sie gar nicht aus wie ein Kobold. Das Gesicht unter dem dichten, dunklen, nass geschwitzten Haar hatte etwas Exotisches,

und das, was Chet für Sonnenbräune gehalten hatte, war eine natürliche Farbe, die ihre Zähne im Kontrast besonders weiß aussehen ließ. Ihre Augen waren leicht mandelförmig, und sie hatte eine ganz leichte Hakennase. All das konnte Chet akzeptieren, nicht jedoch die leicht hohlen Wangen und den Gesichtsausdruck. Diese Wangen gaben ihr etwas Gemeines, und ihr stechender, einschüchternder Blick ähnelte dem auf den Bildern von Marinesoldaten.

Ermutigend fand Chet das überhaupt nicht, schon gar nicht, als sie kein Wort sagte.

»Ich dachte, ich sollte mich vielleicht mal vorstellen«, fuhr Chet fort und versuchte, weiterhin lässig zu bleiben, was schwierig war, wenn man so angestarrt wurde. Auch die Hanteln waren lästig, weil sie seine Schultern nach unten zogen. Er hatte zwei schwere genommen in der Hoffnung, diese muskulöse Frau zu beeindrucken. Unter ihrem elastischen Anzug zeichneten sich nicht nur die Brustwarzen, sondern auch ihr Waschbrettbauch ab.

Jazz zeigte immer noch keine Reaktion. Sie blinzelte nicht einmal.

»Ich bin Dr. Chet McGovern«, versuchte er es weiter. Wenn er sich an Frauen ranmachte, nannte er als Trumpfkarte immer seinen Dokortitel, auch wenn er nur unter Druck verriet, womit genau er sein Geld verdiente.

Aus seiner Erfahrung bei Rendezvous wusste er, dass ein Gerichtsmediziner nicht dasselbe Ansehen genoss wie ein Krankenhausarzt.

Die Situation wurde kritisch. Jazz hatte nicht nur nichts über seinen Dokortitel gesagt, ihr Ausdruck hatte von unterkühlt zu verächtlich gewechselt. Chet wollte mit den Schultern zucken, was aber mit den Hanteln schwierig war. Er war verzweifelt. »Ich dachte, wenn du nicht allzu beschäftigt bist, könnten wir an der Bar was trinken oder so, wenn du mit deinem Training fertig bist«, schlug er vor. Dumm nur, dass seine Stimme viel höher gerutscht war als normal.

»Tu mir einen Gefallen, du Idiot«, meinte sie in gehässigem Ton. »Verpiss dich.«

»So ein Arschloch!«, dachte Jazz, als sie beobachtete, wie Chets Gesichtszüge zusammenfielen, nachdem sie ihn mit ihrer bissigen Bemerkung abserviert hatte. Wie ein Hund mit eingezogenem Schwanz hatte er sich davongeschlichen. Sie hatte ihn schon am Freitag und jetzt wieder an diesem Abend im Body-Sculpting-Kurs gesehen. Beide Male hatte er sich eingebildet, besonders schlau zu sein, und sie immer heimlich von der Seite her angeschielt. Und als wäre das nicht schon schlimm genug, war er ihr heute auch noch in den Gewichtsraum

gefolgt und total auf die Nerven gegangen. Ständig hatte er sie im Spiegel oder aus dem Augenwinkel heraus beobachtet. Nur mit Hanteln hatte er trainiert, weil ihm das einen Grund gab, sich in ihrer Nähe aufzuhalten. Der Kerl war ja pervers. Und ein Volltrottel. Sie konnte kaum glauben, dass sich jemand auf derart lächerliche Weise herausputzte und diese schicken Sportklamotten mit den Namen der Designer trug. Polo! Gütiger Himmel! Wie geschmacklos!

Jazz stand auf und ging zur Schrägbank, um ein paar Sit-ups zu machen. Sie wusste nicht, wohin Chet gegangen war, aber sie war froh, dass er sie nicht mehr so lüstern anschaute. Sie konnte diese Typen, die an Eliteuniversitäten studiert hatten, nicht ausstehen, und Chet war bestimmt einer von ihnen. Die erkannte sie schon von weitem. Sie prahlten mit ihren Abschlüssen und wussten einen Scheißdreck. Schon die Tatsache, dass Chet sich auch nur eine Minute lang eingebildet hatte, dass sie mit ihm an der Bar etwas trinken wollen könnte, war eine Beleidigung. Nach einem weiteren Blick auf die Uhr, um sicherzugehen, dass die Zeit noch reichte, machte sie im Rhythmus ihres Atems ihre hundert Sit-ups. Das einzige Problem mit diesen Fitnessstudios war – zumindest redete sie sich das ein, ohne sich allerdings zu fragen, warum sie so gern diesen provokativen Gymnastikanzug trug –,

dass sie täglich mit Männern wie diesem Chet zu tun hatte. Die meisten sagten, sie wollten sie zu einem Getränk einladen, aber eigentlich wollten sie doch etwas anderes. Sie wollten Sex, wie alle Männer. In der Highschool und vielleicht auch schon früher hätte sie Chet gegeben, was er wollte, ihm anschließend eine Dosis Ecstasy untergejubelt und ihn dann nach allen Regeln der Kunst ausgenommen. Damals war Sex für sie noch eine Art Sport gewesen. Er hatte ihr ein Gefühl für Macht gegeben und ihre Eltern auf die Palme gebracht. Jetzt brauchte sie ihn nicht mehr. Eigentlich war dieser ganze Quatsch, der dazugehörte, total nervig. Eine Zeitverschwendung, besonders da es einfacher und schneller ging, selbst Hand anzulegen, wenn sie in der Stimmung dazu war.

Als Jazz mit ihren Sit-ups fertig war, stand sie auf und streckte ihren schlanken, muskulösen, fast eins achtzig großen Körper vor dem Spiegel. Ihr gefiel, was sie dort sah, besonders, wie ihre Arme und Beine ausgebildet waren. Sie war besser in Form als nach der Marinegrundausbildung, als sie zum ersten Mal mit Kraftsport in Berührung gekommen war.

Mit dem Handtuch in der Hand nahm sie sich die Wasserflasche und leerte den Rest in einem Zug. Dann ging sie Richtung Umkleideraum. Sie bemerkte, wie ihr die Männer heimlich hinterher schielten, war aber darauf

bedacht, Blickkontakt zu vermeiden und einen möglichst verächtlichen Gesichtsausdruck aufzulegen. Das fiel ihr nicht schwer, da es sowieso genau das war, was sie fühlte. Sie erhaschte auch einen Blick auf diesen Mr Eliteuni. Er unterhielt sich mit Mr Spatzenhirn, dem Typen, bei dem sie einen Monat zuvor ihren Mitgliedsantrag unterschrieben hatte. Der blonde Mr Polo hatte die Hände in die Hüften gestemmt und machte ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter. Jazz musste ihr Lächeln unterdrücken, als sie daran dachte, wie er mit seinem Dokortitel geprahlt hatte, als könnte er sie damit beeindrucken! Jazz hatte schon viele Ärzte kennen gelernt – alles nur blöde Wichser.

Sie warf die leere Wasserflasche in den Abfalleimer neben der Tür, bevor sie den Gewichtsraum verließ. Als sie am Empfang vorbeikam, sah sie, dass es fast zwanzig vor zehn war. Es war besser, den Turbo einzuschalten und gleich aufzubrechen, da sie schon früh zur Arbeit erscheinen wollte und mit etwas Glück noch einen Auftrag bekam. Vor dem Auftrag am Abend zuvor hatte eine Flaute geherrscht, und jetzt spekulierte sie auf eine ganze Reihe von Anschlussaufträgen. Über die zwischenzeitliche Flaute konnte sie sich eigentlich nicht beschweren, denn insgesamt hatte sie viel Glück gehabt. Manchmal fragte sie sich, wie man sie gefunden hatte, aber so wich-

tig war das auch nicht. Es war an der Zeit gewesen, dass es endlich vorwärts ging. Schließlich hatte sie schon einiges auf sich genommen, vor allem die so genannte formale Ausbildung, nachdem sie aus dem Sanitätsdienst ausgeschieden war. Mit all diesen Idioten aufs College zu gehen, um dann vom Sanitäts- in den Krankenpflegedienst zu wechseln, war die größte Zumutung ihres Lebens gewesen.

Gleich hinter der Tür des Umkleideraums stand ein Tisch mit einer Wanne voller eisgekühlter Getränke. Jazz nahm sich eine Cola und trank. Neben der Wanne lag ein Klemmbrett mit der Bitte an die Gäste, zur späteren Abrechnung ihren Namen und das Getränk zu notieren. Nachdem sie noch einen Schluck aus ihrer Dose genommen hatte und in den VIP-Bereich ging, wo sie einen eigenen Spind hatte, überlegte sie, welcher Trottel wohl seinen Namen aufschreiben würde. Aber schließlich wurde in jeder Minute ein neuer Trottel geboren.

Das Duschen war schnell erledigt. Nach dem Einseifen blieb sie gern noch ein paar Minuten mit geschlossenen Augen stehen und ließ das Wasser auf ihren Kopf trommeln und über ihren Körper laufen. Die Augen zu schließen, hatte den Vorteil, dass sie sich die anderen Frauen nicht anschauen musste. Einige sahen erbärmlich aus mit ihrem riesigen Hintern und einer Haut, die eher

einer Mondlandschaft glich. Jazz konnte nicht glauben, dass sie so wenig Selbstachtung hatten.

Ihre kurzen Haare waren rasch trockengeföhnt. Als junges Mädchen hatte sie sich mit ihrem Haar gequält, aber das Militär hatte sie geheilt. Dort hatte sie sich auch das umständliche Schminken abgewöhnt. Jetzt verwendete sie nur etwas Lippenstift, und das vor allem, damit die Lippen nicht austrockneten.

Als Nächstes zog sie sich den grünen Overall an, darüber einen weißen Kittel mit einem Stethoskop in der Seitentasche. In der Brusttasche steckten eine Reihe Stifte und andere Utensilien, die eine Krankenschwester brauchte.

»Sind Sie beim Rettungsdienst?«, fragte jemand.

Jazz drehte sich um. Eine dieser dickärschigen Frauen saß auf der Bank vor ihrem Spind und drehte ihr Handtuch zu einer Wurst zusammen. Jazz rang mit sich, ob sie die Frau einfach nicht beachten sollte oder doch. Normalerweise kümmerte sie sich nicht um das Geschwätz im Umkleideraum, sondern verschwand gleich in die Dusche. Doch solche Klischeefragen verlangten einfach eine Antwort.

»Nein, ich bin Neurochirurgin«, sagte sie und zog sich ihren zu großen, olivgrünen Militärmantel an. Die Taschen dieses Mantels waren so tief wie Goldminen, und

der Inhalt schlug gegen ihre Schenkel, besonders gegen ihren rechten.

»Neurochirurgin!«, wiederholte die Frau ungläubig.
»Ehrlich?«

»Ehrlich«, wiederholte Jazz in einem Ton, der kein weiteres Gespräch zuließ. Sie steckte ihren verschwitzten Sportanzug in ihre Tasche, zog den Reißverschluss zu und verschloss den Spind. Obwohl sie die Frau, die sie angesprochen hatte, nicht ansah, spürte sie deren Blick auf sich. Jazz war es egal, ob die Frau ihr glaubte oder nicht. Das spielte keine Rolle.

Ohne ein weiteres Wort stolzierte Jazz hinaus in den Hauptflur. Dort drückte sie den Knopf für den Fahrstuhl und schob die Hand in die rechte Tasche ihres Mantels, wo ihr Lieblingsstück steckte, die Subkompaktversion einer Neunmillimeter-Glock. Der aus Verbundstoff gegossene Griff gab ihr das beruhigende Gefühl von Macht und weckte gleichzeitig Fantasien in ihr, in denen sie in der Garage von zwielichtigen Typen wie Mr Eliteuni angepöbelt wurde. Es würde alles so schnell gehen – der Kopf des Typen würde herumwirbeln, er würde eine alberne Bemerkung machen und im nächsten Moment in den Lauf des Schalldämpfers blicken. Jazz hatte sich die Mühe gemacht, ihre Waffe mit einem solchen Schalldämpfer auszurüsten, weil eine andere, immer wieder-

kehrende Fantasie die war, eine der leitenden Stations-schwestern umzulegen.

Jazz seufzte. Ihr ganzes Leben lang hatte sie sich mit inkompetenten Vorgesetzten rumplagen müssen. Angefangen hatte es damit schon in der Highschool. Sie erinnerte sich, als wäre es gestern gewesen, wie sie ins Büro des Studienberaters gerufen worden war. Der Trottel hatte gemeint, er wundere sich, weil sie im Intelligenztest so gut abgeschnitten habe, jetzt aber so schwache Leistungen bringe. Wo der Grund liege, hatte er sie gefragt.

»Puh!«, machte Jazz, als sie sich an den Vorfall erinnerte. Der Typ war so langsam im Kopf, dass er nicht verstehen konnte, dass neun Zehntel aller Lehrer mit derselben schwachen Erbmasse ausgestattet waren wie er. Die Highschool war Zeitverschwendung gewesen. Er hatte sie gewarnt, sie könne nicht aufs College gehen, wenn sie so weitermache. Nun, das war ihr egal. Sie hatte gewusst, dass die einzige Möglichkeit, der Jauchegrube ihres Lebens zu entfliehen, das Militär war.

Doch beim Militär hatte sie vor den gleichen Problemen gestanden. Anfangs war es noch erträglich gewesen, da sie viel nachholen musste, um sich in Form zu bringen. Die Eignungstests hatten ergeben, dass sie in den Krankenpflegedienst wechseln sollte, was ein Witz war, weil sie bei diesen dummen Tests immer geschummelt

hatte. Doch sie hatte mitgespielt. Als Sanitäterin zu arbeiten, hörte sich gut an, besonders die Aussicht, selbstverantwortlich handeln zu können. Schließlich hatte sie sich für den Sanitätsdienst bei den Marines entschieden. Doch gleich nach ihrer Aufnahme war es nur noch bergab gegangen. Einige der Offiziere, mit denen sie zu tun gehabt hatte, waren Schwachköpfe gewesen, besonders damals in Kuwait, als 1991 ihr Bataillon gegen die irakische Invasion eingesetzt worden war. Ihr hatte es Spaß gemacht, Iraker zu erschießen, bis ihr Vorgesetzter ihr das Gewehr aus der Hand genommen hatte, als hätte sie nicht das Recht, sich zu vergnügen. Er sagte, sie habe sich um die Gesundheit der echten Männer zu kümmern. Gott, wie peinlich!

Ein Jahr später hatte sich die Sache in San Diego noch zugespitzt. Irgendein dämlicher Offizier war in die Bar gekommen, wo sie und andere Rekruten ein paar Bier kippten. Er hatte sich besoffen und angefangen zu fummeln, als sie sich gerade umgedreht hatte. Als ob das nicht schon gereicht hätte, hatte er sie eine »verdamnte Lesbe« genannt, weil sie sein Angebot abgelehnt hatte, an die Spitze von Point Loma rauszufahren und mit ihm eine Nummer zu schieben. Das war der Tropfen gewesen, der das Fass zum Überlaufen brachte, und Jazz hatte ihm mit ihrer Pistole ins Bein geschossen. Sie hatte nicht

speziell auf sein Bein gezielt, aber er hatte die Botschaft trotzdem verstanden. Das war allerdings auch das Ende ihrer militärischen Laufbahn gewesen, was ihr aber ohnehin schon egal war. Sie hatte die Nase voll.

Der Wechsel vom Militär aufs College war, als wäre sie vom Regen in die Traufe gekommen. Doch Jazz hatte durchgehalten. Sie hatte gedacht, eine Ausbildung als Krankenschwester wäre ideal, weil die immer gebraucht wurden und immer das Sagen hatten. Doch was die Vorgesetzten anging, entsprach die Wirklichkeit leider ihren alten Erfahrungen beim Militär, sodass sie gezwungen war, immer wieder die Stelle zu wechseln in der vergeblichen Hoffnung, dass es in einem anderen Krankenhaus besser sein würde. Doch das war es nie. Jetzt war auch das egal.

Als der Fahrstuhl beim oberen Parkdeck stehen blieb, stieg Jazz aus, drückte die Glastür auf und ging hinüber zu ihrem zweitliebsten Besitz, einem funkelneuen, glänzenden, onyxschwarzen H2 Hummer. Ehrfurchtsvoll strich sie mit dem Finger über die Seite und betrachtete sich im Vorbeigehen im Fenster. Außer der Windschutzscheibe waren alle Fenster so stark gefärbt, dass sie wie schwarze Spiegel aussahen. Bevor sie die Tür öffnete, trat sie zurück und betrachtete genießerisch ihren eckigen, gedrunenen, fast bedrohlich wirkenden Wagen, der

aussah wie eine Kampfmaschine, die auf ihren Einsatz auf den Straßen New Yorks wartete, Jazz stieg ein, warf die Sporttasche auf den Beifahrersitz, nahm ihr Blackberry-Handy aus der Manteltasche und legte es in ihren Schoß. Sie startete den Wagen. Das tiefe Brummen aus den Auspuffrohren erhöhte den Charme des Wagens noch. Sie musste lächeln – immer, wenn sie einstieg, bekam sie eine Gänsehaut. Das war ein Gefühl wie bei Koks, nur besser. Es erinnerte sie auch daran, wie einträglich der Tag gewesen war, an dem Mr Bob plötzlich auftauchte. Ganz schön dumm, dass sie noch immer nicht seinen vollständigen Namen wusste. Er hatte gemeint, er halte ihn aus Sicherheitsgründen geheim, was sie damals angezweifelt hatte, aber jetzt war es ihr egal. Bei diesem ersten Treffen hatte sie ihn aus dem Augenwinkel heraus gesehen und gedacht, dass er sie auch nur anmachen wollte. Aber es war ganz anders gekommen. Er hatte sie einfach mit »Doc JR« angesprochen, dem Spitznamen, den ihr die Wichsköpfe in ihrem ersten Bataillon gegeben hatten. Sie hatte den Namen schon mehrere Jahre nicht gehört und war überrascht gewesen. Sie hatte vermutet, dass Mr Bob ebenfalls bei den Marines gewesen war. Er hatte vor dem Krankenhaus in New Jersey auf sie gewartet, wo sie in der Spätschicht von fünfzehn bis dreiundzwanzig Uhr gearbeitet hatte, und gemeint, er habe ein

Angebot für sie, wenn sie daran interessiert sei, etwas dazuzuverdienen – na ja, nicht nur etwas, sondern ganz schön viel.

Jazz hatte gespürt, dass ihre Glückssträhne endlich begonnen hatte, und war in seinen H2 Hummer eingestiegen, der genauso ausgesehen hatte wie ihrer jetzt. Mit einem schnellen Blick ins Wageninnere hatte sie sich vergewissert, dass sonst niemand anderes drinsaß. Außerdem hatte sie die Hand in ihre Manteltasche gesteckt und den Griff ihrer Glock umfasst. Damals hatte die Waffe noch keinen Schalldämpfer gehabt, sodass sie sie problemlos hätte ziehen können. Im Falle eines Falles hätte sie Mr Bob einfach die Eier weggeschossen, wie sie es auch mit dem Marine Officer vorgehabt hatte. Von Drohungen hielt sie nichts. Die Waffe zu ziehen, hieß, sie auch zu benutzen.

Doch sie hatte sich keine Sorgen machen müssen. Mr Bob hatte sich ganz aufs Geschäftliche konzentriert. Sie waren in eine kleine, verrauchte Bar im Zentrum von Newark gegangen, wo Mr Bob sie wegen ihrer Erlebnisse beim Militär bemitleidet und sich sogar wegen ihrer Behandlung und ungerechtfertigten Entlassung entschuldigt hatte. Er hatte gemeint, genau wegen ihrer beispielhaften Einsatzbereitschaft habe man sie für einen wichtigen Auftrag ausgewählt und werde sie entsprechend dafür bezah-

len. Sie hatte erfahren, dass man – Jazz würde noch herausfinden müssen, wer mit »man« gemeint war – ihre einzigartigen Qualifikationen anerkannte, die für diese Aufgabe notwendig seien. Dann hatte er gefragt, ob sie Interesse habe.

Jazz lachte, als sie jetzt den Rückwärtsgang einlegte und losfuhr. Wie verrückt Mr Bob damals doch gewesen war, sie zu fragen, ob sie Interesse habe, ohne ihr genau zu erzählen, um was es eigentlich ging. Das hatte sie ihm auch so gesagt. Also war er endlich zur Sache gekommen: Sie bräuchten Leute wie Jazz, um gegen die Inkompetenz von Ärzten vorzugehen, die, wie er sich ausdrückte, überhand nahm, aber wegen des Zusammenhalts der verschworenen Ärzteschaft totgeschwiegen wurde. Diese Aussage hatte Jazz davon überzeugt, dass sie für diese Aufgabe bestens geeignet war. Sie konnte mit Recht beanspruchen, Expertin zu sein, wenn es darum ging, Inkompetenz zu erkennen, denn die war überall, wo sie schon gearbeitet hatte, zur Genüge vorhanden gewesen. Ihre Aufgabe würde es sein, ihm per E-Mail alle Vorkommnisse mit ungünstigem Ausgang mitzuteilen, besonders solche aus den Bereichen Anästhesie, Geburtshilfe und Neurochirurgie. Doch er betonte, dass man nicht wählerisch sei. Man wolle alles, was sie finden würde. Für ihre Mühe würde sie zweihundert Dollar pro

Fall erhalten, plus einen Bonus von tausend Dollar pro Fall, der als Kunstfehler vor Gericht landete, und weitere fünfhundert Dollar, wenn das Urteil zugunsten des Klägers ausfiel.

So hatte also alles angefangen. Mr Bobs Rat folgend, hatte sie von der Abend- auf die Nachtschicht gewechselt, was sich als leicht erwies, weil die Nachtschicht am unbeliebtesten war. Der Vorteil lag darin, dass in den frühen Morgenstunden weniger los war und sie viel leichter über die Flure huschen, Krankenakten durchforsten und Gerüchten nachgehen konnte als während der Tages- oder Abendschicht. Mr Bob hatte noch andere Tipps auf Lager, die man, wie er sagte, in jahrzehntelanger Praxis gesammelt hatte. Jazz würde einer weitläufigen, aber im Verborgenen operierenden Elitetruppe beitreten.

Jazz war von Anfang an Feuer und Flamme gewesen. Die Heimlichtuerei im Dienst hatte ihren Reiz; von nun an machte ihr die Arbeit sogar Spaß. Das Geld wurde auf ein Auslandskonto überwiesen, das von »ihnen« eingerichtet worden war – wer auch immer sie waren. Das Konto füllte sich mit rasender Geschwindigkeit. Alles steuerfrei. Das einzige Problem war, dass sie in die Karibik fliegen musste, um das Geld abzuheben, was sie aber kaum als Belastung empfand.

Doch nach vier Jahren und mehrmaligem Wechsel in verschiedene Krankenhäuser, zuletzt ins St. Francis in Queens, kam es noch besser. Mr Bob tauchte wieder auf und sagte, wegen ihrer hervorragenden Arbeit sei sie zusammen mit einer ausgewählten Gruppe in der Hierarchie der Untergrundspezialeinheit aufgestiegen. Sie werde jetzt mit einer wichtigeren Aufgabe betraut und beträchtlich mehr Geld verdienen. Gleichzeitig werde die Geheimhaltungsstufe heraufgesetzt, und sie werde an der streng geheimen Operation mit dem Codenamen »Winnow« teilnehmen.

Jazz erinnerte sich, dass Mr Bob gelacht und gesagt hatte, er könne nichts für den Namen, der ihn an »minnow« erinnere, was die Bezeichnung für einen unbedeutenden Menschen war. Doch er hörte ganz schnell wieder auf zu lachen und betonte erneut, wie wichtig die Geheimhaltung sei. »Die Sanktionen, die Sie durchführen, dürfen keine Wellen schlagen«, hatte er gesagt und gefragt, ob sie verstehe, was er meine. Natürlich hatte sie verstanden.

Mr Bob erklärte, dass es jetzt um etwas ganz anderes ging als bei den Kunstfehlern, bezüglich derer sie aber weiterhin Informationen sammeln sollte. Mit der Operation Winnow würde sie per E-Mail den Namen eines Patienten erhalten. Anschließend würde sie unter genaues-

ter Einhaltung eines Verfahrensablaufs eine Sanktion an dem Patienten durchführen.

Einen Moment lang hatten beide geschwiegen. Zunächst hatte Jazz seine Worte nicht nachvollziehen können. Sie war verwirrt gewesen von dem Begriff »Sanktion«, bis es ihr schließlich gedämmert hatte und sie vor Vorfreude erschauerte.

»Diese Vorgehensweise wurde von genialen Profis erdacht und ist todsicher«, hatte Mr Bob betont. »Es gibt keine Möglichkeit, die Sache zu entdecken, aber Sie müssen genau den Anweisungen folgen. Verstehen Sie mich?«

»Natürlich verstehe ich Sie«, hatte Jazz geantwortet. Was glaubte er denn? Dass sie dumm sei?

»Sind Sie daran interessiert, bei der Truppe mitzumachen?«

»Ja, das bin ich«, hatte sie geantwortet. »Aber Sie haben noch nichts von der Bezahlung gesagt.«

»Fünftausend pro Fall.«

Jazz hatte gelächelt. Daran zu denken, fünftausend Dollar zu erhalten, um etwas zu tun, das sie als Herausforderung betrachtete und das ihr Spaß machte, war fast zu schön, um wahr zu sein. Und es war sogar noch besser gekommen als gedacht: Nach den ersten fünf Aufträgen, die sie dank des strengen Verfahrensablaufs problemlos

erledigt hatte, war Mr Bob mit dem schwarzen Hummer aufgetaucht.

»Ein Zeichen unserer Wertschätzung«, hatte er erklärt und ihr die Schlüssel und Fahrzeugpapiere überreicht. »Nehmen Sie ihn als unsere Antwort auf den pinkfarbenen Cadillac, den diese Kosmetikfirma verschenkt. Genießen Sie ihn in vollen Zügen!«

Jazz fuhr vom Parkhaus des Fitnessstudios auf die Columbus Avenue. An der ersten roten Ampel schaltete sie ihr Blackberry ein. Aus Erfahrung wusste sie, dass der Empfang in der Garage sehr schlecht war. Aber da war sie – eine neue Nachricht von Mr Bob. Voller Aufregung öffnete sie die Mitteilung. Sie enthielt wieder einen Namen!

»Ja!«, rief Jazz und stieß in Siegermanier die Faust in die Luft. Doch dieser Ausbruch dauerte nicht lange, und wie sie es in ihrer Militärausbildung gelernt hatte, ermahnte sie sich, ganz ruhig zu bleiben. Dass ihr schon wieder ein Name geschickt wurde, nachdem sie den letzten erst am Abend zuvor erhalten hatte, hieß, dass eine neue Serie begonnen hatte. Sie erhielt die Namen zwar in unregelmäßigen Abständen, aber wenn sie welche erhielt, dann immer geballt. Warum das so war, wusste sie nicht.

Jazz streckte den Arm aus und legte das Blackberry aufs Armaturenbrett oberhalb des Handschuhfachs. Da-

durch abgelenkt, reagierte sie nicht sofort, als die Ampel auf Grün schaltete. Das Taxi rechts von ihr fuhr ruckartig an, weil es sich auf Jazz' Spur vordrängeln wollte, um einem anderen, auf seiner eigenen Spur stehenden Taxi auszuweichen. Jazz drückte aufs Gaspedal und jagte ihren Achtzylindermotor auf volle Touren hoch. Sie schoss nach vorn und hatte das Taxi in null Komma nichts eingeholt, sodass der Fahrer kräftig auf die Bremse treten musste. Jazz hob den Mittelfinger.

Nach ein paar weiteren Gefechten mit Taxis entlang der Central Park South fuhr sie auf die East Side und von dort nach Norden auf die Madison Avenue zum Manhattan General Hospital. Um Viertel nach zehn hatte sie das riesige Parkhaus erreicht. Ein weiterer Vorteil der Nachtschicht war die große Zahl freier Parkplätze gleich am Eingang zum Krankenhaus auf Höhe des ersten Stocks. Jazz schnappte sich ihr Blackberry, steckte es in ihre linke Manteltasche, überquerte die Fußgängerbrücke und betrat das Krankenhaus.

Wie geplant, war sie etwas früh dran. Sie ging direkt in den fünften Stock, wo sie arbeitete. Hier, in der Allgemeinchirurgie, ging es immer geschäftig zu. Nachdem sie ihren Mantel sicher verstaut hatte, setzte sie sich an einen der Computer und tippte beiläufig »Darlene Morgan« ein. Die Stationsschwester von der Abendschicht

packte ein paar Sachen zusammen, um Feierabend machen zu können, und achtete nicht auf sie.

Jazz registrierte erfreut, dass Darlene Morgan in Jazz' Abteilung auf Zimmer 629 lag, was die Aufgabe wesentlich leichter machte. Sie konnte zwar in ihren Pausen und während der Essenszeit jederzeit auf andere Stockwerke gehen, aber es bestand immer die leise Gefahr, Aufmerksamkeit zu erregen.

Sie nahm den Fahrstuhl nach unten ins Erdgeschoss, wo sie in die Notaufnahme ging. Wie üblich, herrschte hier das reine Chaos, zudem war abends immer mehr los als tagsüber. Im Wartebereich drängelten sich Menschen und schreiende Babys, die wegen aller möglichen Krankheiten und Verletzungen hier waren. Auf dieses Chaos vertraute Jazz. Niemand wunderte sich, wenn sie ins Lager ging, wo die Infusionsflaschen aufbewahrt wurden. Obwohl sie nicht erwartete, gestört zu werden, selbst wenn jemand sie sah, blickte sie sich um. Es war ein Reflex. Doch niemand achtete auf sie, als sie aus einem Karton eine Ampulle mit konzentriertem Kaliumchlorid herausnahm und in ihre Kitteltasche gleiten ließ. Wie Mr Bob gesagt hatte, würde in diesem Trubel auf der Notaufnahme niemand eine Ampulle vermissen.

Der erste Teil des Auftrags war erledigt. Jazz ging wieder nach oben, um auf den Übergabebericht und den

Beginn ihrer Schicht zu warten. Eher aus Neugier als aus einem anderen Grund zog sie Darlene Morgans Krankenakte heraus, um zu sehen, ob sich darin etwas Interessantes oder Erklärendes fand. Aber für ihren Auftrag war das natürlich egal.

»Mami, ich will, dass du heute Abend nach Hause kommst«, winselte Stephen.

Darlene Morgan tätschelte den Kopf ihres achtjährigen Sohnes und wechselte einen besorgten Blick mit ihrem Mann Paul. Stephen war groß für sein Alter und benahm sich manchmal richtig erwachsen. Das war aber im Moment nicht der Fall. Er war völlig aufgelöst, weil seine Mutter im Krankenhaus war, und wollte ihre Hand nicht loslassen. Darlene war überrascht, als Paul mit dem Kleinen im Schlepptau aufgekreuzt war, weil die Vorschriften besagten, dass Kinder unter zwölf Jahren nicht zum Besuch mitgebracht werden durften. Stephen war zwar groß, sah aber nicht wie zwölf aus. Doch Paul hatte erklärt, dass Stephen gebettelt habe, mitkommen zu dürfen, bis Paul eingewilligt und sich gedacht hatte, dass es ein Leichtes sein müsste, diese Altersvorschrift zu umgehen, und die Stationsschwestern sicher ein Auge zudrücken würden.

Zuerst war Darlene froh gewesen, Stephen zu sehen, doch jetzt machte sie sich Sorgen, dass er einen Wutan-

fall bekommen würde, wenn Paul das Thema Abschied falsch anging. Paul versuchte seit einer halben Stunde zu gehen und war verständlicherweise frustriert. Mit einigen Schwierigkeiten konnte Darlene ihre Hand aus der ihres Sohnes lösen, legte einen Arm um dessen Hüfte und zog ihn zu sich an die Seite ihres Bettes.

»Stephen«, begann sie sanft. »Erinnerst du dich, dass wir gestern schon darüber geredet haben? Mama musste sich operieren lassen.«

»Warum?«

Darlene sah zu Paul auf, der die Augen verdrehte. Beide wussten, dass die Situation auf Stephen bedrohlich wirken musste und er nicht so schnell klein begeben würde. Darlene hatte ihm am Wochenende alles erklärt, doch scheinbar hatte er nichts davon verstanden.

»Ich musste mein Knie reparieren lassen«, fuhr Darlene fort.

»Warum?«

»Erinnerst du dich an letzten Sommer, als ich mir beim Tennis mein Knie verletzt habe? Dort ist ein Band gerissen. Der Arzt musste mir ein neues drannmachen. Jetzt muss ich über Nacht hier bleiben. Morgen Abend komme ich nach Hause, ja?«

Stephen mied den Blick seiner Mutter und drehte eine Ecke des Bettlakens zwischen seinen Fingern.

»Stephen, du müsstest schon längst im Bett liegen. Du musst mit Papa nach Hause, und wenn du aufwachst, ist der Tag, an dem ich nach Hause komme.«

»Ich will, dass du heute Abend nach Hause kommst!«

»Das weiß ich«, beruhigte ihn Darlene. Sie beugte sich hinüber und umarmte ihn. Doch dann zuckte sie zusammen und stöhnte leise, weil sie das operierte Bein zu sehr bewegt hatte. Es war in einem Apparat mit Motor fixiert, der langsam, aber kontinuierlich das Gelenk beugte.

Paul trat ans Bett und legte die Hände auf die Schultern seines Sohnes, der sich bereitwillig vom Bett fortziehen ließ. Er hatte seine Mutter stöhnen hören.

»Alles in Ordnung?«, fragte Paul seine Frau.

»Ja«, stöhnte sie und legte sich wieder gerade hin. »Ich muss nur das Bein stillhalten.« Sie schloss die Augen und atmete tief durch. Der Schmerz ließ nach.

Paul nickte in Richtung des Geräts. »Das ist schon ein aufwändiges Ding. Zum Glück sind wir diesen Herbst zu AmeriCare gewechselt. Ansonsten hätte die Operation unser Bankkonto gesprengt.«

»Du willst doch damit nicht sagen, dass ich den Eingriff nicht hätte machen lassen sollen, oder?«

»Nein, so ein Quatsch! Ich denke nur, unsere alte Versicherung hätte nicht alles übernommen. Erinnerst du dich an die komplizierten Teilübernahmeregeln und

an den ganzen Unsinn, den wir jedes Mal ausfüllen mussten, wenn wir was beantragt haben? Hey, ich bin doch nur froh, dass alles bezahlt wird.«

Das kleine Intermezzo mit der Schmerzattacke schien eine große Wirkung auf Stephen zu haben. Jedenfalls überzeugte es ihn, dass seine Mutter im Krankenhaus bleiben musste. Schon ein paar Minuten später, als Paul wiederholte, dass sie jetzt gehen müssten, ließ er sich problemlos nach draußen führen.

Und plötzlich war Darlene alleine. Während des Abends war auf dem Flur immer Betrieb gewesen, doch jetzt herrschte Stille. Niemand ging an ihrer offenen Tür vorbei. Was sie nicht wusste, war, dass alle Pfleger und Pflegehelfer von der Abend- und der Nachtschicht im Schwesternzimmer saßen, wo die Übergabebesprechung stattfand. Aus der Ferne war nur das leise Piepsen eines Herzüberwachungsgeräts zu hören.

Darlene ließ ihren Blick durchs Zimmer schweifen, über die schlichte Einrichtung, den Blumenstrauß von Paul auf der Kommode, die selleriegrüne Farbe der Wände und den gerahmten Druck von Monet. Sie erschauerte bei dem Gedanken, welche Kämpfe um Leben und Tod sich in diesen vier Wänden schon abgespielt haben mochten, doch sie versuchte ganz schnell, an etwas anderes zu denken. Das war nicht leicht. Darlene

mochte keine Krankenhäuser, und außer zur Geburt ihres Sohnes war sie noch nie in einem gewesen. Aber die Geburt hatte mit Glück und Vorfreude zu tun gehabt. Jetzt war die Situation ganz anders und schüchterte sie ein.

Sie drehte den Kopf und blickte nach oben, wo die Infusionsflüssigkeit geräuschlos von der Flasche in einen ausgebeulten Bereich des Schlauchs tropfte. Das hatte etwas Hypnotisierendes, und nach ein paar Minuten hatte sie schon Mühe, den Blick wieder abzuwenden. Das Beruhigende war, dass an dem Infusionsschlauch eine kleine Pumpe mit Morphinum hing, was hieß, dass sie sich in gewisser Weise selbst das Medikament verabreichen konnte. Bisher hatte sie es nur zweimal getan.

Über dem Fußende ihres Bettes hing ein Fernseher, den sie einschaltete, um sich nicht ganz alleine zu fühlen. Es lief das lokale Abendprogramm. Sie drehte den Ton ab, weil sie nur zuschauen wollte, denn sie fühlte sich noch ziemlich mitgenommen von der Narkose am Morgen und den Schmerzmitteln. Das Gerät bog unaufhörlich ihr Bein, das ihr jedoch wie außerhalb ihrer selbst liegend vorkam, als gehörte es jemand anderem.

Eine Stunde verging in einem Zustand irgendwo zwischen Wachen und Schlafen – mehr in Richtung Schlafen, wenn sie es schaffte, still zu liegen, und mehr in Richtung Wachen, wenn sie zufällig ihr Bein bewegte.

Nur am Rande bekam sie mit, dass die Lokalnachrichten zu Ende waren und die Letterman-Show begonnen hatte.

Irgendwann wurde Darlene von einer Schwesternhelferin wachgerüttelt. Sie biss die Zähne zusammen, weil sie ihre Schenkelmuskeln vor Schreck verkrampft hatte.

»Haben Sie seit der Operation schon Wasser gelassen?«, fragte die Schwesternhelferin, eine übergewichtige Frau mit strähnigem, rotem Haar.

Darlene versuchte nachzudenken. Eigentlich konnte sie sich nicht daran erinnern, was sie auch zum Ausdruck brachte.

»Ich glaube, Sie hätten sich erinnert, wenn Sie Wasser gelassen hätten. Also müssen Sie es jetzt tun. Ich hole die Bettpfanne.« Die Schwesternhelferin kam mit der Edelstahlpfanne zurück und stellte sie auf den Bettrand neben Darlenes Hüfte.

»Ich muss nicht«, wehrte sich Darlene. Sie hatte absolut keine Lust, sich zu bewegen, um sich die Bettpfanne unterschieben zu lassen. Schon der Gedanke daran ließ sie zusammenzucken. Der Chirurg hatte gesagt, es könnte nach der Operation etwas unangenehm werden. Was für eine Untertreibung!

»Sie müssen aber Wasser lassen«, behauptete die Schwesternhelferin und blickte auf ihre Uhr, als hätte sie keine Zeit für Diskussionen.

Das Verhalten der Schwesternhelferin in Kombination mit der Wirkung von Narkose und Schmerzmitteln sorgten dafür, dass Darlene in Rage geriet. »Lassen Sie die Bettpfanne da, ich mache das später.«

»Nein, Sie tun es jetzt. Ich habe meine Anweisungen von oben.«

»Dann sagen Sie denen da oben, wer auch immer das ist, dass ich es später tue.«

»Ich hole die Krankenschwester, und ich kann Ihnen schon jetzt sagen, dass sie Widerspenstigkeit nicht duldet.«

Die Schwesternhelferin verschwand wieder. Darlene schüttelte den Kopf und schob die eiskalte Bettpfanne zur Seite. »Widerspenstigkeit« war ein Wort, das sie mit der Grundschule in Verbindung brachte.

Fünf Minuten später platzte die Krankenschwester mit der Schwesternhelferin im Schlepptau ins Zimmer. Darlene erschrak. Anders als die Schwesternhelferin war die Krankenschwester groß und schlank und hatte exotische Augen. Sie stemmte die Hände in die Hüfte und beugte sich über Darlene. »Die Schwesternhelferin sagt, Sie würden sich weigern, Wasser zu lassen.«

»Ich weigere mich nicht. Ich habe gesagt, ich würde es später tun.«

»Sie tun es jetzt oder wir legen Ihnen einen Katheter. Ich denke, Sie wissen, was das bedeutet.«

Ja, Darlene hatte eine Ahnung davon, und es erschien ihr ganz und gar nicht verlockend. Die Schwesternhelferin ging um das Bett herum auf die andere Seite. Darlene fühlte sich bedrängt.

»Nun sind Sie dran«, meinte die Krankenschwester, als Darlene nicht antwortete. »Ich würde Ihnen raten, ganz schnell Ihren Hintern hochzuheben.«

»Ein bisschen Einfühlungsvermögen könnte nicht schaden«, schlug Darlene vor, als sie die Hände neben ihre Hüften legte und langsam ihren Hintern nach oben stemmte.

»Ich habe zu viele Patienten, um noch einführend sein zu können, wenn's nur ums Wasserlassen geht«, erwiderte die Krankenschwester. Sie überprüfte die Infusion, während die Schwesternhelferin die Bettpfanne unterschob.

Darlene seufzte erleichtert. Sich auf die Bettpfanne zu setzen, war gar nicht so schlimm gewesen, wie sie gedacht hatte. Nur das kalte Metall war unangenehm. Wasser zu lassen, war eine andere Sache. Sie musste sich erst ein paar Minuten konzentrieren. In der Zwischenzeit hatten die Krankenschwester und die Schwesternhelferin das Zimmer verlassen. Schließlich kam mehr Urin, als Darlene erwartet hatte; es war also gut gewesen, dass die beiden sie so bedrängt hatten. Aber gleichzeitig erinnerte es sie daran, dass sie Krankenhäuser nicht mochte.

Als sie fertig war, musste sie warten. Sie konnte ihr Becken problemlos vor und zurück bewegen, doch um die Bettpfanne vorzuziehen, würde sie eine Hand von der Matratze nehmen müssen. Das hieß angespannte Muskeln und schmerzende Knie. Also wartete sie. Doch nach fünf Minuten tat ihr der Rücken weh. Deswegen biss sie die Zähne zusammen und schaffte es auch, die Bettpfanne vorzuziehen. Und prompt ließen sich die Schwesternhelferin und die Krankenschwester auch wieder blicken.

Während sich die Schwesternhelferin um die Bettpfanne kümmerte, reichte die Krankenschwester Darlene eine Schlaftablette und einen kleinen Plastikbecher mit Wasser.

»Ich glaube nicht, dass ich sie brauche«, lehnte Darlene ab. Bei den vielen Medikamenten, die sie bereits intus hatte, fühlte sie sich ohnehin schon, als würde sie schweben.

»Nehmen Sie sie«, wies die Krankenschwester sie an. »Die hat Ihnen Ihr Arzt verordnet.«

Darlene sah der Krankenschwester ins Gesicht. Sie hätte nicht sagen können, ob sie den Blick dieser Frau als kalt, gelangweilt oder verächtlich empfand. Auf jeden Fall war er hier nicht angebracht, und Darlene fragte sich, warum diese Frau Krankenschwester geworden war. Darlene nahm die Tablette in den Mund und spülte sie

mit dem Wasser hinunter. »Sie könnten ruhig ein bisschen freundlicher sein«, meinte sie, als sie ihr den Becher zurückgab.

»Die Menschen bekommen das, was sie verdienen«, erwiderte die Krankenschwester und zerknüllte den Becher in ihrer Hand. »Ich schaue nachher noch mal rein.«

Nur keine Umstände, dachte Darlene, sagte es aber nicht. Stattdessen nickte sie nur, als die beiden das Zimmer verließen. In dem Wissen, dass sie hilfsbedürftig und verletzlich war, wollte sie sich nicht ins eigene Fleisch schneiden. Mit der Maschine, in der ihr Bein gebeugt wurde, und den Schmerzen, die sie spürte, sobald sie ihr Knie bewegte, war sie nun einmal aufs Pflegepersonal angewiesen.

Darlene verabreichte sich eine Dosis des Schmerzmittels, um dieses unangenehme Gefühl nach der Qual mit der Bettpfanne zu lindern. Es dauerte nicht lange, bis sie wieder ruhig wurde und der Ärger über den Streit mit der Krankenschwester und der Schwesternhelferin verpufft war. Das Wichtigste war, dass sie die Operation hinter sich hatte. Die Angst vom Vorabend war Vergangenheit. Jetzt befand sie sich auf dem Weg der Besserung, und laut dem, was der Arzt gesagt hatte, würde sie in etwa sechs Monaten schon wieder Tennis spielen können.

Übergangslos fiel Darlene in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Sie merkte nicht, wie die Zeit verging, bis sie ab-

rupt von einem stechenden Schmerz geweckt wurde, der in ihrem linken Arm nach oben raste. Sie stöhnte laut und riss die Augen weit auf. Der Fernseher war ausgeschaltet, das Zimmer wurde nur von einer düsteren Nachtlampe erleuchtet, die unten an der Wand angebracht war. Einen Augenblick lang wusste Darlene nicht, wo sie war. Als sich der Schmerz bis in die Schulter ausbreitete, streckte sie die Hand nach dem Notschalter aus, doch ihr Handgelenk wurde festgehalten. Als sie die Augen öffnete, stand neben ihrem Bett eine weiße Gestalt, deren Gesicht im Schatten nicht zu erkennen war. Darlene öffnete den Mund, um zu sprechen, doch die Worte blieben in ihrem Hals stecken. Es wurde noch dunkler um sie, das Zimmer begann sich zu drehen, dann stürzte Darlene in einen dunklen Abgrund.

Kapitel 6

»Shelly, pass auf!«, rief Laurie. »Stopp!« Zu ihrem Entsetzen rannte ihr Bruder in vollem Tempo auf einen See zu, dessen Ufer mit tödlichem Schlamm gesäumt war. Sie konnte es einfach nicht glauben. Sie hatte ihn vor der Gefahr gewarnt, aber er wollte einfach nicht hören. »Shelly, stopp!«, wiederholte sie, so laut sie konnte.

Von Panik darüber gepackt, dass sie die sich anbahnende Katastrophe nicht verhindern konnte, rannte Laurie ebenfalls los. Obwohl ihr hundertprozentig klar war, dass sie nicht mehr würde helfen können, falls Shelly im Schlamm versank, konnte sie nicht einfach stehen bleiben und zusehen, wie sich die Tragödie vor ihren Augen abspielte. Während sie rannte, blickte sie sich hektisch nach einem langen Stock oder einem Balken um, an dem sich ihr Bruder notfalls festhalten konnte, doch in der kahlen Landschaft gab es nur nackte Felsen.

Doch plötzlich blieb Shelly drei Meter vor dem treibsandartigen Ufer stehen und drehte sich zu Laurie um. Er lächelte genauso, wie er immer gelächelt hatte, als sie noch Kinder gewesen waren.

Keuchend, aber erleichtert blieb auch Laurie stehen. Sie wusste nicht, ob sie froh oder wütend sein sollte. Doch bevor sie etwas sagen konnte, drehte sich Shelly wieder um und rannte weiter.

»Nein!«, rief Laurie. Doch diesmal erreichte Shelly den See und rannte so weit hinein, wie er konnte, bevor seine Beine im Morast versanken. Er drehte sich um, lächelte aber nicht mehr. Panik sprach aus seinem Gesicht. Er streckte den Arm nach Laurie aus, die am trockenen Ufer stehen geblieben war und nach einem Gegenstand suchte, den sie nach ihm ausstrecken konnte. Doch da war nichts. Schnell und erbarmungslos verschlang der Schlamm ihren Bruder, der seine flehenden Augen auf sie gerichtet hatte, bis nur noch eine Hand vergebens in die Luft ragte. Schließlich war auch sie verschwunden.

»Nein, nein, nein!«, rief Laurie, doch ihre Stimme wurde von einem schrillen Klingeln übertönt, das sie aus ihrem Schlaf riss. Schnell streckte sie die Hand aus, brachte ihren alten Wecker zum Schweigen und ließ sich wieder aufs Bett fallen. Keuchend und schwitzend blickte sie an die Decke. Es war ein vertrauter Albtraum gewesen, den sie schon seit mehreren Jahren nicht mehr gehabt hatte.

Sie setzte sich auf und schwang die Füße aus dem Bett. Sie fühlte sich furchtbar. Sie war in der Nacht viel zu lan-

ge aufgeblieben und hatte wie unter Zwang ihre Wohnung in Schuss gebracht. Sie hatte gewusst, dass es dumm war, um diese Uhrzeit zu putzen, aber es war wie eine Therapie für sie gewesen. Die echten und die sprichwörtlichen Spinnweben hatten beseitigt werden müssen.

Wie sehr sich doch ihr Leben in achtundvierzig Stunden geändert hatte! Obwohl sie darauf vertraute, dass ihre Freundschaft mit Jack immer eng bleiben würde, war ihre Intimbeziehung möglicherweise vorbei. Sie musste realistisch bleiben, was ihre Bedürfnisse und seine Wirklichkeit anging. Darüber hinaus machte sie sich Sorgen um die Gesundheit ihrer Mutter, aber auch um ihre eigene.

Sie stand auf und ging in das winzige Badezimmer, wo sie mit der Morgenroutine begann: duschen, Haare waschen und föhnen, das bisschen Schminke auflegen, an das sie sich mittlerweile gewöhnt hatte – ein Hauch Rouge, etwas Lidschatten und einen unauffälligen Lippenstift. Als sie fertig war, blickte sie sich im Spiegel an – und war alles andere als zufrieden mit sich. Sie wirkte müde und gestresst, obwohl sie versuchte, es zu verbergen, aber selbst etwas mehr Rouge und ein paar Tupfer Abdeckcreme schufen keine wirkliche Abhilfe.

Laurie hatte – abgesehen von der kurzen Bulimie-Phase während ihrer Zeit an der Highschool – noch nie

gesundheitliche Probleme gehabt und Gesundheit immer als etwas Selbstverständliches betrachtet. Doch nun hatte die bedrohliche Aussicht, dass sie den Marker für die BRCA1-Mutation in sich tragen könnte, plötzlich alles verändert. Der Gedanke war beängstigend, dass sich das Erbgut in jeder einzelnen ihrer Billionen von Zellen heimlich zu einem genetischen Komplott verabreden könnte. Sie hatte gehofft, dass die Recherche vom Vorabend sie beruhigen würde, aber dem war nicht so gewesen. Jetzt wusste sie zwar vom akademischen Standpunkt aus viel über das BRCA1-Problem – nämlich dass das Gen normalerweise als Tumorchemmer diene –, aber in seiner mutierten Form das Gegenteil bewirkte, doch leider waren die theoretischen Informationen keine große Hilfe, wenn sie das Thema von der persönlichen Seite aus betrachtete und vor allem mit ihrem Wunsch nach Kindern in Einklang zu bringen versuchte. Sich prophylaktisch die Brüste abnehmen zu lassen, war schrecklich genug, aber noch schlimmer war, auch noch ihre Eierstöcke zu verlieren. Das hieß Kastration. Denn zu ihrem Schrecken hatte sie auch noch gelesen, dass sie mit diesem BRCA1-Marker nicht nur ein erhöhtes Risiko in sich trug, vor dem achtzigsten Lebensjahr an Brustkrebs zu erkranken, sondern auch eine höhere Wahrscheinlichkeit, Eierstockkrebs zu bekommen! Mit anderen Worten, ihre

biologische Uhr tickte sogar noch lauter und schneller, als sie gedacht hatte.

Das war alles ziemlich deprimierend, und es raubte ihr den Schlaf. Die Frage war: Sollte sie sich auf den BRCA1-Marker hin testen lassen? Sie wusste es nicht. Mit Sicherheit würde sie sich nicht die Eierstöcke herausnehmen lassen, jedenfalls nicht, bevor sie ein Kind hatte. Und die Brüste? Sie glaubte, dass sie einer Amputation ebenfalls nicht zustimmen würde. Worin lag also der Sinn eines Tests? Das war die typische Zwickmühle bei modernen Gentests – entweder es gab keine Behandlungsmöglichkeiten für die Krankheit, auf die hin untersucht wurde, oder sie waren abschreckend grausam.

Nach einem schnellen Frühstück aus Obst und Müsli verließ sie die Wohnung nur eine Viertelstunde später, als sie ursprünglich vorgehabt hatte. Mrs Engler enttäuschte sie nicht. Wie auf Bestellung öffnete sie die Tür einen Spaltbreit und blickte sie mit blutunterlaufenen Augen an, während Laurie mehrmals auf den Fahrstuhlknopf drückte in der Hoffnung, dass der Aufzug schneller käme. Laurie lächelte und winkte Mrs Engler zu, die jedoch nur wieder die Tür schloss.

Der Weg über die First Avenue verlief eher langweilig. Es war wieder kälter geworden als die Tage zuvor, doch Laurie versuchte erst gar nicht, ein Taxi anzuhalten.

Sie hatte den Mantel bis obenhin geschlossen, sodass ihr schön warm war. Sie genoss auch die Ablenkung, die ihr die pulsierende Stadt bot. Deren einzigartige Dynamik sorgte dafür, dass sie ihre Probleme wenigstens für den Moment vergessen konnte. Stattdessen dachte sie an den McGillan-Fall und hoffte, dass sie bald von Maureen die Objektträger und von Peter einen Bericht erhalten würde. Und was für Fälle würde sie heute vorgelegt bekommen? Sie hoffte, sie würden sie genauso in Anspruch nehmen und ablenken wie der McGillan-Fall.

Laurie betrat das Gerichtsmedizinische Institut durch den Vordereingang. Anders als am Tag zuvor waren die Eingangshalle und links der Verwaltungsbereich leer. Laurie winkte Marlene Wilson zu, der Frau am Empfang, die in der morgendlichen Ruhe ihre Zeitung durchblätterte. Sie winkte zurück, während sie mit der anderen Hand den Knopf drückte, um Laurie in den ID-Raum einzulassen. Schon während Laurie eintrat, streifte sie sich den Mantel ab.

Zwei der dienstälteren Gerichtsmediziner, Kevin Southgate und Arnold Besserman, saßen in den beiden braunen Vinylclubsesseln. Beide winkten Laurie zu, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen. Laurie winkte zurück. Ihr fiel auf, dass Vinnie Amendola nicht auf seinem Stammplatz saß, wo er sich immer hinter seiner Zeitung ver-

steckte. Sie ging zum Schreibtisch, wo Riva die über Nacht hereingekommenen Fälle überprüfte, um diejenigen auszuwählen, bei denen eine Obduktion vorgenommen werden sollte, und sie unter den Ärzten zu verteilen. Riva hob den Kopf und blickte Laurie über den Rand ihrer Brille hinweg an. »Hast du letzte Nacht etwas mehr geschlafen?«, fragte sie lächelnd.

»Kein bisschen«, gab Laurie zu. »Ich habe bis fast zwei Uhr die Wohnung geputzt.«

»So weit war ich auch schon mal«, kicherte Riva verständnisvoll. »Was war im Krankenhaus los?«

Laurie erzählte ihr von ihrem Besuch und dass es ihrer Mutter gut gehe. Sie erwähnte auch kurz ihren Vater, aber nichts von der Sache mit dem BRCA1-Gen.

»Jack ist schon unten in der Grube«, erwähnte Riva.

»Das dachte ich mir, als ich Vinnie nicht hinter seiner Sportseite entdeckt habe.«

Riva schüttelte den Kopf. »Ich bin um halb sieben hier gewesen, da hatte Jack schon in den Fällen rumgewühlt. Das ist doch echt übertrieben. Ich habe ihm gesagt, er soll endlich mal anfangen zu leben.«

Laurie lachte. »Das dürfte gegessen haben.«

»Ich habe ihm auch von deiner Mutter erzählt. Ich hoffe, das war in Ordnung. Er hatte gestern Nachmittag gefragt, wo du warst. Scheinbar hat er bei uns im Büro vor-

beigeschaut, nachdem du ins Krankenhaus gegangen bist und während ich mit Calvin geredet habe.«

»Schon in Ordnung«, beruhigte Laurie sie. »Nachdem man es mir erzählt hat, ist es ja kein Geheimnis mehr.«

»Verstehe«, meinte Riva. »Was ich aber nicht verstehe, ist, warum es dir deine Mutter nicht erzählen wollte. Na ja, Jack war jedenfalls sehr betroffen, das hat man gemerkt.«

»Hat er irgendwas Besonderes gesagt?«

»Nichts über deine Mutter. Er war ein paar Minuten ganz ruhig, was ja ganz untypisch für ihn ist.«

»Was für einen Fall bearbeitet er gerade?«, erkundigte sich Laurie.

»Einen ganz hässlichen«, antwortete Riva. »Jack ist wunderbar, das muss ich ihm hoch anrechnen. Je schwieriger ein Fall emotional oder technisch ist, desto lieber ist er ihm. Der jetzige ist von der emotionalen Seite her sehr belastend. Es ist ein viermonatiges Baby mit Schürfwunden, das tot in die Notaufnahme gebracht wurde. Die Leute dort waren ziemlich aufgebracht, weil die Eltern gesagt hatten, dass sie keine Ahnung hätten, wie das passiert sei. Die Polizei wurde eingeschaltet, und jetzt sitzen die Eltern im Knast.«

»Oh Gott!« Laurie erschauerte. Trotz ihrer dreizehnjährigen Erfahrung als Gerichtsmedizinerin hatte sie im-

mer noch Probleme bei Obduktionen von Kindern, besonders von Säuglingen und in Missbrauchsfällen.

»Ich war ein bisschen ratlos, als ich den Ermittlungsbericht gelesen habe«, gab Riva zu. »Es stand außer Zweifel, dass das Kind obduziert werden musste, aber es war niemand da, den ich so wenig mochte, dass ich ihm den Fall aufdrücken wollte.«

Laurie versuchte zu lachen, weil sie wusste, dass Riva es als Witz meinte, doch sie brachte nur ein Lächeln zustande. Riva mochte jeden, und jeder mochte Riva. Laurie wusste auch, dass Riva den Fall selbst übernommen hätte, wäre nicht Jack freiwillig eingesprungen.

»Bevor Jack nach unten gegangen ist, hat er noch einen anderen Fall erwähnt«, fuhr Riva fort, während sie die Akten hin- und herschob und eine herauszog. »Er hat gesagt, er hatte auf dem Weg in die Grube sein übliches informelles Tête-à-Tête mit Janice, bei dem sie ihm erzählt hat, es hätte einen weiteren Fall aus dem Manhattan General gegeben, der dem McGillan-Fall auffallend ähnlich sei. Er meinte, dass du ihn vielleicht haben willst. Hast du Interesse? Soll ich ihn dir geben?«

»Ja, klar!« Laurie runzelte die Stirn, als sie die Akte entgegennahm und darin den Ermittlungsbericht suchte. Die Patientin hieß Darlene Morgan. Alter: sechsunddreißig.

»Sie hatte einen achtjährigen Sohn«, erzählte Riva.
»Was für eine Tragödie für das Kind!«

»Du meine Güte!«, stöhnte Laurie, während sie den Bericht überflog. »Klingt ähnlich – verdammt ähnlich.«
Sie blickte auf. »Weißt du, ob Janice noch hier ist?«

»Keine Ahnung. Sie war da, als ich am Pressebüro vorbeigegangen bin, aber das war noch vor halb sieben.«

»Ich werde nachsehen«, meinte Laurie. »Danke für den Fall.«

»Keine Ursache«, erwiderte Riva, doch Laurie hatte sich schon umgedreht und auf den Weg in die Telefonzentrale gemacht.

Laurie beeilte sich. Offiziell hatte Janice um sieben Uhr Dienstschluss, doch oft blieb sie länger, weil sie wie unter Zwang an ihren Berichten feilte, was bis um acht dauern konnte. Jetzt war es zwanzig vor acht, als Laurie durch das Schreibzimmer huschte. Eine Minute später stand sie vor der Tür zur Abteilung forensische Ermittlungen. Bart Arnold saß am Schreibtisch und telefonierte.

»Ist Janice noch da?«, fragte Laurie.

Bart deutete mit dem Daumen hinter sich, wo am anderen Ende des Büros Janices Kopf hinter einem Bildschirm auftauchte.

Laurie trat ein, schnappte sich einen Stuhl und nahm ihn mit zum Schreibtisch, wo sie sich geduldete, bis Janice mit Gähnen fertig war.

»Entschuldigung«, meinte Janice, während sie mit den Fingern ihre feuchten Augen trockenrieb.

»Das ist Ihr gutes Recht«, erwiderte Laurie. »War die Nacht anstrengend?«

»Vom Arbeitsaufkommen her wie üblich. Nicht wie gestern Nacht, obwohl es ein paar Fälle gab, die mir ganz schön nahe gegangen sind. Ich weiß nicht, was mit mir los ist, aber normalerweise bin ich nicht so empfindlich. Ich hoffe, dass das nicht meine Objektivität beeinträchtigt.«

»Ich habe von dem Baby gehört.«

»Können Sie sich das vorstellen? Wie können Menschen nur so was tun? Das kapiere ich nicht. Vielleicht bin ich für diese Arbeit zu weich.«

»Erst wenn einen diese Fälle nicht mehr betroffen machen, sollte man sich Sorgen machen.«

»Ja, kann sein«, seufzte Janice erschöpft und streckte sich. »Also, was gibt's?«

»Ich habe gerade Ihren Bericht über Darlene Morgan überflogen. Der Fall scheint ja weit gehende Parallelen mit dem von Sean McGillan zu haben.«

»Das habe ich Dr. Stapleton auch gesagt, als ich ihm heute Morgen über den Weg gelaufen bin.«

»Können Sie mir noch irgendwas sagen, das nicht hier drin steht?«, fragte Laurie und wedelte mit dem Bericht. »So was wie Ihren Eindruck, während Sie mit den beteiligten Personen geredet haben? Mit den Pflegern oder Ärzten oder auch Familienangehörigen? Sie wissen schon, ein Blick hinter die Fakten, eine Intuition.«

Janice hielt ihre braunen Augen auf die von Laurie gerichtet, während sie nachdachte. Nach einer Minute schüttelte sie leicht den Kopf. »Eher nicht. Ich weiß, was Sie meinen, so was wie einen unterbewussten Eindruck. Aber mir ist nichts aufgefallen. Das sah einfach nur wie eine weitere Krankenhaustragödie aus. Eine scheinbar gesunde Frau gerade mal mittleren Alters, deren Zeit abgelaufen war.« Janice zuckte mit den Schultern. »Wenn so jemand stirbt, wird einem immer bewusst, dass jeder am Rande des Abgrunds steht.«

Laurie biss sich auf die Lippen und überlegte, was sie noch fragen konnte. »Mit dem Chirurgen haben Sie nicht geredet, oder?«

»Nein.«

»Ist sie vom selben Chirurgen operiert worden wie McGillan?«

»Nein, es waren zwei verschiedene Orthopäden, und beide scheinen einen guten Ruf zu genießen.«

»Beide Patienten sind offenbar am frühen Morgen um etwa die gleiche Zeit gestorben. Kommt Ihnen das nicht komisch vor?«

»Eigentlich nicht. Meiner Erfahrung nach sterben die Leute recht oft zwischen zwei und vier Uhr. In dieser Zeit habe ich auch immer am meisten zu tun. Ein Arzt hat einmal gesagt, es hätte was mit dem Hormonspiegel zu tun, der sich in einem bestimmten Rhythmus ändert.«

Laurie nickte. Was Janice erzählte, stimmte wahrscheinlich. »Dr. Stapleton hat mir gesagt, dass Sie den McGillan-Fall bearbeitet haben. Fragen Sie deshalb, weil da der pathologische Befund nicht viel ergeben hat?«

»Stimmt, ich habe nichts gefunden«, gab Laurie zu. »Was ist mit der Anästhesie? Gibt's dort Ähnlichkeiten, zum Beispiel dasselbe Personal oder das gleiche Mittel?«

»Ich muss zugeben, dass ich mich darum gar nicht gekümmert habe. Hätte ich das tun sollen?«

Laurie zuckte mit den Schultern. »In beiden Fällen lag der Eingriff achtzehn Stunden zurück, sodass sich in ihren Körpern noch immer Reste des Anästhetikums befinden haben könnten. Ich glaube, wir müssen alles berücksichtigen, einschließlich der Medikamente sowie der Reihenfolge und Dosierung, in der sie verabreicht wurden. Ich habe Bart gebeten, McGillans Krankenakte zu besorgen. Die Morgan-Akte werde ich auch brauchen.«

»Ich kann den Antrag rausschicken, bevor ich gehe«, bot Janice an.

Laurie erhob sich. »Das wäre nett. Ich hoffe nicht, Sie glauben, ich tauche hier auf, weil ich Ihren Ermittlungsbericht nicht zu schätzen wüsste. Ganz im Gegenteil. Ihre Berichte sind immer erstklassig.«

Janice wurde rot im Gesicht. »Danke. Ich tue, was ich kann. Ich weiß, wie wichtig es sein kann, alle Informationen beisammenzuhaben, besonders in mysteriösen Fällen wie diesen vier ...«

»Vier?«, fragte Laurie überrascht. »Was meinen Sie mit vier?«

»Wenn ich mich richtig erinnere, gab es vorletzte Woche zwei andere Fälle aus dem Manhattan General, die meiner Meinung nach sehr ähnlich waren.«

»Wie ähnlich? Sind sie auch gleich am ersten Tag nach der Operation gestorben, wie McGillan und Morgan?«

»Ich denke ja. Ich weiß noch, dass sie jung und bei guter allgemeiner Gesundheit waren, sodass ihr Herzstillstand eine ziemlich unliebsame Überraschung war. Und ich erinnere mich auch, dass beide von Pflegehelferinnen gefunden wurden, die nach der Operation wie üblich Temperatur und Herzschlag überprüft haben. Darlene Morgan wurde genauso gefunden, was darauf hindeutet,

dass es bei allen vier zu einer Art medizinischer Katastrophe gekommen ist. Ich meine, es gab keine Vorwarnung. Zumindest Sean McGillan hatte Gelegenheit, den Notknopf zu drücken. Und wie bei McGillan und Morgan hatten die Wiederbelebungsversuche nichts gebracht. Die Herzaktivität blieb gleich null.«

»Das könnte sehr wichtig sein«, gab Laurie zu bedenken, die froh war, dass sie Janice aufgesucht hatte.

»Wie auch immer. Ich wollte schon Kopien von den Ermittlungsberichten machen, aber bis jetzt hatte ich keine Zeit«, entschuldigte sich Janice.

»Waren es immer orthopädische Eingriffe?«

»Das weiß ich nicht mehr so genau, aber das lässt sich leicht herausfinden. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, es waren beide Male chirurgische, keine orthopädischen Eingriffe. Soll ich die Ermittlungsberichte holen?«

»Im Moment ist das nicht nötig. Ich werde mit Sicherheit die ganzen Akten brauchen. Erinnern Sie sich, welcher Arzt die Obduktionen vorgenommen hat?«

»Ich glaube nicht, dass ich das jemals gewusst habe. Ich habe kaum Kontakt zu den Ärzten, nur zu Ihnen und Dr. Stapleton.«

»Erinnern Sie sich, was schließlich die offizielle Todesursache war?«, wollte Laurie noch wissen.

»Tut mir Leid. Ich weiß ja noch nicht einmal, ob die Untersuchungen schon abgeschlossen wurden. Manchmal verfolge ich die Fälle, wenn sie mich interessieren, aber bei den beiden, über die wir hier reden, war das nicht der Fall. Ich muss gestehen, dass sie damals nach Routinefällen ausgesehen haben, nach unerwarteten Herzproblemen. Aber Routine und etwas Unerwartetes ist ein Widerspruch in sich, deswegen ist Routine vielleicht nicht das richtige Wort. Ich meine, Menschen sterben im Krankenhaus, so tragisch das auch sein mag, und oft sterben sie nicht an dem Problem, wegen dem sie ursprünglich eingeliefert wurden. Erst heute Morgen, als ich den Morgan-Fall aufgenommen habe und mir die Sache mit den Pflegehelferinnen aufgefallen ist, habe ich mich an die anderen Fälle erinnert.«

»Wie hießen sie?«, fragte Laurie schon ganz aufgeregt. Diese unerwartete, seltsame, aber möglicherweise wichtige Information war genau der Grund, warum sie mit Janice hatte reden wollen. Das verstärkte ihren Eindruck, dass ihre gerichtsmedizinischen Kollegen, die nicht auf die Erfahrung und den Sachverstand der forensischen Ermittler und Sektionsgehilfen vertrauten, wichtige Erkenntnisse außer Acht ließen.

»Solomon Moskowitz und Antonio Nogueira. Ich habe sie mitsamt der Eingangsnummer notiert.« Janice reichte Laurie einen Zettel.

Laurie las die Namen. Ob sie sich von ihren eigenen persönlichen Problemen ablenken wollte, wusste sie nicht. Aber was sie wusste, war, dass sie hier ein anderes entdeckt hatte.

»Danke, Janice. Alle Achtung, ich muss schon sagen, die Fälle miteinander in Beziehung zu bringen, könnte wichtig sein.« Laurie meinte ihr Lob ernst. Eins der Probleme war, dass es im Institut acht Gerichtsmediziner gab, zwischen denen solche Zusammenhänge verloren gingen. Es gab zwar am Donnerstagnachmittag eine Konferenz, in der Fälle in einem offenen Forum diskutiert wurden, aber normalerweise wurden eher die akademisch interessanten oder die makabren besprochen.

»Nicht der Rede wert«, wehrte Janice ab. »Mir ist es einfach nur wichtig, zu spüren, dass ich zum Team gehöre und meinen Beitrag leiste.«

»Das tun Sie mit Sicherheit«, bestätigte Laurie. »Ach, übrigens, wenn Sie das Krankenblatt von Morgan anfordern, könnten Sie dann auch gleich nach denen von Moskowitz und Nogueira fragen?«

»Ja, gern.« Janice machte sich einen Vermerk auf einem Haftzettel, den sie seitlich an ihren Bildschirm klebte.

Aufgeregt eilte Laurie aus dem Büro der forensischen Ermittler und fuhr mit dem Fahrstuhl in den vierten

Stock. Die Sorgen um BRCA1 und selbst um Jack waren in den Hintergrund gerückt. Sie hielt den Blick auf die beiden Namen auf dem Blatt geheftet, das Janice ihr gegeben hatte. Plötzlich nicht mehr von einem, sondern von gleich vier seltsamen Fällen auszugehen, war ein riesiger Sprung. Die Frage war schlicht, ob diese vier Fälle tatsächlich einen gemeinsamen Nenner hatten. Für Laurie lag genau in solchen Themen das Wesen der gerichtsmedizinischen Arbeit. Wenn der Zusammenhang darin bestand, dass das gleiche Medikament verabreicht oder dieselbe Maßnahme angewandt worden war und sie das herausfinden würde, könnte sich daraus die Möglichkeit ergeben, weitere Todesfälle zu verhindern. Außerdem würde sie herausfinden, ob es sich um einen Unfall oder um Mord handelte, was ihr schon jetzt einen Schauer über den Rücken jagte.

Als Laurie ihr Büro betrat, hängte sie rasch ihren Mantel hinter die Tür und setzte sich an ihren Rechner. Dort gab sie die Zugangsnummern der beiden Fälle ein und erfuhr, dass keiner der beiden bisher abgeschlossen worden war. Sie war aber leicht enttäuscht, als sie die Namen der beiden Ärzte las, die die Obduktionen vorgenommen hatten: Antonio Nogueira war von George Fontworth obduziert worden und Solomon Moskowitz von Kevin Southgate. Da Laurie vorher Southgate unten im ID-

Raum gesehen hatte, griff sie zum Telefon und wählte seine Nummer. Nach fünfmaligem vergeblichem Klingeln legte sie wieder auf, fuhr mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoss und ging in den ID-Raum. Wie sie gehofft hatte, war Kevin noch dort und unterhielt sich mit Arnold. Geduldig wartete sie, bis sie in ihrer lebhaften Unterhaltung eine Pause einlegten. Die beiden diskutierten unaufhörlich über Politik – Kevin, der hartnäckige liberale Demokrat, und Arnold, das Gegenstück, ein konservativer Republikaner. Beide waren seit fast zwanzig Jahren am Institut beschäftigt und ähnelten einander bereits. Beide hatten Übergewicht und aschfahle Haut und waren, was Körperpflege und Kleidung anging, eher nachlässig. Für Laurie waren sie die typischen Gerichtsmediziner aus den alten Hollywood-Filmen.

»Erinnern Sie sich an Solomon Moskowitz, den Sie vor zwei Wochen obduziert haben?«, fragte Laurie, an Kevin gewandt, nachdem sie sich für die Unterbrechung entschuldigt hatte. Wie immer waren er und Arnold viel zu zurückhaltend für einen wirklichen Schlagabtausch. Sie waren immer voneinander enttäuscht, weil keiner von beiden die Spur einer Chance hatte, die festgefügte Meinung des anderen zu ändern.

Nachdem Kevin kurz scherzte, dass er sich schon nicht mehr an die Fälle vom Vortag erinnere, spannte er sein

teigiges Gesicht vor Anstrengung an. »Ich glaube, ich erinnere mich an einen Moskowitz«, meinte er. »Wissen Sie zufällig, ob er aus dem Manhattan General stammte?«

»Das wurde mir jedenfalls gesagt.«

»Dann erinnere ich mich. Der Patient hatte scheinbar einen Herzstillstand. Wenn es der ist, an den ich denke, hat die Obduktion nichts gebracht. Ich glaube, der mikroskopische Bericht liegt mir noch nicht vor, weswegen ich den Fall noch nicht abgeschlossen habe.«

Ja, klar, dachte Laurie spöttisch für sich. Selbst bei Hochbetrieb dauerte es keine zwei Wochen, bis man die Ergebnisse auf dem Tisch hatte. Aber sie war auch nicht überrascht – Kevin und Arnold waren bekannt dafür, dass sie ihre Fälle nie rechtzeitig fertig bekamen. »Erinnern Sie sich, ob der Patient kurz vorher operiert wurde?«

»Sie wollen zu viel auf einmal. Wissen Sie was, kommen Sie doch in meinem Büro vorbei, da können Sie sich die Akte anschauen.«

»Klingt gut«, stimmte Laurie zu. Sie war gerade abgelenkt, weil George den ID-Raum betreten hatte und seinen Mantel auszog. Sie überließ Kevin und Arnold ihren Zänkereien und ging zu George an die Kaffeemaschine.

George war fast so lange im Institut wie Kevin und Arnold, hatte aber nicht deren Eigenarten entwickelt. Er

wirkte eleganter, trug eine gebügelte Hose, ein sauberes Hemd und eine passende farbige Krawatte – auf eine zeitgemäße Kleidung pflegte er zu achten. Er wirkte auch beträchtlich jünger, weil er darauf geachtet hatte, nicht wie andere Männer im mittleren Alter zuzunehmen. Obwohl Laurie wusste, dass Jack in beruflicher Hinsicht nicht viel von George hielt, hatte sie immer gern mit ihm zusammengearbeitet.

»Ich habe gehört, dass der Fall von gestern mit der Schießerei eine überraschende Wendung genommen hat«, begann Laurie.

»Das war eine echte Zerreißprobe«, beschwerte sich George. »Wenn Bingham jemals anbietet, noch einmal mit mir einen Fall zu übernehmen, erinnern Sie mich daran, dass ich dankend ablehne.«

Laurie lachte und redete mit ihm erst über den Fall, bevor sie auf ihr eigentliches Thema kam, das sie mit ihm besprechen wollte, der Obduktion von Antonio Nogueira.

»Geben Sie mir ein Stichwort«, bat er.

»Die Einzelheiten weiß ich noch nicht genau, da kann ich nur Vermutungen anstellen«, begann sie. »Aber ich glaube, er war ziemlich jung, er starb innerhalb der ersten vierundzwanzig Stunden nach einem operativen Eingriff im Manhattan General, vermutlich an Herzversagen.«

»Ah ja, ich erinnere mich – die reinste Qual. Ich habe bei der Obduktion nichts gefunden, und die mikroskopische Untersuchung hat auch keine Anhaltspunkte ergeben. Die Akte liegt auf meinem Schreibtisch, weil der toxikologische Befund vielleicht noch was bringt. Andernfalls werde ich gezwungen sein, ihn als spontanes Herzkammerflimmern oder schweren Herzinfarkt abzuschließen, der sich so schnell und umfassend ereignet hat, dass keine Krankheitserscheinungen aufgetreten sind. Was natürlich heißt, dass das, was dazu geführt hat, auf wundersame Weise verschwunden sein muss. Jedenfalls hat das Herz irgendwie aufgehört zu schlagen. Dass sein Atemsystem versagt hat, kann nicht sein, weil keine Anzeichen einer Blausucht vorlagen.« Er zuckte mit den Schultern und wedelte hilflos mit den Händen.

»Dann hat die mikroskopische Untersuchung der Koronargefäße nichts ergeben?«

»Nicht viel.«

»Und der Herzmuskel selbst hat normal ausgesehen? Ich meine, gab es etwas, das zu einer plötzlichen tödlichen Arrhythmie hätte führen können? Anzeichen einer Entzündung?«

»Keine! Alles war völlig normal.«

»Macht es Ihnen was aus, wenn ich am Nachmittag mal einen Blick in die Akte werfe?«, fragte Laurie.

»Ganz und gar nicht! Warum sind Sie interessiert? Woher haben Sie davon gehört?«

»Von Janice«, antwortete Laurie. »Ich interessiere mich dafür, weil ich gestern einen überraschend ähnlichen Fall hatte.« Laurie hatte den Anflug eines schlechten Gewissens, weil sie die anderen beiden Fälle nicht erwähnte. Aber zum einen war ihr Verdacht, dass es einen Zusammenhang gab, rein spekulativ, zum anderen rührte sich in ihr in diesem frühen Stadium so etwas wie ein Besitzanspruch auf das, was sich in ihren Gedanken schon als Serie abzeichnete.

Laurie ging ein Stockwerk tiefer und suchte nach Marvin, der sich im Büro neben dem Sezierraum aufhielt und sich, wie Laurie gehofft hatte, bereits seinen Overall übergestreift hatte.

»Kann's losgehen?«, fragte sie, erpicht darauf, mit der Arbeit beginnen zu können.

»Ich bin dabei!«, erwiderte Marvin, als wäre der heutige Tag eine Wiederholung des gestrigen.

Laurie gab ihm die Zugangsnummer für Darlene Morgan, bevor sie in den Umkleieraum ging. Sie war aufgeregt. Es war das erste Mal in ihrer Karriere als Gerichtsmedizinerin, dass sie hoffte, bei der Obduktion nichts zu finden, was hieße, dass der Fall genauso gelagert sein würde wie bei McGillan, Nogueira und Moskowitz. Je

länger und intensiver sie die Idee einer möglichen Serie verfolgte, desto größer würde die Ablenkung sein und desto weniger Raum würden ihre persönlichen Probleme einnehmen können.

Als sie den Umkleideraum wieder verließ, ging sie hinüber ins Lager, wo sie ihren Akku vom Ladegerät stöpselte. Eine Viertelstunde später betrat sie die Grube vom Vorraum aus, wo sie ihre Handschuhe übergestreift hatte. Es wurde nur an einem Tisch gearbeitet. Laurie hatte keine Schwierigkeiten, Jack und Vinnie auseinander zu halten, da Vinnie kleiner und um einiges leichter war. Jack linste durch den Sucher einer Kamera auf einem Stativ. Laurie versuchte erst gar nicht, einen Blick auf den winzigen, nackten Säugling auf dem Tisch zu werfen, kniff aber reflexartig die Augen zusammen, als die Kamera aufblitzte.

»Bist du das, Laurie?«, rief Jack. Er hatte sich aufgerichtet und in ihre Richtung gedreht, als er gehört hatte, dass die Tür ins Schloss gefallen war.

»Ja«, antwortete Laurie. Da sie Marvin im Sezierraum nirgends entdecken konnte, drehte sie sich zur Tür und blickte durch das mit Draht verstärkte Fenster auf den Flur hinaus. Marvin zog die Rolltrage hinter sich her, begleitet von Miguel Sanchez, einem anderen Sektionsgehilfen. Laurie vermutete, dass es ein Problem gegeben

hatte. Marvin war normalerweise so fix, dass er sonst immer auf sie warten musste.

»Komm mal her!«, rief Jack aufgeregt. »Ich muss dir was zeigen. Der Fall hier ist ein echter Knüller.«

»Das glaube ich dir gern«, wehrte Laurie ab. »Aber erzähl mir lieber später davon. Du weißt doch, dass die Obduktion von Kindern nicht so ganz meine Sache ist.«

»Ich bin ziemlich sicher, dass dieser Fall hier ähnlich gelagert ist wie die von gestern«, erklärte Jack. »Ich glaube zu neunzig Prozent, dass die Todesart und -ursache jeden überraschen wird. Ich sage dir, das ist ein Fall wie aus dem Lehrbuch!«

Obwohl sie es hasste, Kinder zu obduzieren, drängte sie ihre berufliche Neugier hinüber an Jacks Tisch, wo sie sich zwang, auf das unglückselige Kind hinabzuschauen. Genau wie Riva beschrieben hatte, war das Mädchen mit Flecken und Schürfwunden übersät, und der Großteil der Haut einschließlich des Gesichts war verbrannt. Bei dem furchtbaren Anblick begann Laurie vor Übelkeit leicht zu taumeln und machte einen kleinen Ausfallschritt, um einen stabileren Stand zu haben. Sie hörte, wie hinter ihr die Tür geöffnet und eine alte Rolltrage quietschend hereingefahren wurde.

»Was wäre, wenn ich dir erzähle, dass die Röntgenaufnahmen von diesem Kind keine Frakturen, weder alte

noch neue, gezeigt haben? Würde das deine Einschätzung des Falls ändern?«

»Eher nicht«, antwortete Laurie. Sie versuchte, Jacks Gesicht zu erkennen, doch bei dem sich auf der Maske reflektierenden Licht war das schwierig. Sie hatten sich fast vierundzwanzig Stunden nicht gesehen und nicht miteinander geredet, und für ihre Begegnung an diesem Morgen hatte sie sich etwas anderes erhofft als diese spielerische Wiederholung der Professorenrolle.

»Was ist, wenn ich dir sage, dass nicht nur die Röntgenbilder nichts gebracht haben, sondern auch das Frenulum intakt ist?«

»Das macht mit Sicherheit nicht das ungeschehen, was ich hier sehe«, erwiderte Laurie. Trotz ihrer Abneigung beugte sie sich nach unten und betrachtete die Hautverletzungen, besonders dort, wo Jack an einer der Abschürfungen einen Schnitt vorgenommen hatte. Es war kein Blut oder Ödem zu sehen. Und plötzlich war ihr klar, worauf Jack hinauswollte – dass hier kein Missbrauch vorlag. »Ungeziefer!«, erkannte sie plötzlich und richtete sich auf.

»Gebt dieser Dame einen Preis!«, rief Jack im Ton eines Marktschreiers. »Wie erwartet, hat Dr. Montgomery meinen Eindruck fachmännisch bestätigt. Natürlich ist Vinnie nicht überzeugt, deswegen haben wir um fünf Dollar gewettet, dass ich hier den nicht spezifischen Be-

weis eines Erstickungstodes finde, wenn wir bei der Obduktion zum Inneren der Leiche vordringen. Und jeder weiß, was das bedeuten würde.«

Laurie nickte. Mit hoher Wahrscheinlichkeit war das Kind am plötzlichen Kindstod gestorben, der sich bei einer Obduktion als Erstickung zeigt. Obwohl sie auf den ersten Blick gedacht hatte, die Hautverletzungen seien dem Kind vor dem Tod zugefügt worden, vermutete sie jetzt, dass sie von einer Reihe von Ungeziefer wie Ameisen, Kakerlaken und vielleicht auch Mäusen und Ratten stammten, die sich erst nach Eintreten des Todes an ihm zu schaffen gemacht hatten. Sollte dies wirklich der Fall sein, war der Tod nicht durch Mord, sondern durch einen Unfall eingetreten. Natürlich minderte das nicht die Tragik, dass ein junges Leben verloren war, aber es ergaben sich andere Schlussfolgerungen.

»Na, ich lege mal lieber noch einen Zahn zu«, meinte Jack, als er die Kamera vom Stativ schraubte. »Das Kind wurde durch die Umstände der Armut verstümmelt, nicht durch Missbrauch. Ich muss dafür sorgen, dass die Eltern aus dem Gefängnis entlassen werden. Sie noch länger sitzen zu lassen, hieße, sie nicht nur ungerecht zu behandeln, sondern sie obendrein auch noch zu beleidigen.«

Laurie ging zu einem der Seziertische, wo Marvin gerade die Rolltrage zurechtrückte und sich zwang, Lauries

Enttäuschung über Jacks Schlagfertigkeit und seinen offensichtlichen Gemütszustand nicht anzusprechen. Sie fragte sich währenddessen, ob Jacks Fall vielleicht ein weiterer Wink des Schicksals war, dass die Dinge nicht immer das waren, was sie auf den ersten Blick zu sein schienen.

»Gab's Probleme?«, wollte Laurie von Marvin wissen, als er mit dem anderen Sektionsgehilfen die Leiche auf den Seziertisch hob und ihren Kopf auf einem Holzblock ausrichtete.

»Ein ganz winziges«, gab er zu. »Mike Passano scheint die falsche Fachnummer aufgeschrieben zu haben. Aber mit Miguels Hilfe haben wir die Leiche ganz schnell gefunden. Gibt's bestimmte Anforderungen für diese hier?«

»Die Sache müsste schnell über die Bühne gehen«, vermutete Laurie, als sie die Zugangsnummer und den Namen überprüfte. »Eigentlich hoffe ich, dass dieser Fall hier praktisch identisch sein wird mit unserem ersten von gestern.« Marvin blickte sie verblüfft an, als sie mit der äußeren Untersuchung begann.

Rasch erfasste Lauries geübtes Auge, was sie vor sich sah – die Leiche einer weißen Frau Mitte dreißig mit brünettem, normal verteiltem Haar, ohne äußere Anzeichen einer Krankheit, aber mit leichtem Übergewicht,

was sich am überschüssigen Fettgewebe an Bauch und den Seiten der Oberschenkel zeigte. Ihre Haut wies die übliche Leichenblässe und ein paar Muttermale auf, aber keine Verletzungen. Keine Anzeichen von Blausucht, kein Hinweis darauf, dass sie Drogen genommen hätte. Seitlich am linken Knie gab es zwei frisch genähte Einschnitte ohne Hinweise auf eine Entzündung oder Infektion. In ihrem linken Arm steckte noch die Infusionskanüle, wo aber weder Blut noch eine andere Flüssigkeit ausgetreten war. Aus ihrem Mund ragte der korrekt in die Luftröhre eingeführte Trachealtubus.

So weit, so gut, sagte sich Laurie und meinte die äußere Untersuchung, die bis jetzt mit der von Sean McGillan übereinstimmte. Sie griff zum Skalpells, das ihr Marvin reichte, und begann mit der inneren Untersuchung, bei der sie schnell und zielstrebig vorging. Was sonst noch im Sezierraum passierte, verschwamm im Hintergrund.

Eine Dreiviertelstunde später richtete sich Laurie auf, nachdem sie die Venen von den Beinen bis hinauf in den Bauchraum nachverfolgt hatte, ohne eine verstopfte Stelle zu entdecken. Außer einigen unbedeutenden Fasern in der Gebärmutter und einem Polyp im Dickdarm gab es keine Auffälligkeiten und mit Sicherheit nichts, womit sich der Tod der Frau erklären ließe. Genau wie bei McGillan würde Laurie auf den mikroskopischen und

toxikologischen Befund warten müssen, wenn sie eine Todesursache herausfinden wollte.

»Ein klarer Fall«, meinte Marvin. »Genau wie Sie es wollten.«

»Sehr seltsam«, erwiderte Laurie, fühlte sich aber bestätigt. Sie blickte sich im Seziersaal um, in dem mittlerweile fast alle Tische besetzt waren, ohne dass sie es bemerkt hatte. Der einzige freie Tisch war der, an dem Jack gearbeitet hatte. Scheinbar war er fertig und ohne ein Wort gegangen. Laurie war nicht überrascht. Das passte zu seinem derzeitigen Verhalten.

Am Tisch ihr gegenüber glaubte Laurie, Riva zu erkennen. Als Marvin hinaus auf den Flur ging, um eine Rolltrage zu holen, ging sie hinüber und vergewisserte sich.

»Interessanter Fall?«, fragte Laurie.

Riva hob den Kopf. »Vom fachlichen Standpunkt aus betrachtet nicht besonders. Fahrerflucht auf der Park Avenue. Sie war Touristin aus dem Mittleren Westen und sie hielt die Hand ihres Mannes, als sie überfahren wurde. Er war nur einen Schritt vor ihr. Mich wundert es immer wieder, dass die Fußgänger in dieser Stadt nicht vorsichtiger sind, wenn man bedenkt, wie schnell der Verkehr hier fließt. Wie lief's mit deinem Fall?«

»Äußerst interessant«, antwortete Laurie. »Pathologischer Befund fast null.«

Riva schielte ihre Kollegin von der Seite her an. »Interessant und kein pathologischer Befund? Das hört sich gar nicht nach dir an.«

»Das erkläre ich dir später. Habe ich eigentlich noch einen anderen Fall?«

»Heute nicht«, sagte Riva. »Ich dachte, du könntest etwas Auszeit gebrauchen.«

»Hey, mir geht's doch gut. Echt! Ich will keine Extrawurst.«

»Keine Sorge. Es ist relativ ruhig heute. Du hast doch schon genug um die Ohren.«

Laurie nickte und bedankte sich, obwohl es ihr lieber gewesen wäre, was zu tun zu haben.

»Wir sehen uns oben.« Als sich Laurie wieder zu ihrem Tisch drehte, kam Marvin mit der Rolltrage zurück. Laurie dankte ihm für seine Hilfe und meinte, sie seien fertig für heute. Nachdem sie alles aufgeräumt und geputzt hatten, hängte Laurie zehn Minuten später ihren Mondanzug auf und steckte den Akku ins Ladegerät. Sie hatte vorgehabt, in die Histologie und Toxikologie zu gehen, und war überrascht, als Jack in der Tür vom Lageraum stand.

»Darf ich dich zu einem Kaffee einladen?«, fragte er.

Laurie blickte in seine ahornsirupfarbenen Augen und versuchte, seine Stimmung einzuschätzen. Sie hatte wirk-

lich genug von seiner Fröhlichkeit und empfand sie angesichts der Umstände geradezu als Demütigung. Doch er grinste nicht so spitzbübisch wie am Nachmittag zuvor, als er in ihrem Büro aufgetaucht war. Heute wirkte er ernster, fast förmlich, was sie zu schätzen wusste, weil es eher zu dem passte, was gerade zwischen ihnen ablief.

»Ich würde gern mit dir reden«, fügte er hinzu.

»Eine Tasse Kaffee wäre toll.« Sie versuchte, ihre Erwartungen im Hinblick auf das, was Jack vorhatte, zurückzuschrauben. Schon sein zuvorkommendes Verhalten kam ihr verdächtig vor.

»Wir könnten rauf in den ID-Raum oder in die Kantine gehen«, schlug Jack vor. »Du entscheidest.«

Die Kantine lag im ersten Stock. Zwischen den nackten Betonwänden, dem alten Linoleumboden und den Verkaufstheken ging es ziemlich laut zu. Und zu dieser Uhrzeit herrschte dort reger Betrieb, weil die Verwaltungskräfte und die Wachmannschaft Pause hatten.

»Versuchen wir es im ID-Raum«, schlug Laurie vor. »Wäre gut, wenn wir ein Plätzchen für uns alleine hätten.«

»Ich habe dich heute Nacht vermisst«, sagte Jack, während sie auf den hinteren Fahrstuhl warteten.

Na, so was, dachte Laurie. Trotz ihrer Bedenken wuchs ihre Hoffnung auf ein ernsthaftes Gespräch. Es

war nicht üblich, dass Jack seine Gefühle so direkt äußerte. Sie blickte ihn an, um zu sehen, ob er sarkastisch war. Doch er hatte sein Gesicht abgewandt und war damit beschäftigt, die Stockwerksanzeige oberhalb des Fahrstuhls zu beobachten. Die Zahlen wechselten wie immer nur sehr langsam, weil der hintere Fahrstuhl auch für Lasten verwendet wurde und sich nur im Schneckentempo bewegte.

Als sich die Tür öffnete, traten sie ein.

»Ich habe dich auch vermisst«, gab Laurie zu. Sie wollte vermeiden, einer Täuschung zu erliegen; sie fühlte sich befangen und mied den Blickkontakt.

»Auf dem Basketballfeld war ich ein hoffnungsloser Fall«, erzählte Jack. »Ich habe alles verkehrt gemacht.«

»Tut mir Leid«, sagte Laurie, bereute es aber sofort. Es klang, als wollte sie sich entschuldigen, obwohl sie nur Mitgefühl zeigen wollte.

»Wie erwartet, hat sich bei der inneren Untersuchung in meinem Fall der plötzliche Kindstod bestätigt«, wechselte Jack das Thema. Es war klar, dass er sich ebenso unwohl fühlte.

»Ehrlich?«, fragte Laurie.

»Wie war deiner?«, erkundigte sich Jack, als sich der Fahrstuhl in Bewegung setzte. »Als mir Janice über den Weg gelaufen ist, hat sie erwähnt, dass er Ähnlichkeiten

mit dem McGillan-Fall hat, deswegen habe ich Riva gesagt, dass du ihn vielleicht haben willst.«

»Ja, danke«, sagte Laurie. »Den wollte ich tatsächlich. Und du hattest Recht. Es ist schon beunruhigend, wie genau die beiden Fälle übereinstimmen.«

»Was meinst du mit beunruhigend?«, fragte Jack.

»Ich fange an zu glauben, dass dein Spruch von gestern hier zutreffen könnte. Du hast gesagt, die Gerichtsmedizin deckt oft eine Todesart auf, die das Gegenteil von dem ist, was man erwartet hat. Ich glaube inzwischen, ich könnte es hier mit Mord zu tun haben, mit einer Art umgekehrtem Cromwell-Fall. Mit anderen Worten, ich könnte über die Arbeit eines Serienmörders gestolpert sein. Mir fallen da immer wieder diese Mordserien in den Gesundheitsfürsorgeeinrichtungen ein, besonders die letzte drüben in New Jersey und Pennsylvania.« Bei Jack traute sich Laurie eher als bei Fontworth, ihren Verdacht zu äußern.

»Hey!«, wehrte Jack ab. »Als ich gesagt habe, dass die Forensik einige Überraschungen parat hält, habe ich das ganz allgemein gemeint. Ich hatte gar nicht über deinen Fall geredet.«

»Ach so? Das dachte ich aber«, meinte Laurie.

Jack schüttelte den Kopf, als sich die Fahrstuhltüren im Erdgeschoss öffneten. »Überhaupt nicht. Und ich glaube, dass du einen gewaltigen Sprung machst, wenn

du von einem natürlichen Tod auf Mord gehst. Wie kommst du bloß darauf?« Er bedeutete Laurie, vor ihm aus dem Fahrstuhl zu treten.

»Weil ich jetzt an zwei aufeinander folgenden Tagen zwei ziemlich junge, gesunde Menschen obduziert habe, die plötzlich gestorben sind und kein Krankheitsbild aufweisen. Nichts!«

»Gab es bei deinem Fall von heute keine Embolie oder einen offensichtlichen Herzfehler?«

»Absolut nichts. Alles eindeutig. Na ja, es gab ein paar Gebärmutterfasern, aber das war's auch schon. Wie bei McGillan war bei ihr weniger als vierundzwanzig Stunden zuvor ein Eingriff in Vollnarkose vorgenommen worden. Wie McGillan war sie völlig stabil, es gab keine Komplikationen, und dann ... zack! Herzstillstand – und keine Chance auf Wiederbelebung!« Laurie schnalzte mit den Fingern, um ihre Worte zu unterstreichen.

Sie gingen durch die Telefonzentrale. Die Sekretärinnen hatten die Köpfe zusammengesteckt und unterhielten sich. Die Telefone schwiegen; nach dem Chaos des morgendlichen Berufsverkehrs machte der Tod in der Stadt gewöhnlich eine Pause.

»Zwei Fälle machen noch keine Serie!«, gab Jack zu bedenken. Er wunderte sich, dass Laurie schon jetzt einen Serienmord ins Spiel brachte.

»Ich glaube, es sind vier Fälle, nicht zwei«, verriet sie. »Und das sind zu viele für einen Zufall.« Während sie sich an der Gemeinschaftskaffeemaschine bedienten, erzählte Laurie von ihrem Gespräch mit Kevin und George, und schließlich nahmen sie auch in den beiden braunen Vinylclubsesseln Platz, in denen Kevin und Arnold vorher gesessen hatten.

»Was ist mit dem toxikologischen Befund?«, wollte Jack wissen. »Wenn sich weder auf pathologischer noch auf histologischer Ebene was finden lässt, muss die Toxikologie zeigen, ob hier etwas faul ist oder nicht.«

»George hat gesagt, er wartet für seinen Fall noch auf den toxikologischen Befund. Scheinbar muss ich auf meinen auch warten. Wie dem auch sei, wir haben es hier mit einer Häufung seltsamer Umstände zu tun.«

Jack und Laurie hoben ihre Tassen an den Mund und blickten einander über den Rand hinweg an. Beide waren sich bewusst, was der andere über Lauries Serienmördertheorie dachte. Laurie blickte herausfordernd, während Jacks Gesicht das Gefühl widerspiegelte, dass sie sich vergaloppiert hatte.

»Wenn du meine Meinung hören willst«, fuhr Jack schließlich fort, »ich glaube, deine Fantasie geht mit dir durch. Vielleicht bist du wegen unserer Probleme ein bisschen durcheinander und suchst nach Ablenkung.«

Laurie wurde wütend. Die Kombination aus seinem gönnerhaften Verhalten und der Tatsache, dass er ihr eigentliches Motiv erraten hatte, brachte sie auf die Palme. Sie wandte den Blick ab und holte tief Luft. »Worüber wolltest du eigentlich mit mir reden? Ich bin sicher, es waren nicht unsere jeweiligen Fälle.«

»Riva hat mir gestern von deiner Mutter erzählt«, begann Jack. »Ich war gestern Abend schon versucht, dich anzurufen und zu fragen, wie es ihr geht, aber unter den Umständen dachte ich, es wäre besser, persönlich mit dir zu reden.«

»Danke für deine Anteilnahme. Ihr geht's gut.«

»Da bin ich aber froh. Wäre es angebracht, wenn ich ihr ein paar Blumen schicke?«

»Das liegt völlig bei dir.«

»Dann werde ich es tun.« Jack war nervös und zögerte einen Moment. »Ich weiß nicht, ob ich die Sache mit deiner Mutter ansprechen soll ...«

Dann lass es, dachte Laurie. Sie war enttäuscht, und sie war dabei, sich aufzuregen. Nein, über ihre Mutter wollte sie nicht reden.

»... aber ich denke, dir ist bewusst, dass es beim Krebs den Aspekt der Vererbung gibt.«

»Ja«, bestätigte Laurie. Voller Wut blickte sie ihn an. Worauf wollte er hinaus?

»Ich weiß nicht, ob deine Mutter auf Marker getestet wurde, die eine Mutation des BRCA1-Gens anzeigen, aber das Ergebnis würde sich natürlich auf die Behandlung auswirken. Wichtiger für dich ist, dass es auch eine Auswirkung auf die Prävention hat. Jedenfalls finde ich, dass du dich unbedingt testen lassen solltest. Ich will dich ja nicht in Panik versetzen, aber ich wäre vorsichtig.«

»Der Test auf die Mutation des BRCA1-Gens war bei meiner Mutter positiv«, räumte Laurie ein. Ihre Wut ließ immerhin ein bisschen nach, als sie merkte, dass Jack auch um ihre Gesundheit besorgt war, nicht nur um die ihrer Mutter.

»Das ist noch ein Grund mehr, dich testen zu lassen«, bekräftigte Jack. »Hast du schon darüber nachgedacht?«

»Ich habe darüber nachgedacht, ja«, gab Laurie zu. »Aber ich bin nicht überzeugt, dass diese Tests besonders aussagekräftig sind, und meine Besorgnis zwangsläufig verstärken würden. Ich werde mir meine Brüste und Eierstöcke nicht entfernen lassen.«

»Brust- und Eierstockentfernung sind doch nicht die einzigen möglichen Präventionsmaßnahmen«, gab Jack zu bedenken. »Gestern Abend habe ich im Internet darüber recherchiert.«

Beinahe musste Laurie lächeln. Ob sie und Jack auf denselben Webseiten gewesen waren?

»Eine Möglichkeit sind häufigere Mammographien«, fuhr Jack fort. »Und dann könntest du auch eine Tamoxifen-Behandlung in Betracht ziehen. Aber das wäre erst später relevant. Egal, ich finde jedenfalls, dass so ein Test sinnvoll ist. Wenn dir diese Informationen schon vorher zur Verfügung stehen, solltest du sie auch nutzen. Ich möchte dich bitten, den Test durchführen zu lassen – nein, das nehme ich zurück – ich flehe dich an, ihn durchführen zu lassen ... mir zuliebe.«

Zu Lauries Überraschung beugte sich Jack vor und packte ihren Arm mit unerwarteter Kraft, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen.

»Bist du echt davon überzeugt?«, fragte Laurie, die sich über sein »mir zuliebe« wunderte.

»Aber klar! Das ist doch keine Frage!«, versicherte ihr Jack. »Selbst wenn es nur bewirkt, dass du dich regelmäßig untersuchen lässt. Das wäre doch ein enorm positiver Effekt. Laurie, bitte!«

»Ist das ein Bluttest? Ich kenne mich da gar nicht aus.«

»Ja, ein einfacher Bluttest. Hast du drüben im Manhattan General, das für uns zuständig ist, einen Hausarzt?«

»Noch nicht«, gab Laurie zu. »Aber ich kann meine alte Kollegin anrufen, mit der ich zusammengewohnt habe, Sue Passero. Sie arbeitet in der Inneren Medizin. Ich bin sicher, dass ich bei ihr einen Termin bekomme.«

»Perfekt.« Jack rieb sich die Hände. »Soll ich anrufen, damit du auch bestimmt hingehst?«

Laurie lachte. »Das erledige ich selber.«

»Heute.«

»Um Himmels willen, ja, ja, ich mach's noch heute.«

»Danke.« Jack ließ Lauries Arm endlich los. »Jetzt, nachdem das erledigt ist, wollte ich dich fragen, ob wir nicht wegen deines Auszugs aus meiner Wohnung einen Kompromiss finden können.«

Einen Augenblick lang war Laurie völlig verwirrt. Genau in dem Moment, als sie dachte, dass er das Thema Beziehung nicht ansprechen würde, tat er es doch.

»Wie gesagt, ich habe dich heute Nacht vermisst«, fuhr er fort. »Und das Schlimmste war, dass ich beim Basketball eine völlige Niete war. Der Schutzwall, den ich sorgfältig um mich herum errichtet hatte, um deine Abwesenheit nicht so sehr zu spüren, wurde von einer deiner Strumpfhosen schon vor dem Spiel eingerissen.«

»Was für eine Strumpfhose?« Lauries Warnlämpchen blinkten wieder auf. Sie lachte absichtlich nicht über seinen wieder aufgeflammt Sarkasmus und fand es ganz und gar nicht witzig, dass er seine schwindende Leistung auf dem Basketballfeld als Grund dafür vorschob, dass sie wieder zu ihm ziehen sollte.

»Die hast du im Bad vergessen. Aber keine Sorge, ich habe sie sicher im Schreibtisch verstaut.«

»Was meinst du mit ›Kompromiss‹?«, fragte Laurie zweifelnd.

Jack rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Es war deutlich, dass er sich unwohl fühlte. Laurie ließ ihm alle Zeit, die er brauchte. Schließlich zog er verwirrt die Schultern hoch und streckte die freie Hand mit der Handfläche nach oben aus. »Wir können vereinbaren, dass wir regelmäßig über alles reden.«

Lauries Stimmung sank, was auch ihrem Tonfall anzumerken war. »Das ist doch kein Kompromiss. Jack, wir wissen beide, um welches Thema es geht. Im Moment werden weitere Gespräche zu keiner Lösung führen. Ich weiß, das ist das Gegenteil von dem, was ich sonst immer über die Bedeutung von Kommunikation gesagt habe. Tatsache ist, dass ich von Anfang an Kompromisse eingegangen bin, und ganz besonders im letzten Jahr. Ich denke, mir ist dein Hintergrund klar, und ich habe Verständnis dafür, aber ich habe mich dadurch mit Umständen abgefunden, die meinen Bedürfnissen nicht entsprechen. So einfach ist das. Ich glaube schon, dass wir uns lieben, aber wir stehen vor einem Scheideweg. Ich brauche eine Familie. Ich brauche Verbindlichkeit. Um einen Ausdruck von dir zu verwenden: Der Ball ist

in deinem Feld. Die Entscheidung liegt bei dir. An dem Punkt, an dem wir uns befinden, ist Reden überflüssig. Eines will ich allerdings klarstellen: Ich bin nicht gegangen, weil mir einfach mal der Kragen geplatzt ist. Das hat sich seit langem abgezeichnet.«

Ein paar Minuten lang blickten sie einander nur an. Keiner bewegte sich, bis sich Laurie schließlich vorbeugte und seinen Schenkel gleich oberhalb vom Knie drückte. »Das heißt nicht, dass ich gar nicht mit dir reden will«, räumte sie ein. »Es heißt nicht, dass wir keine Freunde mehr sind. Das heißt nur, dass ich lieber in meiner eigenen Wohnung bleibe, solange wir nicht zu einem wirklichen Kompromiss fähig sind. Und in der Zwischenzeit widme ich mich wieder meiner Ablenkung.«

Laurie erhob sich, lächelte Jack ohne Groll an und ging durch die Telefonzentrale hindurch zum Fahrstuhl.

Kapitel 7

Laurie musste so kräftig gähnen, dass ihre Augen tränten. Sie legte den Stift weg, streckte sich und betrachtete ihr Werk: Auf einem Millimeterpapier hatte sie ein Schema erstellt, in dem links die Namen der vier Patienten ihrer vermeintlichen Serie standen. Oben auf dem Blatt hatte sie verschiedene Kategorien notiert, darunter die jeweiligen Parameter zu den einzelnen Patienten: Alter, Geschlecht, Art des operativen Eingriffs, Name des Chirurgen und des Anästhesisten, das verwendete Narkotikum, verabreichte Beruhigungs- und Schmerzmittel, in welcher Abteilung die Patienten gelegen hatten und wie, von wem und zu welcher Uhrzeit sie entdeckt worden waren, Name des obduzierenden Arztes, alle relevanten pathologischen Befunde und die toxikologischen Ergebnisse.

Laurie hatte bereits einige Felder ausgefüllt. Es fehlten aber die Namen der Chirurgen und Anästhesisten, die Angaben darüber, welches Narkotikum und welche Medikamente verabreicht worden waren, der toxikologische Befund zu den beiden Toten, die sie obduziert hatte, und der pathologische Befund zu Darlene Morgan. Um diese

Angaben ergänzen zu können, brauchte sie die Krankenakten und musste mit Peter und Maureen eng zusammenarbeiten. In den Feldern zum toxikologischen Befund hatte Laurie bei den beiden Toten, die von Kevin und George obduziert worden waren, »negative Untersuchung, weitere Tests stehen noch aus« vermerkt.

Eine wichtige Information hatte dieses Schema bereits zutage gefördert, auch wenn sie nicht recht zu Lauries Serienmördertheorie passte: Die Fälle hatten sich nicht in derselben Abteilung ereignet. Zwei der Patienten hatten in der Allgemein Chirurgie gelegen, die beiden anderen in der Orthopädie beziehungsweise in der Neurochirurgie. Da bei keinem der Patienten ein neurochirurgischer Eingriff und keiner der orthopädischen Eingriffe in der allgemeinen Chirurgie vorgenommen worden war, hatte Laurie bereits im Manhattan General angerufen und um eine Erklärung gebeten. Diese war ganz einfach gewesen: Weil das Krankenhaus fast völlig ausgelastet war, wurden die Patienten auch schon mal in einer anderen Abteilung untergebracht.

Seit dem letzten Gespräch mit Jack im ID-Raum hatte Laurie aus zwei Gründen fast bis zur Erschöpfung an den vier Fällen gearbeitet: Zum einen hatte sie darin eine willkommene Ablenkung von ihren eigenen Problemen gefunden, wie Jack richtig vermutet hatte, andererseits

wollte sie beweisen, dass es sich bei diesen vier Fällen nicht um Zufälle handelte. Dass Jack ihre Vermutung so unbekümmert zurückgewiesen hatte, empfand sie als Herabsetzung, und es ärgerte sie.

Zunächst war sie hinauf in die Histologie gegangen, wo ihr Maureen voller Stolz ein Tablett mit den Objektträgern präsentiert hatte, die in weniger als vierundzwanzig Stunden fertig gewesen waren. Bei achttausend Obduktionen pro Jahr war dieser Über-Nacht-Service unschlagbar. Laurie hatte ihr überschwänglich für ihre Bemühungen gedankt und die Objektträger unverzüglich mit in ihr Büro genommen, um sie sich sorgfältig anzuschauen. Wie sie vermutet hatte, erwies sich der allgemeine pathologische Befund als unauffällig. Vor allem das Herz war völlig normal gewesen. Es gab keine Anzeichen einer aktiven oder abgeheilten Entzündung des Herzmuskels oder der Koronargefäße, und an den Herzklappen und dem Reizleitungssystem waren auch keine Unregelmäßigkeiten festzustellen.

Als Nächstes war sie hinunter in die Toxikologie gegangen, wo ihr Elan einen Dämpfer erhalten hatte, als ihr John DeVries über den Weg gelaufen war. Angesichts der ewigen Streitereien zwischen ihnen und aufgrund seines ausgeprägten Revierverhaltens hatte er wissen wollen, was sie in seinem Labor zu suchen habe. Weil Laurie nicht

wollte, dass Peter mit seinem Chef Schwierigkeiten bekam, war ihre Kreativität gefragt gewesen. Zufällig hatte sie neben dem Massenspektrometer gestanden, und so behauptete sie, sie habe die Massenspektrometrie bisher nie richtig verstanden und hoffe, von ihm mehr darüber zu erfahren. Leicht besänftigt, hatte John ihr ein paar Informationen in Papierform gegeben und sich entschuldigt, weil er hinunter ins Serologielabor müsse.

Laurie hatte Peter dann schließlich in seinem winzigen, fensterlosen Büro angetroffen. Seine Augen hatten gestrahlt, als er sie gesehen hatte. Obwohl Laurie ihn wissentlich erst im Gerichtsmedizinischen Institut kennen gelernt hatte, erinnerte sich Peter an sie von der Wesleyan University Anfang der Achtzigerjahre. Er war zwei Jahre unter ihr gewesen.

»Ich habe bei McGillan die toxikologischen Tests durchgeführt«, hatte Peter gesagt. »Zwar habe ich nichts gefunden, aber ich muss dich warnen: Manchmal lassen sich bestimmte Verbindungen nicht erkennen, besonders wenn die Konzentration sehr niedrig ist. Es wäre eine große Hilfe, wenn du mir wenigstens andeuten könntest, wonach du suchst.«

»Gut«, hatte Laurie erwidert. »Da die Obduktionen bei diesen Patienten ergeben haben, dass sie sehr schnell gestorben sind, haben ihre Herzen die Aktivität scheinbar

ganz plötzlich eingestellt, von einem Schlag auf den anderen sozusagen, obwohl vorher noch alles in Ordnung war. Das heißt, wir müssen Herzgifte wie Kokain und Digitalis und alle anderen Substanzen ausschließen, die eine Veränderung der Herzfrequenz bewirken, indem sie entweder auf das Zentrum wirken, das den Herzschlag auslöst, oder auf das Reizleitungssystem, über das sich der Impuls um das Herz herum ausbreitet. Darüber hinaus müssen wir alle Medikamente ausschließen, mit denen Herzrhythmusstörungen behandelt werden.«

»Puh! Das ist aber eine lange Liste«, war Peters Kommentar gewesen. »Kokain und Digitalis hätte ich bemerkt, weil ich weiß, wonach ich schauen muss, und die Dosis hätte verdammt hoch sein müssen, um das zu bewirken, wovon du redest. Bei den anderen Sachen weiß ich nicht, aber ich werde mich darum kümmern.«

Dann hatte Laurie sich wegen Solomon Moskowitz und Antonio Nogueira erkundigt, deren Obduktionen zwei Wochen vorher durchgeführt worden waren. Sie hatte Peter erzählt, dass die Fälle genau gleich gelagert seien wie der von McGillan. Über den Ziffernblock auf der Tastatur gab er sein Passwort für die Labordatenbank ein. Beide toxikologischen Tests waren normal gewesen, doch Peter hatte angeboten, sie sich jetzt, nachdem er wusste, wonach Laurie suchte, noch einmal anzuschauen.

»Eine Sache noch«, hatte Laurie gesagt, als sie schon im Gehen begriffen war. »Ich habe heute Morgen einen anderen Fall gehabt, dessen Proben auf dem Weg hierher sein müssten. Bei dem war auch alles so verblüffend ähnlich, dass ich glaube, dass drüben im Manhattan General irgendetwas Seltsames passiert. Da kein pathologischer Befund vorliegt, fürchte ich, dass die Hauptlast auf deinen Schultern liegt, um herauszufinden, was da vor sich geht.«

Peter hatte versprochen, sein Bestmögliches zu geben.

Nach ihrem Besuch in der Toxikologie war Laurie hinauf in Georges Büro gegangen, um einen Blick in Antonio Nogueiras Akte zu werfen. George hatte sie mit Kopien der wichtigsten Teile überrascht. Kevin war nicht so zuvorkommend gewesen, doch es hatte ihm nichts ausgemacht, dass Laurie sich selbst Kopien machen wollte. Als sie wieder in ihrem Büro saß, hatte sie sich alles angeschaut und ihr Schema weiter ausgefüllt.

Mit diesem Schema in der Hand drehte sie sich auf ihrem Stuhl hin und her und wartete, dass Riva ihr Gespräch mit einem Arzt über die Fahrerflucht vom Vormittag beendete.

»Schau dir das hier mal an!« Laurie reichte Riva das Blatt mit ihrem Schema, als Riva aufgelegt hatte.

»Du bist aber fleißig«, stellte Riva fest, nachdem sie sich das Blatt angeschaut hatte. »Das ist eine tolle Möglichkeit, um die Informationen zu sortieren.«

»Ich bin fasziniert von diesem Puzzle«, musste Laurie zugeben. »Und ich habe die Absicht, es zu lösen.«

»Ich nehme an, deswegen warst du so erfreut, als die Obduktion bei Morgan keine pathologischen Befunde ergab, was heißt, dass du noch einen Fall hattest.«

»Genau!«

»Also, was hältst du bis jetzt davon?«, fragte Riva. »Nachdem du dir so viel Mühe gegeben hast, musst du dir doch schon ein besseres Bild gemacht haben.«

»Ja, habe ich tatsächlich. Es ist ziemlich deutlich geworden, dass in allen vier Fällen ein Herzkammerflimmern zum Tod geführt hat. Der Grund dafür ist eine andere Sache, ebenso wie die Todesart.«

»Ich höre.«

»Bist du sicher, dass du dir das anhören willst? Als ich Jack davon erzählt habe, hat er mir fast einen Vogel gezeigt.«

»Versuch's doch einfach!«

»Also gut! Ich mach's kurz. Da ich zu dem Schluss gekommen bin, dass Herzkammerflimmern oder Herzstillstand den Tod der Patienten bewirkt hat, und da die Herzen strukturell normal waren, muss die Todesursache irgendein Mittel gewesen sein, das bei den Patienten zu Arrhythmie geführt hat.«

»Das hört sich ziemlich logisch an«, meinte Riva. »Was ist mit der Todesart?«

»Das ist das Interessanteste daran«, fuhr Laurie fort. Sie beugte sich vor und sprach so leise, als wollte sie, dass niemand sonst sie hören konnte. »Ich glaube, die Todesart ist Mord! Mit anderen Worten, ich glaube, ich bin auf das Werk eines Serienmörders im Manhattan General gestoßen.«

Riva wollte etwas sagen, doch Laurie hob die Hand und sprach noch leiser. »Sobald ich die Krankenakten aus dem Krankenhaus habe, werde ich den Rest in mein Schema eintragen können, also auch die präoperativen Medikamente, die Narkotika und die postoperativen Medikamente. Danach reden wir noch mal darüber und schauen, was du davon hältst. Persönlich glaube ich, dass die zusätzlichen Informationen keinen Unterschied ergeben werden. Dass vier Fälle von tödlichem Herzkammerflimmern bei jungen, gesunden Patienten auftreten, bei denen über einen Zeitraum von wenigen Wochen im selben Krankenhaus eine planmäßige Routineoperation durchgeführt wird und bei denen alle Wiederbelebungsversuche fehlschlagen, ist doch mehr als ein Zufall.«

»In dem Krankenhaus herrscht doch immer Hochbetrieb, Laurie!«, gab Riva zu bedenken, ohne streiten zu wollen.

Laurie stieß kräftig den Atem aus. Empfindlich, wie sie derzeit war, deutete sie Rivas Ton als herablassend.

Riva reagierte genauso wie Jack! Laurie riss ihr das Schema aus der Hand.

»Das ist doch nur meine Meinung«, wollte Riva beschwichtigen.

Laurie drehte sich zu ihrem Schreibtisch zurück. »Jeder hat ein Recht auf eine eigene Meinung.«

»Ich wollte dich nicht ärgern«, entschuldigte sich Riva.

»Das ist nicht dein Problem«, beruhigte sie Riva und drehte sich auf ihrem Stuhl schließlich wieder zurück. »Ich bin zurzeit etwas dünnhäutig. Aber eines will ich noch sagen: Die Serienmorde in den Gesundheitsfürsorgeeinrichtungen konnten seinerzeit nur deshalb so lange weitergehen, weil niemand Verdacht geschöpft hat.«

»Ich glaube, du hast Recht«, räumte Riva ein. Sie lächelte, doch Laurie erwiderte dieses Friedensangebot nicht. Stattdessen drehte sie sich wieder zu ihrem Schreibtisch und griff zum Telefon. Mit Jack und Riva über ihre Vermutungen geredet zu haben, hatte sie zwar nicht gerade ermutigt, aber immerhin hatte sie ihre Gedanken besser sortieren können, indem sie sie aussprach, und ihr Vertrauen darauf, dass sie richtig lag, war noch gestärkt worden. Die Einwände ihrer Freunde hatten ihren Glauben an einen Serienmord nicht erschüttert, ganz im Gegenteil. Ihr war klar, dass ihr zwar noch die Beweise fehlten, aber auch, wie wichtig es war, dass im Man-

hatten General jemand über die Fälle informiert wurde. Leider wusste sie aus eigener bitterer Erfahrung, dass diese Entscheidung nicht sie zu treffen hatte. Diese lag bei der Verwaltung und musste über die PR-Abteilung erfolgen. Also wählte sie Calvins Nummer und fragte Connie Egan, Calvins Sekretärin, ob sie es einrichten könnte, dass Calvin für sie etwas von seiner kostbaren Zeit abzwacken könnte.

»Er trifft sich gleich mit dem Beratungsausschuss zum Essen«, informierte Connie sie. »Wenn Sie ihn noch erwischen wollen, müssen Sie sofort runterkommen. Sein Treffen dauert bis nach vier, und es ist nicht sicher, ob er anschließend noch einmal herkommt.«

»Ich komme sofort runter.« Laurie legte auf und erhob sich.

»Viel Glück«, wünschte Riva, die mitgehört hatte.

»Danke«, erwiderte Laurie wenig aufrichtig und schnappte sich ihr Schema.

»Und sei nicht enttäuscht, wenn Calvin die Sache noch mehr anzweifelt als ich«, rief ihr Riva hinterher. »Könnte sein, dass er dir den Kopf abreißt, wenn du ihm was von solchen Verbrechen erzählst. Denk dran, dass er ein Faible fürs Manhattan General hat, weil er im Studium dort seine Praktika und hinterher seine Assistenzzeit absolviert hat, als das Krankenhaus noch Uniklinik war.«

»Ich werde dran denken«, rief Laurie zurück. Sie hatte ein leicht schlechtes Gewissen, weil sie sich Riva gegenüber so abweisend verhielt. Ihre schlechte Laune so raushängen zu lassen, fand Laurie selbst unmöglich, aber sie konnte es im Moment nicht ändern.

Aus Angst, Calvin zu verpassen, wollte sie keine Zeit verlieren. Sie nahm den vorderen Fahrstuhl und betrat weniger als fünf Minuten später die Verwaltungsabteilung. Auf einem langen Sofa saßen einige Leute, die darauf warteten, zum Chef vorgelassen zu werden. Dessen Bürotür war geschlossen und wurde von seiner Sekretärin, Gloria Sanford, bewacht. Laurie erinnerte sich, dass sie selbst ein paar Mal dort gesessen und gewartet hatte, um sich für ihr Handeln zusammenstauchen zu lassen. Und um das zu umgehen, hielt sie sich jetzt an den Dienstweg und ging zu Calvin. Zu Beginn ihrer Zeit im Gerichtsmedizinischen Institut war sie noch um einiges verbohrt und undiplomatischer gewesen.

»Sie können gleich reingehen«, forderte Connie sie auf, als sie sich ihrem Schreibtisch näherte. Die Tür zu Calvins Büro war nur angelehnt, er selbst telefonierte und hatte die Füße auf die Ecke seines Schreibtischs gelegt. Als Laurie eintrat, winkte er ihr mit der freien Hand, auf einem der beiden Stühle ihm gegenüber Platz zu nehmen. Laurie ließ ihren Blick durch das Büro schwei-

fen. Es war nur halb so groß wie das von Bingham und hatte keine Verbindung zum Konferenzraum. Doch verglichen mit dem Zimmer, das sich Laurie mit Riva teilen musste, war es riesig. An den Wänden hing die übliche Sammlung von Diplomen, Auszeichnungen und Fotos mit den wichtigsten Politikern der Stadt.

Calvin beendete sein Gespräch, das, wie Laurie mitbekommen hatte, mit der Tagesordnung des bevorstehenden Essens des Beratungsgremiums zu tun hatte. Das Beratungsgremium war fast zwanzig Jahre zuvor vom Bürgermeister eingerichtet worden, um das Gerichtsmedizinische Institut sowohl aus den Klauen der Exekutive als auch des Gesetzesvollzugs zu befreien.

Calvin ließ seine schweren Beine nach unten fallen und schielte Laurie durch seine neue rahmenlose, progressive Brille an. Laurie war angespannt. Seit ihrer Kindheit hatte sie Probleme mit männlichen Autoritätspersonen gehabt, und Calvin hatte sie immer schon eingeschüchtert, sogar mehr als der Leiter der Gerichtsmedizin. Es war die Kombination aus seinem fülligen Körper, dem festen Blick seiner kalten, schwarzen Augen, seinem legendären stürmischen Temperament und seinem gelegentlichen Chauvinismus. Gleichzeitig konnte er ein entgegenkommender, herzlicher Mensch sein. Das Problem war nur, dass man nie wissen konnte, welche Seite gerade die stärkere war.

»Was kann ich für Sie tun?«, begann Calvin. »Leider müssen wir uns kurz fassen.«

»Es wird nur einen Moment dauern«, versicherte Laurie ihm. Sie reichte ihm das Schema, das sie vorbereitet hatte, fasste die Geschichte der vier Fälle zusammen und erläuterte ihm ihre Idee über die möglichen Todesumstände, -ursachen und -arten. Es dauerte nur ein paar Minuten, und als sie fertig war, herrschte für einen Moment Stille.

Calvin betrachtete noch immer die Aufstellung, bis er schließlich mit gerunzelter Stirn aufblickte. Sein Stuhl knarrte, als er sich zurücklehnte. Die Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt, krümmte er die Zeigefinger und schüttelte langsam und verwirrt den Kopf. »Als Erstes muss ich wohl fragen, warum Sie mir das alles in diesem frühen Stadium erzählen. Keiner dieser Fälle wurde bisher abgeschlossen.«

»Weil ich einfach dachte, dass Sie vielleicht jemandem im Manhattan General mitteilen möchten, was wir denken, damit sie ein Auge aufhalten.«

»Ich korrigiere!«, platzte Calvin dazwischen und warf einen schnellen Blick auf seine Armbanduhr, der Laurie nicht entging. »Ich würde im Manhattan General mitteilen, was *Sie* denken, nicht *wir*. Laurie, Sie überraschen mich. Sie verwenden hier unzureichende Daten, um ei-

nen voreiligen und lächerlichen Schluss zu ziehen.« Er schlug mit dem Handrücken auf das Schema. »Sie schlagen vor, dass ich reine Spekulationen weitergebe, was sich für das Manhattan General Hospital äußerst nachteilig auswirken könnte, wenn die Information in die falschen Hände käme, was leider viel zu oft passiert. Eine solche Nachricht könnte auch Panik auslösen. Hier im Gerichtsmedizinischen Institut haben wir es mit Fakten zu tun, nicht mit fantastischen Vermutungen. Verdammt, wir könnten unsere Glaubwürdigkeit verlieren.«

»Meine Intuition sagt mir aber etwas ganz anderes«, widersprach Laurie.

Calvin schlug mit seiner großen Hand auf den Schreibtisch und ließ ein paar Blätter in die Luft fliegen. »Bei weiblicher Intuition habe ich null Geduld, wenn es das ist, worauf die ganze Sache hinausläuft. Was glauben Sie denn, wo wir hier sind? In einem Häkelverein? Wir sind eine wissenschaftliche Einrichtung, wir beschäftigen uns mit Tatsachen, nicht mit Ahnungen und Vermutungen.«

»Aber wir reden über vier vollkommen unerklärliche Todesfälle innerhalb eines Zeitraums von zwei Wochen.« Laurie stöhnte innerlich. Es schien, dass sie Calvins schlafenden Chauvinismus geweckt hatte.

»Ja, aber drüben im Manhattan General behandeln sie Tausende von Patienten. Tausende! Zufällig weiß ich,

dass die Todesrate dort sehr niedrig ist und weit unter dem Durchschnitt von drei Prozent liegt. Warum ich das sagen kann? Ich bin Mitglied im Beratungsausschuss. Kommen Sie mit Fakten aus der Toxikologie oder unfehlbaren Beweisen über einen Tod durch Niederspannung wieder, dann werde ich zuhören. An einer wahnwitzigen Geschichte über einen frei herumlaufenden Serienmörder habe ich kein Interesse.«

»Sie sind nicht an einem Stromstoß gestorben«, erklärte Laurie. Auch sie hatte diesen Gedanken kurz in Erwägung gezogen, da schon die üblichen einhundertzehn Volt zu einem Herzkammerflimmern führen konnten. Doch sie hatte den Gedanken verworfen, weil Patienten normalerweise nicht an einer Stromquelle hingen. Es konnte vielleicht passieren, dass ein Patient aus Versehen mit einem unter Strom stehenden Gegenstand in Berührung kam, aber mit Sicherheit nicht vier, besonders da keiner an Überwachungsgeräten gehangen hatte.

»Um es ganz klar zu sagen«, rief Calvin und stand so heftig auf, dass sein Stuhl nach hinten rollte und gegen die Wand knallte. Er reichte Laurie das Schema. »Gehen Sie und besorgen Sie Fakten, wenn Sie so motiviert sind! Ich habe keine Zeit für diesen Unsinn. Ich muss zur Sitzung des Ausschusses, in dem wir uns mit echten Problemen beschäftigen.«

Verärgert darüber, dass sie wie ein Schulmädchen zu-rechtgewiesen wurde, verließ Laurie fluchtartig den Verwaltungstrakt. Calvins Tür war während des Ge-sprächs offen gewesen, jetzt beobachteten ihre Kollegen, die auf ein Gespräch mit Bingham warteten, ihren Ab-gang mit ausdruckslosen Gesichtern. Laurie konnte sich nicht vorstellen, was sich die Lauscher zu dem zusam-menreimten, was sie mitgehört hatten. Sie war froh, ei-nen leeren Fahrstuhl zu erwischen, um sich wieder unter Kontrolle zu bekommen. Wie sie bereits zu Riva gesagt hatte, war sie derzeit äußerst dünnhäutig. Unter normalen Umständen hätte sie Calvins barsche Abfuhr problemlos weggesteckt. Doch wegen Calvins Reaktion sowie der von Jack und Riva fühlte sie sich wie eine moderne Kas-sandra. Sie konnte nicht glauben, dass Menschen, die sie respektierte, nicht sahen, was ihr so deutlich vor Augen stand.

In ihrem Büro ließ sie sich auf ihren Stuhl fallen und legte das Gesicht in ihre Hände. Sie war am Ende, brauchte weitere Informationen, war aber praktisch ge-lähmt, weil sie warten musste, bis die Krankenakten aus dem Manhattan General auf dem üblichen Weg bei ihr eintrafen. Es gab keine Möglichkeit, den Vorgang zu be-schleunigen. Obendrein musste sie warten, bis Peter sein Zauberkunststück mit dem Gaschromatographen und

dem Massenspektrometer beendet hatte. Wenn nicht am nächsten Tag ein ähnlicher Fall reinkommen würde – was Laurie nicht hoffte –, konnte sie nur Däumchen drehen.

»Ich nehme an, dein Gespräch mit Calvin ist nicht so günstig verlaufen, wie du gehofft hast«, mutmaßte Riva.

Laurie gab keine Antwort. Sie war sogar noch gereizter als vorher. Seit ihrer Kindheit suchte sie Bestätigung bei Autoritätspersonen, und wenn sie die nicht bekam, ging es ihr schlecht. Calvins Reaktion war ein typisches Beispiel dafür und gab ihr das Gefühl, dass ihr Leben sich in seine unterschiedlichen Stränge aufzufasern begann. Dazu gehörte als Erstes die Sache mit Jack, dann ihre Mutter und das BRCA1-Problem, und jetzt schien selbst bei ihrer Arbeit das Chaos ausgebrochen zu sein. Und bei alldem kam noch hinzu, dass sie zwei Nächte hintereinander zu wenig geschlafen hatte und erschöpft war.

Laurie seufzte. Sie musste sich zusammenreißen. Das BRCA1-Problem erinnerte sie daran, dass sie mit Jack vereinbart hatte, ihre alte Mitbewohnerin Sue Passero anzurufen, um sich auf den Marker hin testen zu lassen. Eigentlich hatte sie sich noch nicht ganz entschieden gehabt, ob sie den Test durchführen lassen sollte, sodass sie eher wegen seiner Hartnäckigkeit eingewilligt hatte.

Doch auf einmal fand sie den Gedanken gar nicht so schlecht, ein paar Stunden Pause vom Institut zu haben. Damit konnte sie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Sie kannte Sue ziemlich gut und würde sich von ihr nicht nur testen lassen, sondern mit ihr auch über ihre Vermutung reden, dass vielleicht ein Serienmörder sein Unwesen trieb. Damit hätte das Krankenhaus die Möglichkeit, die Augen aufzuhalten, ohne Laurie oder das Gerichtsmedizinische Institut als Quelle nennen zu müssen.

Laurie suchte Sues Nummer heraus und rief sie an. Auf dem College und der Uni waren sie eng befreundet gewesen, und da sie in derselben Stadt arbeiteten, trafen sie sich einmal im Monat zum Essen. Sie schworen sich immer, sich öfter zu sehen, aber irgendwie klappte es nie.

Am anderen Ende meldete sich eine der Sekretärinnen, die für Sue zuständig waren. Laurie fragte, ob sie mit Sue sprechen könne. Eigentlich hatte sie lediglich beabsichtigt, eine Nachricht zu hinterlassen, damit Sue zu einem günstigeren Zeitpunkt zurückrufen könnte, doch als die Sekretärin hörte, wer dran war, wurde sie in die Warteschleife gelegt, ohne Zeit zu einer Erklärung zu haben. Kurz darauf war Sue in der Leitung.

»Das ist aber eine nette Überraschung«, meldete sie sich fröhlich. »Was ist los?«

»Hast du kurz Zeit zum Reden?«

»Kurz, ja. Was ist los?«

Laurie erzählte, dass sie sich auf den BRCA1-Marker testen lassen wolle, ohne jetzt näher auf die Gründe einzugehen. Zudem sei sie jetzt bei AmeriCare versichert, habe sich aber noch nicht um einen Hausarzt kümmern können.

»Kein Problem. Komm her, wann du willst. Ich kann dir eine Überweisung ausstellen, mit der du dann runter ins Labor gehst.«

»Wie wär's gleich heute?«

»Heute ist gut. Komm ruhig her. Hast du schon Mittag gegessen?«

»Noch nicht.« Laurie lächelte. Das wären schon drei Fliegen mit einer Klappe!

»Na, dann los, schaff deinen Hintern hier rüber, Mädchen! Über das Kantinenessen hier sollte man zwar lieber kein Wort verlieren, aber deine Gesellschaft wird mir gut tun.«

Laurie legte auf und nahm ihren Mantel von der Tür.

»Ich glaube, du tust das Richtige, wenn du dich testen lässt«, ermunterte Riva sie.

»Danke.« Laurie blickte über ihren Schreibtisch, damit sie auch ja nichts vergaß.

»Ich hoffe, du bist nicht sauer auf mich«, meinte Riva.

»Natürlich nicht«, beruhigte sie Laurie und drückte Rivas Schulter. »Ich habe ja vorher schon gesagt, dass ich derzeit ein bisschen überempfindlich bin und mich alles mehr aufregt als sonst. Wie dem auch sei, ich weiß, du bist nicht meine Sekretärin, aber ich wäre dir dankbar, wenn du wieder meine Anrufe entgegennehmen könntest, besonders die von Maureen oder Peter. Ich werde mich bei Gelegenheit revanchieren.«

»Red kein dummes Zeug. Das mache ich doch gern. Kommst du am Nachmittag noch mal wieder?«

»Auf jeden Fall. Wir werden nur schnell was essen und die Blutabnahme erledigen, aber es kann sein, dass ich noch kurz bei meiner Mutter reinschaue. Ich nehme mein Handy mit, falls du mich anrufen musst.«

Riva winkte und widmete sich wieder ihrer Arbeit.

Laurie verließ das Institut durch den Haupteingang auf der First Avenue. Kalte Luft schlug ihr ins Gesicht. Die Temperatur war während des Tages gefallen, sodass es jetzt kühler war als am Morgen, als sie zur Arbeit gekommen war. Während sie die Stufen hinunterging, zog sie den Reißverschluss ihrer Jacke bis obenhin zu. Zitternd stand sie am Straßenrand und winkte nach einem Taxi.

Die Fahrt zum Manhattan General dauerte etwas länger als die Fahrt zum University Hospital am Tag zuvor.

Beide Krankenhäuser befanden sich nördlich des Gerichtsmedizinischen Instituts an der Upper East Side und waren fast gleich weit von ihm entfernt, wobei das Manhattan General weiter westlich lag und sich entlang des Central Park fast einen ganzen Straßenblock lang erstreckte. Mehrere Fußwege verbanden das Gelände mit den außerhalb liegenden Gebäuden. Der Komplex aus grauem Stein war über einen Zeitraum von fast einem Jahrhundert gewachsen, sodass die einzelnen Teile unterschiedliche architektonische Moden widerspiegelten. Der neuste und modernste Flügel, benannt nach dem Wohltäter Samuel B. Goldblatt, hob sich vom Hauptkomplex im rechten Winkel ab. Es war der VIP-Flügel, das Gegenstück zu dem Trakt, in dem Lauries Mutter im University Hospital lag.

Laurie, die schon mehrmals im Manhattan General gewesen war – nicht nur, um Sue zu besuchen –, kannte ihr Ziel, was von Vorteil war, da das Krankenhaus immer voller Menschen war, die sich an der Informationstheke drängten. Sie ging direkt ins Kaufman-Gebäude mit der Ambulanz und dort in die Innere Abteilung, wo sie an der Rezeption nach Sue fragte. Als Laurie ihren eigenen Namen nannte, reichte ihr die Sekretärin einen Umschlag. Darin befand sich ein ausgefülltes Überweisungsformular für einen Test auf den BRCA1-Marker sowie eine Nach-

richt von Sue. Sie beschrieb, wo sich im ersten Stock des Hauptgebäudes das Labor befand. Laurie solle aber zuerst in die Aufnahme gehen, da sie als neue AmeriCare-Patientin eine Krankenhauskarte brauchte. Ganz am Schluss schrieb Sue, dass Laurie gleich anschließend in die Kantine kommen solle, um sich dort mit ihr zu treffen.

Die Krankenhauskarte ausstellen zu lassen, dauerte länger als die Blutabnahme. Sie musste in der Schlange warten, um mit einem der Angestellten vom Patientenservice zu reden. Das dauerte noch einmal eine Viertelstunde, bis sie sich endlich auf den Weg in den ersten Stock ins Labor machen konnte. Sues Beschreibung war perfekt, und Laurie fand das Genetiklabor problemlos. Dort war es im Vergleich zum Rest des Krankenhauses überraschend ruhig. Aus den Lautsprechern drang klassische Musik, an den Wänden hingen Drucke von Monets Wasserlilien aus dem Metropolitan Museum, das auf der gleichen Straße lag wie das Krankenhaus. Das Wartezimmer war leer, als Laurie der Dame am Empfang die Überweisung reichte. Die ambulanten Gentests steckten noch in den Kinderschuhen, doch Laurie wusste, dass sich das bald ändern und damit die Medizin ganz neue Wege einschlagen würde.

Im Wartezimmer war Laurie wieder gezwungen, sich mit der Realität auseinander zu setzen, die sich vielleicht

in ihren Zellkernen versteckte. Es war erschreckend, daran zu denken, dass sie vielleicht den Auslöser ihres eigenen Todes in Form eines mutierten Gens in sich trug. Das kam ihr vor wie eine Art unbewusster Selbstmord oder wie ein eingebauter Selbstzerstörungsmechanismus, was mit Sicherheit der Grund dafür war, dass sie alle konkreten Gedanken daran vermied. Würde der Test positiv oder negativ ausfallen? Sie fühlte sich wie bei einem Glücksspiel, und Glücksspiele hatte sie noch nie gemocht. Hätte Jack nicht darauf bestanden, hätte sie den Test höchstwahrscheinlich bis auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben. Doch jetzt war sie hier, würde sich Blut abnehmen lassen und die Sache wieder verdrängen, eine Handlungsweise, die sie von ihrer Mutter hatte.

Nach der Blutabnahme, einer trügerisch einfachen Angelegenheit, ging Laurie ins Erdgeschoss zurück und stellte sich vor der Hauptinformation in die Schlange. Sie hatte keine Ahnung, wo sich in diesem riesigen Gebäude die Kantine befand. Als sie an der Reihe war, fragte die Praktikantin in ihrem rosa Kittel, ob Laurie die Hauptcafeteria oder die Mitarbeiterkantine suche. Nach kurzem Überlegen entschied sich Laurie für die Mitarbeiterkantine.

Die Wegbeschreibung klang kompliziert, doch der letzte Hinweis machte die Sache wieder einfach: Laurie

sollte der roten Linie auf dem Boden folgen. Fünf Minuten später hatte sie ihr Ziel erreicht. Um Viertel nach zwölf schien die Kantine aus den Nähten zu platzen. Laurie hatte keine Ahnung gehabt, dass im Manhattan General so viele Menschen arbeiteten. Und das hier waren ja nur die aus einer von drei Schichten und davon nicht einmal alle.

Laurie blickte sich in der Menge an den Tischen und vor der Essenausgabe um. Das Stimmengewirr erinnerte sie an den Lärm in einem Feuchtbiotop an einem späten Sommerabend. Laurie verlor die Hoffnung, Sue hier zu finden. Sich mit ihr an Silvester auf dem Times Square zu verabreden, wäre ähnlich erfolgversprechend gewesen.

Genau in dem Moment, als Laurie zu einer der Kassen gehen und nach einem Haustelefon fragen wollte, um Sue anpiepsen zu lassen, tippte ihr jemand auf die Schulter. Es war Sue, die sie gleich in die Arme schloss. Laurie kam sich neben dieser großen, athletischen schwarzen Frau, die auf dem College Fußball und Softball gespielt hatte, winzig vor. Sue sah wie immer hervorragend aus. Sie war, anders als die meisten ihrer Kolleginnen, schick in fließende Seide gekleidet, über der sie einen kräftig gestärkten weißen Kittel trug. Genauso wie Laurie unterstrich sie ihre Weiblichkeit gern durch ihre Kleidung.

Sue deutete auf die Essenausgabe. »Ich hoffe, du hast keinen Hunger mitgebracht. Aber Spaß beiseite! – Das Essen ist gar nicht so schlecht.«

Als sie die Essenausgabe entlanggingen und auswählten, zogen sie sich gegenseitig über ihre jeweilige Arbeit auf. An der Kasse erkundigte sich Laurie nach Sues Kindern. Sue, die gleich nach dem Studium geheiratet hatte, hatte einen fünfzehnjährigen Jungen und ein zwölfjähriges Mädchen. Laurie konnte ihren Neid nicht unterdrücken.

»Außer dass die Pubertät voll zuschlägt, klappt alles bestens«, berichtete Sue. »Was ist mit dir und Jack? Siehst du schon Licht am Ende des Tunnels? Mir kommt es so vor, als müsstest du mal etwas Dampf machen, Mädchen! Zufällig weiß ich, dass du dich an die Dreiundvierzig ranschleichst, weil ich dir dicht auf den Fersen bin.«

Laurie spürte, dass sie rot im Gesicht wurde, und ärgerte sich gleichzeitig, dass sie nicht in der Lage war, ihre Gefühle zu verbergen. Sue hatte es gemerkt, und da sie beide seit fast sechsundzwanzig Jahren miteinander befreundet waren, hatte Laurie ihr vor allem in den letzten zwei Jahren von ihrem Wunsch nach Kindern und von der Situation mit Jack erzählt. Sue würde sich nicht mit Allgemeinplätzen zufrieden geben.

»Die Sache mit Jack ist vorbei«, erzählte Laurie, die entschieden hatte, offener zu sein, als sie sich eigentlich fühlte. »Zumindest was das Bett angeht.«

»Nein! Was stimmt denn mit dem Kerl nicht?«

Laurie runzelte die Stirn und zuckte mit den Schultern, um zu sagen, dass sie auch keine Ahnung hatte. In ihrem jetzigen Zustand wollte sie sich nicht auf ein ausgiebiges Gespräch über Gefühle einlassen.

»Na dann ... den wärst du los. Du warst mit diesem unentschiedenen Trottel mehr als geduldig. Du hast dir eigentlich eine Wohltätigkeitsmedaille verdient, aber ändern wird er sich nie.«

Laurie nickte, musste sich aber zwingen, Jack nicht zu verteidigen, auch wenn Sue Recht hatte.

Sue bestand darauf, Laurie einzuladen und das Mittagessen auf ihr Hauskonto schreiben zu lassen. Mit den Tabletts in den Händen gingen sie zu einem freien Zweiertisch am Fenster mit Blick auf einen Innenhof und einen leeren Springbrunnen. Im Sommer blühten hier die Blumen, und das Wasser plätscherte die Stufen des Brunnens hinunter.

Sie unterhielten sich noch eine Weile über Jack, wobei Sue den größten Teil der Unterhaltung bestritt. Sie bestand darauf, für Laurie jemanden zu suchen, der besser zu ihr passte, was sich Laurie – ebenfalls im Spaß – ver-

bat. Schließlich wechselten sie das Thema, und Laurie erzählte, warum sie den BRCA1-Test durchführen lassen wollte und dass ihr ihre Mutter wie üblich nichts davon erzählt hatte. Sues einziger Kommentar war, dass sie für Laurie einen Termin mit einem erstklassigen Onkologen vereinbaren würde, sollte der Test positiv ausfallen.

»Was ist mit einem Hausarzt?«, fragte Sue nach einer kurzen Pause. »Jetzt, da du offiziell bei AmeriCare bist, brauchst du einen.«

»Was ist mit dir?«, fragte Laurie. »Nimmst du neue Patienten?«

»Es wäre mir eine Ehre«, erwiderte Sue. »Aber bist du sicher, dass du dich mit mir als Hausärztin wohl fühlen würdest?«

»Natürlich«, bestätigte Laurie. »Ich werde auch einen anderen Frauenarzt brauchen.«

»Kann ich dir auch besorgen. Wir haben hier ganz tolle Leute, einschließlich der Frau, zu der ich gehe. Sie ist schnell und freundlich und versteht ihren Beruf.«

»Hört sich nach einer guten Empfehlung an. Aber es eilt nicht. Ich muss erst in sechs Monaten wieder zur jährlichen Untersuchung.«

»Das mag ja sein, aber ich glaube, wir sollten das gleich erledigen. Die Frau, an die ich denke, ist furchtbar beliebt. Soweit ich weiß, hat sie sechs Monate Wartezeit

für den ersten Termin. Entsprechend gut ist sie aber auch.«

»Dann auf jeden Fall«, bat Laurie.

Ein paar Minuten konzentrierten sie sich aufs Essen. Es war Laurie, die das Schweigen brach. »Es gibt noch was anderes Wichtiges, worüber ich mit dir reden wollte.«

»Oh«, machte Sue und stellte die Teetasse ab. »Schieß los!«

»Ich wollte mit dir über den plötzlichen Erwachsenentod reden.«

Sue verzog völlig verwirrt ihr Gesicht. »Was ist denn das?«

Laurie lachte. »Das habe ich gerade erfunden. Aber du kennst doch den plötzlichen Kindstod.«

»Natürlich! Wer kennt ihn nicht?«

»Also, ich denke, der Begriff ›plötzlicher Erwachsenentod‹ ist eine gute Bezeichnung für ein Problem, das hier im Manhattan General auftritt.«

»Oh«, machte Sue wieder. »Ich glaube, das musst du mir näher erklären.«

Laurie beugte sich vor. »Bevor ich das tue, muss eins klar sein: Es darf niemand wissen, dass die Info von mir stammt. Ich habe unserem stellvertretenden Institutsleiter empfohlen, jemanden hier im Manhattan General zu warnen, aber der war gleich auf Hundertachtzig und hat

gemeint, ohne Beweise sei das alles reine Spekulation und könnte deswegen dem Ruf des Krankenhauses schaden. Ich komme mir vor wie ein Forscher, der eine Doppelblindstudie für ein lebensrettendes Mittel allein wegen der Vorschriften weiterführen muss, obwohl die Wirksamkeit des Mittels bereits nachgewiesen ist. Aber auch wenn ich die Glaubwürdigkeit der Studie zunichte machen müsste, was wiederum die Bundesbehörde daran hindern würde, das Mittel anzuerkennen, würde ich die Ergebnisse durchsickern lassen, damit diejenigen, die das Placebo nehmen, gerettet werden.«

Laurie lehnte sich wieder zurück und lachte über sich selbst. »Puh! Jetzt werde ich melodramatisch, was? Aber es stimmt, dass ich keinen spezifischen Beweis für das habe, wovon ich dir gleich erzählen will, vor allem, weil ich die Untersuchung der Fälle noch nicht abschließen konnte. Bisher habe ich nicht einmal Kopien der Krankenakten. Ich habe nur dieses starke Gefühl, und jemand muss davon erfahren, je früher, desto besser. Diese Art von Gesundheitspolitik bringt mich auf die Palme. Sie ist das Einzige, das mich an meiner Arbeit nervt.«

»Jetzt hast du mich aber richtig neugierig gemacht. Los – raus mit der Sprache!«

Und wieder beugte sich Laurie vor und begann die Geschichte leise in der Reihenfolge zu erzählen, wie sie

sich ihr dargestellt hatte – beginnend mit McGillan über die beiden von Kevin und George obduzierten Fälle bis zu ihrem Fall vom Vormittag. Sie erzählte vom Herzkammerflimmern und der Tatsache, dass die Obduktionen keine Ergebnisse gebracht hatten. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Sonne am nächsten Tag nicht mehr aufging, sei genauso hoch wie die Möglichkeit, dass in vier Fällen hintereinander die pathologischen oder mikroskopischen Befunde keine Besonderheiten aufwiesen.

»Was genau willst du damit sagen?«, fragte Sue unsicher.

»Nun ...«, begann Laurie zögernd. Sie kannte Sue so gut, dass sie wusste, dass das, was sie jetzt sagen würde, bei Sue wie eine Ohrfeige ankommen würde. »Ich glaube zwar, dass es die winzige Möglichkeit gibt, dass die Todesursache eine verspätete Reaktion auf die Narkose oder vielleicht ein unerwarteter Nebeneffekt eines Medikaments sein könnte, aber, ehrlich gesagt, das bezweifle ich. Und wenn ich sage winzig, meine ich unendlich klein, weil unsere toxikologischen Tests bisher negativ waren. Was ich sagen will, ist: Ich glaube, bei diesen Todesfällen könnte es sich um Mord handeln.«

Ein paar Augenblicke lang schwiegen beide. Laurie gab Sue die Zeit, bis sich die Information gesetzt hatte. Sue war normalerweise äußerst schlagfertig und ließ

nichts auf ihr Krankenhaus kommen. Schließlich hatte sie ihre gesamte Assistenzzeit zwischen diesen Mauern verbracht.

Völlig aufgewühlt von dem, was sie gerade gehört hatte, räusperte sich Sue. »Damit ich das richtig verstehe: Du glaubst, durch unser Krankenhaus läuft nachts ein Sensenmann?«

»Wenn du es so ausdrücken willst, ja. Zumindest befürchte ich das. Bevor du die Idee von vornherein verwirfst, denk doch bloß mal an die Fälle, über die in den vergangenen Jahren berichtet wurde, in denen geistesgestörte Mitarbeiter in Einrichtungen der Gesundheitsfürsorge ihre Patienten ins Jenseits befördert haben. Du erinnerst dich doch daran, oder?«

»Klar erinnere ich mich daran.« Sue schien den Vergleich als Beleidigung aufzufassen und richtete sich auf ihrem Stuhl auf. »Aber wir sind hier nicht in der Provinz und betreiben kein anrühiges Pflegeheim. Dies hier ist eine der größten Kliniken, in der es mehrere Kontroll Ebenen gibt. Und diese Patienten, von denen du sprichst, waren weder bettlägerig noch dem Tod geweiht.«

Laurie hob die Schultern. »Die Tatsache, dass wir keine Erklärung für die vier Todesfälle haben, lässt sich aber nicht bestreiten. Und soweit ich mich erinnere, waren einige der Einrichtungen, in denen diese Verbrechen pas-

sierten, ebenfalls hoch angesehen. Schlimm war vor allem noch, dass es so lange gedauert hat, bis das Morden endlich ein Ende hatte.«

Sue holte tief Atem und ließ ihren Blick verständnislos durch die Kantine wandern.

»Sue, ich erwarte doch gar nicht, dass du persönlich etwas unternimmst«, beruhigte sie Laurie. »Du brauchst auch nicht das Manhattan General zu verteidigen. Ich weiß, dass es ein hervorragendes Krankenhaus ist, und ich will es auf keinen Fall in den Dreck ziehen. Ich habe nur gehofft, dass du weißt, wen eine von uns beiden darüber informieren kann, damit so etwas nicht noch einmal passiert. Ganz ehrlich, ich würde diesem Menschen genau dasselbe erzählen wie dir, vorausgesetzt, meine Anonymität bleibt gewahrt. Zumindest so lange, wie das Gerichtsmedizinische Institut offiziell noch nichts damit zu tun hat.«

Sue entspannte sich erkennbar; sie gab ein tonloses Lachen von sich. »Entschuldige. Ich glaube, ich vertrage tatsächlich nicht, wenn man mein Allerheiligstes kritisiert. Gott, bin ich dumm!«

»Kennst du jemanden, mit dem ich reden könnte? Jemanden aus der Krankenhausverwaltung? Oder was ist mit dem Leiter der Anästhesie? Vielleicht sollte ich mit ihm reden.«

»Nein, nein, nein!«, rief Sue. »Ronald Havermeyer hat ein Ego, so groß wie eine tektonische Platte. Und die dazugehörigen Vulkanausbrüche werden gleich mitgeliefert. Er hätte lieber Chirurg werden sollen. Mit ihm darfst du auf keinen Fall reden! Er wird die Sache eindeutig persönlich nehmen und sich an dem Überbringer der Nachricht rächen. Das weiß ich, weil ich in verschiedenen Ausschüssen mit ihm zusammengearbeitet habe.«

»Was ist mit dem Krankenhausdirektor? Wie heißt er noch mal?«

»Charles Kelly. Aber der ist genauso schlimm wie Havermeyer, wenn nicht gar schlimmer. Er ist nicht einmal Arzt, und er sieht alles nur durch die betriebswirtschaftliche Brille. Ich bezweifle, dass er für dein Anliegen ein Ohr hat, und er wird jedenfalls sofort nach einem Sündenbock suchen. Nein, es muss jemand sein, der sich klug verhalten würde. Vielleicht ein Mitglied vom Ausschuss für die Erkrankungs- und Sterblichkeitsrate.«

»Wieso das?«

»Weil sich der Ausschuss mit solchen Themen beschäftigt und sich einmal pro Woche trifft, um ein wachsaues Auge auf das zu haben, was hier vor sich geht.«

»Wer sitzt in dem Ausschuss?«

»Ich habe das ein halbes Jahr gemacht. Aus dem klinischen Bereich ist immer jemand im rotierenden System

dabei. Die ständigen Mitglieder sind der Risikomanager, der Leiter der Qualitätskontrolle, der oberste Gewerkschaftsrat für das Krankenhaus, der Krankenhausdirektor, der Pflegeleiter und der Leiter des medizinischen Personals. Hey, Moment mal!«

Sue schnellte mit der Hand über den Tisch und packte Lauries Unterarm so schnell, dass Laurie vor Schreck hochfuhr und sich in der Kantine umblickte, als würde sie eine unmittelbare Bedrohung erwarten.

»Der Leiter des medizinischen Personals!«, wiederholte Sue voller Begeisterung. Sie ließ Lauries Arm los und fuchtelte mit der Hand herum. »Warum bin ich nicht gleich auf ihn gekommen? Menschenskind, der ist genau der Richtige!«

»Und warum?«, wollte Laurie wissen, als sie sich von ihrem Schreck erholt hatte.

Jetzt war Sue es, die sich vorbeugte und geheimnisrämerisch flüsterte. »Er ist Ende vierzig, allein stehend und ein prima Kerl. Er ist erst seit drei oder vier Monaten hier. Alle allein stehenden Krankenschwestern sind seinetwegen schon ganz gaga, und wenn ich nicht glücklich und unwiderruflich verheiratet wäre, würde es mir nicht anders gehen. Er ist groß und schlank, und wenn er lächelt, bringt er das Eis zum Schmelzen. Er hat ein ziemlich großes Mundwerk, aber das fällt gar nicht weiter auf.

Das Beste ist, er hat einen wahnsinnig hohen IQ und eine Persönlichkeit, die dazu passt.«

Laurie konnte ihr Lächeln nicht unterdrücken. »Hört sich bezaubernd an, aber das ist nicht das, wonach ich suche. Ich brauche jemanden in einer Machtposition, der aber diskret ist. Mehr nicht.«

»Ich habe dir doch gesagt, dass er der Leiter des medizinischen Personals ist. Was willst du mehr? Und er ist die Diskretion in Person. Ich kann dir sagen, um persönliche Informationen aus ihm rauszukriegen, bräuchtest du ein Brecheisen. Ich habe an der Weihnachtsfeier eine Viertelstunde gebraucht, nur um herauszufinden, dass er, bevor er hierher kam, bei Ärzten ohne Grenzen gearbeitet hat und in der ganzen Welt rumgekommen ist. Ich musste mir auf die Zunge beißen, als Gloria Perkins, die Stationschwester im OP, angedackelt kam und ihn zum Tanzen aufgefordert hat.«

»Sue, ich glaube, du erzählst mehr, als ich wissen muss. Ich brauche nicht die ganze Vergangenheit dieses Typen zu kennen. Ich will nur wissen, ob du dir sicher bist, dass er mit mir spricht und etwas unternimmt, aber meinen Namen so lange aus der Sache draußen lässt, bis das Gerichtsmedizinische Institut eine offizielle Stellungnahme abgibt. Also, meinst du, das tut er?«

»Ich habe dir doch gesagt, dass er die personifizierte Diskretion ist. Und persönlich glaube ich, dass du gut mit

ihm klarkommen wirst. Die einzige Gegenleistung, um die ich dich bitte, ist, dass du deine erste Tochter nach mir benennst. Ha, das sollte ein Witz sein! Jetzt wollen wir doch mal schauen, ob er da ist.« Sue schob ihren Stuhl zurück, stand auf und ließ ihren Blick über die Menge schweifen.

Jetzt wurde Laurie plötzlich klar, was Sue im Schilde führte, und voller Entsetzen zerrte sie an deren weißem Kittel. »Hör auf! Hier ist weder die Zeit noch der Ort, um mich unter die Haube zu bringen.«

»Pst!«, machte Sue und schlug Lauries Hand fort, während sie weiterhin den Saal absuchte. »Du hast mich gebeten, dir jemanden zu suchen, und der Kerl ist genau der Richtige für dich. Himmel noch mal, wo steckt er bloß? Er ist doch immer mit einer Menge Frauen im Schlepptau hier. Ah ja, da ist er. Kein Wunder, dass ich ihn nicht gesehen habe – er hält mal wieder Hof, am hintersten Tisch.«

Ohne zu zögern oder auf Lauries Einwände zu achten, machte sich Sue auf den Weg und wand sich zwischen den Tischen hindurch. Etwa fünfzehn Meter entfernt tippte sie einem Mann mit mittelbraunem Haar auf die Schulter. Als er aufstand, war er fast einen Kopf größer als Sue, vermutlich ungefähr so groß wie Jack, wie Laurie schätzte. Sue redete kurz mit ihm, während sie auffällig mit der Hand

wedelte und in Lauries Richtung deutete. Laurie spürte, dass sie rot wurde, und blickte auf ihr Tablett. Das letzte Mal war sie in der Mittelschule derart öffentlich vorgeführt worden, und obwohl es damals ein gutes Ende genommen hatte, war sie jetzt alles andere als zuversichtlich.

Die nächsten paar Minuten schienen endlos. Laurie blickte zum Fenster hinaus auf den leeren Brunnen. Ob sie einfach abhauen sollte? Doch da tippte Sue schon auf ihre Schulter und sprach sie an. Resigniert drehte sie sich um und blickte in das zerfurchte, lächelnde Gesicht eines attraktiven, lebhaft wirkenden Mannes neben Sue. Er hätte ein Seemann sein können, oder er hatte viel Zeit in der Sonne verbracht. Er war sorgfältig gekämmt und trug einen dunkelblauen Anzug mit weißem Hemd und bunter Krawatte. Darüber hatte er sich einen weißen Kittel gezogen, der ebenso gestärkt war wie der, den Sue trug. Alles in allem strahlte er etwas Urbanes, Vornehmes, ja sogar Elegantes aus und unterschied sich auffällig von den ansonsten sehr nachlässigen Ärzten. Und was seine Nase anging, hatte Laurie das Gefühl, dass sie hervorragend in sein Gesicht passte.

»Ich möchte dir Dr. Roger Rousseau vorstellen«, sagte Sue, ihre Hand auf seiner Schulter.

Laurie erhob sich und schüttelte seine Hand. Sie war warm, sein Händedruck kräftig. Als sie in seine Augen

aufblickte, stellte sie überrascht fest, dass sie hellblau waren. Sie stammelte, dass sie sich freue, ihn kennen zu lernen, und wand sich innerlich, weil sie sich wieder genauso fühlte wie damals in der Mittelschule, als ihr zum ersten Mal jemand vorgestellt worden war.

»Nennen Sie mich bitte Roger«, forderte er sie herzlich auf.

»Und ich bin Laurie«, erwiderte sie, als sie langsam wieder ruhiger wurde. Sein Lächeln, das Sue so gut beschrieben hatte, war sympathisch.

»Sue hat erwähnt, dass Sie vertrauliche Informationen für mich hätten.«

»Ja, stimmt«, erwiderte Laurie schlicht. »Ich nehme an, sie hat auch erwähnt, dass ich als Quelle anonym bleiben muss. Wenn etwas durchsickert, steht mein Arbeitsplatz auf dem Spiel. Leider habe ich in der Vergangenheit schon meine Erfahrungen mit so was gemacht.«

»Damit habe ich kein Problem. Ich gebe Ihnen mein Wort, dass die Sache unter uns bleibt.« Er blickte sich in der vollen Kantine um. »Der beste Ort für ein vertrauliches Gespräch ist das hier ja nicht. Darf ich Sie in mein bescheidenes Büro bitten, wo wir aber zumindest ungestört sind? Da brauchen wir nicht zu schreien, und dort wird uns niemand belauschen.«

»Das klingt gut.« Laurie blickte zu Sue, die ihr, verschmitzt grinsend, zuzwinkerte und gleichzeitig zum Abschied winkte. Als Laurie nach ihrem Tablett greifen wollte, bedeutete ihr Sue, dass sie es fortbringen würde.

Laurie folgte Roger durch die Kantine, die mittlerweile noch voller geworden war. Am Ausgang wartete er, bis Laurie ihn eingeholt hatte. »Mein Büro ist nur ein Stock höher. Normalerweise nehme ich die Treppe. Haben Sie was dagegen?«

»Um Himmels willen, nein.« Laurie war überrascht, dass er überhaupt fragte.

»Sue hat mir erzählt, Sie seien bei Ärzten ohne Grenzen gewesen«, meinte Laurie, als sie die Treppen hinaufgingen.

»Ja, stimmt«, antwortete Roger. »Ungefähr zwanzig Jahre lang.«

»Ich bin beeindruckt.« Laurie wusste ein bisschen Bescheid über diese Organisation und ihre hervorragende Arbeit, für die sie einen Nobelpreis erhalten hatte. Aus dem Augenwinkel heraus bemerkte sie, dass Roger immer gleich zwei Stufen auf einmal nahm. »Wie sind Sie zu dazu gekommen?«

»Nach meiner Assistenzzeit in einer Abteilung für Infektionskrankheiten Mitte der Achtzigerjahre habe ich ein Abenteuer gesucht. Ich war ein linksliberaler Idealist,

der die Welt ändern wollte. Ärzte ohne Grenzen schien da gut zu passen.«

»Und haben Sie Ihr Abenteuer gefunden?«

»Auf jeden Fall, aber ich habe auch viel über Krankenhausverwaltung gelernt. Allerdings bin ich auch ziemlich desillusioniert worden. Dass in so vielen Teilen der Welt die medizinische Grundversorgung fehlt, ist entmutigend. Aber ich will erst gar nicht davon anfangen.«

»Wo waren Sie eingesetzt?«

»Zuerst im Südpazifik, dann in Asien und schließlich in Afrika. Ich habe darauf geachtet, dass ich einmal ganz um die Welt komme.«

Laurie erinnerte sich an ihre Reise nach Westafrika mit Jack und versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, dort zu arbeiten. Bevor sie von dieser Reise erzählen konnte, eilte Roger voraus und öffnete oben an der Treppe die Tür.

»Warum haben Sie die Organisation verlassen?«, fragte Laurie, als sie den belebten Flur in Richtung Verwaltung entlanggingen. Laurie war überrascht, wie viele Menschen ihn mit Namen grüßten, obwohl er doch relativ neu hier war.

»Zum Teil weil ich desillusioniert war, weil ich die Welt nicht ändern konnte, zum Teil weil ich das Bedürf-

nis hatte, nach Hause zurückzukehren und eine Familie zu gründen. Ich habe mich immer für einen Familienmenschen gehalten, aber das hätte ich im Tschad oder in der Mongolei nicht umsetzen können.«

»Das klingt ja richtig romantisch«, meinte Laurie. »Dann hat Sie also die Liebe aus dem wilden Afrika nach Hause gebracht?«

»Nicht ganz«, widersprach er und hielt ihr die Tür auf, die in den ruhigen, mit Teppichboden ausgelegten Verwaltungstrakt führte. »Es hat niemand auf mich gewartet. Ich bin wie ein Zugvogel, der instinktiv an seinen Nistplatz zurückfliegt, wo er als Küken angefangen hat, und hofft, dort seine Partnerin zu finden.« Lachend winkte er den Sekretärinnen, die nicht zum Mittagessen gegangen waren.

»Dann sind Sie also aus New York«, stellte Laurie fest.

»Queens, um genau zu sein.«

»Auf welcher Uni waren Sie?«

»Columbia College of Physicians and Surgeons«, antwortete Roger.

»Ehrlich? So ein Zufall! Ich auch. In welchem Jahr haben Sie Ihren Abschluss gemacht?«

»Neunzehnhunderteinundachtzig.«

»Ich sechsendachtzig. Kennen Sie zufällig Jack Stapleton? Der war im selben Jahrgang.«

»Ja, er war einer der besten Basketballspieler in Bard Hall. Kennen Sie ihn?«

»Ja«, antwortete sie, ohne näher darauf einzugehen. Sie fühlte sich unwohl, als würde sie die Beziehung zu ihm verraten, wenn sie auch nur seinen Namen erwähnte. »Er ist ein Kollege von mir im Gerichtsmedizinischen Institut«, fügte sie schließlich erklärend hinzu.

Sie betraten Rogers Büro, das tatsächlich, wie er gesagt hatte, bescheiden war. Es lag auf der Innenseite des Verwaltungstrakts und hatte kein Fenster. Stattdessen waren die Wände mit gerahmten Fotos derjenigen Orte übersät, an denen Roger gearbeitet hatte. Auch Fotos von ihm mit örtlichen Würdenträgern oder Patienten waren dabei. Auf allen Fotos lächelte er, als sei er jedes Mal auf einer Feier gewesen. Das war umso auffälliger, als die anderen Leute auf dem Foto ausdruckslos in die Kamera schauten oder gar die Stirn runzelten.

»Bitte, setzen Sie sich!«, forderte Roger sie auf und stellte einen Stuhl seitlich an den Schreibtisch. Nachdem er die Tür zum Flur geschlossen hatte, setzte er sich ebenfalls, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »So, jetzt erzählen Sie mal, was Sie auf dem Herzen haben.«

Laurie wiederholte, dass ihr Name aus dem Spiel gelassen werden müsse, und wieder versicherte ihr Roger,

dass sie keine Angst zu haben brauche. Einigermassen beruhigt, begann Laurie mit der Geschichte, wie sie sie Sue erzählt hatte. Diesmal allerdings verwendete sie den Ausdruck »Serienmörder«. Als sie fertig war, beugte sie sich vor und legte eine Karteikarte mit den vier Namen direkt vor ihn.

Roger hatte während Lauries Monolog geschwiegen und sie immer intensiver angeblickt. »Ich kann kaum glauben, dass Sie das ausgerechnet mir erzählen«, sagte er schließlich. »Und ich bin Ihnen wahnsinnig dankbar, dass Sie diesen Schritt gewagt haben.«

»Mein Gewissen hat mir gesagt, dass ich es jemandem erzählen muss«, erklärte Laurie. »Wenn ich Kopien von den Krankenakten habe oder die toxikologischen Tests überraschende Ergebnisse zeigen, muss ich vielleicht alles zurücknehmen. Das wäre gut, und niemand wäre glücklicher als ich. Aber bis dahin mache ich mir Sorgen, dass hier etwas ganz Seltsames vor sich geht.«

»Der Grund, warum ich so überrascht, aber auch dankbar bin, ist der, dass ich mich hier genauso zum Buhmann gemacht habe wie Sie sich in Ihrem Institut, und das aus denselben Gründen. Ich habe jeden dieser Fälle dem Ausschuss für die Erkrankungs- und Sterblichkeitsrate vorgelegt. Und jedes Mal habe ich Ablehnung, ja sogar Wut geerntet, vor allem vom Direktor.

Natürlich standen mir keine Obduktionsergebnisse zur Verfügung, denn die liegen hier noch nicht vor.«

»Die vier Fälle sind noch nicht abgeschlossen«, erklärte Laurie.

»Egal«, räumte Roger ein. »Diese Fälle haben mich von Anfang an beunruhigt, gleich als Mr Moskowitz gestorben ist. Aber der Direktor hat uns verboten, auch nur darüber zu reden, damit ja nichts an die Presse gelangt und die Effizienz unseres Wiederbelebungsprogramms nicht in Frage gestellt wird. Die Notärzte haben in allen Fällen nicht mal den Ansatz eines Herzschlags hinbekommen können.«

»Gab es irgendwelche Ermittlungen?«

»Nichts, trotz meiner energischen Empfehlungen. Ich meine, ich habe mich bis zu einem gewissen Grad selbst damit beschäftigt, aber mir sind die Hände gebunden. Das Problem ist, dass unsere Sterblichkeitsrate sehr niedrig ist, unter zwei Komma zwei Prozent. Der Direktor hat gesagt, wir würden etwas unternehmen, falls der Referenzwert von drei Prozent erreicht werden sollte. Alle haben zugestimmt, und sie bezweifeln kein bisschen, dass diese Fälle lediglich unglückliche und unvermeidbare Komplikationen in dem riskanten Umfeld eines medizinischen Dienstleistungszentrums sind. Mit anderen Worten, die Fälle liegen innerhalb der statistischen

Schwankungsbreite. Aber das nehme ich denen nicht ab. Für mich stecken sie bloß die Köpfe in den Sand.«

»Als Sie sich mit den Fällen beschäftigt haben, ist Ihnen da irgendwas aufgefallen?«

»Nichts. Die Patienten lagen in unterschiedlichen Abteilungen mit unterschiedlichem Personal und unterschiedlichen Ärzten. Aber ich habe nicht aufgegeben.«

»Gut«, freute sich Laurie. »Ich bin froh, dass Sie die Sache verfolgen und dass ich die Möglichkeit hatte, dem Ruf meines Gewissens zu folgen.« Laurie erhob sich, bereute es aber sofort. Es wäre ihr allerdings peinlich gewesen, sich wieder hinzusetzen. Das Problem war Jack. Eigentlich schien in letzter Zeit das Problem immer Jack zu sein. Sie hatte es genossen, mit Roger zu reden, aber damit ging es ihr gar nicht gut. »Na dann, vielen Dank, dass Sie mir zugehört haben«, meinte sie und streckte in dem Versuch, sich wenigstens ein bisschen unter Kontrolle zu bekommen, ihre Hand in Rogers Richtung. »Es war nett, Sie kennen gelernt zu haben. Wie gesagt, ich warte erst mal auf die Kopien der Krankenakten, und unsere besten Toxikologen sind ebenfalls an der Sache dran. Ich gebe Ihnen Bescheid, wenn sich was Neues ergibt.«

»Ich wäre Ihnen dankbar.« Roger schüttelte ihre Hand, hielt sie aber fest. »Aber jetzt darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

»Natürlich«, entgegnete Laurie.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, sich noch einmal zu setzen?«, fragte Roger, ließ Lauries Hand los und deutete auf ihren Stuhl. »Wenn Sie sitzen, brauche ich vielleicht nicht zu befürchten, dass Sie gleich abhauen.«

Verwirrt von Rogers Bemerkung, dass sie möglicherweise »abhauen« wolle, setzte sich Laurie wieder hin.

»Ich muss zugeben, dass es einen tieferen Grund dafür gibt, dass ich ihre persönlichen Fragen so offen beantwortet habe, was sonst nicht meine Art ist. Wenn es Ihnen also nichts ausmacht, möchte ich Ihnen ebenfalls ein paar persönliche Fragen stellen, da Sue betont hat, dass Sie allein stehend und ungebunden sind. Stimmt das?«

Laurie bekam feuchte Hände. War sie ungebunden? Dass sie von einem attraktiven, interessanten Mann auf eine Antwort festgenagelt werden sollte, ließ ihren Puls in die Höhe schnellen. Sie wusste nicht, was sie antworten sollte.

Roger beugte sich vor und neigte den Kopf, um Laurie in die Augen schauen zu können. Sie hatte den Blick gesenkt.

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie durcheinander bringe«, sagte Roger.

Laurie richtete sich auf, holte tief Luft und lächelte schwach. »Sie bringen mich nicht durcheinander«, log

sie. »Ich habe eine solche Frage bloß nicht erwartet, besonders nicht auf dieser Kamikazemission, auf der ich mich eigentlich befinde.«

»Dann wäre eine Antwort doch nett«, beharrte Roger.

Laurie lächelte wieder, aber vor allem über sich. Sie kam sich wie ein Teenager vor. »Ich bin allein stehend und zum größten Teil ungebunden.«

»Ein interessanter Ausdruck – ›zum größten Teil‹ –, aber ich nehme ihn erst mal so hin. Wir leben schließlich alle in einem sozialen Netz. Wohnen Sie in der Stadt?«

Ein peinlicher Schnappschuss ihrer winzigen Wohnung mit dem schäbigen Eingang blitzte in Lauries Kopf auf. »Ja, im Zentrum.« Und um ihre Antwort besser klingen zu lassen, als es den Tatsachen entsprach, fügte sie hinzu: »Nicht weit vom Gramerey Park entfernt.«

»Klingt gut.«

»Und Sie?«

»Ich bin ja erst knapp über drei Monate wieder hier, deswegen war ich mir nicht sicher, wo man hier derzeit am besten wohnt. Ich habe für ein Jahr eine Wohnung an der Upper West Side gemietet – in der 70th Street, um genau zu sein. Mir gefällt es dort. Sie liegt nah am neuen Sports L. A. Club, dem Museum und dem Lincoln Center, außerdem ist der Park gleich in Reichweite.«

»Klingt auch gut«, stimmte Laurie zu. Sie und Jack hatten über die Jahre hinweg in dieser Gegend mehrere Restaurants besucht.

»Meine nächste Frage wäre, ob Sie heute Abend mit mir essen gehen würden.«

Laurie lächelte innerlich darüber, wie der Satz »Pass auf, was du dir wünschst, es könnte wahr werden« auf sie zutraf. Während der letzten Jahre mit Jack hatte sie immer mehr gemerkt, dass sie Entschlossenheit an einem Lebensabschnittspartner schätzte, eine Eigenschaft, die Jack in seinem Privatleben völlig fehlte. Roger schien das Gegenteil zu sein. Schon nach dieser kurzen Zeit merkte sie, dass er auch die Personifizierung dieses Begriffs war.

»Es muss ja nicht so spät sein«, gestand Roger zu, als Laurie zögerte. »Und es kann ein Restaurant sein, das in der Gegend liegt, in der Sie wohnen.«

»Wie wär's am Wochenende?«, schlug Laurie vor. »Ich habe zufällig frei.«

»Das könnte ich als Bonus anbieten für den Fall, dass Ihnen der heutige Abend gefällt«, widersprach Roger zielstrebig, Lauries Vorschlag dennoch als viel versprechend aufgreifend. »Es tut mir Leid, aber ich muss auf heute Abend bestehen. Sofern Sie natürlich frei sind. Damit haben Sie es einfach, weil Sie immer behaupten

können, Sie hätten was vor. Aber das hoffe ich nicht. Ich muss nämlich zugeben, dass ich nicht gerade von interessanten, gebildeten Frauen in dieser Stadt erdrückt werde, und ich habe meine Antennen weit ausgestreckt.«

Laurie fühlte sich durch Rogers Beharrlichkeit geschmeichelt, besonders wenn sie an Jacks Unentschlossenheit dachte. Und weil Sue ihr diesen Mann vorgestellt hatte, dachte sie, es gebe keinen Grund, die Einladung nicht anzunehmen. Sie hatte nach Ablenkung gesucht, und genau die bot sich hier. »Also gut«, sagte sie. »Dann haben wir eine Verabredung!«

»Prima! Und wo? Oder soll ich das entscheiden?«

»Wie wär's mit dem Fiamma, einem Restaurant in SoHo?«, schlug Laurie vor. Sie wollte sich von allen Orten fern halten, wo sie mit Jack hingegangen war, auch wenn kaum die Gefahr bestand, ihm dort zu begegnen. »Ich rufe an und lasse einen Tisch für sieben Uhr reservieren.«

»Klingt gut. Soll ich Sie zu Hause abholen?«

»Wir treffen uns im Restaurant«, wehrte Laurie ab, als sie sich Mrs Engler vorstellte, die mit ihren blutunterlaufenen Augen durch den Türspalt spähte. Dem wollte sie Roger nicht aussetzen. Nicht gleich am Anfang.

Eine Viertelstunde später verließ Laurie mit beschwingten Schritten das Manhattan General Hospital.

Sie war gleichzeitig überrascht und begeistert von ihrer jugendlichen Schwärmerei. Dieses Gefühl hatte sie seit der neunten Klasse in der Langley-Mädchenschule nicht mehr gehabt. Sie wusste aus Erfahrung, dass diese Gefühle verfrüht waren und vielleicht dem Zahn der Zeit nicht standhalten würden, aber das war ihr egal. Sie konnte sich dieser Hochstimmung hingeben, so lange sie anhalten würde. Das hatte sie sich verdient.

Draußen auf dem Bürgersteig blickte sie auf ihre Uhr. Sie hatte noch Zeit für einen kurzen Abstecher ins University Hospital, um ihre Mutter zu besuchen, bevor sie wieder ins Institut zurück musste.

Kapitel 8

Fünf Wochen später

Jasmine Rakoczi war sich einigermaßen sicher, dass auf dem Dach des leer stehenden Gebäudes rechts von ihr mindestens zwei Heckenschützen postiert waren. Vor ihr, höchstens fünf Meter entfernt, stand ein Haus, das höher war als das, auf dem die Heckenschützen lagen. Ihr Plan war einfach: über den freien Platz hinweg ins Gebäude hechten und hinauf aufs Dach steigen. Von dort würde sie die beiden Heckenschützen erledigen und sich weiter in die verwüstete Stadt vorarbeiten, um ihren Auftrag zu erfüllen.

Sie rieb sich die Hände und bereitete sich innerlich auf den Spurt vor. Ihr Herz raste, sie atmete schnell und flach. In Erinnerung an ihre militärische Grundausbildung mahnte sie sich zur Ruhe, holte tief Luft und rannte los.

Leider liefen die Dinge nicht so wie geplant. Auf halbem Weg über den freien Platz und gut sichtbar für die Heckenschützen wurde sie von etwas abgelenkt, das sie

aus dem Augenwinkel heraus bemerkte. Das Ergebnis war vorhersehbar: Sie wurde angeschossen, und damit würde ihre Beförderung flöten gehen.

Mit ein paar Flüchen auf den Lippen, die sie bei den Marines gelernt hatte, lehnte sich Jazz zurück, nahm die Hände von der Tastatur und rieb sich kräftig das Gesicht. Als russischer Soldat in der Schlacht von Stalingrad hatte sie sich mehrere Stunden auf *Call of Duty* konzentriert, ihr Lieblingscomputerspiel, das sich an realen Schlachten aus dem Zweiten Weltkrieg orientierte. Bis zu dieser Katastrophe hatte sie sich hervorragend gehalten, aber jetzt würde sie von vorn anfangen müssen. Das Ziel war, zunehmend schwierigere Missionen zu erfüllen und immer weiter bis zum Panzerkommandeur befördert zu werden. Damit war es jetzt vorbei. Zumindest an diesem Abend.

Als sie die Hände in den Schoß fallen ließ, blickte sie rechts unten auf den Bildschirm, um zu sehen, was sie abgelenkt hatte. Es war ein kleines, blinkendes Fenster, das sich öffnete, wenn sie eine E-Mail erhielt. Sie wurde noch wütender, als sie daran dachte, dass es bestimmt wieder eine plumpe Werbung für eine Pornoseite oder für Viagra war. Doch als sie darauf klickte, besserte sich ihre Laune schlagartig – es war eine Nachricht von Mr Bob!

Jazz bekam eine Gänsehaut vor Aufregung. Seit über einem Monat hatte sie nichts mehr von Mr Bob gehört

und schon gedacht, dass die Operation Winnow beendet sei. Während der vergangenen Wochen war sie so deprimiert gewesen, dass sie sogar in Versuchung gewesen war, Mr Bob unter der Notrufnummer anzurufen, die er ihr gegeben hatte, obwohl er klar und deutlich gesagt hatte, dass sie ihn wirklich nur in Notfällen anrufen dürfe. Und da es sich um keinen Notfall handelte, hatte sie der Versuchung widerstanden, doch je mehr Zeit ins Land gegangen und je tiefer ihre Laune gesunken war, desto mehr hatte sie mit diesem Gedanken gespielt. Schließlich hatte sie sogar überlegt, beim Manhattan General zu kündigen, obwohl Mr Bob sie extra gebeten hatte, sich dort um eine Stelle zu bewerben.

Der Grund, warum sie kündigen wollte, war ihr Verhältnis zur Stationsschwester, Susan Chapman, das bis zur Lächerlichkeit verkommen war. Wie übrigens auch das Verhältnis zu allen Kolleginnen der Nachtschicht. Jazz glaubte mittlerweile, dass dies die Schicht war, in der sich die Inkompetenten vor der Welt versteckten. Jazz hatte keine Ahnung, wie Susan es geschafft hatte, sich diesen verantwortungsvollen Posten unter den Nagel zu reißen, und dann auch noch in der Allgemeinchirurgie. Nicht nur, dass Susan eine fette Qualle war, sie hatte von nichts eine Ahnung, schikanierte Jazz, wo sie nur konnte, und fand immer einen Fehler. Das war allerdings nicht

schwierig, da die anderen Schwestern wegen allem über sie herzogen, besonders wenn sie sich ins Schwesternzimmer verkroch, die Füße ein paar Minuten hochlegte und in einer Zeitschrift blätterte.

Und am schlimmsten war, dass Susan ihr mit größter Schadenfreude immer die übelsten Fälle zuschob. Susan besaß sogar die Frechheit, sich darüber zu beklagen, dass Jazz in den Krankenakten von Fällen herumstöberte, die ihr gar nicht zugewiesen waren, und sie zu fragen, warum sie in ihren Pausen immer auf die Entbindungsstation statt zum Essen gehe. Susan hatte behauptet, die Stationsschwester von dort habe sich darüber beschwert.

Jazz hatte sich auf die Zunge gebissen und der Versuchung widerstanden, ihr eine Abreibung zu verpassen, wie sie sie verdient hätte, oder, besser noch, ihr bis nach Hause zu folgen und sie ein für alle Mal mit ihrer Glock aus dem Weg zu räumen. Stattdessen hatte sich Jazz mit der Behauptung herausgeredet, sie wolle sich ständig fortbilden ... bla, bla, bla. Alles Quatsch, aber es schien zu funktionieren. Zumindest vorübergehend. Das Problem war, dass Jazz fast jede Nacht in die Entbindungsstation und in die Neurochirurgie gehen musste, um sich darüber auf dem Laufenden zu halten, was in diesen Spezialabteilungen vorging. Auch wenn es keine Patienten gab, bei denen eine Sanktion durchzuführen war, musste

sie weiterhin Kunstfehler melden, die meistens auf der Entbindungsstation passierten, etwa wenn Drogis behinderte Babys zur Welt brachten. Leider waren diese Meldungen keine große Herausforderung, und die Bezahlung war lächerlich im Vergleich zu dem, was für die Sanktionierung von Patienten herausprang.

Jazz hielt den Atem an, als sie Mr Bobs E-Mail öffnete. »Ja!«, rief sie und stieß beide Fäuste in die Luft wie ein Radrennfahrer, der als Erster die Ziellinie überfuhr. Die E-Mail enthielt lediglich einen Namen – Stephen Lewis. Jazz hatte einen neuen Auftrag! Plötzlich erschien ihr die Arbeit gar nicht mehr so nervtötend. Mit Susan Chapman und den anderen Trottern würde es nicht leichter werden, aber zumindest hatte sie jetzt einen Grund, sie zu ertragen.

Außer sich vor Aufregung, ließ sich Jazz rasch ihr Überseekonto anzeigen. Einen angenehmen Moment lang starrte sie nur auf den Kontostand. Achtunddreißigtausendneunhundertvierundsechzig Dollar und ein paar Zerquetschte. Und das Beste war: Morgen würden noch fünftausend Dollar mehr darauf sein.

Für Jazz bedeutete Geld auf dem Bankkonto Macht. Auch wenn sie gar nichts Besonderes damit anstellte, reichte ihr das Wissen, dass sie es könnte. Mit Geld standen ihr Möglichkeiten offen. Sie hatte noch nie Geld auf

der Bank gehabt, weil sie alles Geld, das sie in die Finger bekam, gleich wieder für Dinge ausgab, die sie gerade haben wollte – eine Art Flucht vor der Realität. In der Mittelschule und auf der Highschool waren das Drogen gewesen.

Sie war in recht ärmlichen Verhältnissen in einer winzigen Zweizimmerwohnung in der Bronx aufgewachsen. Ihr Vater, Geza Rakoczi, der einzige Sohn eines ungarischen Freiheitskämpfers, der 1957 in die USA ausgewandert war, hatte sie mit fünfzehn gezeugt. Ihre Mutter Mariana war genauso alt gewesen und stammte aus einer großen puertoricanischen Familie. Aus religiösen Gründen waren die beiden Jugendlichen gezwungen worden, die Schule zu verlassen und zu heiraten. Jasmine war 1972 zur Welt gekommen.

Das Leben war für Jasmine von Anfang an ein Kampf gewesen. Beide Eltern hielten Abstand zur Kirche, der sie die Schuld für ihre Notlage gaben. Beide wurden Alkoholiker und nahmen Drogen, und wenn sie einigermaßen nüchtern waren, stritten sie miteinander. Ihr Vater arbeitete mit Unterbrechungen an verschiedenen Stellen, verschwand hin und wieder für mehrere Wochen oder wurde wegen diverser Verbrechen und Vergehen eingesperrt, unter anderem wegen häuslicher Gewalt. Ihre Mutter hatte Gelegenheitsjobs, wurde aber immer wieder

gekündigt, weil sie oft betrunken zur Arbeit kam und schlechte Leistung brachte oder gar nicht erst erschien. In letzter Zeit war sie ziemlich fett geworden, was ihre Chancen auf eine Arbeitsstelle noch mehr einschränkte.

Jasmines Leben außerhalb der heimischen vier Wände war auch nicht besser gewesen. Das Wohnviertel und die Schulen wurden von einem Netz aus gewalttätigen Banden kontrolliert, und schon in der Grundschule griffen die Kinder zu Drogen. Selbst im Kindergarten waren die Erzieherinnen mehr mit Verhaltensproblemen als mit allem anderen beschäftigt.

Gezwungen, in dieser unsicheren, gefährlichen Welt zu leben, in der das einzig Beständige der ständige Wandel war, überlebte Jasmine durch das Prinzip von Versuch und Irrtum. Jedes Mal, wenn sie von der Schule nach Hause kam, hatte sie keine Ahnung, was sie dort erwartete. Ein Bruder, der geboren wurde, als sie acht Jahre alt war, und zu dem sie sich eine Seelenverwandtschaft erhoffte, starb im Alter von vier Monaten am plötzlichen Kindstod. Dies war das letzte Mal gewesen, dass sie geweint hatte.

Als sich Jazz ihr Konto mit den fast vierzigtausend Dollar betrachtete, erinnerte sie sich an das einzige andere Mal, als sie für ihr Gefühl viel Geld besessen hatte. Es war das Jahr, nachdem ihr kleiner Bruder Janos gestor-

ben war. Damals war so viel Schnee gefallen, dass er sogar liegen blieb, was in New York selten vorkam. Mit einer alten Kohlenschaufel, die Jazz im Keller des alten Wohnhauses gefunden hatte, hatte sie im Viertel die Gehwege vom Schnee befreit. Um fünf Uhr hatte sie ein Vermögen verdient: dreizehn Dollar.

Stolz war sie mit den zusammengerollten Eindollarscheinen nach Hause gekommen. Im Rückblick war ihr klar, dass sie es hätte besser wissen müssen, doch damals konnte sie nicht anders, als mit ihrem neu erworbenen Reichtum kräftig anzugeben. Das Ergebnis war vorhersehbar, wie Jazz jetzt wusste. Geza hatte ihr das Geld aus der Hand gerissen und gesagt, es sei Zeit, dass sie auch endlich etwas für ihren Unterhalt beitrage. Dann hatte er sich von dem Geld Zigaretten gekauft.

Ein leises Lächeln umspielte Jazz' Lippen, als ihr einfiel, wie sie sich gerächt hatte. Das Einzige, was ihr Vater damals wirklich geliebt hatte, war ein langhaariger, kläffender Köter von der Größe einer Ratte gewesen, den ihm jemand geschenkt hatte. Während er vor dem Fernseher Bier getrunken hatte, hatte sie den Hund ins Badezimmer mitgenommen, wo das Fenster wegen des üblen Klogeruchs immer offen stand. Sie erinnerte sich an den Ausdruck auf dem Gesicht des Hundes, als wäre es gestern gewesen. Sie hatte ihn am Nacken gepackt und aus

dem Fenster gehalten, während er mit den Füßen wild in der Luft zappelte. Sie hatte ihn losgelassen, und er hatte nur einmal kurz aufgejault, dann war er vier Stockwerke tiefer auf den Beton gestürzt.

Später hatte Geza sie abrupt geweckt und gefragt, ob sie irgendwas über den Tod des Hundes wisse. Sie hatte alles geleugnet, wurde aber trotzdem verprügelt, ebenso wie Mariana, die zu Recht nicht erklären konnte, wie der Hund aus dem Badezimmerfenster fallen konnte. Doch Jazz fand, dass die Rache die Schläge wert waren, auch wenn sie damals schreckliche Angst gehabt hatte. Sie hatte immer Angst gehabt, wenn ihr Vater sie geschlagen hatte, was oft vorgekommen war, bis Jazz groß genug gewesen war, um zurückzuschlagen.

Jazz schloss die Kontostandsanzeige und sah auf die Uhr. Es war noch zu früh, um zur Arbeit zu gehen, aber zu spät fürs Fitnessstudio. Um eine neue Runde mit ihrem Computerspiel zu beginnen, war sie viel zu zappelig. Also entschied sie sich, nach unten in den koreanischen Laden zu gehen, der rund um die Uhr geöffnet hatte, um ein paar Sachen zu besorgen. Sie hatte keine Milch mehr, aber am nächsten Morgen nach der Nachtschicht würde sie mit Sicherheit welche trinken wollen.

Als sie den Mantel anzog, schob sie die Hand automatisch in die Tasche, um nach der Glock zu greifen. Trotz

des langen Schalldämpfers ließ sich die Waffe problemlos herausziehen, und sie richtete sie auf ihr Spiegelbild neben der Tür. Das Loch in der Mündung sah aus wie die Pupille eines einäugigen Wahnsinnigen. Kichernd senkte Jazz die Waffe und kontrollierte das Magazin. Es war voll, wie immer. Voller Genuss hörte sie, wie es mit einem Klick wieder einrastete. Dann schnappte sie sich ihre Leinentasche, die sie zum Einkaufen benutzte, und hängte sie sich über die Schulter.

Draußen war es ziemlich mild. Der März in New York zeigte sich wechselhaft: An einem Tag hatte man das Gefühl, es sei Frühling, am nächsten war es kalt wie mitten im Winter. Jazz hatte die Hände in die Taschen geschoben, umklammerte auf der einen Seite die Glock, auf der anderen ihr Blackberry. Ihren Besitz fest zu halten, war beruhigend für sie. Abends kurz nach halb neun herrschte in der Seitenstraße, in der Jazz Richtung Columbus Avenue entlangging, nicht nur reger Autoverkehr, auch viele Fußgänger waren unterwegs. Als sie an ihrem glänzenden Auto vorbeikam, musste sie kurz stehen bleiben, um es zu bewundern. Sie hatte am Nachmittag das milde Wetter als Entschuldigung genutzt, um ihn zu waschen. Als sie weiterging, sinnierte sie wie so oft darüber, welches Glück sie gehabt hatte, Mr Bob zu begegnen.

Auf der Columbus Avenue ging es sogar noch lebhafter zu. Das Dröhnen der Dieselmotoren, die hupenden Fahrzeuge und die quietschenden Reifen hätten erdrückend sein können, doch Jazz war an diesen Lärm gewöhnt. Das Stückchen Himmel, das zwischen den Gebäuden zu sehen war, schimmerte im Licht der Stadt mattgrau. Nur ein paar der hellsten Sterne waren zu sehen.

Vor dem Laden waren Auslagen mit Obst, Gemüse, Schnittblumen und einigen anderen Sachen aufgebaut. Im Laden selbst war es voll wie auf der Straße, vor der einzigen Kasse stand eine Schlange. Jazz nahm sich ihre Sachen – Brot, Eier, Müsliriegel, Mineralwasser und Milch – und ging leicht angespannt, aber gut gelaunt wieder hinaus vor den Laden, wo sie scheinbar das Obst begutachtete. Dann, als sie den richtigen Moment für gekommen hielt, weil der Besitzer an der Kasse zu tun hatte und seine Frau hinten irgendwas holte, drehte sie sich einfach um und ging nach Hause. Als sie weit genug entfernt war, um davon ausgehen zu können, dass niemand hinter ihr herkommen und sie zur Rede stellen würde, musste sie über die dämlichen Besitzer lachen. Bei Läden mit mehreren Eingängen war es so einfach, abzuhausen, ohne zu bezahlen. Warum bezahlte überhaupt noch jemand? Sie selbst konnte sich kaum daran erinnern, wann sie es das letzte Mal getan hatte.

Zurück in ihrer Wohnung, verstaute Jazz die Sachen im Kühlschrank und blickte auf die Uhr. Immer noch zu früh, um zur Arbeit zu gehen. Dabei bemerkte sie, dass wieder das Fensterchen auf ihrem Bildschirm blinkte und anzeigte, dass eine E-Mail eingetroffen war.

Konnte es sein, dass der Auftrag mit Stephen Lewis storniert worden war? So etwas war allerdings noch nie vorgekommen. Schnell setzte sich Jazz an den Schreibtisch und klickte auf das Fenster. Ihre Sorge verstärkte sich schlagartig, als sie sah, dass die neue E-Mail ebenfalls von Mr Bob stammte. Überrascht und erleichtert stellte sie dann aber fest, dass die Nachricht lediglich einen zweiten Namen enthielt: Rowena Sobczyk.

»Ja!«, rief Jazz, während sie leicht die Augen schloss und aufgeregt die Hände zu Fäusten ballte. Nachdem sie seit über einem Monat keine Namen mehr erhalten hatte, war es unglaublich, dass sie jetzt gleich zwei auf einmal bekam. Das war noch nie passiert. Sie öffnete die Augen und blickte erneut auf den Bildschirm. Nein, sie träumte nicht. Der Name stand immer noch da, schwarz auf weißem Hintergrund. Kurz überlegte sie, woher der Name Sobczyk stammen mochte, da sie die vielen aneinander gereihten Konsonanten an ihren eigenen erinnerten.

Jazz erhob sich und begann, sich bereits auf dem Weg zum Kleiderschrank auszuziehen. Es war eigentlich noch zu

früh, um ins Krankenhaus zu gehen, aber das war ihr jetzt egal. Sie war viel zu aufgedreht, um rumzusitzen und Däumchen zu drehen. Sie dachte, sie könnte sich wenigstens schon ein paar Infos besorgen, um einen Angriffsplan auszuhecken. Sie holte ihren Overall aus dem Schrank und schlüpfte hinein. Darüber zog sie den weißen Kittel. Währenddessen dachte sie an ihr Auslandskonto. Morgen um diese Zeit würde es fast fünfzigtausend Dollar ausweisen!

Sobald sie in ihrem Hummer saß, wurde sie ruhiger. Ihrer Vorfreude hatte sie freien Lauf gelassen, jetzt war es Zeit, wieder ernst zu werden. Schließlich würde es mehr als doppelt so stressig sein, zwei statt einen Patienten zu erledigen. Kurz dachte sie darüber nach, dass sie vielleicht einen in dieser und den anderen in der nächsten Nacht ins Jenseits befördern könnte, verwarf die Idee aber gleich wieder. Wenn Mr Bob das gewollt hätte, hätte er seine Mails an zwei aufeinander folgenden Tagen geschickt. Also war klar, dass Jazz die Sanktion bei beiden Personen zeitgleich durchführen sollte.

Auf der Fahrt ins Krankenhaus legte sich Jazz nicht einmal mit den Taxis an. Sie wollte sich konzentrieren. Ihren Hummer stellte sie an der üblichen Stelle im ersten Stock des Parkhauses ab und betrat das Krankenhaus. Nachdem sie ihren Mantel aufgehängt hatte, ging sie

hinunter ins Erdgeschoss und schlenderte in die Notaufnahme. Sie war froh, dass hier das übliche Chaos herrschte. Wie schon bei ihren vorherigen Aufträgen, hatte sie keine Mühe, sich die Kaliumchloridampullen zu besorgen, von denen sie jeweils eine rechts und links in ihre Kitteltaschen steckte. Unbeobachtet ging sie zum Fahrstuhl zurück und fuhr in den fünften Stock.

Im Vergleich zur Notaufnahme wirkte die Allgemeinchirurgie friedlich, doch Jazz wusste, dass viel los war. Ein Blick auf das Gestell mit den Krankenakten verriet ihr, dass jedes Zimmer belegt war, und ein weiterer Blick in den leeren Materialraum sagte ihr, dass sich alle Pflegekräfte draußen bei den Patienten befanden. In ruhigen Nächten versammelten sich die Kolleginnen der Abendschicht um diese Zeit bereits im hinteren Zimmer, scherzten miteinander und bereiteten den Bericht für die Nachtschicht vor. Der einzige Mensch, den Jazz jetzt zu Gesicht bekam, war Jane Attridge, eine Stationsangestellte, die einen Stapel Laborberichte in die richtigen Krankenakten einsortierte. Jazz spähte in die Medikamentenausgabe, um sicherzugehen, dass Susan Chapman noch nicht da war, die normalerweise immer recht früh zum Dienst erschien.

Jazz setzte sich an den Bildschirm und tippte »Stephen Lewis« ein. Erfreut nahm sie zur Kenntnis, dass er in

Zimmer 424 im Goldblatt-Flügel lag. Obwohl sie noch nie dort gewesen war, hielt sie das für ein gutes Omen. In diesem schicken VIP-Bereich würden weniger Pfleger herumlaufen als auf anderen Stationen, was die Sache einfacher machte. Allerdings würde sie prüfen müssen, ob der Typ von einer privaten Krankenschwester betreut wurde, was sie bezweifelte, weil er erst dreiunddreißig und außerdem lediglich wegen einer Verletzung der Rotatorenmanschette hier war.

Nachdem sie über Stephen Lewis alles Notwendige wusste, tippte sie den Namen von Rowena Sobczyk ein und verzog ihr Gesicht gleich darauf zu einem Grinsen – Rowena lag in Zimmer 617 gleich hier auf Jazz’ Station. Das wäre doch eine Ironie des Schicksals, wenn Susan ihr diese Patientin auch noch zuweisen würde, was gar nicht so unwahrscheinlich war. Dann wäre die Sanktion noch viel einfacher durchzuführen. Zwei Patienten in einer Nacht zu erledigen, schien ihr inzwischen ein Kinderspiel zu sein.

»Sie sind aber furchtbar früh dran«, witzelte jemand hinter ihr.

Jazz riss ihre Augen auf, Adrenalin schoss durch ihre Venen. Als sie sich umdrehte, blickte sie in Susan Chapmans rundes Gesicht, in dessen Falten sich ein leichter Hautausschlag zeigte. Susan wirkte eher heraus-

fordernd als freundlich, als sie über Jazz' Schulter hinweg auf den Bildschirm starrte. Jazz konnte es nicht aushalten, wie Susan ihr Haar ständig zu einem altmodischen Knoten zusammenband. Sie hielt die Stationschwester für einen wandelnden Anachronismus, besonders wenn sie, wie meist, ihre altmodischen Schnürschuhe mit den drei Zentimeter hohen Absätzen trug.

»Darf ich mal fragen, was Sie da machen?«, wollte Susan wissen.

»Ich versuche nur, mich mit unseren Fällen vertraut zu machen.« Jazz unterdrückte ihre Wut und zwang sich zu einem Lächeln. »Sieht aus, als hätten wir ein volles Haus.«

Susan schien Jazz eine Ewigkeit anzustarren, bevor sie weiterredete. »Wir haben fast immer ein volles Haus. Was ist mit dieser Rowena Sobczyk? Kennen Sie sie?«

»Nie im Leben gesehen«, antwortete Jazz. Sie lächelte immer noch, doch mittlerweile ungezwungener, nachdem sie sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte. »Ich habe versucht, mir einen Überblick über alle neuen Patienten zu verschaffen, um in der Nachtschicht einen leichteren Einstieg zu haben.«

»Ich glaube, das ist eher meine Aufgabe.«

»Dann ist ja alles bestens.« Jazz schloss das Programm und erhob sich.

»Wir hatten das doch schon einmal geklärt«, schnauzte Susan. »Es gibt Regeln hier im Krankenhaus, mit denen die Privatsphäre der Patienten geschützt wird. Ich werde es melden müssen, wenn ich Sie in Zukunft noch einmal dabei erwische. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt? Krankenakten schaut man sich nur an, wenn man die Informationen auch benötigt.«

»Ich benötige sie, wenn die Patienten mir zugewiesen werden.«

Susan stieß laut den Atem aus. Mit in die Seiten gestemten Händen blickte sie Jazz an und sah dabei aus wie eine wütende Grundschullehrerin.

»Komisch«, brach Jazz das Schweigen. »Ich hätte gedacht, dass Sie und der Rest der Führungskräfte Eigeninitiative fördern würden. Aber da Sie das nicht tun, kann ich genauso gut runter in die Kantine gehen.« Sie hob fragend die Augenbrauen und wartete einen Augenblick lang auf eine Reaktion von Susan. Als diese ausblieb, ließ Jazz noch ein letztes künstliches Lächeln auf ihrem Gesicht aufblitzen und ging zum Fahrstuhl. Sie spürte Susans Blick in ihrem Rücken, während sie kaum merklich den Kopf schüttelte. Sie hasste diese Frau immer mehr.

Nachdem Jazz für den Fall, dass Susan die Stockwerksanzeige beobachtete, ins Erdgeschoss hinuntergefahren war, ging sie festen Schrittes durch die verwinkel-

ten Flure der geschlossenen Tagesklinik zum Eingangsbereich des Goldblatt-Flügels. Eigentlich hätte sie vom dritten Stock aus über die pädiatrische Abteilung dorthin gelangen können, aber sie fürchtete, dass Susan Verdacht geschöpft hätte.

Selbst hier im Erdgeschoss unterschied sich der Goldblatt-Flügel in jeder Hinsicht vom Rest des Krankenhauses. Die Wände waren mit Mahagoni getäfelt, die Flure mit Teppichen ausgelegt. Von dankbaren Patienten gestiftete Ölgemälde hingen unter jeweils eigenen Strahlern. Die Besucher waren schick gekleidet, die Frauen mit Diamanten behängt, und draußen kümmerten sich Angestellte um die wartenden Limousinen.

Am Vordereingang gab es zwar eine Sicherheitschleuse, doch auf Jazz, die aus einem anderen Trakt des Krankenhauses hierher gekommen war, achtete niemand. Sie wartete auf den Fahrstuhl, ebenso wie einige andere Krankenschwestern, die gerade ihren Dienst antraten und in ihren altmodischen Trachten wie Susan Chapman aussahen. Einige trugen sogar Hauben auf dem Kopf.

Jazz war die Einzige, die im dritten Stock ausstieg. Auch hier waren die Flure mit Teppichboden ausgelegt, die Wände getäfelt und mit Bildern geschmückt. Ein paar Besucher warteten auf den Fahrstuhl nach unten. Einige lächelten Jazz an, sie lächelte zurück.

Das hier wirkte kaum noch wie ein Krankenhaus. Fast lautlos ging sie über den Teppich, warf immer wieder Blicke in die Patientenzimmer, die mit Polstermöbeln und Vorhängen eingerichtet waren. Die Besuchszeit ging zu Ende, und es herrschte allgemeine Aufbruchstimmung. Als Jazz sich Zimmer 424 näherte, ging sie langsamer. Etwa fünfzehn Meter vor ihr befand sich die zentrale Schwesternstation, die anders als der Flur mit seinem gedämpften Licht grell erleuchtet war.

Die Tür zu Zimmer 424 war angelehnt. Jazz spähte den Flur entlang in beide Richtungen. Niemand zu sehen. Als sie vor die Tür trat, konnte sie das gesamte Zimmer überblicken. Wie erwartet, befand sich keine Privatschwester bei dem Patienten. Besucher waren auch keine da. Stephen Lewis, ein muskulöser Afroamerikaner, war bis zur Hüfte nackt, seine rechte Schulter mit einem Verband umwickelt, und in seinem linken Arm steckte eine Kanüle. Er hatte das Kopfteil aufgerichtet und saß im Bett, über dem Fußende hing ein Fernseher an der Decke. Jazz konnte nicht sehen, was für ein Programm gerade lief, aber sie hörte, dass es eine Sportsendung sein musste.

Stephen blickte vom Fernseher zu Jazz. »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte er.

»Ich wollte nur nachsehen, ob alles in Ordnung ist«, antwortete Jazz, was ja auch stimmte. Sie war zufrieden. Das würde wirklich ein Kinderspiel werden.

»Mir würd's schon besser gehen, wenn die Knicks mit ihrem Spiel mal endlich in die Pötte kämen«, erwiderte Stephen.

Jazz nickte, winkte ihm zu und ging zurück zum Fahrstuhl.

Sie hatte ihren Erkundungsgang erledigt, fuhr hinunter ins Erdgeschoss und ging in die Kantine. Ja, sie war wirklich zufrieden.

Die erste Hälfte der Nachtschicht verlief wie erwartet. Jazz hatte elf Patienten zugewiesen bekommen, eine mehr als ihre Kolleginnen, aber sie beschwerte sich nicht. Der Ausgleich war, dass sie mit der besten Schwesternhelferin zusammenarbeitete. Leider war sie nicht für Rowena Sobczyk zuständig und hatte so viel zu tun, dass sie Mr Bobs Auftrag erst jetzt in ihrer Essenspause würde erledigen können.

Jazz fuhr mit den beiden anderen Krankenschwestern und zwei Schwesternhelferinnen, die zur selben Zeit Pause machten, in die Kantine hinunter, setzte sich aber so schnell wie möglich von ihnen ab. Sie wollte sich nicht in deren Geschwätz verwickeln lassen, um dann nicht mehr von ihnen loszukommen. Stattdessen schlang sie im Stehen ein Sandwich und ein großes Glas Milch hinunter. Sie hatte nur dreißig Minuten Zeit, und es gab viel zu tun.

Während der Arbeit hatte sie ein paar Spritzen zu den Kaliumchloridampullen in ihre Kitteltaschen gesteckt. Von der Kantine aus ging sie zu den Toiletten. Mit einem raschen Blick unter die Kabinentüren vergewisserte sie sich, dass sie alleine war. Dann schloss sie sich in eine Kabine ein, nahm die Ampullen heraus, brach die Kappen ab und zog sorgfältig die Spritzen auf. Nachdem sie die Abdeckungen wieder über die Nadeln geschoben hatte, ließ sie die Spritzen zurück in ihre Kitteltaschen gleiten. Draußen am Waschbecken wickelte sie die leeren Ampullen dick in Papierhandtücher ein.

Bisher war niemand hereingekommen. Sie legte die Papierrolle auf den Boden, zertrat die Ampullen mit dem Absatz ihrer Schuhe und warf das Papier in den Mülleimer.

Jazz blickte sich im Spiegel an, strich mit den Fingern durch ihr strähniges Haar, zog den Kittel glatt und rückte das Stethoskop um ihren Hals zurecht. Zufrieden und für ihren Auftrag gerüstet, ging sie zur Tür. Das war ja richtig einfach gewesen. Sie hatte schon ihren Spaß daran, dass sie gleich zwei Fälle auf einmal erledigen musste. Alles lief wie am Schnürchen.

Mit dem Hauptfahrstuhl fuhr sie in den dritten Stock hinauf. Sie wollte nicht wieder durch die Eingangshalle des Goldblatt-Flügels gehen, um bei den Sicherheitsleuten keinen Verdacht zu erregen. Der gesamte dritte Stock

wurde von der Kinderabteilung eingenommen, und während sie den Flur entlang zum Goldblatt-Flügel ging, brachte der Gedanke an die kranken Kinder hinter den Türen die Erinnerung an den kleinen Janos zurück. Jazz war diejenige gewesen, die ihn an jenem verhängnisvollen Morgen tot aufgefunden hatte. Das arme Kind hatte mit dem Gesicht nach unten zwischen den Falten des Lakens gelegen und war steif wie ein Brett und leicht blau angelaufen gewesen. Jazz, selbst noch ein Kind, hatte Panik bekommen und war verzweifelt ins Schlafzimmer ihrer Eltern gerannt, um sie zu wecken. Die jedoch waren betrunken gewesen und mit nichts wach zu bekommen. Schließlich hatte Jazz selbst die 911 angerufen und dem Rettungsdienst die Tür geöffnet.

Eine schwere Brandschutztür trennte den Goldblatt-Flügel vom eigentlichen Krankenhaus. Diese schien selten benutzt zu werden, denn Jazz musste sich mit einem Fuß am Türpfosten abstützen, um sie mit Wucht aufzustoßen. An die Einrichtung des Goldblatt-Flügels war sie ja nun schon gewöhnt, doch was ihr besonders auffiel, war das Licht. Statt der üblichen Neonröhren entlang der Decke hingen Leuchter und Strahler an den Wänden, die jetzt heruntergedimmt waren.

Sie drückte noch einmal mit der Schulter gegen die Tür, um sich zu vergewissern, dass sie sich für ihren

Rückzug auch wieder öffnen ließ. Jetzt war die Tür viel leichter zu bewegen als beim ersten Mal. Jazz ging mit gleichmäßigem Schritt den Flur entlang. Sie wusste aus Erfahrung, dass sie nicht zögern durfte, um keinen Verdacht zu erregen. Sie kannte ihr Ziel, und entsprechend verhielt sie sich auch. Auf dem langen Flur war niemand zu sehen, auch nicht in der Schwesternstation weiter hinten. Als sie an den Zimmern vorbeikam, hörte sie hier und da das Piepsen eines Monitors und bemerkte sogar eine Krankenschwester, die sich über einen Patienten beugte.

Als sich Jazz dem Zimmer 424 näherte, spürte sie das gleiche Kribbeln wie in der Schlacht um Kuwait 1991. Es war ein Gefühl, das nur Soldaten verstehen konnten, die im Krieg gewesen waren. Ein bisschen spürte sie davon, wenn sie *Call of Duty* spielte, aber längst nicht so stark wie in der Realität. Jazz erinnerte es ein bisschen an Speed, aber dieses Gefühl, das sie jetzt hatte, war besser, und man bekam keinen Kater davon. Sie lächelte innerlich. Dass sie für das bezahlt wurde, was sie tat, machte die Sache noch angenehmer. Zielstrebig betrat sie Zimmer 424.

Stephen schlief tief und fest in der gleichen sitzenden Haltung, in der sie ihn bei ihrem ersten Besuch angetroffen hatte. Der Fernseher war ausgeschaltet. Das dämmri-

ge Licht stammte von einer schwachen Nachtlampe und dem Licht aus dem Badezimmer, dessen Tür einen Spaltbreit offen stand. Wie ein schmaler Streifen aus fluoreszierender Farbe fiel der Lichtstrahl über das Fußende des Bettes und über den Boden. Die Kanüle steckte noch in Stephens Arm.

Jazz blickte auf die Uhr. Drei Uhr vierzehn. Schnell, aber leise trat sie neben das Bett und stellte den Venentropf höher ein. Dann beugte sie sich vor und begutachtete die Einstichstelle, wo die Nadel in Stephens Arm verschwand. Es war keine Schwellung zu sehen, die Flüssigkeit lief problemlos in die Vene. Mit einem letzten Blick hinaus zum Flur vergewisserte sie sich, dass niemand kam. Alles ruhig. Wieder am Bett, schob sie die Ärmel ihrer Jacke über die Ellbogen, damit sie nicht störten, nahm eine der vollen Spritzen aus ihrer Tasche und zog die Nadelkappe mit den Zähnen ab, während sie mit der linken Hand den IV-Port hielt. Trotz ihrer Nervosität schaffte sie es, die Nadel problemlos einzuführen. Sie richtete sich noch einmal auf und lauschte. Nichts zu hören.

Mit starkem, gleichmäßigem Druck leerte Jazz die Spritze in den IV-Port. Wie erwartet, stieg der Pegel in der Millipore-Kammer an, und die Kaliumchloridlösung begann genauso schnell zu fließen wie das eigentliche

Mittel. Was sie nicht erwartete, war, dass Stephen ziemlich laut stöhnte und die Augen weit aufriß. Noch weniger hätte Jazz erwartet, dass Stephens Hand nach oben schnellte und Jazz' Unterarm mit erschreckender Kraft umfasste. Jazz schrie vor Schmerz leise auf, als sich die scharfen Fingernägel in ihre Haut senkten.

Jazz ließ die Spritze neben das Bett fallen und versuchte verzweifelt, sich zu befreien, schaffte es aber nicht. Gleichzeitig steigerte sich Stephens Stöhnen zu einem Schrei, was Jazz wiederum veranlasste, ihm mit der freien Hand den Mund zuzuhalten und sich über seinen Körper zu werfen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Es funktionierte, auch wenn er sich unter ihr wand.

Stephens Kampf dauerte nicht lange, dann verließen ihn seine Kräfte. Doch während er den Griff lockerte, kratzte er mit den Fingernägeln über Jazz' Unterarm, so dass sie ein weiteres Mal aufschrie.

So schnell der Kampf begonnen hatte, so schnell war er auch zu Ende. Stephens Augen drehten sich nach innen, sein Körper wurde schlaff und sein Kopf sank auf seine Brust.

Jazz trat wütend vom Bett. »Du Dreckschwein!«, zischte sie leise zwischen zusammengebissenen Zähnen, während sie ihren Arm betrachtete. Einige der Kratzer bluteten. Sie hatte große Lust, dem Typen eine reinzu-

hauen, aber sie hielt sich zurück, weil er sowieso schon tot war. Rasch schnappte sie sich die Spritze und ging auf die Knie, um nach der Nadelkappe zu suchen, die ihr, als sie aufgeschrien hatte, aus dem Mund gefallen war. Sie gab die Suche schnell wieder auf und bog die Nadel um hundertachtzig Grad, bevor sie die leere Spritze wieder in die Kitteltasche steckte. Sie konnte nicht glauben, was passiert war. Seit sie angefangen hatte, Patienten aus dem Weg zu räumen, war der Typ hier der Erste, der so einen Aufstand gemacht hatte.

Nachdem Jazz die Tropfgeschwindigkeit der Infusion wieder zurückgestellt und ihr Stethoskop zurechtgerückt hatte, eilte sie zur Tür und blickte den Gang in beide Richtungen entlang. Zum Glück hatte scheinbar niemand Stephens Schrei gehört, denn auf dem Flur war es still wie im Leichenschauhaus. Vorsichtig zog sie den Ärmel ihres Kittels über den verkratzten Unterarm, warf einen letzten Blick auf Stephen, um sicherzugehen, dass sie nichts vergessen hatte, und trat hinaus in den Flur.

Ohne Zeit zu verlieren, marschierte sie zur Brandschutztür zurück. Sobald sie auf der anderen Seite war, lehnte sie sich mit dem Rücken dagegen. Sie war von der unerwarteten Komplikation leicht genervt, hatte sich aber bald wieder unter Kontrolle. Es war doch zu erwarten gewesen, überlegte sie, dass früher oder später Kompli-

kationen auftreten würden, egal wie gut alles geplant war. Sie nahm sich noch kurz die Zeit, um ihren Unterarm im helleren Licht zu betrachten: Stephen hatte ihr an der Innenseite des Unterarms drei etwa acht Zentimeter lange Kratzer verpasst, die sich bis zum Handgelenk hinunterzogen. Aus zweien sickerte Blut. Sie schüttelte den Kopf – dieser Stephen hatte es nicht anders verdient.

Vorsichtig zog Jazz den Ärmel wieder nach unten und sah auf die Uhr. Zwanzig nach drei, und sie hatte immer noch eine Sanktion durchzuführen. Der Moment war günstig, weil die für Rowena zuständige Krankenschwester ebenfalls Pause machte und erst in zehn Minuten zurückkommen würde. Doch zum Trödeln war keine Zeit. Rasch ging sie zum Hauptfahrstuhl und fuhr auf ihr Stockwerk.

In der Schwesternstation traf sie nur Charlotte Baker, eine Schwesternhelferin mit Koboldgesicht, die Krankenberichte ausfüllte. Jazz blickte in den Materialraum und in die Medikamentenausgabe, von deren geteilter Tür die obere Hälfte offen stand. Beide Räume waren leer.

»Wo ist denn unsere furchtlose Anführerin?«, erkundigte sich Jazz und blickte den Flur in beide Richtungen entlang. Niemand zu sehen.

»Ich glaube, Ms Chapman ist in Zimmer 602 und hilft dabei, einen Katheter zu legen«, erklärte Charlotte ohne

aufzublicken. »Aber ich bin nicht ganz sicher. Ich halte hier schon seit einer Viertelstunde die Stellung.«

Jazz nickte und blickte den Flur hinunter in Richtung Zimmer 602, das von der Schwesternstation aus entgegengesetzt zu dem von Rowena lag. Eine bessere Gelegenheit würde sich nicht bieten; als Jazz sicher war, dass Charlotte nicht auf sie achtete, machte sie sich auf den Weg zu Zimmer 617. Und wieder beschleunigte sich ihr Puls, doch diesmal, nach dem Erlebnis mit Stephen Lewis, auch aus Angst. Der leichte Schmerz in ihrem Unterarm erinnerte sie daran, dass sie nicht alles unter Kontrolle haben konnte.

Ein Patient rief nach ihr, als sie an seinem Zimmer vorbeiging, doch sie achtete nicht auf ihn. Sie sah auf die Uhr. Noch sechs Minuten, bevor die anderen – auch die Krankenschwester, die für Rowena zuständig war – aus ihrer Pause zurückkommen würden. Aber da nie jemand besonders pünktlich war, hatte sie einen kleinen Puffer. Sechs Minuten waren eine Menge Zeit.

Das Zimmer war ähnlich aufgeteilt wie das, in dem Stephen gelegen hatte, allerdings fehlten hier der Teppich, die schicken Vorhänge, die Polstermöbel und die Bilder an den Wänden. Nur eine Nachtlampe brannte, die Tür zum Bad war angelehnt, das Licht aber ausgeschaltet. Rowena Sobczyk schnarchte leise. Obwohl sie schon sechsundzwanzig

war, wirkte sie mit ihren zarten Gesichtszügen und dem dunklen, widerspenstigen Haar viel jünger.

Jazz drehte die IV-Flüssigkeit auf und begutachtete die Einstichstelle auf Schwellungen. Auch hier waren keine zu sehen. Sie zog die volle Spritze aus der Tasche, hielt sie in der rechten Hand und hob den IV-Port mit der linken an. Wie vorher schon bei Stephen zog sie die Nadelkappe mit den Zähnen ab. Dann schob sie die Nadel in den Port und legte den Daumen auf den Kolben. Nachdem sie einmal tief Luft geholt hatte, hielt sie den Atem an und drückte den Kolben nach unten.

Rowenas Oberkörper krümmte sich zusammen. Während Jazz die Spritze wieder herauszog, näherten sich Schritte draußen auf dem Flur. Dem Klang nach müssten es Susans klobige Schwesternschuhe sein. Kurz blickte sie durch die halb offene Tür auf den Flur, dann wieder zu Rowena, die den Arm mit der IV-Kanüle umfasste und Gurgelgeräusche von sich gab.

Panisch ließ Jazz die Nadel und die Nadelkappe in ihre Kitteltasche gleiten und trat vom Bett zurück. Eine Sekunde lang dachte sie daran, sich im Bad zu verstecken, falls Susan die Geräusche gehört hatte, doch sie verwarf die Idee wieder, da sie damit die ohnehin schon schlechte Lage nur noch schlimmer machen würde. Angriff ist die beste Verteidigung, dachte sie und ging zur Tür.

Ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigten sich – Jazz rannte auf dem Flur förmlich in Susan hinein.

Susan trat einen Schritt zurück und blickte Jazz genauso entrüstet an wie schon zuvor. »Charlotte hat gesagt, Sie seien hier entlanggegangen. Was treiben Sie hier? Das ist Junes Patientin.«

»Als ich hier vorbeigekommen bin, hat sie gerufen.«

Susan neigte sich zur Seite, um an Jazz vorbei in das halbdunkle Zimmer blicken zu können. »Was war los?«

»Ich denke, sie hat geträumt.«

»Es sieht aus, als würde sie sich bewegen. Und die Infusion ist voll aufgedreht!«

»Ehrlich?«, fragte Jazz. Susan schob Jazz beiseite und drückte sich an ihr vorbei.

Susan drehte die Infusion wieder runter und beugte sich über Rowena. »Mein Gott. Schalten Sie das Licht ein!«, rief sie Jazz zu. »Das ist ein Notfall!«

Jazz ging zum Lichtschalter, während Susan den Alarmknopf drückte und Jazz schließlich auf die andere Seite des Bettes winkte, um das Gitter nach unten zu klappen. Sekunden später war der Notruf an die entsprechenden Stellen weitergeleitet.

»Sie hat einen schwachen Puls, vielmehr hatte sie einen!«, bellte Susan. Ihre Finger pressten sich in den Hals der Patientin, wo sie nach der Halsschlagader suchten.

Dann kniete sie sich aufs Bett. »Wir müssen sie wiederbeleben. Sie machen Mund zu Mund, ich presse.«

Widerwillig drückte Jazz Rowenas Nase zusammen und legte ihre Lippen auf die von Rowena. Die Lungen blähten sich ohne großen Widerstand auf, was hieß, dass Rowena ziemlich schwach war. Nur Jazz wusste, dass in diesem Stadium alle Wiederbelebungsversuche sinnlos waren.

Charlotte und eine andere Krankenschwester, Harriet, kamen mit einem EKG-Gerät. Susan massierte weiterhin das Herz, und Jazz fuhr um des Anscheins willen mit der Mund-zu-Mund-Beatmung fort.

»Aktivität vorhanden«, meldete Harriet. »Aber die Linie sieht eher seltsam aus.«

In dem Moment trafen die Ärzte zur Herz-Lungen-Wiederbelebung ein und drängten Jazz zur Seite. Fachmännisch führten sie den Schlauch in Rowenas Luftröhre, pumpten reinen Sauerstoff in ihre Lunge, brüllten Anweisungen, verabreichten Medikamente. Blut wurde aus der Arterie genommen und ins Labor geschickt, um die Blutgaswerte zu ermitteln. Die seltsam geformte Linie des EKGs, von der Harriet gesprochen hatte, war ganz verschwunden – das EKG zeigte nur noch eine flache Linie. Die Rettungsmannschaft verlor langsam die Hoffnung – Rowena reagierte auf gar nichts.

Noch während die Wiederbelebung fortgeführt wurde, verließ Jazz das Zimmer, ging zurück zur Schwesternstation und betrat den Materialraum. Dort setzte sie sich hin und legte den Kopf in die Hände. Sie brauchte ein paar Minuten, um sich wieder zu sammeln. Sie war schon über das genervt gewesen, was mit Stephen Lewis passiert war, aber das mit Rowena war einfach zu viel. Jazz konnte es einfach nicht glauben. Noch nie vorher hatte sie solche Probleme gehabt. Ob sie bei ihrem nächsten Auftrag auffliegen würde?

Aus dem Augenwinkel heraus sah sie, dass Susan an die Schwesternstation trat. Sie hörte zwar nichts, nahm aber an, dass Susan die Schwesternhelferin fragte, wo Jazz stecke, denn diese deutete zum Materialraum. Jazz wusste, dass ihr der nächste Streit bevorstand.

Susan trat ein und schloss die Tür. Ohne etwas zu sagen, setzte sie sich und starrte Jazz an.

»Wird immer noch versucht, die Patientin wiederzubeleben?«, fragte Jazz, der die Stille unangenehm war. Sie wollte es hinter sich bringen, falls es zu einer Auseinandersetzung kam.

»Ja«, antwortete Susan. Dann herrschte wieder Schweigen. Jazz hatte den Eindruck, dass es darum ging, wer es am längsten aushielt, also starrte sie zurück. Diesmal war es Susan, die das Schweigen brach. »Ich

frage Sie noch einmal: Was hatten Sie im Zimmer der Patientin zu suchen? Sie haben gesagt, die Patientin hätte gerufen. Was genau hat sie gesagt?«

»Ich weiß nicht mehr, ob sie was gesagt oder nur Geräusche von sich gegeben hat. Ich habe sie eben gehört. Also bin ich reingegangen und habe nachgesehen.«

»Haben Sie mit ihr geredet?«

»Nein. Sie hat geschlafen, also habe ich mich umgedreht und bin gleich wieder rausgegangen.«

»Dann haben Sie nicht gesehen, dass die IV-Infusion voll aufgedreht war?«

»Genau. Da habe ich gar nicht hingeschaut.«

»Schien für Sie mit ihr alles in Ordnung zu sein?«

»Natürlich! Deswegen bin ich doch wieder rausgegangen, bevor wir zwei zusammengestoßen sind.«

»Was sind das für Kratzer auf Ihrem Arm?«

Jazz hatte auf dem eingebauten Schreibtisch die Ellbogen aufgestützt, sodass die Ärmel ein Stück nach unten gerutscht waren.

»Ach, die?«, fragte Jazz zurück, nahm die Ellbogen vom Schreibtisch und schüttelte die Ärmel nach unten.

»Das ist in meinem Wagen passiert. Das ist nichts.«

»Sie haben geblutet.«

»Vielleicht ein bisschen, aber das ist kein Problem, ehrlich.«

Wieder starrten sich die beiden wie zwei Drittklässlerinnen an. Fast eine Minute lang sagte Susan nichts und blinzelte kaum. Jazz hatte die Nase voll, schob den Stuhl zurück und stand auf. »Na ja, jetzt wird's Zeit, dass ich mich wieder an die Arbeit mache.« Sie ging um Susan herum und öffnete die Tür.

»Ist das nicht ein seltsamer Zufall, dass Sie in diesem Zimmer waren?«, fragte Susan, die sich umgedreht hatte und Jazz anblickte.

»Als die Patientin gerufen hat, war das scheinbar der Anfang dessen, was zu dem Notfall geführt hat. Das war aber nicht klar, als ich reingeschaut hatte. Vielleicht hätte ich sie gründlicher untersuchen sollen. Legen Sie es eigentlich darauf an, dass ich mich noch schlechter fühle, als ich es ohnehin schon tue?«

»Nein, eigentlich nicht«, gab Susan zu und blickte zur Seite.

»Das gelingt Ihnen aber ganz gut, ob Sie es wollen oder nicht«, hielt ihr Jazz vor und verließ das Zimmer, um die Schwesternhelferin zu suchen, die ihr für diese Nachtschicht zugeteilt war.

Zunächst dachte Jazz, sie hätte sich Susan gegenüber elegant herausgeredet, doch je mehr Zeit verging, desto paranoider wurde sie. Sie hatte den Eindruck, dass jedes Mal, wenn sie sich umdrehte, Susan sie anblickte. Als

sich die Morgenschicht den Übergabebericht anhörte, in dem Susan auch auf den Notfall mit Rowena Sobczyk zu sprechen kam, steigerte sich Jazz' Verfolgungswahn bis ins Lächerliche. Aus Susans Verhalten ging nicht im Geringsten hervor, dass sie Jazz im Verdacht hätte. Doch deren Gedanken kreisten immer wieder um Mr Bobs Anweisung, mit ihren Sanktionen dürfe sie keine Wellen schlagen. Und nun hatte Jazz den Eindruck, dass die Situation mit Susan schon eher einer Sturmflut glich.

Jazz' größte Angst war, dass Susan gleich nach dem Schichtwechsel losrennen und ihren Verdacht bei der Pflegeleiterin, Clarice Hamilton, ausplaudern würde. Diese riesige Afroamerikanerin war doch genauso eine Niete wie Susan. Wenn die also zu Clarice ginge, bräche wahrscheinlich die Hölle los, und Jazz würde über die Notrufnummer Mr. Bob anrufen müssen. Doch Mr Bob würde auch nicht viel unternehmen können.

Als die Übergabe erledigt war, blieb Jazz, wo sie war, und tat so, als hätte sie noch Arbeit mit den Krankenakten. Susan brauchte noch fünf Minuten, um die Stationschwester von der Tagschicht über einige Probleme zu informieren. Jazz konnte das Meiste mithören. Zum Glück erwähnte Susan Jazz mit keinem Wort. Schließlich zog sich Susan ihren Mantel an und ging mit June lachend den Flur entlang zu den Fahrstühlen. In diesem

Moment schnappte sich auch Jazz ihren Mantel, nahm aber aus dem Materialraum noch ein Paar Latexhandschuhe mit.

Zu dieser Zeit, dem Schichtwechsel, war der Flurbereich vor den Fahrstühlen immer voll. Jazz hielt sich am Rand, so weit von Susan und June entfernt wie möglich. Als der Fahrstuhl kam, zwängte sie sich ganz in die Ecke. An dem albernen Haarknoten konnte sie sehen, wo Susan stand.

Als der Fahrstuhl im ersten Stock anhielt, drängte sich Jazz nach vorn und stieg mit Susan und einem halben Dutzend anderer Leute aus dem Fahrstuhl. Jazz wusste, dass Susan ebenfalls mit dem Wagen zur Arbeit fuhr. Wie gackernde Hennen gingen sie den Flur entlang zu der Tür, durch die man auf die kleine Verbindungsbrücke zum Parkhaus gelangte. Jazz blieb auf Abstand und zog die Latexhandschuhe über.

Im Parkhaus trennten sich die Frauen und gingen zu ihren Autos. Jetzt beschleunigte Jazz ihre Schritte. Mit der rechten Hand umfasste sie die Glock in ihrer Manteltasche. Der Abstand zu Susan wurde immer geringer, und in dem Moment, als die Stationsschwester die Türen ihres Fords mit einem Klicken entriegelte, öffnete Jazz die Beifahrertür und setzte sich gleichzeitig mit Susan vorn in deren Wagen.

Jazz hatte den Zeitpunkt haargenau abgepasst. Fast schien es so, als hätte sie schon dort gesessen, als Susan einstieg. Unter anderen Umständen wäre Susans schockierter Gesichtsausdruck zum Lachen gewesen. Doch Jazz konnte gar nichts von dem hier lustig finden.

»Was soll das?«, schimpfte Susan.

»Ich dachte, wir könnten uns mal privat unterhalten und einige Missverständnisse aus dem Weg räumen«, begann Jazz. Sie hatte die Schultern hochgezogen und beide Hände in die Taschen gesteckt; die Arme hielt sie gestreckt.

»Ich muss mit Ihnen über gar nichts reden«, schnauzte Susan. Sie schob den Schlüssel ins Zündschloss und ließ den Motor an. »Jetzt steigen Sie schon aus. Ich will nach Hause.«

»Ich glaube, es gibt viel, worüber wir reden müssen. Sie haben mich die ganze Zeit über schief angeguckt. Ich will wissen, warum.«

»Nun, Sie sind eben ein komisches Huhn.«

Jazz lachte spöttisch. »Ist schon lustig, dass ausgerechnet Sie das sagen.«

»Mit so einem Satz bestätigen Sie nur meinen Eindruck«, stieß Susan hervor. »Um ehrlich zu sein, ich habe Ihnen noch nie getraut. Ich weiß nicht, warum Sie Krankenschwester geworden sind. Sie kommen mit nieman-

dem zurecht. Sie arbeiten ohne Hingabe. Jede Nacht muss ich Ihnen die einfachsten Fälle geben.«

»Ach, so ein Quatsch!«, bleckte Jazz. »Sie geben mir immer nur die beschissenen Fälle.«

Eine Sekunde lang starrte Susan Jazz genauso an wie schon den ganzen Abend. »Ich werde mich mit Ihnen nicht streiten. Und wenn Sie nicht sofort aus meinem Wagen steigen, hole ich jemanden vom Wachdienst, dann soll der sich um Sie kümmern.«

»Sie haben mir noch immer nicht gesagt, warum Sie mich beobachtet haben. Ich will wissen, ob es was mit Rowena Sobczyk zu tun hat.«

»Natürlich hat das was mit Rowena Sobczyk zu tun. Das ist doch ein merkwürdiger Zufall, dass Sie aus ihrem Zimmer kamen, obwohl sie nicht Ihre Patientin war. Und ich erinnere mich auch, dass man gesehen hat, wie Sie aus Sean McGillans Zimmer gekommen sind, der auch nicht Ihr Patient war. Aber es ist nicht meine Aufgabe, mit Ihnen darüber zu reden. Das muss die Pflegeleiterin tun. Die wird sich ganz bestimmt mit Ihnen unterhalten.«

»Ach ja?«, höhnte Jazz. »Ich glaube nicht, dass Sie da so sicher sein sollten. Sie sind doch bloß eine Versagerin.« Nicht ganz ohne Mühe zog Jazz ihre Glock aus der Manteltasche.

Susan konnte nur noch die rechte Hand heben, als Jazz ihr zweimal seitlich in den Brustkorb schoss. Die Stationschwester wurde gegen die Tür geworfen, ihre Wange gegen die Scheibe gepresst.

Trotz des Schalldämpfers war der Lärm viel lauter, als Jazz erwartet hatte. Auch den Korditgestank im geschlossenen Wagen hatte sie unterschätzt. Mit der freien Hand wedelte sie den Rauch fort und schaute durch die Heckscheibe hinaus. Mehrere Autos fuhren vorbei und auf die nächste Ebene hinauf, da hier alle Plätze belegt waren. Nur wenige Fahrzeuge verließen das Parkhaus. Bei dem Lärm und dem Hin und Her war sich Jazz sicher, dass niemand die zwei Schüsse aus ihrer Glock gehört hatte, die sie wieder in ihre Manteltasche schob.

Jazz packte Susan an ihrem Knoten und zog so an ihrem Kopf, das er nach vorn kippte, Susan aber aufrecht sitzen blieb. So eine Versagerin, dachte sie, während sie Susans leblose Arme aufs Lenkrad legte. »Und Versager haben nichts anderes verdient, als zu verlieren«, sagte sie und schaltete den Motor aus.

Als Nächstes suchte Jazz in Susans Handtasche nach dem Geldbeutel. Nachdem sie das Geld und die Kreditkarte herausgenommen hatte, warf sie ihn auf den Boden, damit die Sache wie ein tödlicher Raubüberfall aussah. Wieder drehte sie sich nach hinten, um aus dem Heck-

fenster zur Verbindungsbrücke zu schauen. Krankenschwestern, die ebenfalls Feierabend hatten, winkten einander zum Abschied zu und gingen zu ihren Autos. Jazz duckte sich, bis sie nicht mehr zu sehen waren.

Als sie sich wieder aufsetzte, blickte sie zu ihrem Hummer, der nur zwei Plätze weiter stand. Als sie sicher war, dass die Luft rein war, stieg sie aus und ging vorn um das Nachbarauto herum zu ihrem Wagen.

Nachdem sie eingestiegen war, zog sie die Latexhandschuhe aus und steckte sie in die Tasche, ließ den Motor an, fuhr rückwärts vom Parkplatz und schließlich Richtung Ausgang. Als sie an Susans Wagen vorbeikam, sah es aus, als würde Susan nach einer anstrengenden Nacht ein Nickerchen halten. Einfach perfekt!

Draußen auf der Straße atmete Jazz erst einmal kräftig durch. Sie hatte gar nicht gemerkt, *wie* angespannt sie gewesen war. Die Nacht war anstrengend gewesen, aber sie vertraute darauf, dass sie den Stress bestens bewältigt hatte. Sie war um zehntausend Dollar reicher, und sie hatte es geschafft, ein drohendes Problem zu beseitigen. Operation Winnow konnte munter weitergehen. Das Leben war einfach herrlich.

Kapitel 9

Als Lauries alter Aufziehwecker im Halbdunkel losbimmelte, streckte sie, ohne die Augen zu öffnen, die Hand nach ihm aus und stellte ihn ab. Sie rollte sich wieder unter der warmen Bettdecke zusammen und zitterte, aber nicht, weil sie fror, sondern weil ihr schlecht war. Plötzlich riss sie die Augen auf. Schon am Morgen zuvor hatte sie Übelkeit verspürt, aber das hatte sie auf die Muscheln zurückgeführt, die sie am Abend vorher mit Roger gegessen hatte. Sie mochte Muscheln, aber in der Vergangenheit war es bereits ein paar Mal vorgekommen, dass sie sich am darauf folgenden Tag nicht wohl gefühlt hatte. Zum Glück war die Übelkeit gestern gleich wieder vergangen, sobald sie ein bisschen herumgelaufen war. Laurie setzte sich auf und zitterte wieder. Nachdem sie einen Schluck von dem Wasser getrunken hatte, das immer auf dem Nachttisch stand, fühlte sie sich besser. Diesmal hatte sie gar keine Muscheln gegessen, sondern sich bewusst an etwas Leichtes, an ein Stück mild gewürztes Huhn, gehalten.

Als sie die Decke um sich wickelte, bemerkte sie ein neues, weiteres Symptom: ein leicht unangenehmes Ge-

fühl rechts unten im Bauch. Es war nicht stark genug, um es Schmerz nennen zu können. Mit den Fingern tastete sie den Bauch oberhalb der Leistenregion ab. Sie konnte nicht sagen, ob der Druck das Gefühl verstärkte, da sie, wenn sie dort herumdrückte, vor allem merkte, dass ihre Blase voll war.

Schließlich warf sie die Bettdecke zurück, zog den Bademantel an und schlüpfte in ihre Hausschuhe. Auf dem Weg ins Bad wurde das unangenehme Gefühl deutlicher. Jetzt war es schon eher ein Schmerz, aber immer noch schwach.

Für die Ärztin in ihr waren diese beiden Symptome die ersten Verdachtszeichen einer Blinddarmentzündung. Sie wusste aber auch, dass rechts im Unterbauch eine Vielzahl von Beschwerden auftreten und die Diagnose mitunter zu einer Herausforderung werden konnte. Und ihr war klar, dass sie voreilige Schlüsse zog. Das war die Art von Hypochondrie, unter der sie während ihres Medizinstudiums gelitten hatte. Lächelnd erinnerte sie sich daran, wie sie sich im ersten Jahr wegen harmloser Kopfschmerzen Sorgen gemacht und gedacht hatte, sie leide unter krankhaftem Bluthochdruck, nur weil sie am Abend vorher darüber gelesen hatte. Natürlich hatte sie keinen krankhaften Bluthochdruck gehabt, und auch jetzt waren der Anflug von Schmerz und die Übelkeit verflogen, als sie aus der Dusche stieg.

Laurie hatte keinen Hunger, doch sie zwang sich wenigstens zu einem Toast. Als der keine Probleme machte, aß sie auch noch etwas Obst. Sie war überzeugt, dass sie nur etwas im Magen haben müsste, damit es ihr besser ging. Und als sie fertig war, um sich auf den Weg ins Gerichtsmedizinische Institut zu machen, fühlte sie sich schon wieder fit wie eh und je.

Sie winkte Mrs Engler, als diese durch den Türspalt spähte. Diesmal sagte die alte Hexe mit ihren trüben Augen sogar etwas und riet Laurie, einen Schirm mitzunehmen, weil Regen angesagt war.

Es war ein milder Vormittag im März, und obwohl der Himmel wolkenverhangen war, regnete es noch nicht. Laurie ging die First Avenue Richtung Norden entlang, ohne den Verkehr wahrzunehmen. Vielmehr überlegte sie deprimiert, ob ihre Übelkeit psychosomatisch sein mochte und sich auf den Stress zurückführen ließ. Was war denn anders als sonst? Sie war doch noch nie in der Lage gewesen, ihr Privatleben so gut zu meistern wie ihr Berufsleben.

Lauries fünfwöchige, aufwühlende Beziehung mit Roger, während der sie sich zwei- oder dreimal unter der Woche sowie an den Wochenenden gesehen hatten, hatte vor kurzem einen Dämpfer bekommen. Dieser stellte für Laurie zwar kein unüberwindliches Hindernis dar, aber er

bedeutete in gewisser Hinsicht eine Beunruhigung und erinnerte sie daran, dass sie sich gleich am Anfang die Tatsache vor Augen geführt hatte, dass die Schwärmereien von Erwachsenen dem Zahn der Zeit häufig nicht standhielten. Die Sache war die: Laurie hatte erst zwei Tage zuvor erfahren, dass Roger verheiratet war. Es hatte vorher schon zahlreiche Möglichkeiten gegeben, ihr diese wichtige Tatsache mitzuteilen, aber er hatte es hinausgezögert. Laurie konnte sich nicht vorstellen, warum. Erst als sie sich dazu gezwungen hatte, ihn direkt zu fragen, war er mit der Wahrheit herausgerückt. Er hatte etwa zehn Jahre zuvor, als er in Thailand stationiert gewesen war, eine Thailänderin geheiratet. Die Ehe war nie geschieden worden, obwohl er jetzt angeblich die Scheidung eingereicht hatte. Aber noch fassungsloser war sie, als sie hörte, dass er mehrere Kinder hatte.

Die Geschichte hatte sich bei der ausführlichen Schilderung schließlich als weniger verwerflich dargestellt. Die Frau stammte aus einer reichen, privilegierten Familie, zu der sie wegen Rogers Versetzung nach Afrika selbstsüchtig zurückgekehrt war. Die Kinder hatte sie praktisch entführt. Dass er aber Laurie gegenüber diese Information zurückgehalten hatte, war ein schlechtes Omen. Was war, wenn Roger auf einmal ein ganz anderer Mensch war, als sie gedacht hatte? Dieser Gedanke

weckte auch Zweifel in ihr, weil sich die Beziehung so schnell entwickelt und Roger darauf gedrängt hatte, mit ihr zu schlafen. Und dann waren da noch ihre ungeklärten Gefühle für Jack.

Am Abend zuvor, als sie voller Selbstmitleid wegen der Neuigkeiten, die sie erfahren hatte, zu Hause rumsaß, hatte sie eine kleine Eingebung gehabt. Zum ersten Mal hatte sie erkannt, dass sie aktiv und aus eigenem Antrieb Themen unterdrückte, über die sie nicht reden oder nachdenken wollte. Ihre Eltern waren doch genauso, besonders ihre Mutter. Deren Umgang mit dem Thema Brustkrebs war typisch dafür. Laurie hatte diese Eigenschaft schon immer gehasst, doch nie zuvor hatte sie sich eingestanden, wie sehr sie doch ein Kind ihrer Eltern war. Gemerkt hatte sie es, weil sie über Rogers Ehe gar nicht so überrascht gewesen war, wie sie gern vorgegeben hätte. Es hatte Hinweise gegeben, doch Laurie hatte sich beharrlich gesträubt, sie wahrzunehmen. Sie hatte einfach nicht glauben wollen, dass er verheiratet war.

An der Ecke zur 30th Street blieb Laurie an der roten Ampel stehen und dachte darüber nach, was ihre neu erworbene Einsicht für ihr sich in Auflösung befindliches Verhältnis zu Jack bedeutete. Auf einmal fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Sie wollte allein ihm die Schuld dafür geben, dass er in Bezug auf ihre gemeinsa-

me Zukunft so unverbindlich war und das Thema Ehe und Kinder erfolgreich umging. Aber auch sie trug eine Mitschuld, weil sie das Thema ebenfalls gemieden hatte. Und mit seinem Angebot, mit ihr regelmäßig darüber zu sprechen, hatte er ihr doch zumindest schon den kleinen Finger gereicht, wenn auch nicht die ganze Hand. Aber wie sollte sie all das Jack mitteilen? Das letzte Mal hatten sie vor fünf Wochen über persönliche Dinge miteinander geredet.

Als die Ampel auf Grün schaltete und Laurie die First Avenue überquerte, um die Stufen zum Gerichtsmedizinischen Institut hinaufzueilen, gestand sie sich bereits ein, dass durch Roger die ganze Sache noch komplizierter geworden war. Statt nur mit einem musste sie sich jetzt mit zwei Männern rumschlagen. Ihr waren zwar beide wichtig, aber ihre Liebe galt Jack, und sie sehnte sich nach seiner kompromisslosen Offenheit. Mit Roger war sie vor allem ausgegangen, um Jack eifersüchtig zu machen, doch der negative Beigeschmack ihrer pubertären Machenschaften wurde durch zwei Faktoren noch verstärkt: Laurie hatte nicht erwartet, dass erstens Roger eine so starke Anziehungskraft auf sie ausüben und zweitens die Masche mit der Eifersucht so gut funktionieren würde.

Obwohl sie spürte, dass Jack sie liebte, war sie durch seine beharrliche Abneigung, die von ihr gewünschte

Bindung einzugehen, überzeugt, dass seine Liebe nicht von gleicher Intensität wie die ihre war. Vor allem hatte er ihr nie das Gefühl gegeben, dass er ihrer Beziehung denselben Wert beimaß wie sie. Sie war überzeugt, dass er sich nie ändern würde und unfähig zur Eifersucht sei.

Doch jetzt, nachdem ihr Verhältnis immer schlechter geworden war, hatte sie ein ganz anderes Gefühl. Nach ihrem Auszug aus seiner Wohnung hatte er seinen schnodd-rigen Sarkasmus spielen lassen und ihn sogar noch um ein paar Grade verschärft, als Laurie anfang, sich mit Roger zu treffen. Vor etwa einem Monat hatte Jack gefragt, ob sie Lust habe, mit ihm essen zu gehen, aber nachdem sie geantwortet hatte, sie habe am fraglichen Abend vor, mit Roger in ein Symphoniekonzert zu gehen, hatte er ihr lediglich viel Spaß auf ihrem weiteren Lebensweg gewünscht – was hieß, dass er ihr auch die Freundschaft gekündigt hatte.

Als Marlene, die Frau am Empfang, den Türöffner drückte, um sie in den ID-Raum zu lassen, musste Laurie lächeln – die ganze Sache hatte doch etwas von einer Seifenoper. Ein Verhalten zu ändern – ihr eigenes oder das eines anderen – war mit Sicherheit nicht leicht. Jetzt aber zwang sie sich erst einmal, nicht mehr an die beiden Männer zu denken.

Sie hängte ihren Mantel über einen der Klubstühle im ID-Raum und den Regenschirm darüber und bediente

sich an der Kaffeemaschine. Chet war an der Reihe, zu entscheiden, welche Fälle obduziert werden mussten, und ließ sich, über einen Stapel Akten gebeugt, nicht von seiner Arbeit ablenken.

Laurie rührte ihren Kaffee um und sah auf die Uhr. Immer noch keine acht Uhr, aber später als zu den Zeiten, als sie mit Jack hergekommen war. Vinnie saß nicht hinter seiner Zeitung, was hieß, dass er sich mit Jack bereits nach unten begeben hatte und ihm bei der Obduktion einer Leiche half. Als einziges Geräusch waren Stimmen aus der Telefonzentrale zu vernehmen, wo sich die Frauen auf den Tag vorbereiteten. Laurie mochte diese Einsamkeit, weil sie wusste, dass in einer Stunde hier die Hölle los sein würde.

»Ist Jack schon unten?«, fragte Laurie und nahm einen Schluck von ihrem Kaffee.

»M-hm«, antwortete Chet, ohne Laurie anzublicken, hob aber plötzlich den Kopf, als er ihre Stimme erkannte. »Laurie! Prima! Ich sollte dir etwas ausrichten, falls du schon vor acht hier wärst. Janice will unbedingt mit dir sprechen. Sie war schon zweimal hier.«

Lauries Augen blitzten auf. »Ging es um einen neuen postoperativen Patienten aus dem Manhattan General?« Sie hatte Janice gebeten, ihr Bescheid zu geben, wenn wieder ein solcher Fall hereinkommen sollte. Das hieße,

dass es ihr viel leichter fallen würde, die beiden Männer, die es in ihrem Leben gab, aus ihren Gedanken zu verbannen, da die Zahl der verdächtigen Mordfälle – bisher vier – um satte fünfundzwanzig Prozent gestiegen wäre. Die beiden Fälle, die sie obduziert hatte – McGillan und Morgan –, hatte sie immer noch nicht abgeschlossen. Die anderen beiden waren von Kevin und George als natürliche Todesursache ad acta gelegt worden, wogegen Laurie aber protestiert hatte.

»Nein, es ging nicht um einen Patienten aus dem Manhattan General«, antwortete Chet mit einem verschmitzten Lächeln, das Laurie aber nicht deuten konnte. Sie ließ ihre Schultern enttäuscht sinken. »Nicht um einen, sondern um zwei!« Er tippte oben auf zwei Ordner, die er zur Seite gelegt hatte, und schob sie ein Stück auf Laurie zu. »Und sie müssen obduziert werden.«

Laurie schnappte sich die Ordner und las die Namen: Rowena Sobczyk und Stephen Lewis. Alter: sechsundzwanzig und dreiunddreißig. »Kommen sie beide aus dem Manhattan General?« Sie wollte auf Nummer sicher gehen.

Chet nickte.

Das war doch viel zu schön, um wahr zu sein, dachte Laurie. Die perfekte Ablenkung! Ihre Serie würde auf sechs Fälle ansteigen, nicht nur auf fünf. Das entsprach

einer Steigerung von fünfzig Prozent. »Ich würde gern beide Fälle übernehmen«, bat sie hastig.

»Sie gehören dir«, erwiderte Chet.

Ohne ein weiteres Wort schnappte sich Laurie ihren Mantel und ihren Schirm. Mit den Ordnern unter dem Arm und der vollen Tasse in der Hand huschte sie durch die Telefonzentrale und das Schreibzimmer zum Büro der forensischen Ermittler. Laurie platzte fast vor Neugier. Sie hatte während der letzten fünf Wochen sehr zu leiden gehabt, nachdem sich ihre Serienmörder-Theorie nicht erhärten ließ und von allen außer Roger abgeschmettert worden war. Jack hatte die Fälle zu mehreren kräftigen Seitenhieben benutzt. Selbst Sue Passero hatte die Theorie verworfen, nachdem sie sich, wie sie sich ausgedrückt hatte, heimlich im Krankenhaus umgehört hatte. Zum Glück hatten weder Calvin noch Riva das Thema breitgetreten.

Nachdem die Krankenakten endlich aus dem Hospital eingetroffen waren, hatte Laurie ihr Schema vervollständigt, aber keinen eindeutigen Hinweis entdeckt. Eigentlich fand sie keinen einzigen Zusammenhang zwischen den Fällen. Alles unterschied sich voneinander – Chirurgen, Anästhesisten, Narkotika, präoperative und postoperative Medikamente sowie die Abteilungen, in denen die Patienten gelegen hatten. Das Schlimmste war, dass die

toxikologischen Tests nichts ergeben hatten, obwohl Peter alle Tricks probiert hatte, die er mit dem Gaschromatographen und dem Massenspektrometer auf Lager hatte. Um Laurie einen Gefallen zu tun, hatte er sich ordentlich ins Zeug gelegt und sogar nach den winzigsten Spuren schädlicher Substanzen gesucht. Aber ohne die Entdeckung einer solchen Substanz war niemand bereit, der Serienmörder-Theorie Glauben zu schenken, besonders weil es nach Darlene Morgan keine weiteren Todesfälle dieser Art gegeben hatte. Die vier Fälle wurden als statistische Ausreißer abgetan, wie sie in der naturgemäß gefährlichen Krankenhausumgebung nun einmal vorkommen.

Als Laurie in das Büro der forensischen Ermittler platzte, blickte Bart von seinem Schreibtisch auf. »Sie kommen gerade noch rechtzeitig«, begrüßte er sie und deutete nach hinten, wo Janice bereits in ihren Mantel schlüpfte.

»Dr. Montgomery, ich hatte schon Angst, ich würde Sie verpassen«, sagte sie. »Ich breche gleich zusammen, und mein Bett ruft.« Sie zog ihren Mantel wieder aus und hängte ihn über den Schreibtischstuhl, auf den sie sich erschöpft fallen ließ.

»Tut mir Leid, wenn ich Sie aufhalte«, entschuldigte sich Laurie.

»Kein Problem«, wehrte Janice spielerisch ab. »Das dauert nur eine Minute. Sind das da die Akten von Lewis und Sobczyk?«

»Ja«, bestätigte Laurie und zog einen Stuhl an den Schreibtisch, während Janice ihre Berichte aus den Ordnern nahm und sie Laurie reichte.

»Diese beiden Fälle aus dem Manhattan General erinnern mich an die anderen vier, an denen Sie interessiert waren«, begann Janice, während Laurie die Zusammenfassungen überflog. Janice stützte die Ellbogen auf dem Tisch ab und rieb mit den Händen ihr Gesicht. Bevor sie weiterredete, atmete sie einmal tief durch. »Kurz gesagt, waren beide jung und gesund, beide schienen an unerwarteten Herzproblemen gestorben zu sein, bei beiden wurde weniger als vierundzwanzig Stunden vor ihrem Tod ein kleinerer chirurgischer Eingriff vorgenommen, und beide konnten nicht wiederbelebt werden.«

»Das klingt nach auffälligen Parallelen«, stimmte Laurie zu und blickte auf. »Danke, dass Sie mir das weitergeleitet haben. Wollten Sie mir noch was Spezielles erzählen, das nicht in Ihrem Bericht steht?«

»Steht alles drin«, entgegnete Janice. »Aber auf eine Sache will ich noch hinweisen: Auch wenn die meisten Parameter bei Rowena Sobczyk die gleichen sind wie bei den anderen, gibt es einen Unterschied: Als sie von den

Krankenschwestern gefunden wurde, lag sie zwar schon im Sterben, aber sie hat noch gelebt. Leider hat sich das schnell geändert, trotz der energischen Wiederbelebungsversuche. Bei Lewis hingegen konnte keine Herz- oder Lungenaktivität mehr festgestellt werden, als er von der Schwesternhelferin gefunden wurde.«

»Warum halten Sie das für wichtig?«

»Nur weil es diesen Unterschied gibt«, antwortete Janice mit einem Achselzucken. »Sie hatten mich ja beim Darlene-Morgan-Fall gefragt, ob mir etwas Besonderes aufgefallen wäre. Das war es damals nicht, aber jetzt bei Sobczyk ist mir die Tatsache, dass sie noch gelebt hat, ins Auge gesprungen.«

»Dann bin ich froh, dass Sie mir das erzählt haben«, bedankte sich Laurie. »Sonst noch was?«

»Nein, das war's. Der Rest steht in den Berichten.«

»Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass ich gern Kopien von den Krankenakten hätte.«

»Sind schon angefordert.«

»Hey, toll!«, lobte Laurie. »Vielen Dank, dass Sie mir davon erzählt haben. Wenn Ihnen noch irgendwas einfällt, wissen Sie ja, wo Sie mich finden.«

Laurie sammelte ihre Sachen zusammen und ging zum hinteren Fahrstuhl. Sie wollte sich unbedingt so schnell wie möglich an die Arbeit machen. Seit Wochen war sie

nicht mehr so aufgeregt gewesen. Während der Fahrstuhl nach oben fuhr, dachte sie darüber nach, was Janice ihr erzählt hatte. Ob es wichtig war, dass Rowena Sobczyk noch gelebt hatte?

Laurie stürmte in ihr Büro, hängte den Mantel auf und legte den Schirm auf einen Aktenschrank. Dann setzte sie sich an den Schreibtisch, öffnete beide Ordner und nahm Janices Berichte wieder heraus. Nachdem sie sie aufmerksam gelesen hatte, holte sie aus der Schreibtischschublade einen mit einem Gummiband zusammengehaltenen Stapel – ihr Schema, die Ordner mit den Fällen Morgan und McGillan und einige Aktenstücke zu den beiden anderen Fällen. Nachdem sie das Gummiband entfernt hatte, hielt sie den McGillan-Ordner einen Moment in der Hand. Sie hatte Dr. McGillan versprochen, die eindeutige Ursache für den Tod seines Sohnes herauszufinden oder ihm zumindest Bescheid zu geben. Beides hatte sie nicht getan, und jetzt plagte sie ihr schlechtes Gewissen. Als sie den Ordner zu den anderen legte, nahm sie sich fest vor, möglichst bald McGillan anzurufen. Was er wohl sagen würde, wenn sie ihm erzählte, dass sie mit der Idee an einen Serienmörder schwanger ging?

Im Vertrauen auf Janices Einschätzung vervollständigte sie ihr Schema mit den Angaben über Lewis und Sobczyk, obwohl sie die Obduktion noch gar nicht

durchgeführt hatte. Da Janice gewusst hatte, dass Laurie die Fälle bearbeiten wollte, hatte sie gründliche Arbeit geleistet, sodass Laurie auch ohne die Krankenakten die Felder für das Alter der Patienten, den Zeitpunkt der Feststellung des Todes, den behandelnden Arzt, die chirurgischen Eingriffe und die Lage der Krankenzimmer ausfüllen konnte. In der Zwischenzeit trat Riva ein.

»Ergänzt du dein Schema?«, fragte Riva, die ihr über die Schulter schaute.

»Es gibt zwei weitere Fälle. Damit sind es sechs. Bis jetzt scheinen sie den vorherigen genau gleich zu sein, obwohl ich die Obduktion noch nicht durchgeführt habe. Möchtest du deine Meinung über die Todesart ändern? Schließlich ist das eine fünfzigprozentige Steigerung.«

Riva lachte. »Ich glaube nicht, vor allem nicht, weil der toxikologische Befund negativ war, obwohl sich Peter richtig ins Zeug gelegt hat. Wie geht's übrigens deiner Mutter? Ich vergesse immer zu fragen.«

»Der geht's überraschend gut«, antwortete Laurie. »Natürlich erfahre ich nicht so viel darüber, weil sie so tut, als wäre die ganze Sache gar nicht passiert.«

»Ich bin froh, dass es ihr gut geht«, erwiderte Riva. »Sag ihr mal einen schönen Gruß von mir. Hey, wie läuft es denn mit deinem neuen Schönling? Du hast dich bisher auffallend bedeckt gehalten.«

»Es klappt ganz gut.« Laurie vermied alle Details. Riva hatte Recht – sie hatte bisher nicht viel über Roger erzählt. Doch bevor Riva noch weitere Fragen stellen konnte, griff Laurie zum Telefonhörer und rief unten im Büro vom Seziersaal an. Sie war erleichtert, als Marvin sich meldete. Sie erzählte ihm von den beiden Fällen und sagte, sie wolle sich Sobczyk zuerst vornehmen. Munter wie immer versicherte er ihr, er würde auf sie warten.

»Wir sehen uns dann in der Grube«, verabschiedete sich Laurie von Riva und schnappte sich die Ordner von Sobczyk und Lewis. Auf dem Weg zum Fahrstuhl bereitete sie sich innerlich auf die Fälle vor, was leicht war, da sie schon hoffte und vermutete, dass sie nicht viel finden würde. Als sie sich umgezogen hatte und im Mondanzug den Seziersaal betrat, war Marvin mit den Vorbereitungen schon fast fertig. Auf dem Weg zum Tisch kam sie an Jack vorbei.

Als er Laurie erkannte, blickte er auf die Uhr an der Wand und richtete sich auf. Vor ihm lag die Leiche einer älteren, kräftigen Frau, deren strähniges Haar zum Teil abrasiert war, um eine Schädelfraktur freizulegen. »Dr. Montgomery, es scheint, als würdest du dich seit neuestem an den Öffnungszeiten der Banken orientieren. Lass mich raten! Ich wette, du warst gestern mit deinem französischen Freund unterwegs und hast ordentlich auf die Pauke gehauen.«

»Sehr lustig.« Laurie unterdrückte ihre Wut und zwang sich, nicht gleich weiterzugehen. »Aber du liegst in beiden Fällen falsch. Ich war gestern Abend zu Hause, und Roger ist genauso Amerikaner wie du.«

»Komisch«, meinte Jack. »Rousseau hört sich doch französisch an. Oder nicht, Vinnie?«

»Ja, und mein Name ist italienisch, aber das heißt noch lange nicht, dass ich kein Amerikaner wäre.«

»Hey, Mann, du hast Recht!«, rief Jack mit gespielter Reue. »Ich denke, ich ziehe schon wieder voreilige Schlüsse. Tut mir Leid!«

Laurie ärgerte sich, mit welcher Penetranz Jack sie aufzog, und war auch etwas besorgt und ängstlich über die Wut, mit der er kaum hinterm Berg hielt. Doch hier im Obduktionssaal und mit Vinnie als Zeugen wollte sie lieber das Thema wechseln und deutete auf die Schädel-fraktur der Leiche. »Ich denke, die Todesursache ist ziemlich klar.«

»Die Todesursache vielleicht, aber nicht die Todes-art«, gab Jack zu bedenken.

»Und wieso?«, wollte Laurie wissen.

»Interessiert dich das wirklich?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

»Also, das Opfer wurde mitten in der Nacht eilig von einem Kreuzfahrtschiff runtergebracht. Die Reederei hat

behauptet, die ältere Dame sei betrunken im Badezimmer ihrer Privatkabine gestürzt und dabei gestorben. Im Bericht steht, dass sich die Frau weder auffällig verhalten habe noch Gewalt im Spiel gewesen sei. Aber das kaufe ich denen nicht ab, obwohl das mit dem Alkohol stimmen könnte.«

»Und wieso glaubst du das nicht?«

»Erstens, die Schädelfraktur befindet sich oben auf dem Kopf«, begann Jack. »Schwierige Stelle, wenn man im Badezimmer stürzt, es sei denn, man ist ein Schlangemensch. Zweitens, schau dir mal diese Flecken an der Innenseite des Unterarms an!« Jack zeigte auf eine Reihe punktförmiger Hautblutungen, die nur aus unmittelbarer Nähe zu erkennen waren. »Als Nächstes schau dir die weißen Streifen an Handgelenk und Ringfinger an. Die Frau hat auf der Kreuzfahrt viel Zeit in der Sonne verbracht. Und weißt du was? In ihrer Kabine hat man weder einen Ring noch eine Uhr gefunden. Das muss ich dem Tourarzt, der dort war, schon lassen – obwohl es schon spät war, hat er richtig geschaltet. Die Kabine und das Bad waren zwar schon geputzt, aber er hat trotzdem die richtigen Fragen gestellt.«

»Dann glaubst du, es war Mord?«

»Auf jeden Fall, auch wenn die Reederei was anderes behauptet. Natürlich werde ich nur das weitergeben, was

ich finde, aber wenn jemand meine Meinung hören will, sage ich, dass diese Frau mit einer Art Hammer niedergeschlagen und dann achtlos an den Armen in das Badezimmer der Kabine gezogen wurde, während sie noch gelebt hat. Dann wurde sie ausgeraubt und zum Sterben liegen gelassen.«

»Hört sich an wie eine Bestätigung dafür, dass Todesfälle bei Älteren gewisse Parallelen zu denjenigen aufweisen, die mit Kindesmissbrauch zu tun haben.«

»Stimmt genau«, bestätigte Jack. »Weil man von Älteren erwartet, dass sie sterben, hegt man weniger Verdacht auf einen gewaltsamen Tod als bei einem jüngeren Menschen.«

»Das ist ein guter Fall für den Unterricht.« Laurie versuchte, ein zufriedenes Gesicht zu machen, bevor sie zu ihrem Tisch weiterging. Auch wenn sie und Jack das Gespräch auf einer vernünftigen Ebene beendeten, zeigte sich doch, wie schwierig es ansonsten war, mit Jack ernsthaft über ihre gemeinsame Beziehung zu reden. Doch sie schob diesen Gedanken beiseite, als sie auf die Leiche von Rowena Sobczyk hinabblickte.

»Erwartest du von diesem Fall irgendwas Besonderes?«, wollte Marvin wissen.

»Nö. Ich glaube, das ist eine ganz einfache Sache«, sagte Laurie, als sie mit der äußeren Untersuchung be-

gann. Ihr erster Eindruck war, dass die Frau beträchtlich jünger aussah als sechszwanzig. Sie war klein, hatte eine zarte, fast jugendliche Erscheinung mit lockigem, schwarzem Haar. Ihre Haut war fast makellos und elfenbeinfarben, nur an den entsprechenden Stellen schneeweiß. Der Verband am Fuß war sauber und trocken.

Wie bei McGillan und Morgan steckten auch bei ihr noch der Trachealtubus im Mund und die Infusionskanüle im Arm. Laurie untersuchte beides, bevor sie sie herauszog. Sie suchte nach Anzeichen von Drogenmissbrauch, fand aber keine, und schließlich entfernte sie den Verband. Die Operationswunde war nicht entzündet und hatte nur ganz wenig genässt.

Auch im Innern der Leiche ließ sich nichts Auffälliges finden. Herz und Lunge waren völlig normal, nur eine Rippe war durch die Wiederbelebungsversuche gebrochen. Wie bei den anderen Fällen entnahm Laurie für die toxikologische Untersuchung mehr Proben als üblich. Sie gab die Hoffnung nicht auf, dass Peter irgendwann einmal etwas finden würde.

»Willst du gleich den zweiten Fall hinterher schieben?«, fragte Marvin, als sie die Leiche wieder zugenäht hatten.

»Klar«, sagte Laurie und half ihm beim Wechsel. An Jacks Tisch ging sie ohne zu zögern vorbei, weil sie sich

nicht schon wieder seine Kommentare anhören wollte. Wenn er sie gesehen hatte, ließ er es sich nicht anmerken. Aber mittlerweile war der Sezierraum voll belegt, und die vielen Ärzte und Helfer sahen in ihren Mondanzügen alle gleich aus. Und weil sich das grelle Licht in den Kunststoffvisieren spiegelte, konnte man die Gesichter dahinter sowieso nur schlecht erkennen.

Sobald die Leiche von Stephen Lewis für die Obduktion ausgerichtet auf dem Tisch lag, begann Laurie mit der äußeren Untersuchung. In der Zwischenzeit holte Marvin die Probenfläschchen und die anderen Materialien, die sie für die Obduktion brauchte. Laurie zwang sich, ihren normalen Ablauf einzuhalten, um nichts zu vergessen. Sie war sich zwar fast hundertprozentig sicher, dass die Obduktion ebenfalls keinen pathologischen Befund ergeben würde, aber sie wollte trotzdem gründlich vorgehen. Und ihre methodische Vorgehensweise machte sich auch fast sofort bezahlt. Unter den Nägeln des Ring- und Zeigefingers seiner rechten Hand entdeckte sie geringe Spuren von verkrustetem Blut. Hätte sie nicht extra hingeschaut, wäre ihr die Sache entgangen. Bei Sobczyk, Morgan und McGillan war ihr dergleichen nicht aufgefallen, und auch in den Berichten von George und Kevin zu deren Fällen hatte nichts in der Art gestanden.

Laurie legte die Hand wieder zurück auf den Tisch und suchte sorgfältig nach Kratzern, auf die sich das Blut unter den Nägeln des Toten hätte zurückführen lassen können, fand aber keine. Auch die Einstichstelle der Infusionskanüle blutete nicht. Als Nächstes entfernte sie den Verband über seiner rechten Schulter. Die Operationswunde war geschlossen und nicht entzündet, auch wenn sie nach der Operation ein bisschen geblutet hatte, was Laurie an dem verkrusteten Rand erkannte. Es schien aber ziemlich unwahrscheinlich zu sein, dass diese Stelle der Grund für das Blut unter den Fingernägeln wäre, denn Lewis dürfte Probleme gehabt haben, mit der rechten Hand an die Wunde seiner rechten Schulter zu gelangen.

Als Marvin zurückkam, bat Laurie um einen Tupfer und zwei Probenbehälter. Sie wollte von beiden Proben die DNS untersuchen lassen, nur um sicherzugehen, dass sie zum Opfer gehörten. Doch schließlich merkte sie, dass sich unter den Nägeln auch kleine Spuren von Gewebe befanden. Aus dem hintersten Eck ihres Gehirns drängte sich ihr ein Gedanke auf: Wenn sich die Serienmörder-Theorie bewahrheiten sollte und Lewis geahnt hätte, was der Mörder im Schilde führte, könnte es sein, dass er sich gewehrt und den Mörder gekratzt hatte. Dieser Gedanke war zwar sehr gewagt, aber Laurie, die sich

rühmte, peinlich genau zu arbeiten, würde herausfinden, ob das stimmte.

Der Rest der Obduktion war schnell erledigt. Laurie und Marvin waren mittlerweile ein eingespieltes Team und brauchten sich kaum noch abzusprechen. Wie Tangotänzer ahnten sie voraus, welche Bewegung der andere im Sinn hatte. Und auch in diesem Fall ergab sich kaum ein pathologischer Befund. Das Einzige waren winzige Balggeschwülste in der Bauchaorta und ein gutartig aussehender Polyp im Dickdarm. Aber eine Erklärung für den plötzlichen Tod bot dieser Befund nicht.

»Ist das Ihr letzter Fall?«, fragte Marvin, als er Laurie den Nadelhalter abnahm, nachdem die Leiche fertig zugenäht war.

»Scheint so.« Laurie blickte sich im Saal nach Chet um, sah ihn aber nirgends. »Ich denke, wir sind fertig. Sonst hätte mir jemand Bescheid gegeben.«

»Die beiden Fälle von heute Morgen erinnern mich an diese anderen beiden, die wir vor einem Monat oder so gemacht haben«, meinte Marvin, der bereits anfang, die Instrumente zu reinigen und die Probenfläschchen einzusammeln. »Erinnern Sie sich, dass wir bei den beiden auch nichts gefunden haben? Mir fallen ihre Namen nicht mehr ein.«

»McGillan und Morgan«, half ihm Laurie auf die Sprünge. »Klar erinnere ich mich, und ich bin beein-

druckt, dass Sie das auch tun, obwohl Sie mit so vielen Fällen zu tun haben.«

»Ich erinnere mich, weil Sie sich geärgert haben, dass Sie nichts gefunden haben. Hey, wollen Sie die Probenfläschchen selbst mitnehmen, oder soll ich sie mit den anderen Sachen nach oben schicken lassen?«

»Ich kümmere mich um die Toxikologie- und DNS-Proben«, sagte Laurie. »Die Mikroskopieproben können mit den anderen versorgt werden. Und danke, dass Sie mich daran erinnert haben. Ich muss schon sagen, ich weiß Ihre Arbeit immer mehr zu schätzen.«

»Oh, super«, erwiderte Marvin. »Ganz meinerseits. Ich würde mir wünschen, dass alle Ärzte so wären wie Sie.«

»Ach, das wäre doch langweilig«, erwiderte Laurie lachend, als sie die Proben an sich nahm. An Jacks Tisch ging sie wieder vorbei, ohne stehen zu bleiben. Aber sie hörte, wie Jack und Vinnie über ihre eigenen Witze, wahrscheinlich Exemplare voller schwarzem Humor, lachten. Laurie desinfizierte sich selbst und die Probenfläschchen, bevor sie in den Flur trat.

Ohne Zeit zu verlieren, zog sie sich den Mondanzug aus und steckte den Akku in das Ladegerät. Noch im Overall, die Proben an sich gedrückt und die Ordner unter den Arm geklemmt, ging sie zum hinteren Fahrstuhl.

Von Stockwerk zu Stockwerk erhöhte sich ihre Pulsfrequenz, Sie war aufgeregt. Die Obduktionen hatten Janices Einschätzung bestätigt, und jetzt war Laurie überzeugt, dass ihr Serienmörder bereits sechsmal zugeschlagen hatte.

Im dritten Stock spähte Laurie vorsichtig ins toxikologische Labor, um zu vermeiden, dass sie dem temperamentvollen Laborleiter in die Arme lief. Aber zum Glück hielt der sich lieber ein Stockwerk tiefer im allgemeinen Labor auf. Wie eine Katze mit angelegten Ohren huschte Laurie in Peters winziges Büro und war froh, dass niemand ihren Namen rief. Noch besser gefiel ihr, dass Peter an seinem Schreibtisch saß, sie ihn also nicht zu suchen brauchte.

»O nein!«, stöhnte Peter zum Spaß, als er den Kopf hob und die Proben in Lauries Arm erblickte.

»Ich weiß, dass du dich nicht freust, mich zu sehen«, räumte Laurie ein. »Aber du bist genau der Richtige! Ich brauche dich mehr denn je. Ich habe gerade zwei weitere Leichen obduziert, die verblüffende Parallelen zu den anderen beiden aufweisen. Jetzt sind es sechs.«

»Ich weiß nicht, wie du behaupten kannst, ich sei der Richtige. Schließlich habe ich bis jetzt rein gar nichts gefunden.«

»Ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, also darfst du das auch nicht.« Laurie ließ die Probenfläschchen auf

Peters Schreibtisch fallen. Peters Hand schnellte nach vorn, um zu verhindern, dass sie vom Schreibtisch rollten. »Dass es jetzt sechs Fälle sind, erhärtet die Mordtheorie. Peter, du musst was finden.«

»Laurie, ich habe mit den anderen vier Fällen alles angestellt, was mir eingefallen ist, und nach allen bekannten Substanzen gesucht, die den Herzrhythmus beeinflussen können.«

»Es muss aber was geben, woran du nicht gedacht hast«, beharrte Laurie.

»Na ja, ein paar Sachen gibt es tatsächlich noch.«

»Zum Beispiel?«

Peter verzog sein Gesicht und kratzte sich am Kopf. »Das ist aber alles völlig an den Haaren herbeigezogen.«

»Trotzdem. Wir müssen kreativ sein. Woran denkst du?«

»Ganz dunkel erinnere ich mich aus der Schule, dass wir mal über einen Giftfrosch aus Kolumbien geredet haben, den *Phyllobates terribilis*.«

Laurie verdrehte die Augen. »Zugegeben, das ist tatsächlich weit hergeholt. Aber das ist schon okay. Was ist mit diesen Fröschen?«

»Sie verfügen über eines der stärksten bekannten Gifte. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, kann es zum Herzstillstand führen.«

»Klingt interessant! Hast du danach gesucht?«

»Nein. Zum Töten braucht man so wenig davon, ein millionstel Gramm oder so. Ich weiß nicht, ob das unsere Geräte überhaupt anzeigen würden. Ich muss herausfinden, wo ich suchen soll.«

»Das ist die richtige Einstellung. Ich bin sicher, dass du was finden wirst, besonders bei diesen zwei weiteren Fällen.«

»Ich werde mal im Internet schauen, ob ich dort was in Erfahrung bringe.«

»Ich danke dir«, erwiderte Laurie. »Und halte mich auf dem Laufenden!« Sie schnappte sich die DNS-Proben und wollte schon gehen, blieb aber noch einmal stehen. »Ach, übrigens, bei einer der Leichen gab es eine kleine Abweichung. Lass mich mal nachsehen, bei welcher.« Sie öffnete die Sobczyk-Akte und verglich die Zugangsnummer mit den Probenfläschchen. Als sie das richtige Fläschchen fand, stellte sie es direkt vor Peter. »Diese hier. Sie war die einzige Patientin von den sechs, bei denen noch Herz- und Lungenaktivität vorhanden war, als sie gefunden wurde. Ich weiß nicht genau, was ich daraus schließen soll, aber ich dachte, du solltest es wissen. Wenn es ein instabiles Gift war, müsste bei ihr im Vergleich zu den anderen Fällen die höchste Konzentration an Gift vorliegen, weil es sich noch nicht zersetzt hat.«

Peter zuckte mit den Schultern. »Ich werde dran denken.«

Laurie spähte ins Labor hinaus – die Luft war rein. Sie winkte Peter zum Abschied, huschte hinaus in den Flur und ging die Treppe in den fünften Stock hinauf. Auf halbem Weg blieb sie stehen. Ganz plötzlich machte sich dieses Ziehen rechts unten im Bauch erneut bemerkbar. Wieder tastete sie mit den Fingern den Bereich ab. Das Ziehen wurde rasch stärker, sodass Laurie es schon fast als richtigen Schmerz empfand, aber dann war es genauso schnell verschwunden, wie es gekommen war. Fieber hatte sie nicht, wie sie mit einem Griff an ihre Stirn feststellte. Mit einem Schulterzucken tat sie die Sache ab und ging weiter.

Im fünften Stock lag das DNS-Labor. Im Gegensatz zum Rest des Gebäudes entsprach es modernsten Anforderungen. Es war noch keine sechs Jahre alt, an den Wänden glänzten weiße Kacheln und weiße Schränke, auch der Fußboden war weiß, und überall standen nur die neuesten Geräte herum. Der Leiter, Ted Lynch, war früher Ivy-League-Footballspieler gewesen. Was seine Größe anging, konnte er nicht ganz mit Calvin mithalten, allerdings fehlte nur ein kleines Stück. Aber ansonsten war er ganz anders als Calvin – ausgeglichen und freundlich. Als Laurie eintrat, stand er gerade über seinem geliebten DNS-Sequenzier.

Laurie gab Ted das nötige Hintergrundwissen zum Fall und fragte ihn, ob er sich die Probe schnell mal an-

schauen könnte. Dann gab sie ihm eine Gewebeprobe von Lewis und eine Probe von dem, was sie unter dessen Fingernägeln gefunden hatte.

»Ja, ja, ja!«, lachte Ted. »Sie und Jack, Sie sind mir schon so ein Paar. Jedes Mal, wenn Sie mir was bringen, muss es sofort erledigt werden, als würde sonst die Welt untergehen. Wieso könnt ihr zwei euch nicht auch mal auf die faule Haut legen wie die anderen? Die haben nämlich Angst vor mir, denn wenn sie was von mir hören, bedeutet das Arbeit für sie.«

Laurie musste lächeln. Sie und Jack hatten sich einen gewissen Ruf erworben. Laurie bat Ted, einfach sein Bestes zu geben. Anschließend ging sie ein Stockwerk tiefer und eilte in ihr Büro. Sie war schon ganz aufgereggt und musste unbedingt Roger anrufen, um ihm von den zwei neuen Fällen in ihrer Serie zu berichten.

Mit den Fingern auf den Schreibtisch trommelnd, wartete sie, dass Roger abhob. Ihr Herz raste noch schneller als vorher. Ihr war klar, dass Roger über die beiden Fälle informiert werden wollte, wenn er nicht schon Bescheid wusste. Doch leider meldete sich nur der Anrufbeantworter. Laurie fluchte in Gedanken. In letzter Zeit schien sie nur noch mit Anrufbeantwortern zu telefonieren, nie mit einem Menschen persönlich.

Laurie sagte nur, dass sie angerufen habe und er sich bitte melden solle. Sie war etwas enttäuscht, dass er nicht drangegangen war. Als sie auflegte, ließ sie ihre Hand auf dem Hörer ruhen und dachte darüber nach, dass Roger der einzige Mensch war, der mit ihrer Theorie eines durch die Flure des Manhattan General geisternden Sensenmanns – ein Ausdruck, den Sue Passero abfällig benutzt hatte – etwas anfangen konnte. Doch weil sie sich vorgenommen hatte, sich selbst gegenüber ehrlich zu sein, überlegte sie, wie ehrlich er es denn wohl meinte. Nachdem er zugegeben hatte, dass er noch verheiratet war, wusste sie nicht mehr, wie weit sie ihm trauen konnte. Wenn Laurie die vergangenen fünf Wochen Revue passieren ließ, musste sie sich eingestehen, dass er sich manchmal viel zu sehr um sie bemüht hatte. Sie hasste es, zynisch zu sein, aber das war die Folge seiner Unehrlichkeit.

Laurie erschrak fast zu Tode, als das Telefon unter ihrer Hand klingelte. Leicht panisch riss sie den Hörer hoch. »Ich würde gern mit Laurie Montgomery sprechen«, meldete sich eine freundliche Frauenstimme.

»Am Apparat«, entgegnete Laurie.

»Mein Name ist Anne Dickson. Ich bin Sozialarbeiterin hier im Manhattan General, und ich würde gern einen Termin mit Ihnen vereinbaren.«

»Einen Termin?«, fragte Laurie nach. »Könnten Sie mir vielleicht auch sagen, um welchen Fall es geht?«

»Um Ihren Fall natürlich«, erwiderte Anne verwirrt.

»Um meinen Fall? Ich glaube, ich verstehe nicht ganz.«

»Ich arbeite hier im Genlabor, und vor etwas mehr als einem Monat sind Sie zu einem Gentest bei uns gewesen. Jetzt wollte ich einfach einen Termin mit Ihnen vereinbaren, damit Sie noch einmal herkommen.«

Die Gedanken purzelten in Lauries Kopf durcheinander. Der BRCA1-Test war ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr sie die unangenehmen Dinge verdrängte. Sie hatte völlig vergessen, dass sie deswegen im Manhattan General gewesen war. Und jetzt schien sie von diesem beunruhigenden Thema wie von einer Lawine überrollt zu werden.

»Hallo? Sind Sie noch da?«, fragte Anne.

»Ja, ja, ich bin noch da«, antwortete Laurie, die versuchte, ihre Gedanken zu sortieren. »Ich nehme an, das heißt, der Test war positiv.«

»Das heißt nur, dass ich Sie persönlich sprechen möchte«, wich Anne aus. »Das ist bei uns für alle Patienten Standard. Ich möchte mich auch entschuldigen. Ihre Akte lag bestimmt schon eine Woche auf meinem Schreibtisch, ist aber versehentlich im falschen Korb ge-

landet. Das ist allein mein Fehler, deswegen möchte ich Ihren Termin jetzt möglichst bald einschieben.«

Laurie wurde wütend und ungeduldig. Sie atmete tief durch und rief sich in Erinnerung, dass die Sozialarbeiterin auch nur ihre Arbeit erledigte. Trotzdem hätte Laurie es vorgezogen, das Ergebnis einfach am Telefon zu erfahren und dieses langwierige Procedere zu umgehen.

»Heute wurde mir für dreizehn Uhr ein Termin abgesagt«, fuhr Anne fort. »Es wäre schön, wenn das bei Ihnen passt. Wenn nicht, hätte ich heute in einer Woche wieder Zeit.«

Laurie schloss die Augen und holte noch einmal tief Luft. Sie wollte auf keinen Fall eine ganze Woche lang im Ungewissen bleiben. Obwohl sie davon ausging, dass der Telefonanruf ein positives Testergebnis bedeutete, wollte sie auf Nummer sicher gehen. Sie blickte auf ihre Uhr. Viertel vor zwölf. Es gab keinen Grund, nicht schnell hinüber ins Manhattan General zu gehen. Vielleicht könnte sie mit Roger oder Sue zu Mittag essen. »Dreizehn Uhr passt«, stimmte sie schließlich resigniert zu.

»Wunderbar. Mein Büro liegt in derselben Abteilung, in der Sie zur Blutabnahme waren.«

Laurie legte auf. Mit geschlossenen Augen beugte sie sich über den Schreibtisch und kratzte sich mit beiden Händen am Kopf, als ihr alle üblen Folgen in Zusam-

menhang mit dem BRCA1-Gen einfielen. Sie war traurig. Was sie besonders quälte, war das Wissen, dass sie, wie sie es nannte, eine »abschließende Entscheidung« treffen musste, eine Entscheidung, bei der alles eindeutig geklärt war. Zum Beispiel, ob sie Kinder bekommen wollte.

»Klopf, klopf!«, rief jemand hinter ihr.

Als Laurie den Kopf hob, blickte sie in das lächelnde Gesicht von Detective Lieutenant Lou Soldano. Er war ausgesprochen adrett gekleidet – weißes, gebügeltes Hemd und neue Krawatte. »Hey, Laurie«, grüßte er fröhlich. Vor zwölf Jahren war Laurie kurz mit Lou zusammen gewesen. Sie hatten sich nicht gestritten, sondern vielmehr gemerkt, dass sie nicht füreinander geschaffen waren. Respekt, Verständnis und Bewunderung für den anderen war eine Sache, aber mit der Leidenschaft hatte es nicht funktioniert. So hatte sich stattdessen über die Jahre eine enge Freundschaft zwischen ihnen entwickelt.

»Was ist los?«, fragte Lou. Laurie hatte anfangen wollen zu reden, stattdessen aber feuchte Augen bekommen und den Daumen und Zeigefinger einer Hand gegen ihre Schläfen gepresst.

Lou schloss die Tür, setzte sich auf Rivas Stuhl, den er an Lauries Schreibtisch zog, und legte seine Hand auf Lauries Schulter.

»Hey, komm schon. Erzähl, was ist los?«

Laurie nahm ihre Hand wieder runter. Sie hatte immer noch feuchte Augen, aber sie weinte nicht. Dann blies sie die Backen auf und brachte ein schwaches Lächeln zustande. »Entschuldige«, sagte sie.

»Entschuldigung? Wovon redest du? Da gibt es nichts, wofür du dich entschuldigen müsstest. Komm, erzähl schon, was ist los? Warte! Ich glaube, ich weiß es.«

»Ehrlich?«, fragte Laurie skeptisch und nahm ein Taschentuch aus der Schublade, um sich die Augen abzutupfen. »Woher willst du wissen, um was es geht?«

»Ich habe euch im Laufe der Jahre kennen gelernt – dich und Jack. Ich weiß auch, dass ihr zwei auseinander seid. Das ist ja schließlich kein Geheimnis.«

Laurie wollte schon protestieren, doch Lou nahm seine Hand von ihrer Schulter und hielt den Zeigefinger vor seinen Mund. »Ich weiß, es geht mich eigentlich nichts an, aber andererseits tut es das doch, weil ich auf euch beide große Stücke halte. Ich weiß, dass du mit irgendeinem anderen Arzt zusammen bist, aber ich glaube, ihr, also du und Jack, ihr solltet die Sache wieder kitten. Ihr seid füreinander geschaffen.«

Laurie konnte ihr Lächeln nicht unterdrücken. Lou war wirklich ein Schatz. Als sie und Jack miteinander angebandelt hatten, hatte sie befürchtet, er könnte eifersüchtig

sein, da sie zu dritt eine enge Freundschaft entwickelt hatten. Doch er hatte die beiden und ihre Beziehung von Anfang an unterstützt. Jetzt war es Laurie, die ihre Hand auf Lous Schulter legte. »Ich weiß dein Mitgefühl echt zu schätzen«, sagte sie voller Ernst. Wenn er glaubte, dass ihr kleiner Gefühlsausbruch mit Jack zu tun hatte, sollte ihr das recht sein. Auf eine Diskussion mit Lou über das BRCA1-Problem hatte sie nun wirklich keine Lust.

»Ich weiß, dass Jack schier wahnsinnig wird, weil du dich mit diesem Typen triffst.«

»Ehrlich?«, fragte Laurie nach. »Weißt du was, Lou? Das überrascht mich wirklich. Ich hätte nicht gedacht, dass sich Jack um irgendwas schert.«

»Wie kannst du so was nur denken?«, fragte Lou ungläubig. »Hast du vergessen, wie Jack reagiert hat, als du dich beinahe mit Sutherland, diesem Waffenhändler, verlobt hast? Jack war mit den Nerven völlig am Ende.«

»Ich dachte, das lag daran, weil ihr beide dachtet, er sei nicht der Richtige für mich, was ja auch stimmte. Ich hätte nicht gedacht, dass Jack eifersüchtig war.«

»Doch, das kannst du mir glauben – er war tierisch eifersüchtig.«

»Na, dann schauen wir mal, was wir dagegen tun können. Ich würde ja mit Jack reden, wenn er mich nur lassen würde.«

»Dich lassen?« Lou klang genauso ungläubig wie vorher. »Dem ziehe ich die Ohren lang, wenn er das nicht tut.«

»Ich glaube kaum, dass das hilft«, grinste Laurie.

Sie putzte sich die Nase mit dem Taschentuch, das sie in der Hand hielt. »Wie dem auch sei, was beschert mir eigentlich die Ehre, dass du so früh und vor allem so rausgeputzt hier reinschaust? Sicher nicht, weil du Jacks Anwalt spielen wolltest.«

»Da hast du verdammt Recht.« Lou richtete sich auf seinem Stuhl auf. »Ich habe ein Problem und brauche Hilfe.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Ich bin so rausgeputzt, weil ich mit Michael O'Rourke, meinem Captain, nach Jersey rausfahren musste. Leider wurde heute Morgen hier in der Stadt die Schwester seiner Frau umgebracht, und wir sind rausgefahren, um es dem Ehemann zu sagen. Ich brauche ja wohl nicht zu sagen, dass ich tierisch unter Druck stehe, um einen Verdächtigen aus dem Hut zu zaubern. Die Leiche ist schon unten im Kühlraum. Ich hoffe, dass einer von euch beiden, du oder Jack, den Fall übernehmen kann. Ich brauche einen durchschlagenden Erfolg, und ihr zwei fördert doch immer etwas Unerwartetes zu Tage.«

»Mist, tut mir Leid, Lou. Im Moment geht's nicht. Wenn das bis zum Nachmittag warten kann, habe ich Zeit dafür.«

»Um wie viel Uhr?«

»Weiß ich nicht sicher. Ich habe drüben im Manhattan General einen Termin.«

»Ehrlich?« Lou lächelte bitter. »Dort wurde Michaels Schwägerin überfallen. Gleich im Parkhaus.«

»Das ist ja furchtbar. Hat sie dort gearbeitet?«

»Ja, schon seit Jahren. Sie war Stationsschwester in der Nachtschicht. Sie wurde umgelegt, als sie in ihren Wagen stieg, um nach Hause zu fahren. Echt der Wahnsinn. Sie hatte zwei Kinder, elf und zwölf.«

»Wurde sie ausgeraubt oder vergewaltigt oder beides?«

»Nur ausgeraubt. So sieht es jedenfalls aus. Ihre Kreditkarten lagen im Wagen verstreut herum. Ihr Mann vermutet, dass sie weniger als fünfzig Dollar dabei hatte, und dafür hat sie ihr Leben verloren.«

»Das tut mir ja so Leid.«

»Nicht so Leid wie mir, solange ich keine Fortschritte mache. Was ist mit Jack? Er war nicht in seinem Büro, als ich vorbeigegangen bin.«

»Als ich vor einer halben Stunde aus der Grube hochgekommen bin, war er noch unten.«

Lou erhob sich und rollte Rivas Stuhl zurück an ihren Schreibtisch.

»Warte mal«, hielt Laurie ihn auf. »Wenn du schon mal da bist, könnte ich dir gleich noch was erzählen.«

»Ja? Was denn?«

Laurie berichtete kurz, was sie über die Serie der sechs Fälle wusste. Sie schnitt nur die wichtigsten Punkte an, aber das genügte schon, dass Lou sich wieder den Stuhl schnappte.

»Dann glaubst du wirklich, dass es sich bei diesen Fällen um Mord handelt?«, vergewisserte sich Lou, als Laurie schwieg.

Laurie musste über sich selbst lachen. »Du weißt, dass ich mir dessen nicht sicher bin«, gab sie zu.

»Aber du hast gerade gesagt, du denkst, dass das jemand den Patienten antut. Das ist Mord.«

»Ich weiß«, bestätigte Laurie. »Das Problem ist, ich weiß nicht, wie weit ich selbst daran glauben soll. Ich will dir das erklären: Seit heute Morgen bin ich auf so einem Ehrlichkeitstrip mir selbst gegenüber, weswegen ich eine Menge Dinge neu überdenken muss. Ich war in den letzten Monaten emotional gestresst, zum Teil wegen Jack, aber auch wegen meiner Mutter und anderer Dinge. Ich weiß, dass ich nach Ablenkung gesucht habe. Dass ich mir die Idee mit dem Serienmord in den Kopf gesetzt habe, fällt jedenfalls in diese Kategorie.«

Lou nickte verständnisvoll. »Du glaubst also, du hättest aus einer Mücke einen Elefanten gemacht.«

Laurie zuckte mit den Schultern.

»Hast du irgendjemandem hier im Institut von deiner Serienmörder-Theorie erzählt?«

»Nur denjenigen, die mir auch zuhören, unter anderem Calvin.«

»Und?«

»Alle glauben, ich ziehe voreilige Schlüsse, weil die Toxikologie auch nicht mal ansatzweise was Verdächtiges gefunden hat, zum Beispiel Insulin oder Digitalis, was in der Vergangenheit bei Serienmorden in Einrichtungen der Gesundheitsfürsorge schon verwendet wurde. Na ja, so ganz stimmt es nicht, dass mir alle widersprochen haben. Der Arzt, mit dem ich gerade angebandelt habe – er heißt übrigens Roger und arbeitet im Manhattan General –, hat mir beigespflichtet, aber heute habe ich sogar seine Motive in Frage gestellt. Das ist allerdings ein ganz anderes Thema. Na ja, so weit also die ganze Geschichte mit der Serienmörder-Theorie.«

»Hast du mit Jack darüber geredet?«

»Klar. Er denkt, ich bin durchgeknallt.«

Lou erhob sich wieder und schob Rivas Stuhl zurück, »Halte mich auf dem Laufenden. Nach der Hornhaut-Kokain-Verschwörung, der du vor zehn Jahren auf die

Spur gekommen bist, vertraue ich deiner Intuition mehr, als du es selbst tust.«

»Das war vor zwölf Jahren«, korrigierte Laurie ihn.

Lou lachte. »Siehst du! Das zeigt nur, wie die Zeit verfliegt, wenn's einem gut geht.«

Kapitel 10

»Und, alles klar?«, fragte Jack und trat einen Schritt zurück, um sein Werk zu betrachten.

»Geht so«, meinte Lou.

Jack hatte Lou geholfen, den Mondanzug anzuziehen und den Akku anzuschließen. Jack hörte, wie das Gebläse Luft durch den HEPA-Filter pumpte. »Spürst du den Zug?«

»Den Zug!«, höhnte Lou. »Ich verstehe nicht, wie ihr tagtäglich in diesem Ding arbeiten könnt. Mir ist schon einmal im Monat zu viel.«

»Ich stelle mir unter einem angenehmen Leben auch was anderes vor«, räumte Jack ein, als er in seinen eigenen Mondanzug stieg. »Wenn ich am Wochenende Rufbereitschaft habe, nehme ich manchmal heimlich nur die alte Maske und einen Kittel, aber immer, wenn Calvin das rausfindet, kriege ich hinterher eins auf den Deckel.«

Im Vorraum zogen sie die Handschuhe an, bevor sie den Sezierraum betraten. Fünf der acht Tische waren belegt. Auf dem fünften lag die nackte Leiche von Susan Chapman. Vinnie war dabei, die Probenfläschchen anzuordnen.

»Vinnie, du erinnerst dich doch an Detective Soldano, oder?«

»Ja, klar. Willkommen, Lieutenant.«

»Danke, Vinnie«, sagte Lou und blieb zwei Meter vom Tisch entfernt stehen.

»Alles in Ordnung?«, fragte Jack. Lou war relativ häufig bei Obduktionen dabei, sodass sich Jack keine Sorgen machte, dass er umkippen würde, wie es manchen Besuchern passierte. Jack hatte keine Ahnung, warum er stehen geblieben war, aber er sah, dass die Maske von innen beschlagen war, was hieß, dass Lou übermäßig schnell atmete.

»Ich bin okay«, murmelte Lou. »Es ist nur komisch, zu sehen, wie jemand, den man kennt, so auf dem Tisch liegt und nur darauf wartet, wie ein Fisch ausgenommen zu werden.«

»Du hast nicht gesagt, dass du sie kennst«, stellte Jack fest.

»Na ja, ich übertreibe etwas. Ich habe sie nicht richtig gekannt, sondern sie nur ein paar Mal bei Captain O'Rourke zu Hause gesehen.«

»Gut, komm hier rüber! Von der linken Seite aus wirst du nichts sehen.«

Lou trat vorsichtig ein paar Schritte näher.

»Sieht aus, als hätte sie eine Schwäche für Krapfen«, stellte Jack nach dem ersten raschen Blick auf die Leiche fest. »Wie viel hat sie auf die Waage gebracht, Vinnie?«

»Dreiundachtzig Kilo.«

Jacks Pfiff hörte sich wegen der Plastikmaske sehr gedämpft an. »Das ist ein bisschen viel für ein, sagen wir mal, Eins-sechzig-Gestell.«

»Eins zweiundsechzig«, korrigierte ihn Vinnie und ging zum Schrank, um Spritzen zu holen.

»Ich sehe meinen Fehler ein«, sagte er. »Also, Lou, dann klär mich mal auf! Du hast mich mit diesem Fall dermaßen überrumpelt, dass ich noch nicht mal den Ermittlungsbericht lesen konnte. Wo wurde sie gefunden?«

»Sie saß aufrecht auf dem Fahrersitz ihres Geländewagens, als würde sie ein Nickerchen machen. Ihr Kopf war nach vorn auf die Brust gekippt. Deswegen wurde sie nicht gleich entdeckt. Ein paar Leute haben sie gesehen, aber gedacht, sie würde schlafen.«

»Was kannst du mir sonst noch sagen?«

»Nicht viel. Ihr wurde offenbar rechts in den Brustkorb geschossen.«

»Und deinem Eindruck nach war es ein Raubüberfall?«

»So sieht es auf jeden Fall aus. Ihr Bargeld war weg, die Brieftasche und Kreditkarten lagen auf dem Boden, und ihre Kleider waren in Ordnung.«

»Wo waren ihre Arme?«

»Durchs Lenkrad geschoben.«

»Echt? Das ist komisch.«

»Wieso?«

»Hört sich für mich an, als wäre sie extra so hingesetzt worden.«

Lou zuckte mit den Schultern. »Könnte sein. Wenn ja, welche Schlüsse ziehst du daraus?«

»Das ist für einen gewöhnlichen Raubüberfall ungewöhnlich.« Jack griff zur rechten Hand der Frau. Ein Teil des Daumenballens fehlte, die Wunde war geriffelt. Der Rest des Ballens und der größte Teil der Handfläche waren mit kleinen Löchern übersät, wodurch ein Teil des ersten Mittelhandknochens sichtbar war. »Ich tippe darauf, dass sie sich diese Wunde bei ihrer Verteidigung zugezogen hat.« Lou nickte. Er stand immer noch einen vollen Schritt vom Tisch entfernt. Jack hob den rechten Arm der Leiche – in der Achselhöhle befanden sich zwei kleine rote Kreise, an denen einige Stofffasern klebten. Die Oberfläche innerhalb der Kreise sah aus wie getrocknetes Hackfleisch, aus dem gelbes Fettgewebe herausquoll.

Vinnie kam mit den Spritzen zurück, die er neben der Leiche ablegte, und deutete auf den Lichtkasten an der Wand. »Ich habe vergessen zu sagen, dass ich die Röntgenbilder aufgehängt habe. Es gibt zwei Kugeln im Brustkasten, die zu den beiden Eintrittswunden passen.«

»Du hast Recht!«, lobte Jack. Er ging zum Lichtkasten und betrachtete die Bilder aus der Nähe. Lou kam dazu

und blickte ihm über die Schulter. Die zwei Kugeln hoben sich auf dem gesprenkelten, unterschiedlich grauen Hintergrund als klar umrissene, weiße Flecken ab. »Ich vermute, dass eine im linken Lungenflügel steckt, die andere in ihrem Herz.«

»Das passt zu den beiden Neunmillimeter-Patronenhülsen, die im Wagen gefunden wurden«, meinte Lou.

»Schauen wir mal, was wir sonst noch finden.« Jack ging zum Tisch zurück und setzte seine äußere Untersuchung vom Kopf der Leiche bis zu den Füßen fort. Dabei wies er auf die feinen Punkte rund um das Einschussloch hin.

»Was heißt das?«, fragte Lou, der schließlich näher herantrat, um besser sehen zu können.

»Weil dieser Bereich bekleidet gewesen war, heißt das, dass die Mündung der Waffe nah dran war, vielleicht nur dreißig Zentimeter entfernt, aber nicht so nah wie an der Hand.«

»Ist das von Bedeutung?«

»Na, und ob. Es stellt sich die Frage, ob der Täter im Wagen saß, als die Waffe betätigt wurde, statt von außen nach innen gezielt zu haben.«

»Ja und?«

Jack zuckte mit den Schultern. »Wenn der Täter im Wagen saß, wäre zu überlegen, ob das Opfer den Täter kannte.«

Lou nickte. »Ein wichtiger Punkt.«

Für die innere Untersuchung der Leiche stellte sich Jack auf die rechte Seite des Tisches, Vinnie auf die linke. Lou hielt sich am Kopfende auf und beugte sich vor, wenn Jack auf etwas Besonderes hinwies.

Die Obduktion war, abgesehen vom Freilegen der Einschussbahnen, reine Routine. Beide Kugeln hatten die Rippen durchbohrt, was wahrscheinlich der Grund dafür war, dass sie nicht wieder ausgetreten waren. Eine Kugel hatte in der linken Lunge den Aortabogen durchschlagen, die andere war in die rechte Seite des Herzens eingedrungen und in der linken Herzkammer stecken geblieben. Ganz vorsichtig, um die äußere Beschaffenheit nicht zu verändern, entfernte er beide Geschosse und ließ sie in Beweismitteltütchen fallen, die Vinnie schon vorbereitet hatte.

Jack reichte Lou die Tütchen. »Tut mir Leid, dass ich dir nicht mehr bieten kann. Vielleicht können dir die Jungs von der Ballistik helfen.«

»Das hoffe ich«, meinte Lou. »Es gibt keine Fingerabdrücke am Tatort außer denen des Opfers, auch nicht am Türgriff der Beifahrerseite oder auf der Briefftasche der Toten. Vom Tatort haben wir also nichts. Außerdem haben die Nachtwächter niemand Verdächtigen hereinkommen oder herumlungern sehen.«

»Hört sich nach einem schwierigen Fall an.«

»Da hast du Recht.«

Während Vinnie aufräumte, zogen Jack und Lou im Lager ihre Mondanzüge aus und gingen von dort in den Umkleideraum.

»Einmal Arzt, immer Arzt. Ich hoffe, dir macht es nichts aus, Lieutenant, wenn ich dir sage, dass du langsam einen Ranzen kriegst.«

Lou blickte auf seinen Bauch hinab. »Traurig, aber wahr.«

»Traurig und ungesund«, wies Jack ihn zurecht. »Mit diesem Übergewicht tust du dir selber keinen Gefallen, vor allem weil du nicht aufgehört hast zu rauchen.«

»Wie kommst du darauf?«, verteidigte sich Lou. »Ich habe schon hundertmal aufgehört zu rauchen. Das letzte Mal erst vor zwei Tagen.«

»Wie lange hast du durchgehalten?«

»Bis ich von einem Partner eine schnorren konnte – etwa eine Stunde.« Er lachte. »Ich weiß, ich bin eine Niete, aber der Grund, warum ich diesen Ranzen mit mir rumtrage, ist, dass ich bei den vielen Morden in dieser schönen Stadt keine Zeit für Sport habe.« Er zog sein Hemd an und knöpfte es über dem hervorstehenden Bauch zu.

»Du wirst dich für deinen eigenen Tod verantworten müssen, wenn du das nicht in den Griff kriegst.«

Vor dem Spiegel neben Jack streifte sich Lou die Krawatte über den Kopf, hob sein Kinn und zog den Knoten zu. »Ich habe mit Laurie geredet, bevor ich hier runtergekommen bin, um dich zu suchen.«

»Ach ja?« Das war alles, was Jack fragte, während er seine eigene Krawatte band.

»Sie war ganz durcheinander wegen euch und hat fast geweint.«

»Das ist komisch, wenn man bedenkt, dass sie eine heftige, leidenschaftliche Affäre mit so einem Wichser aus dem Manhattan General hat.«

»Der Wichser heißt Roger.«

»Egal. Eigentlich ist er gar kein Wichser, das ist ja das Problem. Er scheint eher so was wie der perfekte Partner zu sein.«

»Na, da kann ich dich aber beruhigen. Ich hatte wirklich nicht den Eindruck, dass sie so wild hinter diesem Typen her ist. Sie hat sogar gesagt, dass sie mit dir reden will, um die Sache zwischen euch wieder zu kitten.«

»Ha!« Ungläubig grunzend, nestelte Jack weiter an seiner Krawatte herum.

Lou, der wusste, dass er Laurie Worte in den Mund legte, mied aus schlechtem Gewissen den Blickkontakt zu Jack, holte sein Jackett aus dem Spind und schlüpfte hinein. Er rechtfertigte sein Verhalten damit, dass er als

Freund seinen Freunden helfen wollte. Mit den Fingern strich er sein kurz geschnittenes Haar nach hinten.

Jack beobachtete Lou, bis der ihn endlich wieder ansah. »Ich kann kaum glauben, dass sie darüber reden will, ob wir die Sache wieder ›kitten‹, nachdem sie vor ein paar Wochen mit mir nur über unsere Arbeit reden wollte. Ich habe mehrere Abende hintereinander versucht, mich mit ihr zu verabreden, aber jedes Mal hat sie mir einen Korb gegeben, weil sie zu einem Konzert, ins Museum, ins Ballett oder zu einer anderen furchtbar kulturellen Veranstaltung gehen musste.« Auch er strich sich mit den Fingern durchs Haar, aber viel ruppiger als Lou es getan hatte.

»Vielleicht solltet ihr es noch einmal probieren«, schlug Lou vor. Er spürte, dass er etwas vorsichtiger vorgehen musste. »Ich habe ihr auch schon gesagt, dass ihr zwei wie füreinander geschaffen seid.«

»Ich werde darüber nachdenken«, wich Jack aus. »Derzeit stehe ich nicht so auf Selbsterniedrigung.«

»Sie hat auch erzählt, dass sie mit einer Serie von verdächtigen Todesfällen im Manhattan General beschäftigt ist. Hat sich fast so angehört, als würde sie sich selbst davon überzeugen wollen, dass es um Mord geht. Sie hätte auch mit dir darüber geredet. Wie schätzt du denn die Sache ein? Sie hat gesagt, du meinstest – in ihren eigenen Worten –, sie sei ›durchgeknallt‹.«

»Das klingt ein bisschen hart. Ich glaube einfach, dass sie sich mit diesen vier Fällen etwas weit aus dem Fenster gelehnt hat.«

»Sechs! Heute hat sie zwei neue bekommen.«

»Ehrlich?«

»Das hat sie jedenfalls gesagt. Sie hat auch zugegeben, dass sie die Serienmörder-Theorie möglicherweise als Ablenkung benutzt.«

»Das hat sie gesagt? Ich meine, sie hat tatsächlich das Wort ›Ablenkung‹ verwendet?«

»Pfadfinderehrenwort!«

Jack schüttelte überrascht den Kopf. »Ich denke, das war eine vernünftige Einschätzung, wenn man bedenkt, dass die toxikologischen Tests absolut nichts erbracht haben. In meinen Augen hat sie damit sehr viel Selbsteinsicht bewiesen.«

Die Märzsonne hatte sich einen Weg durch die Wolkendecke gebahnt und schien durch das nach Süden ausgerichtete Fenster der Kantine des Manhattan General, sodass Laurie schützend die Hand über die Augen halten musste. Von Dr. Susan Passero, die ihr gegenüber mit dem Rücken zum Fenster saß, konnte sie in der gleißenden Mittagssonne nur noch die Umrisse erkennen.

Sie blickte auf das Tablett vor sich, auf dem das Essen stand, das sie kaum angerührt hatte. Obwohl sich das, was sie ausgesucht hatte, lecker angehört hatte, merkte sie jetzt, dass sie keinen Bissen mehr hinunterbringen würde. Keinen Appetit zu haben, war ungewöhnlich für Laurie. Die Schuld gab sie dem Stress, den sie wegen des bevorstehenden Treffens mit der Sozialarbeiterin und des unvermeidlichen Testergebnisses spürte. Außerdem fühlte sie sich in gewisser Weise erniedrigt, dass sie gezwungen war, einen Termin mit jemandem vom psychologischen Dienst zu vereinbaren.

Als Laurie vierzig Minuten zuvor im Krankenhaus eingetroffen war, hatte sie zuerst Rogers Büro aufgesucht, ihn aber dort nicht angetroffen. Eine der Sekretärinnen hatte ihr gesagt, er hocke hinter verschlossenen Türen mit dem Krankenhausdirektor zusammen. Schließlich machte sich Laurie auf die Suche nach Sue, die zum Glück so kurzfristig Zeit zum Mittagessen hatte.

»Dass dich jemand vom psychologischen Dienst angerufen hat, heißt nicht unbedingt, dass dein Test positiv war«, beruhigte sie Sue.

»Ach, hör doch auf«, wehrte sich Laurie. »Dann hätte es mir die Frau doch gleich am Telefon sagen können.«

»Das darf sie aber laut Gesetz nicht«, erklärte Sue. »Mit dem neuen Gesetz über die ärztliche Schweige-

pflicht ist die Weitergabe von Ergebnissen am Telefon verboten. Labormitarbeiter können doch nie sicher sein, mit wem sie gerade sprechen. Sie könnten unabsichtlich die Info an die falsche Person weitergeben.«

»Warum haben sie nicht dir das Ergebnis geschickt?«, fragte Laurie. »Du bist doch meine offizielle Hausärztin.«

»Als dir das Blut abgenommen wurde, war ich es noch nicht. Aber du hast Recht, ich hätte davon erfahren müssen. Andererseits bin ich nicht überrascht. Das ambulante Genetiklabor ist erst dabei, sich zu organisieren. Ehrlich gesagt, bin ich überrascht, dass sie nicht von dir verlangt haben, dich schon vor der Blutabnahme mit einem ihrer Sozialarbeiter zusammenzusetzen. Das hatte ich eigentlich gedacht, weil sie vorhatten, das Verfahren proaktiv zu gestalten. Man muss schließlich kein Prophet der Wissenschaften sein, um vorherzusehen, dass Gentests einen Menschen ganz schön durcheinander bringen können, egal, welches Ergebnis dabei rauskommt.«

Wem sagst du das?, dachte Laurie für sich.

»Stimmt was nicht mit deinem Essen?«, fragte Sue und beugte sich vor, um es sich genauer anzuschauen. »Du hast es nicht mal angerührt. Muss ich das persönlich nehmen?«

Laurie lachte und winkte ab. Sie gestand, dass sie bei dem, was gerade alles um sie herum passierte, keinen Hunger habe.

»Hör mal«, begann Sue in ernsterem Ton. »Wenn der BRCA1-Test positiv ist, wovon du offensichtlich ausgehst, will ich, dass du gleich zu mir rüber kommst, damit ich für dich einen Termin mit einem unserer besten Onkologen ausmachen kann. Abgemacht?«

»Abgemacht.«

»Gut! Und was ist bei der Frauenärztin rausgekommen? Hast du mit Laura Riley einen Termin vereinbart?«

»Ja, habe ich.«

Laurie blickte auf ihre Uhr. »Huch! Ich muss mich auf die Socken machen. Ich will nicht zu spät kommen. Nicht dass mich die Sozialarbeiterin für passiv-aggressiv hält.«

Auf dem Flur trennten sie sich. Als Laurie die Treppe hinaufging, meldete sich das leichte Ziehen im Bauch rechts unten wieder. Ob es das Treppensteigen war, das bei ihr dieses unangenehme Gefühl auslöste? Es fühlte sich an wie Seitenstechen, das sie als Kind immer gehabt hatte, wenn sie zu viel gerannt war. Echt typisch, dass es nach einer Minute schon wieder vorbei war. Mit der Faust der rechten Hand klopfte sie die Stellen ihres Rückens ab, die sie erreichen konnte. Ihr war eingefallen, dass es die Nieren oder die Gebärmutter sein könnten, aber das Klopfen führte nicht dazu, dass es wieder wehtat. Sie zog den Bauch ein, spürte aber auch nichts Ungewöhnliches. Achselzuckend ging sie weiter.

Am Empfang im Genlabor herrschte die gleiche getragene Stimmung wie bei ihrem ersten Besuch. Die gleiche klassische Musik tönte aus den Wandlautsprechern, und natürlich hingen immer noch dieselben impressionistischen Drucke an den Wänden. Beim ersten Mal war Laurie eher neugierig als ängstlich gewesen, jetzt war es umgekehrt.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte die Dame im rosa Kittel am Empfang.

»Mein Name ist Laurie Montgomery. Ich habe um eins einen Termin bei Anne Dickson.«

»Ich sage ihr Bescheid, dass Sie da sind.«

Laurie setzte sich und blätterte aggressiv durch eine Zeitschrift. Sie blickte auf die Uhr. Genau eins. Ob Ms Dickson sie noch weiter erniedrigen und sie einfach warten lassen wollte?

Die Zeit verging. Je länger Laurie in der Zeitschrift blätterte, desto ängstlicher und wütender wurde sie. Sie legte die Zeitschrift wieder zurück, lehnte sich nach hinten und schloss die Augen. Mit viel Willenskraft schaffte sie es, sich zu beruhigen. Sie stellte sich vor, dass sie in der heißen Sonne am Strand lag. Wenn sie sich richtig anstrengte, konnte sie sogar fast hören, wie die Wellen gegen das Ufer schlugen.

»Ms Montgomery?«, fragte jemand.

Laurie öffnete die Augen und blickte in das lächelnde Gesicht einer Frau, die nur halb so alt war wie sie selbst. Sie trug einen schlichten weißen Pullover und eine einreihige Perlenkette um den Hals, über dem Pullover einen weißen Kittel. Unter dem linken Arm hielt sie ein Klemmbrett, die rechte Hand streckte sie in Lauries Richtung aus. »Ich bin Anne Dickson.«

Laurie stand auf, schüttelte der Frau die Hand und folgte ihr durch eine Seitentür einen kurzen Flur entlang. Von dort aus betraten sie ein kleines, fensterloses Büro mit einem Sofa, zwei Sesseln, einem Beistelltisch und einem Aktenschrank. In der Mitte des Tisches stand eine Schachtel Papiertaschentücher.

Anne bedeutete Laurie, sich aufs Sofa zu setzen. Als sie die Tür geschlossen hatte, setzte sie sich Laurie gegenüber, die Schachtel mit den Taschentüchern in Reichweite zwischen ihnen. Anne blickte einen Moment auf ihr Klemmbrett und hob schließlich den Kopf. Auf Laurie wirkte sie eher wie eine Studentin, die ein Praktikum absolvierte, als jemand, der mindestens einen Master-Abschluss und vielleicht noch eine Zusatzausbildung in Genetik absolviert hatte. Ständig musste sie ihr glattes, halblanges, braunes und in der Mitte gescheiteltes Haar hinters Ohr schieben. Lippenstift und Nagellack waren in düsterem Rotbraun gehalten.

»Ich bin sehr froh, dass Sie so kurzfristig kommen konnten«, begann Anne. Sie hatte eine weiche, leicht näselnde Stimme. Laurie lächelte, wurde aber immer ungeduldiger.

»Ich wollte Ihnen ein paar Hintergrundinformationen darüber geben, was wir hier in der genetischen Diagnose tun«, fuhr Anne fort. Sie legte die Beine übereinander und darauf das Klemmbrett. An der Innenseite des Beines, auf der Höhe des Fußknöchels, kam die Tätowierung einer kleinen Schlange zum Vorschein. »Ich wollte Ihnen auch erklären, warum Sie mit mir statt mit einem unserer Ärzte reden. Der Grund ist schlicht die Zeit: Ich habe viel davon, die Ärzte nur wenig. Das heißt, dass ich hier so lange mit Ihnen sitzen kann, bis ich alle Ihre Fragen beantwortet habe. Und wenn ich eine nicht beantworten kann, kann ich mich sofort an jemanden wenden, der mir hilft.«

Laurie sagte nichts und ließ auch ihrem Gesicht nichts anmerken, als sie Anne im Stillen befahl, mit dem Schwachsinn aufzuhören und ihr einfach die Testergebnisse mitzuteilen. Sie lehnte sich abrupt zurück, verschränkte die Arme und versuchte, nicht zu vergessen, dass nicht der Überbringer einer schlechten Nachricht die Schuld an der Misere trug. Dennoch nahm ihr Ärger über Anne und die Situation stetig zu. Besonders die Schach-

tel mit den Papiertaschentüchern fand sie herablassend, als ob man erwartete, dass Laurie in Tränen ausbrechen würde, auch wenn dies sehr gut der Fall sein könnte, wie sie aus Erfahrung wusste.

»Also«, sagte Anne, nachdem sie wieder auf ihr Klemmbrett geblickt hatte, als hielte sie einen vorbereiteten Vortrag. »Es ist wichtig, dass Sie etwas über die Wissenschaft der Genetik erfahren und darüber, wie sich dieser Bereich mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms, also der 3,2 Milliarden nukleotiden Basenpaare, grundlegend geändert hat. Sie können mich jederzeit unterbrechen, wenn Sie etwas nicht verstehen.«

Laurie nickte ungeduldig und fragte sich, wie gut sich Anne mit nukleotiden Basenpaaren auskannte, auch wenn sie so locker mit dem Begriff umging. Nukleotide Basenpaare sind die Grundbausteine des DNS-Moleküls und verantwortlich für dessen Leiterstruktur, und ihre lineare Anordnung sorgt für die Weitergabe der genetischen Informationen.

Anne fuhr mit der Erklärung der Mendel'schen Gesetze und der dominanten und rezessiven Erbmerkmale fort, die dieser Mönch im neunzehnten Jahrhundert bei seinen Kreuzungsversuchen mit Erbsen entdeckt hatte. Laurie konnte nicht glauben, was man ihr da zumutete, doch sie unterbrach Anne nicht und wies sie auch nicht darauf hin,

dass sie es mit einer Ärztin zu tun hatte, die sich während ihres Studiums ausgiebig mit den Mendel'schen Gesetzen beschäftigt hatte. Laurie ließ die Frau weiterschwafeln über Gene und wie sich bestimmte Merkmale miteinander zu spezifischen Haplotypen verbanden, die über Generationen vererbt wurden.

Eine Zeit lang hörte Laurie gar nicht mehr zu, sondern konzentrierte sich auf Annes Ticks – sie strich sich nicht nur ständig die Haare aus dem Gesicht und steckte sie hinter ihr Ohr, bei ihr machte sich auch immer, wenn sie etwas besonders hervorhob, ein krampfhafter Augenlid-schluss bemerkbar. Doch Lauries Aufmerksamkeit wurde wieder geweckt, als Anne über Einzel-Nukleotid-Polymorphismus redete, für den sie bald nur noch die Abkürzung SNP verwendete. Nachdem Laurie erst vor kurzem zum ersten Mal davon gehört hatte, war sie mit diesem Thema noch nicht gut vertraut.

»SNPs haben stark an Bedeutung zugenommen«, erzählte Anne. »Sie sind die Bereiche des menschlichen Genoms, wo ein einzelnes nukleotides Basenpaar durch Mutation oder Löschung oder, seltener, durch Einfügung geändert wurde. Zwischen zwei Menschen gibt es durchschnittlich einen SNP pro tausend nukleotide Basenpaare.«

»Warum haben sie an Bedeutung gewonnen?«, unterbrach Laurie sie auf einmal.

»Weil man mittlerweile Millionen davon über das menschliche Genom verteilt gefunden hat. Sie gelten heute als gut zugängliche Marker, die erblich an bestimmte anomale Gene gebunden sind. Es ist viel leichter, auf diese Marker hin zu testen, als die betroffenen Gene zu isolieren und zu sequenzieren, obwohl wir in der Regel beides tun, nur um hundertprozentig sicher zu sein. Wir legen großen Wert darauf, unseren Patienten nur korrekte Informationen zu geben.«

»Richtig«, erwiderte Laurie verärgert. Annes Bemerkung über anomale Gene hatte sie jäh daran erinnert, warum sie überhaupt hier war. Jedenfalls nicht zu einem intellektuellen Diskurs.

Anne, der Lauries Gemütszustand nicht auffiel, fuhr nach einem weiteren Blick auf ihr Klemmbrett mit ihrem genäselten Monolog fort. Doch plötzlich war Laurie mit ihrer Geduld am Ende. Sie nahm die Arme auseinander und hob die rechte Hand, damit Laura aufhörte zu reden. Das tat Laura auch mitten im Satz und blickte Laurie fragend an.

»Bei allem Respekt.« Laurie versuchte, einen ruhigen Ton anzuschlagen. »Es gibt eine wichtige Sache, die Sie entweder nicht wissen oder vergessen haben. Ich bin zufällig selbst Ärztin. Ich weiß Ihre Hintergrundinformation zu schätzen, aber der wahre Grund, warum ich hier

bin, ist doch der, dass ich meine Testergebnisse erfahren soll. Ich möchte also wissen, wie der Test ausgegangen ist. Wenn Sie jetzt bitte so freundlich wären, mir das Ergebnis mitzuteilen.«

Leicht nervös blickte Anne auf ihr Klemmbrett. Als sie den Kopf wieder hob, hatte sich ihr Lidkrampf noch verstärkt. »Ich wusste nicht, dass Sie Ärztin sind. Ich habe zwar Ihren Dokortitel gesehen, aber gedacht, Sie kämen von einem ganz anderen Fach, nicht aus der Medizin.«

»Das ist schon in Ordnung. Ist das Testergebnis auf den Marker für das BRCA1-Gen bei mir positiv?«

»Aber wir haben noch nicht über die Auswirkungen geredet.«

»Ich bin mir der Auswirkungen bewusst, und alle weiteren Fragen, die sich für mich vielleicht ergeben, werde ich meinem Onkologen stellen.«

»Ich verstehe.« Anne blickte auf ihr Klemmbrett, als könnte es ihr aus dieser unangenehmen Situation heraus helfen.

»Ich wollte mich nicht abschätzig über Ihre Bemühungen äußern«, fügte Laurie hinzu. »Aber ich muss es jetzt wissen.«

»Natürlich.« Anne richtete sich in ihrem Sessel auf und blickte Laurie direkt in die Augen, ohne dass ihr Lid

zuckte. »Sie sind hinsichtlich des Markers für das BRCA1 tatsächlich positiv, was durch die Sequenzierung des Gens bestätigt wurde. Es tut mir Leid.«

Laurie blickte zur Seite, ohne etwas zu sehen, während sie auf ihre Unterlippe biss. Obwohl sie dieses Ergebnis erwartet hatte, spürte sie, wie ihre Gefühle verrückt spielten. Aus Prinzip kämpfte sie gegen die Tränen an. Sie war entschlossen, die Taschentücher auf dem Tisch nicht zu benutzen. »Okay«, hörte Laurie sich selbst sagen. Sie hörte auch, dass Anne anfang zu sprechen, doch sie hörte nicht zu. Obwohl sie normalerweise ein besonders ausgeprägtes Gespür für die Gefühle anderer hatte, war ihr das unter diesen Umständen egal. Auf irgendeine Weise gab sie nun doch Anne als der Überbringerin der Botschaft in gewissem Sinne die Schuld für dieses Testergebnis.

Laurie stand auf, warf Anne ein schiefes Lächeln zu und ging zur Tür. Sie hatte keine Lust, mit ihren feuchten Händen Anne die Hand zu schütteln. Sie hörte, dass Anne ihr folgte und ihren Namen rief, aber sie drehte sich nicht nach ihr um. Mit entschiedenen Schritten durchquerte sie den Empfangsbereich und trat hinaus auf den Flur.

Im Erdgeschoss angekommen, war Laurie froh, in der Menschenmenge untertauchen zu können. Die Anonymität hatte angesichts ihres inneren seelischen Aufruhrs

etwas Tröstendes, und erleichtert setzte sie sich gegenüber der Information auf eine Bank. Sie atmete tief durch, kam langsam wieder zur Ruhe. Jetzt musste sie entscheiden, was als Nächstes zu tun war. Sie hatte Sue versprochen, gleich anschließend bei ihr vorbeizuschauen, um einen Termin mit dem Onkologen zu vereinbaren, doch als Laurie so dasaß, hatte sie eher das Bedürfnis nach einem persönlicheren Gespräch. Sie dachte an Roger. Ob er wohl mittlerweile seine Besprechung hinter sich hatte?

Bis zum Verwaltungstrakt war es nicht weit, und als sich die Verbindungstür hinter Laurie schloss, merkte sie, dass ihr die Ruhe gut tat. Ohne dass ihre Schuhe auf dem Teppich ein Geräusch machten, ging sie in den Bereich, in dem Rogers Büro lag, und versuchte, nicht daran zu denken, dass in jeder ihrer Zellen eine genetische Zeitbombe tickte. Im Empfangsbereich vor Rogers Büro wurde sie von einer der Sekretärinnen wiedererkannt.

»Dr. Rousseau ist jetzt in seinem Büro«, meldete die Sekretärin, die hinter ihrem Bildschirm hervorspähte.

Laurie nickte und ging zu Rogers Tür. Sie war angelehnt, und er saß arbeitend an seinem Schreibtisch. Als Laurie an den Türpfosten klopfte, blickte er auf. Er war genauso gepflegt angezogen wie sonst auch im Krankenhaus – frisch gewaschenes, weißes Hemd, goldfarbene

Seidenkrawatte, deren Stoff und Farbe in angenehmem Kontrast zu seinem zerfurchten, ständig braun gebranntem Gesicht stand.

»Du meine Güte!«, rief er und erhob sich sofort. »Ich habe dir vor zwei Sekunden eine Nachricht auf deinem Anrufbeantworter hinterlassen. Was für ein Zufall.« Er kam hinter seinem Schreibtisch hervor und schloss die Tür. Als er Laurie flüchtig umarmte und ihr einen Kuss auf die Stirn gab, merkte er nicht, dass ihre Arme schlaff an der Seite herunterhingen. »Ich bin so froh, dass du hier bist. Ich muss mit dir über so viele Dinge reden.« Er drehte die beiden Holzstühle um, sodass er und Laurie einander gegenüber sitzen konnten.

»Du wirst nicht glauben, was ich heute für einen Tag hatte«, sprudelte es aus Roger hervor. »Es gab in der Nacht zwei weitere postoperative Todesfälle, die genauso waren wie die anderen vier – beide Patienten waren jung und gesund.«

»Ich weiß«, bestätigte Laurie mit gedämpfter Stimme. »Ich habe beide schon obduziert. Sie waren der Grund, dass ich dich heute Morgen angerufen habe.«

»Und was hast du gefunden?«

»Nichts, es gab keinen pathologischen Befund«, antwortete Laurie noch genauso ruhig. »Alles war wie bei den anderen vier.«

»Das wusste ich! Das wusste ich!«, rief Roger und stieß mit der Faust in die Luft. Er erhob sich und ging in seinem winzigen Büro auf und ab. »Ich habe heute Morgen den Ausschuss für die Erkrankungs- und Sterblichkeitsrate zu einer Krisensitzung einberufen, obwohl wir erst vor zwei Tagen zusammensaßen. Ich habe die beiden Fälle als Beweise dafür präsentiert, dass die vergangenen fünf Wochen nur eine Pause waren. Aber es war alles umsonst. Wir werden hier keinen Aufruhr veranstalten, damit die Medien keinen Wind davon bekommen. Ich habe mir schon überlegt, die Presse anonym anzurufen, aber natürlich würde ich das nie machen. Ich bin nach dem Treffen sogar zum Krankenhausdirektor gegangen, um ihn von seinem Standpunkt abzubringen, aber ich dachte, ich rede gegen eine Wand. Ich habe es sogar geschafft, ihn wegen meiner ›verdammten Verbissenheit‹, wie er es nannte, wütend zu machen.«

Laurie folgte Roger mit ihrem Blick, konnte ihm aber nicht in die Augen sehen. Die Serie der verdächtigen Todesfälle im Manhattan General war nicht das, was sie im Moment beschäftigte, aber sie hatte nicht die Kraft, sich gegen Rogers ›Verbissenheit‹ zu behaupten.

»Und als ob das nicht schon alles gereicht hätte, wurde heute Morgen jemand in unserem Parkhaus ausgeraubt und umgebracht«, fuhr er fort. »Also ich kriege schon Schuldgefühle – bevor ich hierher kam, lief alles ruhig.«

Schließlich blieb Roger stehen und blickte Laurie in die Augen. Er suchte nach Mitgefühl, doch dann bemerkte er ihren Gesichtsausdruck. »Hey, was ist denn los?« Er beugte sich nach unten, um sie besser sehen zu können, und setzte sich rasch hin. »Entschuldige, ich brabble und schwadroniere hier vor mich hin und merke gar nicht, dass du völlig durcheinander bist. Komm, erzähl.«

Laurie schloss die Augen und wandte das Gesicht ab. Rogers plötzliche Sorge reaktivierte die Gefühle, die sie gehabt hatte, als ihr Anne Dickson das Testergebnis mitgeteilt hatte. Roger legte seine Hand auf ihre Schulter.

»Was ist los, Laurie? Ist etwas passiert?«

Zuerst konnte Laurie nur den Kopf schütteln, weil sie Angst hatte, dass sie beim Reden anfangen würde zu weinen. Sie hasste es, wenn sie sich so gefühlsbetont verhielt. Das machte alles nur noch schwieriger. Sie richtete sich auf, holte tief Luft und stieß sie langsam wieder aus. »Entschuldige«, sagte sie.

»Du musst dich doch nicht entschuldigen. Ich bin doch das selbstsüchtige, unsensible Scheusal. Was ist passiert?«

Laurie räusperte sich und begann mit der BRCA1-Geschichte, und sobald sie angefangen hatte zu reden, rückten ihre Gefühle immer mehr in den Hintergrund und die professionelle Ärztin gewann die Oberhand. Sie er-

zählte von ihrer Mutter und der vor kurzem erfolgten Operation und von der Tatsache, dass sie selbst dieses mutierte Gen ebenfalls in sich trug. Sie erwähnte auch, dass ihr Vater ihr zu diesem Test geraten habe. Ohne Jacks Rolle zu erwähnen, beschrieb sie, wie sie ins Manhattan General zur Blutabnahme gekommen war und fast zeitgleich Roger kennen gelernt hatte. Schließlich habe sie alles erfolgreich verdrängt, bis sie am Morgen den Anruf von Anne Dickson erhalten habe. Sie schloss ihre Erzählung damit, dass sie jetzt gerade erst von dem Gespräch gekommen sei, bei dem sie erfahren habe, dass der Test über den Nachweis des BRCA1-Markers und des mutierten Gens eindeutig positiv war. Die Chance auf ein falsches positives Ergebnis gab es also nicht. Sie gestand ein, dass sie wider besseres Wissen Anne als der Überbringerin der Nachricht die Schuld gegeben habe. Schließlich machte sie sich noch lustig darüber, weil sie der armen Frau die Gelegenheit verbaut hatte, ihr die typischste Frage eines Therapeuten zu stellen – wie sich Laurie jetzt, mit diesem Wissen, fühle. Laurie musste kichern.

»Ich wundere mich, wie du daran noch was lustig finden kannst«, meinte Roger.

»Mir geht es besser, nachdem ich mit dir geredet habe.«

»Das tut mir alles so Leid.« Roger klang äußerst ernst.
»Was wirst du jetzt tun? Was ist der nächste Schritt?«

»Ich werde gleich rüber in die Klinik gehen, um mich mit Sue Passero zu treffen. Sie hat angeboten, mir ganz schnell einen Termin bei einem der Onkologen zu besorgen.«

Sie gab Roger einen Klaps auf den Oberschenkel und wollte aufstehen.

»Warte«, hielt Roger sie auf und drückte sie an der Schulter wieder nach unten. »Nicht so schnell! Da die Sozialarbeiterin schon keine Gelegenheit dazu hatte, will wenigstens ich dich fragen, wie es dir geht. Ich kann mir vorstellen, es ist so, als würde man rausfinden, dass dein bester Freund tatsächlich dein Todfeind ist.«

Laurie blickte ihm tief in die Augen. Stellte er ihr die Frage als enger Freund oder als Arzt? Und wenn er sie als Freund stellte, meinte er sie wirklich ernst? Er schien es zu schaffen, immer das Richtige zu sagen, aber meinte er es wirklich ehrlich? Doch dann schalt sie sich dafür, dass sie seine Motive so in Frage stellte, aber nachdem er die Sache mit seiner Ehe und den Kindern verschwiegen hatte, war sie sich bei ihm überhaupt nicht mehr sicher.

»Ich denke, ich hatte keine Zeit für Gefühle«, antwortete Laurie nach einer Pause. Sie war versucht, etwas über ihre vor kurzem entdeckte Fähigkeit zu sagen, Gedanken,

die ihr nicht behagten, so lange aus dem Blickfeld zu verbannen, bis sie praktisch in Vergessenheit gerieten. Aber das zu erklären würde ihr zu lange dauern, weil sie sich unbedingt im Kaufman-Gebäude mit Sue treffen wollte. Und langfristig würde es sowieso der Onkologe sein, der die Führungsrolle übernehme, und je eher sie einen Termin bekam, desto besser würde sie sich fühlen.

»Du musst mir doch irgendetwas sagen können«, beharrte Roger. Seine Hand lag immer noch auf Lauries Schulter. »Es kann nicht sein, dass du ein solches Testergebnis erfährst, ohne dass Ängste in dir aufkommen.«

»Ich nehme an, du hast Recht«, musste Laurie widerwillig zugeben. »Für mich sind die vorgeschlagenen prophylaktischen Maßnahmen mit ihren Nebeneffekten am furchtbarsten. Zum Beispiel, dass ich freiwillig auf meine Fruchtbarkeit verzichten soll, indem ich mir die Eierstöcke entfernen lasse, ist ...« Laurie hielt mitten im Satz inne. Der Gedanke, der ihr soeben wie ein Blitz aus heiterem Himmel in den Sinn gekommen war, erschien ihr wie ein Schlag ins Gesicht und bewirkte einen Adrenalinstoß, der noch in ihren Fingerspitzen ein Kribbeln auslöste. Einen Moment lang war ihr sogar so schwindlig, dass sie sich an der Stuhlkante festhalten musste.

Zum Glück verging der Anfall genauso schnell, wie er gekommen war. Sie registrierte, dass Roger etwas zu ihr

sagte, aber sie hörte ihn nicht, weil dieser plötzliche Gedanke sie nicht mehr losließ. Und wieder drängte sich ihr das Sprichwort auf: »Pass auf, was du dir wünschst, es könnte wahr werden.«

Laurie erhob sich abrupt und zog Roger dabei mit, da er ihre Schulter immer noch festhielt. Sie hatte plötzlich das Verlangen, allein zu sein.

»Laurie!«, rief Roger. Mit beiden Händen schüttelte er ihre Schultern. »Was ist los? Warum sprichst du nicht weiter?«

»Entschuldige.« Lauries Stimme klang ruhiger, als sie selbst es war. Sie hob Rogers Hände, mit denen er sie immer noch festhielt, von ihren Schultern. »Ich muss gehen.«

»Ich kann dich so nicht gehen lassen. Woran denkst du? Fühlst du dich depressiv?«

»Nein, ich habe keine Depressionen. Noch nicht jedenfalls. Ich muss gehen, Roger. Ich rufe dich später an.«

Laurie wandte sich zur Tür, doch Roger packte ihren Arm. »Ich muss sichergehen, dass du dir nichts antust.«

Laurie schüttelte nur den Kopf. »Keine Angst, ich werde mir nichts antun. Ich muss für eine Weile allein sein.« Sie befreite ihren Arm aus seinem Griff.

»Ruf mich an.«

»Ja, ich rufe dich an«, versprach Laurie und öffnete die Tür.

»Werde ich dich heute Abend sehen?«

Laurie zögerte und drehte sich schließlich um. »Heute Abend geht's nicht. Aber lass uns telefonieren.«

Laurie verließ Rogers Büro und ging gemächlich den Flur entlang. Am liebsten wäre sie gerannt. Sie spürte Rogers Blick in ihrem Rücken, aber sie drehte sich nicht um. Endlich hatte sie die Tür erreicht, die den Verwaltungstrakt vom Rest des Krankenhauses trennte. Wieder übte die Anonymität eine seltsam beruhigende Wirkung auf sie aus. Statt aus dem Gebäude zu stürmen, was sie ursprünglich vorgehabt hatte, setzte sie sich wieder auf die Bank gegenüber der Information und verbrachte die nächste Viertelstunde damit, über die Folgen ihres beunruhigenden Geistesblitzes nachzudenken.

Kapitel 11

Die Konferenz am Donnerstagnachmittag im Gerichtsmedizinischen Institut war auf Weisung des Institutsleiters Harold Bingham eine Pflichtveranstaltung. Auch wenn er oft selbst nicht daran teilnahm, weil er angeblich dringende verwaltungstechnische Dinge zu erledigen hatte, mussten alle antanzen, die in den fünf Stadtbezirken seinem Befehl unterstanden. Für die strenge Einhaltung der Vorschrift sorgte der stellvertretende Leiter Calvin Washington, der Ausnahmen nur zuließ, wenn jemand sterbenskrank war oder eine gleichwertige Ausrede parat hatte. Also mussten die forensischen Pathologen aus den Zweigbüros in Brooklyn, Queens und Staten Island wöchentlich ihren Pilgerzug nach Mekka antreten, um sich von der zweifelhaften Erleuchtung beglücken zu lassen, die ihnen die Konferenz bot. Diejenigen Gerichtsmediziner, die im Heimathafen Manhattan oder Bronx dienten, hatten weniger Mühe, weil sie mit dem Fahrstuhl lediglich vom vierten Stock ins Erdgeschoss fahren mussten.

Laurie fand die Konferenzen in gewisser Hinsicht unterhaltsam, besonders den informellen Teil vor dem ei-

gentlichen Beginn. Während dieses Zeitraums tauschten sich die Gerichtsmediziner über die intellektuell anspruchsvolleren oder schlicht bizarreren Fälle aus. Laurie beteiligte sich selten an diesen Gesprächen, aber sie hörte gern zu. An diesem Donnerstag war alles anders. Nachdem Laurie ihr positives Testergebnis erfahren hatte und in Rogers Büro dieser Besorgnis erregende Gedanken in ihr aufgekeimt war, lebte sie, geistig wie betäubt, praktisch in einem Schockzustand und hatte keine Lust, sich auf ihre Mitmenschen einzulassen. Als sie den Raum betrat, gesellte sie sich nicht zu der Gruppe, die sich an den Kaffee und die Krapfen hielt, sondern setzte sich in die Nähe der Tür zum Flur in der Hoffnung, sich bei der nächstbesten Gelegenheit aus dem Staub machen zu können.

Der Konferenzraum war nicht besonders groß, und die betagte Einrichtung ließ vermuten, dass er viel älter war als die angeblichen vierundvierzig Jahre. Links, wo eine Tür direkt in Bingham's Büro führte, stand ein verkratztes Stehpult mit einer kleinen, defekten Lampe und einem noch funktionierenden Mikrofon. Die auf vier Reihen verteilten, fest am Boden verschraubten Stühle mit den hochklappbaren, drehbaren Schreibablagen waren ebenso ramponiert. Sie ließen den Raum eher wie einen kleinen Seminarraum aussehen, machten ihn aber auch geeignet

für Binghams wichtigste Veranstaltungen, seine Pressekonferenzen. Hinter den Stuhlreihen stand an der Wand ein großer Holztisch mit den Erfrischungen, um den sich die Gerichtsmediziner von New York scharten – alle bis auf die beiden Häuptlinge und Jack. Stimmengewirr vermischt mit gelegentlichem Lachen hallte durch den Raum.

Anders als Laurie hatte Jack überhaupt keinen Spaß an diesen Donnerstagskonferenzen. Er hatte mit einem der Gerichtsmediziner aus Brooklyn Krach wegen der Schwester eines Basketballfreundes und weigerte sich, gesellschaftlich mit diesem Mann zu verkehren. Die gleichen Gefühle hegte er für den Institutsleiter von Brooklyn, weil der meinte, seinen Untergebenen in diesem Streit unterstützen zu müssen. Auch wenn Jack behauptete, es stecke keine Absicht dahinter, kam er zu Calvins Ärger immer zu spät.

Die Tür zu Binghams Büro wurde geöffnet, und Calvin schob seinen massigen Körper durch den Rahmen. Er legte einen Ordner auf das Pult und öffnete ihn. Sein Blick, den er über den Raum gleiten ließ, heftete sich kurz an Laurie. Scheinbar prüfte er, wer anwesend war.

»Also gut!«, bellte Calvin, als ihn niemand beachtete. Das Mikrofon ließ seine Stimme wie ein Paukenschlag durch den Raum hallen.

Über seinen Ordner gebeugt, sortierte Calvin seine Blätter. Die Gerichtsmediziner unterbrachen ihre Gespräche und nahmen Platz. Calvin begann die Konferenz ganz im Stil Bingham, als dieser noch regelmäßig den Vorsitz geführt hatte. Als Erstes gab er eine Zusammenfassung der Statistik der vergangenen Woche.

Während Calvins Stimme weiterdröhnte, schweifte Laurie in Gedanken ab. Obwohl sie sonst sehr leicht in ihre professionelle Rolle schlüpfen und ihre persönlichen Probleme beiseite schieben konnte, schaffte sie es diesmal nicht. Ihre neue Sorge drängte sich immer wieder in ihr Bewusstsein und war sogar stärker als die Ängste rund um das BRCA1-Gen. Das Problem war, dass sie keine Ahnung hatte, was sie tun sollte, falls sich ihre Befürchtung bewahrheitete.

Die Tür links von Laurie wurde geöffnet, und Jack trat ein. Calvin unterbrach seinen Vortrag und warf Jack einen scharfen Blick zu. »Ich bin wirklich froh, dass Sie es geschafft haben, uns mit Ihrer Anwesenheit zu beehren, Dr. Stapleton.«

»Um nichts auf der Welt würde ich mir das hier entgehen lassen«, erwiderte Jack. Laurie zuckte zusammen. Bei ihrer Angst vor Autoritätspersonen konnte sie nicht verstehen, dass sich Jack diesen unverschämten Ton Calvin gegenüber erlaubte. Für sie war Jack masochistisch veranlagt.

Jack blickte mit einem übertrieben fragenden Blick auf Laurie hinab. Sie saß auf seinem Stammplatz, und sie hatte sich aus genau dem gleichen Grund dort hingesetzt, aus dem er sonst diesen Stuhl wählte. Er drückte ihre Schulter, bevor er sich in die Reihe direkt vor sie setzte. Doch das machte es für sie noch schwerer, sich auf Calvins Vortrag zu konzentrieren. Jacks Kopf, der ihr den Blick versperrte, erinnerte sie daran, dass sie wie auch immer mit ihm ein ernsthaftes Gespräch führen musste.

Nachdem Calvin seine Statistik vorgetragen hatte, ging er wie üblich zu den verwaltungstechnischen Fragen über, zu denen auch die Mittelkürzungen gehörten. Die Konferenz in dieser Woche bot da keine Ausnahme. Statt zuzuhören, beobachtete Laurie Jack von hinten. Obwohl er sich gerade erst hingesetzt hatte, war er schon dabei einzuschlafen, sein Kopf begann bereits zur Seite zu kippen. Laurie hatte Angst, dass Calvin einen Wutanfall bekommen würde. Wenn Autoritätspersonen wütend wurden, fühlte sie sich immer unwohl, auch wenn der Ausbruch gar nicht ihr galt.

Entweder bemerkte es Calvin nicht, oder er hatte beschlossen, seinen Vortrag zu beenden, ohne auf Jacks Respektlosigkeit einzugehen. Er gab das Wort an Dr. Jim Bennett weiter, den Leiter des Instituts in Brooklyn.

Der Reihe nach berichteten die Leiter aus ihren jeweiligen Instituten. Als sich Dick Katzenburg aus Queens

hinters Mikrofon stellte, erinnerte sich Laurie an die Kokain-Geschichte, die mittlerweile zwölf Jahre zurücklag. Damals war ihr in den Sinn gekommen, die Überdosisfälle im Plenum zu besprechen, was sich dank Dick als sehr hilfreich erwiesen hatte. Warum tat sie jetzt nicht dasselbe mit den mysteriösen Todesfällen im Manhattan General? Doch sie verwarf die Idee gleich wieder. Sie war viel zu gestresst, um mit der Angst fertig zu werden, vor versammelter Mannschaft zu reden. Allerdings könnte es von Vorteil sein, dass Calvin heute einigermaßen locker zu sein schien.

Am Ende von Margaret Hauptmans Präsentation der Statistik von Staten Island stieg Calvin wieder aufs Podium und fragte pro forma, ob noch jemand etwas sagen wolle, wohl wissend, dass alle erpicht darauf waren, so schnell wie möglich den Saal zu verlassen. Nachdem sich Laurie einen qualvollen Moment lang nicht entscheiden konnte, hob sie zögerlich die Hand. Jetzt war es zu spät – Calvin hatte sie sofort bemerkt, verzog aber das Gesicht. Jack drehte sich zu ihr um und warf ihr einen theatralischen Blick zu, der bedeuten sollte: Warum hältst du uns denn noch länger auf?

Unsicher ging Laurie zum Podium. Ihr Puls stieg, weil sie immer nervös wurde, wenn sie vor einer Gruppe sprechen musste. Sie ärgerte sich über sich selbst, weil sie

sich in diese Situation hineinmanövriert hatte, und rückte das Mikrofon zurecht. Dieser zusätzliche Stress wäre wirklich nicht nötig gewesen.

»Zunächst möchte ich mich entschuldigen«, begann Laurie. »Ich habe keine Präsentation vorbereitet, aber mir kam der Gedanke, dass es gut wäre, Ihre Meinung über eine Serie von Fällen zu hören, an denen ich derzeit arbeite.«

Laurie blickte zu Calvin, der mit zusammengekniffenen Augen dasaß. Ihm war klar, was jetzt kommen würde, und er war davon alles andere als begeistert. Von Calvin ließ Laurie ihren Blick zu Jack wandern, der mit seiner Hand so tat, als schösse er sich selbst in den Kopf.

Angesichts dieser ablehnenden Reaktionen fühlte sich Laurie noch unsicherer. Um ihre Gedanken zu sammeln, blickte sie auf die Oberfläche des Pults, auf der mit Kugelschreiber unzählige Initialen und Kringel eingeritzt waren. Sie nahm sich vor, weder Calvin noch Jack in die Augen zu blicken, als sie den Kopf wieder hob und mit einer kurzen Beschreibung ihres »plötzlichen Erwachsenentods« begann, ein Begriff, den sie, wie sie einräumte, fünf Wochen zuvor in einem Gespräch mit einem Kollegen selbst geprägt hatte. Sie erzählte von den unerwarteten Herzstillständen in einem Krankenhaus, bei denen alle Wiederbelebungsversuche gescheitert waren. Alle

sechs Fälle würden aus den vergangenen sechs Wochen stammen, die Patienten seien jung und gesund gewesen, und der Herzstillstand sei jedes Mal innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach einem planmäßigen chirurgischen Eingriff eingetreten. Es habe keinen allgemeinen pathologischen oder mikroskopischen Befund gegeben, wobei allerdings für die letzten beiden Fälle die mikroskopische Analyse noch fehle, da sie erst an diesem Morgen obduziert worden seien. Und, so schloss sie ihren Bericht, obwohl auch die toxikologischen Untersuchungen nichts gebracht hätten, habe sie den Verdacht, dass es sich hier weder um eine natürliche Todesursache noch um Unfalltod handle.

Lauries Stimme ebte ab, ihr Mund war knochentrocken. Gerne hätte sie ein Glas Wasser gehabt, aber sie blieb, wo sie war. Der tiefere Sinn ihrer Ausführungen war den Zuhörern sofort klar, und einige Sekunden lang herrschte völliges Schweigen, bis jemand seine Hand nach oben reckte. »Bitte«, forderte ihn Laurie auf.

»Was ist mit Elektrolyten – Natrium, Kalium und vor allem Kalzium?«

»Laut Laborbericht waren alle Elektrolyte von allen üblichen Proben völlig normal«, antwortete Laurie, bevor sie einen anderen Zuhörer aufforderte, seine Frage zu stellen.

»Gibt es zwischen den Patienten irgendeinen anderen Zusammenhang außer dem, dass sie jung, gesund und gerade erst operiert worden waren?«

»Anscheinend nicht. Ich habe zwar nach Gemeinsamkeiten gesucht, aber nur das gefunden, was ich schon erwähnte. Es gab im Allgemeinen unterschiedliche Ärzte, Verfahren, Narkosemittel und vor allem unterschiedliche Medikamente, auch gegen die postoperativen Schmerzen.«

»Wo sind die Todesfälle aufgetreten?«

»Alle sechs im gleichen Krankenhaus, dem Manhattan General.«

»In dem die Todesrate äußerst niedrig ist«, schnauzte Calvin. Er hatte die Nase voll. Er ging zum Podium und drängte Laurie mit seiner schieren Masse zur Seite. Als er das Mikrofon nach oben bog, quietschte es wie zum Protest. »Diese unterschiedlichen Fälle in diesem Stadium als Serie zu bezeichnen, ist irreführend und schädlich, weil Dr. Montgomery bereits eingeräumt hat, dass sie in keinem Zusammenhang stehen. Das habe ich Dr. Montgomery bereits gesagt, und ich sage es noch einmal. Und ich sage an die Adresse jedes Teilnehmers dieser Sitzung auch, dass dies ein internes Gespräch ist, von dem aus diesem Raum nichts nach draußen dringen wird. Das Gerichtsmedizinische Institut wird den Ruf eines unserer

wichtigsten Dienstleistungsunternehmen im Gesundheitssektor nicht mit unbegründeten Anspielungen besudeln.«

»Sechs sind ziemlich viel für einen Zufall«, widersprach Jack. Er war zwar munter geworden, als Laurie ans Pult getreten war, hatte aber trotzdem noch die Beine über den Sitz vor sich gelegt.

»Wären Sie so freundlich, etwas mehr Respekt zu zeigen, Dr. Stapleton?«, brummte Calvin.

Jack nahm die Füße herunter und setzte sich auf. »Vier Fälle waren grenzwertig, aber sechs sind für ein Krankenhaus zu viele. Trotzdem würde ich auf Unfall tippen. Irgendwas im Krankenhaus beeinträchtigt das Reizleitungssystem des Herzens.«

Dick Katzenburg hob seine Hand. Calvin nickte in seine Richtung.

»Mein Kollege aus dem Institut in Queens hat mich gerade daran erinnert, dass es bei uns einige ähnliche Fälle gab«, erzählte Dick. »Unserer Erinnerung nach waren die Angaben zu den Patienten ziemlich ähnlich – alle relativ jung und scheinbar gesund. Der letzte Fall ereignete sich vor ein paar Monaten, seitdem ist keiner mehr aufgetreten.«

»Wie viele insgesamt?«, fragte Laurie.

Dick beugte sich einen Moment zu Bob Novak hinüber, seinem Stellvertreter. »Wir meinen, dass es auch

sechs waren. Aber die Fälle waren über mehrere Monate verteilt und wurden von unterschiedlichen Pathologen bearbeitet. Gerade als wir langsam neugierig wurden, haben sie aufgehört, und dann haben wir die Sache nicht weiter verfolgt. Ich erinnere mich, dass alle als natürliche Todesursache abgeschlossen wurden, auch wenn kein pathologischer Befund vorlag. Ich bin mir sicher, dass die toxikologischen Ergebnisse jedes Mal negativ waren, weil mir das ansonsten gewiss vorgelegt worden wäre.«

»Waren die Patienten auch jeweils kurz nach einer Operation gestorben?«, fragte Laurie. Sie war völlig verblüfft und aufgeregt, aber auch erfreut. Es wäre ja kaum zu fassen, wenn sich die Fallzahl verdoppeln würde, nur weil sie das Thema in der Konferenz angesprochen hatte. Und wenn sich die Zahl der Fälle verdoppelte, wären die Fälle schon mehr als nur eine Ablenkung von ihren persönlichen Problemen.

»Ich glaube, ja«, antwortete Dick. »Leider kann ich Ihnen jetzt keine hundertprozentige Garantie dafür geben.«

»Ich verstehe«, entgegnete Laurie. »Wo haben sich die Todesfälle ereignet?«

»Im St. Francis Hospital.«

»Ah, der Verdacht erhärtet sich«, warf Jack dazwischen. »Gehört das St. Francis nicht auch zu AmeriCare?«

»Dr. Stapleton!«, schnauzte Calvin. »Ich möchte doch bitten, wenigstens ein bisschen die Umgangsformen zu wahren! Melden Sie sich, wenn Sie zu der Diskussion etwas beitragen wollen.«

»Ja, es gehört zu AmeriCare«, antwortete Dick, der Calvin nicht beachtete.

»Wie lange wird es dauern, bis ich die Namen und Zugangsnummern habe?«, fragte Laurie.

»Ich werde sie Ihnen per E-Mail schicken, sobald ich wieder im Institut in Queens bin«, bot Dick an. »Oder wir können einfach meine Sekretärin anrufen.«

»Ich hätte sie gern so schnell wie möglich«, bat Laurie. »Ich hätte auch gern die Krankenakten, und je schneller ich die Zugangsnummern einem unserer Ermittler weitergeben kann, desto besser.«

»Lässt sich einrichten«, versprach Dick.

»Noch ein anderes Thema?«, fragte Calvin. Er ließ seinen Blick über die Teilnehmer schweifen. »Dann sehen wir uns nächsten Donnerstag«, beendete er die Konferenz.

Als sich die meisten Gerichtsmediziner erhoben, sich streckten und ihr Gespräch dort fortsetzten, wo sie es wegen der Konferenz unterbrochen hatten, ging Dick zu Laurie. Er drückte sein Mobiltelefon ans Ohr und beschrieb, wo auf seinem Schreibtisch der Ordner lag, während er Laurie ein Zeichen gab zu warten.

Jack huschte bereits aus dem Konferenzraum. Laurie hatte gehofft, wenigstens kurz mit ihm reden und ihm danken zu können, dass er ihr bei ihrer Minipräsentation beigesprungen war.

»Haben Sie was zum Schreiben?«, fragte Dick. Laurie zog einen Stift und einen Umschlag heraus. Während Laurie den Umschlag auf der Schreibunterlage eines der Stühle festhielt, schrieb Dick die Namen und Zugangsnummern auf. Er dankte seiner Sekretärin und drückte die »Aus«-Taste. »Also, da haben Sie, was Sie brauchen«, sagte er zu Laurie. »Lassen Sie mich wissen, wenn ich Ihnen sonst noch irgendwie behilflich sein kann. Ich muss schon sagen, dass sich die Sache komisch anhört.«

»Ich glaube, das, was ich brauche, finde ich in der Datenbank, aber wenn nicht, melde ich mich. Danke, Dick! Das ist schon das zweite Mal, dass Sie mir helfen. Erinnern Sie sich an diese Kokain-Fälle vor zwölf Jahren?«

»Jetzt, da Sie das sagen, erinnere ich mich natürlich daran, auch wenn ich fast das Gefühl habe, dass das in einem anderen Leben war. Auf jeden Fall freue ich mich, wenn ich helfen kann.«

»Dr. Montgomery!«, rief Calvin. »Kann ich Sie einen Moment sprechen?« Auch wenn er es als Frage formuliert hatte, war es eher ein Befehl.

Laurie winkte Dick zum Abschied und ging widerwillig zu Calvin. »Wenn diese Fälle Parallelen aufweisen, möchte ich darüber informiert werden. In der Zwischenzeit gilt weiterhin, dass mit niemandem außerhalb unseres Instituts über Ihre angebliche Serie geredet werden darf. Habe ich mich klar ausgedrückt? Wir beide hatten in der Vergangenheit bereits eine Auseinandersetzung, weil Informationen an die Medien durchgesickert waren, und ich möchte nicht, dass das noch einmal passiert.«

»Ich verstehe«, erwiderte Laurie nervös. »Keine Sorge! Ich habe meine Lektion gelernt, und ich gehe mit Sicherheit nicht an die Medien. Aber ich muss zugeben, dass ich gleich am Anfang im Manhattan General mit dem Leiter des medizinischen Personals darüber geredet habe. Er ist ein Freund von mir.«

»Wie heißt er?«

»Dr. Roger Rousseau.«

»Da er zu den Mitarbeitern gehört, darf ich wohl annehmen, dass er sich der Sensibilität des Themas bewusst ist.«

»Auf jeden Fall.«

»Ich nehme ebenso an, dass er keine Absicht hat, an die Öffentlichkeit zu gehen.«

»Das wird er kaum tun«, beruhigte ihn Laurie. Sie fühlte sich schon sicherer, weil sie merkte, dass Calvin

relativ gute Laune hatte. »Allerdings macht sich Dr. Rousseau berechtigterweise Sorgen, und ich glaube, er würde es gern erfahren, wenn es zu Dicks Fällen tatsächlich Parallelen geben sollte. Dann hätte er die Gelegenheit, mit dem Personalleiter im St. Francis Hospital zu reden, und wüsste immerhin, dass er nicht der Einzige mit diesem Problem ist.«

»Nun, das kann sicher nichts schaden, sofern Ihnen klar ist, dass unser Institut offiziell Ihre Einschätzung der Todesart nicht teilt und im Moment noch auf die Ergebnisse aus dem Institut in Queens wartet.«

»Selbstverständlich, und vielen Dank«, sagte Laurie. Es war gut, reinen Tisch zu machen. Laurie spürte den Hauch eines schlechten Gewissens, weil sie trotz Calvins Verbot bei ihrem ersten Treffen mit Roger über die Todesfälle geredet hatte.

Vom Konferenzraum aus ging Laurie direkt ins Büro der forensischen Ermittler. Langsam beruhigte sie sich wieder, und die Anspannung, nachdem sie vor der Gruppe hatte reden und sich mit Calvin auseinander setzen müssen, löste sich. Ihr ging es sogar noch besser, als sie feststellte, dass Cheryl Meyers noch an ihrem Schreibtisch saß, obwohl sie schon seit einer Stunde Feierabend hatte. Laurie hielt Cheryl für die begabteste Ermittlerin im Institut, die genauso hart arbeitete wie Janice. Laurie

ließ sie die Liste der Namen und Zugangsnummern kopieren, die Dick ihr gegeben hatte, und bat sie, Kopien der Krankenakten aus dem St. Francis Hospital anzufordern.

»Was ist mit den Obduktionsakten und den Todesbescheinigungen?«, fragte Cheryl nach.

Doch Laurie wollte, wie sie bereits Dick gesagt hatte, erst schauen, was in der Datenbank zur Verfügung stand, und erst dann bei Bedarf auf Cheryl zurückkommen.

Im Fahrstuhl las Laurie immer wieder die Namen der Toten. Für sie deutete alles darauf hin, dass diese Fälle Parallelen zu ihren eigenen aufwiesen. Damit war ihre Serie mit dem »plötzlichen Erwachsenentod« auf zwölf Fälle hochgeschneit.

Im vierten Stock zögerte sie. Sie brauchte eine Weile, bis sie all ihren Mut zusammengenommen hatte. Sie wollte zu Jack gehen und mit ihm wenigstens kurz über ihre Eingebung reden, die sie in Rogers Büro gehabt hatte. Sie dachte, dadurch könnte sie ihre Angst lindern, doch sie wusste nicht einmal, was sie sagen oder wie sie anfangen sollte. Alle Unsicherheiten beiseite schiebend, holte sie kräftig Luft und marschierte los.

Je näher sie Jacks Büro kam, desto langsamer ging sie. Erschrocken über ihre Unentschlossenheit, zögerte sie wieder und blieb stehen, noch bevor sie direkt vor der Tür

stand. Entweder war sie feige oder völlig antriebslos oder eine Mischung aus beidem. Sehnsüchtig blickte sie über die Schulter zu ihrem eigenen Büro, das gut zehn Meter hinter ihr lag, und brabbelte irgendwas vor sich hin.

Als sie hörte, wie im Büro ein Stuhl über den Boden kratzte, dachte sie, Jack würde herauskommen. Sie wollte sich rasch verdrücken, doch dann war nicht genügend Zeit, und es war auch gar nicht Jack. Es war Chet, der in seiner Eile sprichwörtlich in sie hineinrannte.

»Oh, das tut mir Leid!«, entschuldigte sich Chet und packte Laurie an den Schultern, damit sie nicht nach hinten kippte. Er ließ sie aber gleich wieder los, um seine heruntergefallene Jacke aufzuheben.

»Ist ja schon in Ordnung«, wehrte Laurie ab. Sie hatte sich von dem Schreck schon wieder erholt, auch wenn ihr Puls noch auf Hundertachtzig war.

»Ich muss zu meinem Body-Sculpting-Kurs«, erklärte Chet. »Und bin natürlich schon wieder zu spät dran. Und wenn du nach Jack suchst, du hast ihn verpasst. Er ist vor zehn Minuten hier rausgestürmt, weil er dringend zu einem wichtigen Baseballspiel musste.«

»Ach, schade«, log Laurie. »Aber kein Problem. Ich probier's morgen früh noch mal.«

Chet winkte ihr zum Abschied und rannte zum Fahrstuhl, Laurie ging den Flur entlang. Auf einmal war sie

furchtbar müde. Der Tag forderte seinen Tribut. Sie freute sich schon auf ihre Wohnung und auf ein heißes Bad.

Wie Laurie vermutet hatte, war niemand mehr in ihrem Büro. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und tippte das Passwort ein. Die nächste halbe Stunde lud sie die Daten zu den sechs Fällen aus Queens herunter. Auch wenn die Berichte der forensischen Ermittler nicht annähernd so gut waren wie die von Janice, boten sie Laurie genügend Informationen für die Feststellung, dass die Fälle tatsächlich Parallelen aufwiesen. Alle Patienten waren zwischen zwei und vier Uhr und innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach einer Operation gestorben, sie waren zwischen sechszwanzig und zweiundvierzig Jahre alt gewesen, und keiner von ihnen hatte Herzprobleme gehabt.

Als Laurie fertig war, griff sie zum Telefonhörer und wählte Rogers Nummer. Sie hatte versprochen anzurufen, und warum sollte sie es nicht jetzt tun, besonders da sie ihm etwas mitteilen konnte, was nichts mit ihrem Verhalten in seinem Büro zu tun hatte? Aber als sie das Tuten hörte, hoffte sie, dass sich sein Anrufbeantworter melden würde. Sie hatte keine Lust, sich gegen ein Gespräch über Dinge zu wehren, über die sie jetzt nicht mit ihm reden wollte. Doch leider hob Roger beim zweiten Klingeln ab und meldete sich fröhlich wie immer. Als er

hörte, dass Laurie dran war, wurde er schnell wieder ernster.

»Geht's dir gut?«, fragte er besorgt.

»Es geht so«, antwortete Laurie. Sie wollte nicht lügen. »Ich freue mich darauf, nach Hause zu kommen und endlich ausspannen zu können. Der Tag heute ist alles andere als gut gelaufen. Aber in der Zwischenzeit habe ich was erfahren, das dich bestimmt interessiert. Auf unserer Donnerstagskonferenz wurde mir berichtet, dass es sechs weitere Todesfälle gab, die Parallelen aufweisen zu denjenigen im Manhattan General. Sie haben sich alle in Queens im St. Francis Hospital ereignet.«

»Ehrlich?« Roger war überrascht, aber natürlich auch interessiert.

»Ich habe die Todesbescheinigungen und die Ermittlerberichte runtergeladen und Kopien von den Krankenakten angefordert. Bis die Akten da sind, dauert es eine Weile, aber in der Zwischenzeit kann ich dir morgen das geben, was ich habe. Ich nehme an, du willst das mit dem Leiter des medizinischen Personals in St. Francis besprechen.«

»Unbedingt, selbst wenn nicht mehr dabei rauskommen sollte, als dass ich ihm mein Mitgefühl ausdrücke.« Er wollte aber das Thema wechseln. »So, jetzt reden wir über dich. Ich muss schon sagen, ich habe mir richtig Sorgen um dich gemacht, als du mitten im Satz aufgehört

hast zu reden und einfach aus meinem Büro gegangen bist. Was ist bloß los mit dir?«

Laurie spielte mit der Telefonschnur in ihren Fingern, während sie versuchte, sich eine angemessene Erklärung auszudenken. Es lag ihr völlig fern, Roger in irgendeiner Weise Sorgen zu bereiten, doch sie wollte auf keinen Fall mit ihm darüber reden, was ihr im Kopf herumging, besonders weil sie gar nicht sicher wusste, ob ihre Sorgen gerechtfertigt waren.

»Bist du noch da?«, fragte Roger.

»Ja, ich bin noch da. Roger, mir geht es gut. Ehrlich! Und ich verspreche dir, dass ich mit dir über das, was mir im Kopf rumgeht, reden werde, sobald ich so weit bin. Kannst du das für den Moment so akzeptieren?«

»Ich denke, ja«, stimmte Roger wenig begeistert zu.
»Geht es um den positiven BRCA1-Test?«

»Indirekt, in gewisser Hinsicht. Aber bitte, Roger, keine weiteren Fragen.«

»Bist du sicher, dass wir uns heute Abend nicht treffen sollen?«

»Heute nicht. Ich rufe dich morgen früh an. Versprochen.«

»Gut, dann warte ich auf deinen Anruf. Aber falls du deine Meinung ändern solltest – ich bin den ganzen Abend zu Hause.«

Laurie legte auf, ließ aber die Hand auf dem Hörer ruhen. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sich Roger ihretwegen Sorgen machte, konnte im Moment aber nichts daran ändern.

Als sie sich erhob, blickte sie auf den Stapel mit den neuen Informationen aus der Institutsdatenbank. Sie überlegte, die Sachen mit nach Hause zu nehmen und in ihr Schema einzutragen, verwarf aber den Gedanken rasch wieder. Sie hatte schon genug Stoff zum Nachdenken. Die wachsende Todesserie konnte bis morgen warten.

Mit dem Mantel über dem Arm und dem Schirm in einer Hand schaltete Laurie das Licht aus und verschloss die Bürotür. Sie hatte vor, schnell etwas einzukaufen und dann nach Hause zu gehen. Als sie den Fahrstuhlknopf drückte, versank sie in Gedanken schon in ein heißes Schaumbad. Für sie diente ein Bad nicht nur der Reinigung, sondern erfüllte auch therapeutische Zwecke.

Kapitel 12

»... hundertneunundneunzig, zweihundert«, zählte Jazz ihre letzten Sit-ups, bevor sie sich auf der Schrägbank nach hinten sinken ließ. Die Hände behielt sie hinter dem Kopf, während sie an die Decke des Fitnessstudios starrte. Sie keuchte heftig, weil sie bei jeder Übung doppelt so viele Wiederholungen machte wie sonst. Diese Anstrengung hatte normalerweise eine läuternde Wirkung auf sie, reinigte ihre Gedanken, und so war es auch heute. Sie fühlte sich besser, als sie die Augen schloss und sich entspannte, obwohl ihr Kopf tiefer lag als der restliche Körper, sodass ihr das Blut in den Kopf schoss.

Sie hatte nicht aufhören können, sich über das Chaos mit Lewis und Sobczyk Sorgen zu machen, bis sie gar nicht mehr einschlafen konnte. Vor diesen beiden verpatzten Aufträgen hatte sie zehn andere problemlos erledigt. Es ärgerte sie, dass Menschen so schwierig sein konnten, besonders Lewis, der ihr die Kratzer am Arm beigebracht hatte. Sobczyk war nicht viel besser gewesen, weil sie genau im falschen Moment gegurgelt und sich gewunden hatte. Das einzig Gute war das ach so

traurige Ende von Susan Chapman. Jazz hatte vom ersten Tag an davon geträumt, diese Frau umzupusten. Jetzt hatte sie die Sache endlich erledigt.

Jazz zog die Füße aus der Halterung, stand auf und blickte im Spiegel ihr ziemlich rotes Gesicht an. Mit dem Handtuch wischte sie den Schweiß von der Stirn und schielte zur Uhr hinauf. Obwohl sie praktisch doppelt so viel gemacht hatte wie normal, hatte sie nur eine halbe Stunde länger gebraucht.

Als sie sich umschaute, erhaschte sie die heimlichen Blicke vor allem der männlichen Gäste einschließlich von Mr Eliteuni, den sie seit einer Weile schon nicht gesehen hatte. So geladen, wie sie war, wünschte sie sich sogar, dass er sie wieder ansprechen würde. Diesmal würde sie nicht mehr so freundlich sein.

Sie musste sich ranhalten, wenn sie einigermaßen früh zur Arbeit erscheinen wollte, deswegen ging sie sofort in den Umkleideraum. Jetzt, da sie ihren Ärger über Lewis und Sobczyk unter Kontrolle hatte, hatte sie einen klaren Kopf, um darüber nachzudenken. In beiden Fällen trug sie wohl kaum die Schuld, dachte sie, als sie den linken Arm drehte und sich die immer noch offenen Kratzer anschaute. Sie konnte kaum glauben, dass der Kerl gewagt hatte, sich so an ihr zu vergreifen. Hoffentlich war er nicht HIV-positiv gewesen. Auf jeden Fall

hatte er den Tod verdient. In Zukunft würde Jazz sich von der freien Hand eines Patienten fern halten. Was das Debakel mit der Sobczyk betraf, lag die Schuld bei Chapman, und jetzt, nachdem Chapman aus dem Weg geräumt war, gab es kaum mehr Anlass zur Sorge.

Jazz hielt Handtuch und Walkman in einer Hand und drückte mit der anderen die Tür zum Umkleideraum auf. Das Handtuch warf sie in den Korb und schnappte sich eine Cola aus der mit Eis gefüllten Wanne. Mit einem raschen Blick vergewisserte sie sich, dass niemand sie gesehen hatte, und ging weiter, während sie die Flasche aufdrehte und genüsslich einen großen Schluck nahm.

Was Lewis und Sobczyk betraf, lag eine wirkliche Gefahr letzten Endes darin, dass Jazz aufliegen könnte. Mr Bob hatte sie gewarnt, keine Wellen zu schlagen, und beide Vorfälle drohten, eine Sturmflut auszulösen. Operation Winnow war das Beste, was ihr je im Leben passiert war, und sie erschauerte bei dem Gedanken, was alles hätte passieren können, hätte sie Chapman nicht erledigt. Oder schlimmer noch, was wäre passiert, wenn Chapman am gleichen Morgen direkt zur Pflegeleiterin statt zu ihrem Wagen gegangen wäre? Jazz mochte gar nicht darüber nachdenken, weil es ganz leicht hätte passieren können, dass alles, wofür sie gearbeitet hatte, den Bach hinunterging. Sie hatte schon damals zu Beginn

ihrer Arbeitsbeziehung zu Mr Bob beschlossen, dass sich nichts und niemand zwischen sie und ihren neuen Erfolg stellen dürfe. Kurz bevor sie ins Fitnessstudio gegangen war, hatte sie übers Internet ihren Kontostand überprüft. Wie erwartet, war er auf fast fünfzigtausend Dollar angestiegen. Schon allein beim Anblick der Zahlen hatte sie das Gefühl, gestorben und in den Himmel gekommen zu sein.

»Hey«, rief jemand mit spöttischer Stimme. »Ich habe gehört, Sie sind Krankenschwester, keine Neurochirurgin!«

Jazz drehte sich um. Hinter ihr stand eine korpulente Frau, die in dem Handtuch, in das sie gewickelt war, wie ein Cremeröllchen aussah.

»Sie haben gesagt, Sie seien Neurochirurgin«, hielt ihr die Frau geringschätzig vor. »Und vertrauensselig, wie ich bin, habe ich Ihnen geglaubt. Na ja, jetzt weiß ich es besser.«

Jazz lachte höhnisch. Vage erinnerte sie sich, einmal so etwas erzählt zu haben, doch die Tatsache, dass sich dieses Schmalzfass daran erinnerte und auch noch die Frechheit besaß, sie darauf anzusprechen, war echt zu viel. »Kümmere dich um deinen eigenen Scheiß, du Mastschwein«, blaffte Jazz und ging weiter, bevor die Frau etwas erwidern konnte. Jazz schüttelte den Kopf

und überlegte schon, ob sie sich ein anderes Fitnessstudio suchen sollte. Bisher waren es nur die Männer gewesen, die ihr auf den Geist gingen, jetzt fingen auch schon die Frauen damit an. Es war Zeit für einen Wechsel.

Jazz brauchte nicht lange, bis sie geduscht und sich angezogen hatte. Als sie ihren übergroßen, olivenfarbenen Mantel anzog, schob sie wie immer die Hände in die Taschen und griff mit der rechten nach der Glock und mit der linken nach dem Blackberry, während sie im Spind nachschaute, ob sie alles eingesteckt hatte, was sie brauchte.

Als sie mit dem Fahrstuhl nach unten fuhr, überlegte sie, wann wohl der nächste Auftrag von Operation Winnow kommen würde. Nicht nur des Geldes wegen hoffte sie, dass das bald sein würde. Wegen der Probleme bei den beiden letzten Fällen war nicht mehr auszuschließen, dass sie entdeckt wurde, und sie machte sich Sorgen, dass sie auf einmal Angst bekommen könnte. Beim Militär hatte sie gelernt, damit umzugehen – die Lösung hieß, gleich noch einmal ins Wasser zu springen.

Auf dem oberen Parkdeck ging sie zu ihrem Hummer H2, der im Neonlicht schimmerte und immer noch wahnsinnig gut aussah, obwohl er seine Jungfräulichkeit eingebüßt hatte. Hinten links befanden sich ein gelber Fleck und ein leichter Kratzer von einer Hakelei mit ei-

nem Taxi. Jazz war über den Schaden auf dem ansonsten makellosen Lack alles andere als erfreut, aber der Schaden am Taxi und die Wut des Taxifahrers hatten die Sache wieder wettgemacht.

Als Jazz noch etwa drei Meter entfernt war, drückte sie die Taste auf ihrem Schlüssel, und die elektronisch verriegelten Schlösser klackten. In der getönten Scheibe betrachtete sie ihr Spiegelbild und lockerte mit einer Hand ihr strähniges Haar. Sie öffnete die Fahrertür, warf die Sporttasche auf den Beifahrersitz und schwang sich hinter Lenkrad. Als sie den Schlüssel voller Freude auf das röhrende Geräusch des Motors ins Zündschloss steckte, wurde ihre Schulter plötzlich von einer Hand gepackt.

Jazz stieß beinahe mit dem Kopf ans Dach und wirbelte so schnell herum, dass sie mit der Hüfte schmerzhaft gegen das Lenkrad stieß. Im durch die getönten Scheiben abgedunkelten Wagen erkannte sie zwei Männer auf der Rückbank, ihre Gesichter lagen im Schatten. Und während sie hektisch versuchte, ihre Hand in die Manteltasche zu schieben, in der ihre Glock steckte, sprach sie einer der Männer in nüchternem Ton an: »Und, wie geht's, Doc JR?«

»Mein Gott, Mr Bob!«, platzte Jazz heraus. Statt die Hand in die Tasche zu schieben, schlug sie sie gegen ihre Stirn. »Sie haben mich zu Tode erschreckt.«

»Das war nicht meine Absicht.« Doch Mr Bob klang gar nicht so, als wollte er sich entschuldigen. »Wir sind nur vorsichtig.« Er saß hinter dem Beifahrersitz und beugte sich leicht vor, der andere Mann neben ihm hatte sich zurückgelehnt und die Arme verschränkt.

»Wie sind Sie bloß hier reingekommen?« Jazz nahm die Hand wieder herunter und kniff die Augen zusammen, um den anderen Mann besser sehen zu können. Mit der linken Hand rieb sie sich die schmerzende Stelle an der Hüfte.

»Ganz einfach. Wir haben einen Schlüssel behalten, bevor wir Ihnen den Wagen gegeben haben. Ich würde Ihnen gern einen meiner Kollegen vorstellen, Mr Dave.«

»Ich kann Sie beide nicht sehen«, beschwerte sich Jazz. »Soll ich das Innenlicht einschalten?«

»Das ist nicht nötig, mir ist es lieber so.«

»Was machen Sie hier?«

»Wir wollten sichergehen.«

»Sichergehen? In welcher Hinsicht?«

»Zum einen möchten wir sichergehen, dass bei den beiden Patienten, deren Namen Sie gestern erhalten haben, die Sanktionen durchgeführt wurden.«

»Natürlich. Ich habe sie beide letzte Nacht erledigt.« Jazz spürte, dass ihr Puls raste. Sie wurde nervös, als der Verdacht in ihr keimte, Mr Bob könnte von ihrer Stümperei erfahren haben.

»Dann gibt's da noch diese Kleinigkeit, dass eine Krankenschwester im Parkhaus des Manhattan General erschossen wurde. Angeblich für mickrige fünfzig Dollar. Was können Sie uns über diesen bedauerlichen Vorfall sagen?«

»Nichts. Ich habe davon noch gar nichts gehört. Wann ist das passiert?« Jazz fuhr mit der Zunge durch ihren Mund. Er war knochentrocken. Doch wie sie es in ihrer militärischen Ausbildung für Verhöre gelernt hatte, blickte sie nicht zur Seite und rutschte nicht auf ihrem Sitz hin und her.

»Heute Morgen zwischen sieben und acht. Sie hieß Susan Chapman. Kannten Sie sie?«

»Susan Chapman! Natürlich kannte ich sie. Das war die nervige Stationsschwester auf meinem Stock während der Nachtschicht.«

»Das haben wir uns gedacht, und, ehrlich gesagt, machen wir uns genau deswegen Sorgen. Wir wollten sichergehen, dass Sie angesichts Ihres Rufs, Doc JR, nichts damit zu tun haben. Ich weiß, dass es dieses Soldatenschwein in San Diego nicht anders verdient hat, aber Sie haben auf ihn geschossen, auch wenn Sie ihn nicht tödlich verletzt haben. Sind Sie sicher, dass Ihnen Susan Chapman nicht auf den Keks gegangen ist und Sie aus der Reserve gelockt hat wie damals der Marine Officer?

Es scheint doch ein seltsamer Zufall zu sein, dass Susan Chapman Ihre unmittelbare Vorgesetzte war.«

»Ach, darum geht's hier? Sie glauben, ich hätte Susan Chapman erschossen? Auf keinen Fall. Na ja, Susan und ich hatten vielleicht unsere Probleme miteinander, aber das waren Kinkerlitzchen – sie hat mir immer die beschissenen Fälle zugeschoben oder mich angemault, wenn ich mich nur mal zwei Sekunden ausgeruht habe. Aber erschossen? Nein! Halten Sie mich für verrückt oder was?«

»Wir müssen uns vergewissern, dass Ihr Verhalten tadellos ist. Das habe ich Ihnen sehr deutlich gemacht, als ich Sie für das Programm angeheuert habe. Ihre Aktionen dürfen keine Wellen schlagen. Natürlich beruht das alles auf Ihrem Wunsch, weiterhin aktiv an der Operation Winnow teilzunehmen.«

»Auf jeden Fall«, versicherte ihm Jazz voller Überzeugung.

»Sind Sie mit Ihrer Bezahlung zufrieden und gefällt Ihnen dieser Geländewagen hier noch?«

»Gar keine Frage – ich bin sehr zufrieden.«

»Gut! Dann versprechen Sie mir noch, dass Sie mich, sobald es irgendein Problem mit Ihrer Stelle, Ihren Kollegen oder der Arbeit gibt, die Sie für uns tun, unter der Nummer anrufen, die ich Ihnen gegeben habe und die Sie ganz bestimmt noch haben.«

»Ich dachte, die Nummer sei nur für Notfälle.«

»Ich würde das, worüber ich rede, als Notfall bezeichnen. Ich möchte, dass Sie mich anrufen, sobald Sie in Versuchung sind, etwas Ungewöhnliches zu tun, vor allem etwas Gewalttätiges, das eine Ermittlung in der Art auslösen wird, wie es jetzt beim Mord an der Stationschwester der Fall sein wird. Sie wissen ja noch – ich habe gleich am Anfang gesagt, dass Sicherheit für uns an alleroberster Stelle steht, denn eine Sicherheitslücke könnte die gesamte Operation aufs Spiel setzen. Ich bin sicher, dass das nicht in Ihrer Absicht liegt.«

»Natürlich nicht.«

»Für uns ist jegliche Form einer Ermittlung beunruhigend, besonders, wenn Sie mit hineingezogen werden.«

»Da gebe ich Ihnen Recht.«

»Dann sind wir uns also einig.«

»Auf jeden Fall.«

Mr Bob wandte sich an seinen Begleiter. »Gibt es etwas, das du Doc JR sagen oder fragen möchtest?«

»Wie oft pro Woche kommen Sie in dieses Fitnessstudio?«, fragte Mr Dave. Er nahm die Arme auseinander und beugte sich leicht vor.

Jazz zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, vielleicht fünf- oder sechsmal, manchmal sogar siebenmal. Warum?«

»Dann ist das hier neben Ihrer Wohnung und dem Krankenhaus der einzige Ort, an dem Sie viel Zeit verbringen?«

»Ich denke, ja.«

»Haben Sie einen Freund oder enge Freundinnen?«

»Eigentlich nicht«, antwortete Jazz. Obwohl sie das Gesicht des Mannes nicht sehen konnte, hörte sie seiner Stimme an, dass er jünger war als Mr Bob. »Was sollen diese Fragen?«

»Wir lernen unsere Agenten gern genau kennen«, gab Mr Bob zurück. »Und je mehr Fakten wir haben, desto besser kennen wir sie.«

»Kommen mir ziemlich persönlich vor, Ihre Fragen.«

»So ist diese Operation nun mal«, warf Mr Bob lächelnd ein. Seine Zähne sahen in dem dämmrigen Licht besonders weiß aus. »Möchten Sie uns vielleicht etwas fragen?«

»Ja! Wie heißen Sie wirklich?« Jazz lachte nervös. Sie war eindeutig im Nachteil, da die beiden alles über sie wussten, sie aber nichts über die beiden.

»Tut mir Leid, das ist vertraulich.«

»Dann habe ich keine weiteren Fragen.«

»Also gut«, beendete Mr Bob das Frage-Antwort-Spiel. »Dann haben wir jetzt was für Sie – einen weiteren Namen. Ich gehe davon aus, dass Sie heute Nacht arbeiten.«

»Selbstverständlich! Ich habe die nächsten vier Nächte Dienst, also stehe ich zur Verfügung. Wie heißt der Patient?«

»Clark Mulhausen.«

Jazz wiederholte den Namen. Dank des neuen Auftrags hatte sie sich wieder völlig von dem Schock erholt, den ihr die beiden Männer durch ihre Anwesenheit und das Gespräch über den Mord an der Chapman eingejagt hatten. Eigentlich war sie jetzt in Hochstimmung. Wie hatte sie es beim Militär gelernt? Gleich noch einmal ins Wasser springen.

»Dann können Sie Clark heute Nacht übernehmen?«

»Betrachten Sie den Auftrag als erledigt«, meinte Jazz mit einem sicheren, aber sarkastischen Lächeln.

Mr Bob öffnete seine Tür und stieg aus, Mr Dave tat es auf seiner Seite. »Und denken Sie dran: keine Wellen!«, erinnerte sie Mr Bob, bevor er die Tür schloss.

»Keine Wellen«, wiederholte Jazz über die Schulter, war sich aber nicht sicher, ob die Männer sie noch gehört hatten, denn in diesem Moment fielen beide Türen gleichzeitig ins Schloss. Sie gingen an den geparkten Autos vorbei zu einem anderen Hummer H2, der genauso aussah wie ihrer. Jazz hatte ihn nicht bemerkt, als sie das Parkhaus betreten hatte. Sobald die Männer eingestiegen waren, ließ sie den Motor an und fuhr rückwärts los.

»Wichser«, murmelte sie auf dem Weg zur Ausfahrt. Obwohl sie aufgeregt war, weil sie wieder einen Namen erhalten hatte, und froh, dass mit der Operation Winnow alles bestens lief, war sie sauer über die Art, wie man mit ihr umging. Sie mochte es nicht, wenn sie von oben herab behandelt wurde. Und genau das hatten Mr Bob und Mr Dave getan. Selbst die Namen der beiden waren dämlich und wie ein Schlag ins Gesicht. Sie fragte sich auch, wie viel die beiden für jede Sanktion erhielten, während sie selbst nur fünf Riesen bekam. Verdammt, dachte sie, und ich mache die ganze Dreckarbeit.

»Also, was denkst du?«, fragte David Rosenkrantz den Mann neben sich, Robert Hawthorne.

Bob saß auf dem Fahrersitz, trommelte langsam mit den Fingern auf das Lenkrad und blickte geradeaus auf die nackte Betonwand, während er über das Gespräch mit Jazz nachdachte. Er hatte den Wagen noch nicht gestartet. Dave auf dem Beifahrersitz beäugte seinen Chef.

»Ich weiß nicht«, meinte Bob schließlich und warf die Hände in die Luft. Er schüttelte den Kopf und drehte sich zu seinem Untergebenen. Bob war groß und athletisch. Seine groben Gesichtszüge bildeten einen scharfen Kontrast zu seinem italienischen Anzug. Die schicke Kleidung war ein ziemlich neuer Fimmel. Den größten Teil

seines Lebens hatte er in Militärklamotten verbracht, wenn er auf Spezialmissionen die Welt als Mitglied der Special Forces durchquert hatte. »Diese Operation ist ein klassischer Fall von Trick siebzehn mit Selbstüberlistung. Wir haben so viel Zeit damit verbracht, diese asozialen Spinner aufzutreiben, die bereit sind, widerspruchslos die Aufträge zu erledigen, und jetzt haben wir auch noch mit ihrem Wahnsinn zu kämpfen. Diese Rakoczi ist so ein Fall. Kannst du dir vorstellen, dass sie tatsächlich versucht hat, diesen Marineoffizier in die Eier zu schießen, nur weil er sie angebaggert hat?«

»Ja, aber sie arbeitet effizient«, gab Dave zu bedenken. Er war mit seinen Mitte zwanzig etwa halb so alt wie Bob und schlanker, aber genauso athletisch. Bob hatte ihn im Gefängnis angeheuert, in dem beide zeitgleich gesessen hatten – Bob dafür, dass er beinahe einen Schwulen umgebracht hatte, der den Fehler begangen hatte, ihn in einer Bar anzusprechen, und Dave für schweren Diebstahl.

»Sie ist die Beste, die wir haben«, bestätigte Bob. »Deswegen bin ich hin- und hergerissen. Bei der Rakoczi muss man nicht lange drum herum reden. Wir geben ihr einen Namen und – schwupp! – ist der Patient in derselben Nacht erledigt. Kein einziges Mal hat sie gezögert oder sich rausgeredet wie die anderen. Aber wie gesagt,

ich habe Angst, dass sie den Bogen überspannen könnte.«

»Meinst du, sie hat mit dem Mord an der Krankenschwester zu tun?«

»Wenn ich ehrlich bin, habe ich keine Ahnung, auch wenn ich ihr das zutrauen würde. Gleichzeitig weiß ich, dass sie das nicht für fünfzig Dollar machen würde, also war's vielleicht tatsächlich ein Raubüberfall. Ich weiß es einfach nicht. Ich hatte gehofft, das würde sich klären, wenn wir sie überraschen.«

»Zuerst hat sie gar nicht groß reagiert, als du von der Krankenschwester angefangen hast, aber dann schien sie leicht sauer zu werden.«

»Ja, den Eindruck hatte ich auch, aber ich weiß nicht, wie ich das deuten soll. Wie die meisten unserer Agenten hat sie schon immer Probleme mit Vorgesetzten gehabt, deswegen kann es sein, dass sie sich über die Nachricht von Chapmans Tod einfach nur gefreut hat, weil sie die Frau nicht mehr länger ertragen muss.« Bob ließ den Motor an und drehte sich nach hinten, um vom Parkplatz zu fahren.

»Ich glaube, wir müssen einfach dranbleiben und schauen, was passiert«, schlug Bob vor und fuhr Richtung Ausfahrt. »Wenn noch mal jemand erschossen wird, müssen wir vom Schlimmsten ausgehen, und dann muss

sie von der Bildfläche verschwinden. Wenn es so weit kommt, bist du unser Mann.«

»Ja, ich weiß«, meinte Dave resigniert. »Deswegen habe ich sie nach ihren Gewohnheiten gefragt.«

»Das dachte ich mir schon.« Bob hielt am Wärterhäuschen, um zu zahlen. »Aber was sie gesagt hat, darfst du nicht so genau nehmen. Leute wie die Rakoczi haben null Skrupel zu lügen.«

Dave nickte, machte sich aber keine Sorgen. Die Rakoczi war Einzelgängerin. Sie zu erledigen, würde ein Kinderspiel werden.

Kapitel 13

Laurie schob den kleinen Plastikdeckel auf das Stäbchen zurück, als sie dachte, dass es genug durchtränkt war, und legte es auf den Waschbeckenrand. Sie hatte nicht die Absicht, sitzen zu bleiben und während der auf der Packung vorgeschriebenen Wartezeit auf das Stäbchen zu starren. Stattdessen stieg sie in die Dusche und blieb, nachdem sie sich eingeseift und die Haare gewaschen hatte, noch ein paar Minuten unter dem heißen Strahl stehen. Eine Dusche hatte für Laurie nicht den gleichen therapeutischen Effekt wie ein Bad, war aber trotzdem beruhigend.

Die Nacht war anstrengend gewesen, weil sich ihre Gedanken in ihrem Kopf selbstständig gemacht hatten. Sie hatte schwer geträumt, auch wieder von ihrem Bruder, der im Schlamm versank, und war mehrmals davon aufgewacht. Als der Wecker geklingelt hatte, war sie erleichtert gewesen, weil die lange Nacht endlich ein Ende gehabt hatte. Sie war nicht ausgeruht, aber froh gewesen, aufstehen zu können. Das Bett war so zerwühlt, als hätte sie einen Ringkampf ausgetragen.

Ähnlich wie die letzten Tage war ihr auch heute beim Aufstehen leicht übel gewesen. Als sie die Dusche ausstellte, hielt dieses Gefühl immer noch an. Aber wahrscheinlich würde es wie die Tage zuvor nach einem kleinen Frühstück vergehen.

Laurie stieg aus der Dusche, trocknete sich ab und beugte sich wieder in die Duschkabine, um ihr Haar wie ein nasser Hund zu schütteln. Anschließend rubbelte sie es mit dem Handtuch trocken. Erst jetzt blickte sie verstohlen auf das kleine Plastikstäbchen auf dem Waschbeckenrand.

Laurie hielt den Atem an. Mit leicht zitternden Fingern nahm sie das Stäbchen, als würde sich das Ergebnis ändern, wenn sie es näher an die Augen hielt. Aber es änderte sich nicht. In dem kleinen Fenster der Plastikhülle zeigten sich zwei rosa Linien. Laurie schloss für einen Moment die Augen, aber die Linien blieben. Sie waren keine Einbildung. Da sie die Bedienungsanweisung auf der Schachtel gelesen hatte, wusste sie, dass der Test positiv war. Sie war schwanger!

Mit zitternden Knien klappte sie den Klodeckel nach unten und setzte sich. Einen Moment lang war sie völlig überwältigt. In ziemlich kurzer Zeit waren viel zu viele verwirrende Dinge geschehen, angefangen mit der nicht vollständig durchgeführten Trennung von Jack, direkt

gefolgt von der Nachricht über den Krebs ihrer Mutter, dann die Sache mit der BRCA1-Mutation und schließlich die Wirbelwindbeziehung zu Roger. Und jetzt wurde sie wahrscheinlich wieder von einem Strudel erfasst. Den größten Teil ihres Lebens hatte sie davon geträumt, schwanger zu werden, aber jetzt, da es so weit war, wusste sie nicht, was sie davon halten sollte. Ihr vorherrschender Eindruck war, dass sie die Kontrolle über ihr Leben verlor.

Laurie legte das Teststäbchen wieder auf den Waschbeckenrand und blickte auf die Schachtel, die sie auf den Wäschekorb gelegt hatte. Wieder war sie versucht, dem Überbringer der Nachricht die Schuld zu geben, als wäre der Schwangerschaftstest Ursache ihres Zustandes.

Laurie hätte ihn am Abend zuvor durchführen können, aber sie hatte gelesen, dass das Ergebnis am Morgen zuverlässiger sei. Also hatte sie gewartet, das Unvermeidliche hinausgezögert. Als sie in Rogers Büro plötzlich an die Möglichkeit einer Schwangerschaft gedacht hatte, war sie sich fast sicher gewesen, es tatsächlich zu sein. Schließlich erklärte dies ihre morgendliche Übelkeit, die sie unsinnigerweise den Muscheln zugeschrieben hatte.

Laurie schüttelte verärgert den Kopf. Dass sie von dieser Tatsache überrascht wurde, zeigte auch wieder nur, dass sie alles verdrängen konnte, worüber sie nicht nach-

denken wollte. Vor drei Wochen noch hatte sie festgestellt, dass ihre Regel ausgeblieben war, diesen Umstand aber gleich wieder verdrängt und beschlossen, sich bei all dem, was um sie herum passierte, darum keine Sorgen zu machen. Das war ihr ja auch bestens geglückt. Schließlich waren schon vorher ab und zu ihre Tage ausgeblieben, besonders wenn sie unter Stress gestanden hatte. Und derzeit konnte sie über einen Mangel an Stress wirklich nicht klagen.

Sie blickte auf ihren Bauch hinab und versuchte zu begreifen, dass dort ein Kind im Entstehen war. Auch wenn sie eine Schwangerschaft immer als etwas Natürliches empfunden hatte, schien sie jetzt, in der Realität, unglaublich. Und sie wusste auch sofort, wann es passiert war – in der Nacht, als sie und Jack seltsamerweise beide die ganze Nacht über hellwach gewesen waren. Zuerst waren sie vorsichtig gewesen, um den jeweils anderen nicht zu stören, bis sie gemerkt hatten, dass auch der andere nicht schlief, dann hatten sie angefangen zu reden. Das Reden hatte zu Berührungen geführt und die Berührungen zu einer Umarmung. Der anschließende Sex war erfüllend gewesen, doch als Laurie hinterher immer noch nicht schlafen konnte, hatte ihr die Intensität des Liebesaktes ironischerweise klar gemacht, was ihr fehlte – eine Familie mit Kindern. Und der Gipfel der Ironie war, dass

mit diesem Geschlechtsakt tatsächlich ein Kind gezeugt worden war, nach dem sie sich so gesehnt hatte. Nur die Ehe fehlte noch.

Laurie stand auf und stellte sich seitlich vor den Spiegel, um zu kontrollieren, ob schon ein kleiner Bauch zu sehen war. Doch dann musste sie laut auflachen. Sie wusste schließlich, dass ein fünf Wochen alter Embryo nur etwa acht Millimeter groß und auf jeden Fall zu klein war, um eine erkennbare äußere Veränderung herbeizuführen.

Genauso plötzlich hörte sie wieder auf zu lachen. Unter den gegenwärtigen Umständen schwanger zu sein, war wohl kaum ein Grund zu übermäßiger Freude. Die Schwangerschaft war ein Fehler mit ernsthaften Konsequenzen für ihr Leben und für das Leben anderer. Aber wie hatte das passieren können? Sie hatte immer darauf geachtet, um die Zeit ihres Eisprungs herum nicht mit Jack zu schlafen. Wieso hatte sie das durcheinander gebracht? Als sie wieder an die betreffende Nacht dachte, wurde ihr klar, warum. Um zwei Uhr morgens war technisch gesehen der nächste Tag gewesen. Am Tag davor war ihr zehnter und somit immer noch unproblematischer Tag gewesen, aber der elfte war es nicht mehr.

»Oh, mein Gott!«, stöhnte sie verzweifelt, als ihr der Ernst ihrer Situation klar wurde. Sie war tatsächlich überwältigt, wenn nicht sogar leicht deprimiert. Ihr Be-

dürfnis, mit Jack zu reden, hatte sich plötzlich zu einer Notwendigkeit gewandelt, doch im Moment wusste sie noch nicht, wie sie die Kraft dazu aufbringen sollte. In ihrem Kopf kreisten zu viele Probleme, nicht zuletzt das Wissen um den Ausgang ihres Tests auf den BRCA1-Marker. Welche Auswirkung würde dies auf ihre Schwangerschaft haben? Sie hatte keine Ahnung, aber dieser Gedanke rückte den Begriff »Abtreibung« in ihr Bewusstsein. Obwohl sie Ärztin war, hatte sie den Begriff bisher eher unter politischen und frauenrechtlichen Blickwinkeln betrachtet und nicht die Sache selbst für einen Eingriff gehalten, den sie für sich selbst in Betracht ziehen würde. Doch auf einmal änderte sich alles.

»Ich darf mich nicht unterkriegen lassen«, ermutigte Laurie ihr Spiegelbild entschlossener, als sie sich fühlte, und föhnte ihr Haar. Eine ihrer Zufluchtsmöglichkeiten war ihr Berufsleben. Probleme hin oder her – jetzt musste sie arbeiten gehen.

Wie erwartet, ließ die Übelkeit nach dem Frühstück nach. Cornflakes ohne Milch erwiesen sich als verträglich. Während des Essens meldete sich das Ziehen rechts unten im Bauch wieder. Mit den Fingern drückte sie auf die Stelle, was das Ziehen verstärkte, besonders wenn sie die Finger weiter in die Mitte bewegte. Aber als Schmerzen konnte sie das Gefühl immer noch nicht bezeichnen.

Ob dies die üblichen Anzeichen einer beginnenden Schwangerschaft waren? Da sie noch nie schwanger gewesen war, wusste sie nicht, ob die Einnistung der befruchteten Eizelle ein solches Gefühl verursachte. Aber sie wusste, dass bei dem Vorgang die Gebärmutter-schleimhaut stark beansprucht wurde, was hieß, dass dieses Ziehen im Bereich des Wahrscheinlichen lag. Es bestand auch die Möglichkeit, dass die Beschwerden vom rechten Eierstock kamen. Aber wie auch immer, das bereitete ihr nicht allzu viele Sorgen.

Laurie traf zwar schon um Viertel nach sieben im Gerichtsmedizinischen Institut ein, aber sie rechnete sich kaum eine Chance aus, Jack im ID-Raum anzutreffen. In letzter Zeit schien er immer noch früher anzufangen. Ihre Vermutung bestätigte sich, als Vinnie nicht auf seinem Lieblingsplatz saß, aber die Zeitung mit der aufgeschlagenen Sportseite auf dem Tisch lag, was nur heißen konnte, dass er bereits unten war und Jack half. Chet hatte sich in seine Arbeit vertieft. Er saß am Schreibtisch und ging die Akten zu denjenigen Leichen durch, die in der Nacht hergebracht worden waren. Laurie hatte am kommenden Wochenende Bereitschaftsdienst, was auch bedeutete, dass sie in der Woche darauf an der Reihe sein würde, zu entscheiden, welche Leichen obduziert werden sollten, und die Fälle zu verteilen.

»Ist Jack schon unten?«, fragte Laurie und nahm einen Schluck von ihrem Kaffee. Sie hoffte, dass das Koffein ihre melancholische Stimmung heben und dass ihr Magen mit dem starken Gebräu zurechtkommen würde.

Chet hob den Kopf. »Du kennst doch Jack. Als ich herkam, war er schon dabei, sich die Rosinen rauszupicken, und wollte unbedingt mit der Arbeit anfangen.«

»Was für einen Fall bearbeitet er gerade?« Obwohl der Kaffee heiß war, zitterte sie.

»Interessant, dass du fragst. Er hat sich einen Fall rausgesucht, der Parallelen zu deinen beiden von gestern hat.«

Laurie nahm die Tasse von den Lippen und ließ den Mund überrascht offen stehen. »Du meinst einen Fall aus dem Manhattan General?«

»Genau! Ziemlich junger Kerl mit einem gewöhnlichen Leistenbruch. Eigentlich ein unproblematischer Patient.«

»Warum hat Jack den übernommen? Er weiß doch, dass ich an solchen Fällen interessiert bin.«

»Er hat es aus Gefälligkeit getan.«

»Ach, hör doch auf, Chet. Was meinst du mit Gefälligkeit?«

»Anscheinend hat Calvin zu Janice gesagt, dass sie ihn anrufen soll, wenn wieder ein solcher Fall reinkommt.

Das hat sie wohl auch gemacht, weil er gleichzeitig mit Jack hier reingekommen ist und nach dem Rechten geschaut hat. Als ich kam, hat er gesagt, dass er nicht will, dass du den Fall übernimmst. Eigentlich hat er sogar gesagt, dass du heute deinen offiziellen Schreibtischtag hast, also bist du von den Obduktionen freigestellt. Jedenfalls hat Jack angeboten, den Fall zu übernehmen, weil er meinte, du würdest die Ergebnisse so schnell wie möglich haben wollen.«

»Warum wollte Calvin, dass ich den Fall nicht übernehme?«, wollte Laurie wissen. Diese Entscheidung war ein Tiefschlag, denn diese Serie war das Einzige, was angesichts ihrer Probleme eine Ablenkung für sie darstellte.

»Darüber hat er nichts gesagt. Du kennst doch Calvin – er hat niemandem die Wahl gelassen. Er hat einfach klar gemacht, dass du den Fall nicht bekommst. Und dann soll ich dir noch sagen, dass er dich so schnell wie möglich in seinem Büro sehen will. So, die Nachricht habe ich überbracht, und jetzt viel Glück!«

»Das ist merkwürdig. War er wütend?«

»Nicht mehr als sonst.« Chet zuckte mit den Schultern. »Tut mir Leid. Mehr kann ich dir auch nicht sagen.«

Laurie nickte, als würde sie es verstehen, was sie aber nicht tat. Sie ließ ihren Mantel auf einem der Stühle liegen und ging nervös hinaus in den Haupteingangsbe-

reich. Nachdem in ihrem Leben ohnehin schon alles den Bach runterging, wäre sie nicht überrascht, wenn jetzt auch ihre Karriere im Eimer war, obwohl sie keine Ahnung hatte, was Calvin auf die Palme gebracht haben könnte, außer vielleicht ihr improvisierter Vortrag auf der Konferenz. Doch hinterher, als sie noch mit ihm geredet hatte, schien doch alles in Ordnung gewesen zu sein.

Marlene drückte den Türöffner für den Verwaltungstrakt, in dem Grabesstille herrschte. Die Sekretärinnen waren noch nicht da, doch Calvin saß in seinem Büro, überflog die Briefe in seiner Unterschriftenmappe und unterzeichnete sie hastig. Erst als er dies erledigt hatte, wandte er sich Laurie zu und bedeutete ihr, sich zu setzen, während er die Mappe in den Ausgangskorb legte. Schließlich lehnte er sich zurück, drückte das Kinn fast gegen seine Brust und blickte Laurie über seine randlose Brille hinweg an. »Wenn Sie es nicht bereits wissen, der Name des möglichen neuen Falls lautet Clark Mulhausen, und ich nehme an, Sie wollen wissen, warum Sie ihn nicht übernehmen sollten.«

»Ja, wäre nett, wenn ich das erfahren dürfte«, erwiderte Laurie. Sie war erleichtert. Calvins Stimme klang nicht streng, was darauf hindeutete, dass er nicht sauer war und sie sich keine Strafpredigt anhören müsste oder, schlimmer noch, vom Dienst befreit werden würde.

»Es geht nur darum, dass Sie die ersten Fälle aus Ihrer so genannten Serie, die vor über einem Monat angefangen hat, immer noch abschließen müssen. Sie können zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt auf keine weiteren Laborergebnisse oder sonst was warten, also schließen Sie sie ab. Außerdem hat der Chef aus wer weiß was für einem Grund Druck vom Bürgermeister bekommen. Jedenfalls hat er mir ausrichten lassen, dass die Fälle abgeschlossen werden sollen, was heißt, ich bekomme den Druck. Vielleicht hat es was mit den Versicherungen und den Familien zu tun. Wer weiß? Warum auch immer, erledigen Sie das! Ich habe Ihnen dafür extra einen Schreibtischtag gegeben. Ist das in Ordnung?«

»Ich habe sie noch nicht abgeschlossen, weil ich nicht guten Gewissens sagen kann, sie seien zufällig oder natürlich, und ich weiß, dass ich nicht von Morden reden soll, weil es dann nämlich um einen Serienmörder ginge. Aber dafür habe ich keine Beweise – jedenfalls noch nicht.«

»Laurie, machen Sie es mir doch nicht so schwer«, verlangte Calvin. Er beugte sich vor, als wollte er sie einschüchtern, streckte ihr seinen riesigen Kopf entgegen und durchbohrte sie mit dem Blick seiner dunklen, bedrohlichen Augen. »Ich versuche, die Angelegenheit in einem freundlichen Licht zu betrachten, und ich versuche nicht, Sie davon abzuhalten, die Möglichkeit in Betracht

zu ziehen, dass es bei den Fällen einen kausalen Zusammenhang gibt, aber im Moment müssen Sie sich zwischen Unfall und natürlichem Tod entscheiden. Ich tendiere wie Dick Katzenburg zu natürlichem Tod, weil es keinen weiteren Beweis gibt, dass es sich um einen Unfall oder Mord handeln könnte. Die Todesbescheinigungen können jederzeit ergänzt werden, wenn neue Informationen zur Verfügung stehen. Wir können die Fälle nicht ewig in der Schwebe lassen, und Sie dürfen keinen Mediensturm losbrechen, indem Sie die Fälle ohne sichere Beweislage als Mord oder auch nur als Unfall bezeichnen. Also seien Sie vernünftig!«

»Also gut, dann mache ich das eben.« Laurie seufzte.

»Danke! O Mann! Sie hören sich jetzt an, als würde ich Sie bitten, mir den Mond vom Himmel zu holen. Und wenn wir schon beim Thema sind, was haben Sie über die Queens-Fälle herausgefunden? Gibt es Parallelen?«

»Bis jetzt, ja«, antwortete Laurie. Sie klang müde. Sie beugte sich vor, stützte den Kopf auf und blickte auf den Boden. »Zumindest nach dem, was ich aus den Ermittlungsberichten herauslesen konnte. Ich warte noch auf die Krankenakten.«

»Halten Sie mich auf dem Laufenden! So, jetzt gehen Sie rauf in Ihr Büro und bringen Sie diese Manhattan-General-Fälle zum Abschluss!«

Laurie nickte und stand auf. Bevor sie sich umdrehte, warf sie Calvin ein schiefes Lächeln zu.

»Laurie«, rief Calvin ihr nach. »Sie tun ja so, als wären Sie eingeschüchtert. Das passt doch gar nicht zu Ihnen. Was ist los? Geht es Ihnen nicht gut? Sie machen mir Sorgen. Es beunruhigt mich, wenn ausgerechnet Sie Trübsal blasen.«

Sprachlos drehte sich Laurie wieder zu Calvin. Es war untypisch für ihn, persönliche Fragen zu stellen, geschweige denn, zu sagen, dass er sich Sorgen mache. Von einer Autoritätsperson erwartete sie so etwas nicht, besonders nicht von dem oft bärbeißigen Calvin. Die Überraschung wühlte ihre Gefühle wieder auf, die gleich wieder drohten, an die Oberfläche gespült zu werden. Aber weil sie vor ihrem oft chauvinistischen Vorgesetzten auf keinen Fall zusammenbrechen wollte, holte sie tief Luft und hielt den Atem eine Minute lang an, um den Anfall zu bekämpfen. Calvins Augenbrauen hoben sich langsam, und er beugte sich weiter vor, als wollte er sie ermuntern zu sprechen.

»Ich denke, mir geht ziemlich viel im Kopf rum«, sagte sie schließlich, wich aber seinem Blick aus.

»Möchten Sie das näher ausführen?«, fragte Calvin mit einer Stimme, die anders als sonst sehr sanft klang.

»Im Moment nicht«, wehrte Laurie ab und lächelte ihn ebenso schief an wie vorher.

Calvin nickte. »Also gut, aber denken Sie daran, meine Tür steht immer offen.«

»Danke«, brachte Laurie noch heraus, bevor sie floh. Als sie den Flur entlangging, war ihr ohnehin schon chaotisches Innenleben durch eine weitere Gefühlsmischung ergänzt worden. Einerseits war sie glücklich, dass sie nicht zusammengebrochen war, fand es aber gleichzeitig ärgerlich und lächerlich, dass sie gegen Tränen ankämpfen musste, nur weil sich ihr Chef besorgt zeigte. Andererseits war sie beeindruckt, dass sie eine ihr unbekannte Seite des stellvertretenden Institutsleiters kennen lernen durfte. Und nach der Aufregung, weil sie in sein Büro zitiert worden war, spürte sie Erleichterung, dass sie ihre Arbeit nicht verloren hatte. Sie wusste nicht, wie sie damit umgegangen wäre, wenn sie aufgrund eines echten oder konstruierten Vergehens entlassen worden wäre. Angesichts der neuen zusätzlichen Sorge, die ihr die Schwangerschaft bereitete, brauchte sie die Ablenkung, die ihr die Arbeit bot, mehr denn je.

Im Büro der forensischen Ermittler fragte sie Bart Arnold, den Chefermittler, ob Janice noch da sei. Sie wollte mit ihr abklären, ob sie Clark Mulhausen zu ihrer Serie zählen durfte.

»Sie haben sie um zehn Minuten verpasst«, bedauerte Bart. »Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Eigentlich nicht«, meinte Laurie. »Was ist mit Cheryl? Hat sie Zeit?«

»So ein Pech aber auch – sie ist zu einem Fall draußen. Soll ich ihr sagen, dass sie anrufen soll, wenn sie zurückkommt?«

»Sie können ihr etwas ausrichten«, antwortete Laurie. »Gestern habe ich sie gebeten, im St. Francis Hospital einige Krankenakten anzufordern. Ich wollte sie bitten, im Krankenhaus zu sagen, dass es sehr dringend ist.«

»Kein Problem«, beruhigte sie Bart und machte sich eine Notiz auf einem Haftzettel. »Ich lege das auf Cheryls Schreibtisch. Betrachten Sie die Sache als erledigt.«

Laurie ging in den ID-Raum zurück, um ihren Mantel zu holen, als ihr einfiel, dass Jack in der Grube mit der Obduktion von Clark Mulhausen beschäftigt war. Wahrscheinlich hatte er auch den Ermittlungsbericht mit allen Angaben. Also drehte sie nochmals um und ging zum hinteren Fahrstuhl. Nun würde sie nicht nur prüfen können, ob Mulhausen zu den anderen Fällen passte, sie hatte auch eine Gelegenheit, mit Jack zu reden. Nachdem sie sich am Nachmittag vor seinem Büro herumgedrückt hatte, war dieser neue Fall ein guter Vorwand, um das Eis zu brechen und ihn zu fragen, ob sie sich privat, außerhalb des Instituts, treffen könnten. Der Gedanke daran verursachte ihr schon wieder Bauchschmerzen. In der

gegenwärtigen Situation wusste sie nicht, ob er überhaupt bereit war, sich mit ihr zu treffen oder sich das anzuhören, was sie ihm zu sagen hatte. Lou hatte zwar gemeint, Jack wäre es, aber Laurie war sich da nicht so sicher.

Früher hatten ein Kittel, eine Haube und eine Maske gereicht, um im Obduktionssaal kurz etwas zu überprüfen oder mit jemandem zu reden. Die Zeiten hatten sich geändert. Jetzt musste man auch dafür die volle Montur anziehen. Calvin hatte die neuen Vorschriften eingeführt, und sie galten als in Stein gemeißelt.

»Ahhh!«, wimmerte Laurie, als sie den Arm ausstreckte, um die Bluse aufzuhängen. Sie hatte genau an derselben Stelle einen Stich gespürt, wo in den vergangenen Tagen dieses Ziehen aufgetreten war. Diesmal hatte es eindeutig wehgetan. Sie zuckte mit der Hand zurück und legte sie auf die schmerzende Stelle. Zum Glück ließ der Schmerz rasch nach, bis er ganz verschwunden war. Vorsichtig drückte sie gegen die Stelle, spürte aber nichts mehr, auch nicht, als sie wieder den Arm ausstreckte. Verwirrt schüttelte sie den Kopf. Ob es was mit der Schwangerschaft zu tun hatte? Vielleicht sollte sie Sue fragen, ob sie während ihrer zwei Schwangerschaften auch so etwas gespürt hatte.

Der Schmerz war bald vergessen, als sich Laurie den Overall angezogen hatte und ins Lager ging, um in den Mondanzug zu steigen. Ein paar Minuten später betrat sie

den Obduktionssaal. Als die schwere Tür hinter ihr zurückschwang und gegen den Pfosten knallte, richteten sich die beiden Gestalten auf, die sich über eine geöffnete Leiche gebeugt hatten.

»Hey, welch ein Glück!«, witzelte Jack. »Ist das wirklich Dr. Montgomery in voller Aufmachung, obwohl es noch gar nicht acht Uhr ist? Wem oder was verdanken wir die Ehre?«

»Ich wollte nur schauen, ob dieser Fall wirklich in meine Serie passt«, erwiderte Laurie so locker, wie sie konnte. Innerlich bereitete sie sich auf weitere sarkastische Bemerkungen von Jack vor. »Bitte, arbeitet ruhig weiter!«, forderte sie die beiden auf, als sie ans Fußende des Tisches trat. »Ich wollte euch nicht aufhalten.«

»Ich will nicht, dass du glaubst, ich hätte dir den Fall weggenommen. Du weißt, warum ich das hier tue?«

»Ja, Chet hat es mir erzählt.«

»Hast du Calvin schon gesehen? Ich habe gar nicht kapiert, was mit ihm los ist. Er war so komisch. Ist zwischen euch beiden alles paletti?«

»Alles bestens. Ich habe selbst Schiss gekriegt, als Chet erzählt hat, dass ich heute einen offiziellen Schreibtischtag habe und Calvin mich sehen wollte. Aber Calvin will nur, dass ich die Fälle aus meiner Serie abschließe. Ich soll ›natürliche Todesursache‹ reinschreiben.«

»Und? Wirst du es tun? Ich glaube, es deutet alles darauf hin, dass keine natürliche Todesursache vorliegt.«

»Ich habe keine andere Wahl«, musste Laurie zugeben. »Das hat er in aller Deutlichkeit ausgedrückt. Ich hasse den politischen Druck bei unserer Arbeit, der sich bei dieser Serie wieder einmal in aller Deutlichkeit zeigt. Aber wie dem auch sei – wie ist deine Einschätzung zu Mulhausen? Gehört dieser Fall in meine Serie?«

Jack blickte in den geöffneten Brustkorb der Leiche vor ihm. Er hatte bereits die Lungen herausgenommen und war dabei, die großen Blutgefäße zu öffnen. Das Herz lag frei. »Bis jetzt ja. Die Umstände sind dieselben, und der pathologische Befund ergibt auch noch nichts. Aber sicher weiß ich das erst in einer halben Stunde, wenn wir mit dem Herzen fertig sind. Ich wäre allerdings sehr überrascht, wenn wir was finden würden.«

»Macht es dir was aus, wenn ich mir den Ermittlungsbericht anschau?«

»Mir was ausmachen? Wieso sollte es? Aber ich kann dir die Mühe ersparen – ich weiß auswendig, was drinsteht. Der Patient war Börsenmakler, sechsunddreißig, gesund. Gestern Morgen ein unkomplizierter Eingriff wegen eines Leistenbruchs, danach ging's ihm gut. Heute Morgen um halb fünf wurde er tot in seinem Bett gefunden. Im Bericht der Krankenschwester steht, dass er

praktisch nur noch Raumtemperatur hatte, als er gefunden wurde, aber sie haben trotzdem versucht, ihn wiederzubeleben. Erfolglos, wie du siehst. Also, glaube ich, dass er in die Serie passt? Ja, tue ich. Außerdem glaube ich, dass du mit dieser Serienidee auf irgendwas gestoßen bist. So weit war ich am Anfang noch nicht, aber ich habe meine Meinung geändert, vor allem jetzt, nachdem du sieben Fälle hast.«

Laurie versuchte, etwas aus Jacks Gesichtsausdruck zu lesen, was aber durch die Kunststoffmaske nicht möglich war. Doch sie fühlte sich ermutigt. Irgendwie war er – wie Calvin vorhin – viel freundlicher als erwartet, was ihren Optimismus in vielerlei Hinsicht verstärkte.

»Was ist mit diesen Fällen, die Dick Katzenburg gestern erwähnt hat?«, fragte Jack. »Haben sie was gebracht?«

»Ja. Zumindest die Ermittlerberichte. Um ganz sicher zu sein, muss ich noch auf die Krankenakten warten.«

»Das war eine gute Präsentation«, lobte Jack sie. »Als du gestern aufgestanden und ans Mikro gegangen bist, war ich total sauer, weil dadurch die Konferenz in die Länge gezogen wurde, aber jetzt muss ich dir Recht geben. Wenn sich herausstellt, dass Dicks Fälle zu deinen passen, verdoppelt sich deine Serie, was sich wie ein schwarzer Schatten über AmeriCare legt. Meinst du nicht?«

»Ich weiß nicht, was das mit AmeriCare zu tun hat«, hielt Laurie dagegen. Sie war überrascht über Jacks Gesprächigkeit. Auch die machte ihr Mut.

»Da ist doch etwas faul im Staate Dänemark. Bei dreizehn Fällen ist das alles andere als Zufall. Es ist zwar bemerkenswert, dass es keine erkennbare gemeinsame Ursache gibt – deshalb kann ich deine Idee von einer Mordserie noch nicht so ganz unterstützen. Aber ich freunde mich immer mehr damit an. Sag mal, hat sich einer der Fälle auf der Intensivstation oder in der Postanästhesie ereignet?«

»Keiner von meinen. Über die von Dick weiß ich nicht Bescheid. Meine sind alle in gewöhnlichen Krankenzimmern passiert. Warum fragst du? Lag Mulhausen auf einer von diesen Stationen?«

»Nein! Er lag in einem normalen Zimmer. Ich bin mir selbst nicht sicher, warum ich frage. Vielleicht weil auf diesen beiden Stationen die Ausgabe von Medikamenten anders gehandhabt wird als auf den normalen. Eigentlich versuche ich, einer Art von Systemfehler auf die Spur zu kommen, zum Beispiel, dass alle ein Medikament bekommen haben, das sie nicht hätten bekommen sollen. So etwas müsste doch mit erfasst werden.«

»Danke für den Vorschlag.« Laurie war trotzdem nicht überzeugt. »Ich werde es berücksichtigen.«

»Vielleicht solltest du in der Toxikologie mehr Druck machen. Letzten Endes glaube ich, dass die Toxikologie dieses Rätsel lösen wird.«

»Das lässt sich leicht sagen, aber ich weiß nicht, was ich sonst noch tun kann. Peter Letterman hat sich schier selbst übertroffen und lässt sich noch die winzigsten Kleinigkeiten einfallen. Gestern hat er davon geredet, er würde mal so ein unglaublich starkes Gift von einem südamerikanischen Frosch überprüfen.«

»Puh! Das ist ein bisschen weit hergeholt. Warum denn in die Ferne schweifen? Irgendwas bringt das Herzreizleitungssystem zum Zusammenbruch, und da fällt mir erst mal nichts anderes ein als ein ganz gewöhnliches Medikament gegen Herzrhythmusstörungen. Wie sie es verabreicht bekommen, ist eine andere Frage.«

»Aber das hätte sich ganz sicher im toxikologischen Befund gezeigt.«

»Das stimmt«, pflichtete Jack ihr bei. »Und was ist mit einem Fremdstoff in der Infusion? Haben sie alle Infusionen bekommen?«

Laurie dachte nach. »Jetzt, wo du es sagst ... ja, aber das ist nicht unüblich, da die meisten Patienten, die operiert wurden, mindestens vierundzwanzig Stunden lang am Tropf hängen. An einen Fremdstoff in der Infusion habe ich auch schon mal gedacht, aber ich halte das für

sehr unwahrscheinlich. Wenn ein Fremdstoff der Auslöser ist, hätten wir noch viel mehr Fälle, und warum sollte es dann gerade die verhältnismäßig jungen und gesunden Patienten treffen?«

»Jedenfalls solltest du keine Idee ungeprüft verwerfen«, ermahnte Jack sie. »Was mich an die Frage nach den Elektrolyten erinnert, die der Kollege aus Staten Island gestern gestellt hat. Du hast ihm gesagt, die Werte seien alle normal gewesen. Stimmt das?«

»Absolut. Ich habe Peter extra gebeten, auch das zu prüfen, und er hat gesagt, dass alle Werte in Ordnung waren.«

»Hm, hört sich an, als hättest du alles abgedeckt«, räumte Jack ein. »Ich mache hier mal Mr Mulhausen fertig, um sicherzugehen, dass er keine Embolie oder was mit dem Herzen hatte.« Er legte das Skalpell wieder an und beugte sich über die Leiche.

»Ich versuche, an alle Möglichkeiten zu denken«, sagte Laurie und fügte nach kurzem Zögern hinzu: »Jack, könnte ich mit dir einen Moment was Privates besprechen?«

»Och, um Gottes willen!«, platzte Vinnie dazwischen. Er war schon die ganze Zeit ungeduldig von einem Fuß auf den anderen getreten. »Können wir nicht endlich diese dämliche Obduktion hinter uns bringen?«

Jack richtete sich wieder auf und blickte Laurie an.
»Worüber willst du reden?«

Laurie sah zu Vinnie. Sie fühlte sich unwohl in seiner Gegenwart, besonders weil er so ungeduldig war.

Jack bemerkte Lauries Reaktion. »Kümmere dich nicht um Vinnie. So, wie er mir bei der Arbeit hilft, könnte man sowieso meinen, er wäre gar nicht da.«

»Sehr lustig«, erwiderte Vinnie. »Und wie kommt's, dass ich nicht lache?«

»Eigentlich wollte ich gar nicht jetzt mit dir reden«, machte Laurie deutlich. »Ich würde mich gern mit dir treffen. Es gibt ein paar wichtige Dinge, die ich dir sagen wollte.«

Jack antwortete nicht gleich, sondern blickte Laurie durch seine Kunststoffmaske nur an. »Lass mich raten«, meinte er schließlich. »Du willst heiraten, und ich soll Brautjungfer spielen.«

Vinnie lachte so heftig, dass es sich anhörte, als hätte er sich verschluckt.

»Hey, das war gar nicht so lustig«, protestierte Jack, auch wenn er mitlachte.

»Jack«, meldete sich Laurie zu Wort, die Mühe hatte, sich nicht aufzuregen. »Ich meine das ernst.«

»Ich auch«, brachte Jack heraus. »Und weil du nicht abgestritten hast, dass du heiraten willst, betrachte ich

mich als informiert. Aber es tut mir Leid, das Angebot, Brautjungfer zu spielen, muss ich ablehnen. War noch was?«

»Jack!«, rief Laurie. »Ich werde nicht heiraten. Ich muss mit dir über etwas reden, das uns beide betrifft.«

»Okay, gut! Ich bin ganz Ohr.«

»Ich werde das nicht hier im Obduktionssaal tun.«

Jack deutete mit einer ausladenden Geste über den Saal. »Was passt dir an dem Saal nicht? Ich fühle mich hier wie zu Hause.«

»Jack! Könntest du einen Moment ernst sein? Ich habe gesagt, dass es wichtig ist.«

»Ja, gut! Welcher Ort würde denn deinen Bedürfnissen besser entsprechen? Wenn du mir noch eine halbe Stunde gibst, könnten wir uns oben im ID-Raum treffen und bei einer schönen Tasse von Vinnies Kaffee plaudern. Das einzige Problem wäre, dass das ganze Fußvolk bald zur Arbeit kommt. Vielleicht würdest du unser Rendezvous lieber in unserer schicken Kantine im ersten Stock abhalten und dir etwas Leckeres aus dem Automaten ziehen? Dort wären wir in der netten Gesellschaft unserer Hausmeister und Pförtner. Was ist dir lieber?«

Laurie versuchte, Jack durch die Kunststoffmasken hindurch anzuschauen. Dass er zu seinem finsternen Sarkasmus zurückgekehrt war, schmälerte ihren Optimismus

wieder, aber sie ließ trotzdem nicht locker. »Ich hatte gehofft, wir könnten heute Abend vielleicht ins Elios gehen, wenn wir noch einen Tisch bekommen.« Das Elios war ein Restaurant, das in Lauries und Jacks langer Beziehung eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Jack hielt Lauries Blick noch eine Weile stand. Obwohl er am Tag zuvor Lous Worten keinen großen Glauben geschenkt hatte, fragte er sich jetzt doch, ob sie nicht vielleicht ein Fünkchen Wahrheit enthielten. Andererseits hatte Jack keine Lust auf weitere Erniedrigungen. »Was ist mit deinem Romeo? Ist er heute Abend krank?«

Vinnie gluckste wieder, versuchte es aber zu unterdrücken, als Laurie ihn wütend anschaute.

»Ich weiß nicht recht«, fuhr Jack fort. »Das ist schon sehr kurzfristig, weil ich heute Abend mit siebzehn Nonnen, die von auswärts kommen, zum Bowling verabredet bin.«

Vinnie konnte sich nicht mehr zurückhalten und ging zum Waschbecken hinüber, um sich wieder einzukriegen.

»Könntest du bitte einen Moment ernst bleiben?«, wiederholte Laurie. »Du machst die Sache nicht gerade einfach.«

»Ich mache die Sache nicht einfach?«, fragte Jack hochnäsig. »Du verdrehst die Fakten. Seit Monaten versuche ich, mich abends mit dir zu verabreden, aber du

treibst dich immer auf irgendwelchen kulturellen Veranstaltungen herum.«

»Die Sache läuft erst seit einem Monat, und du hast mich zweimal gefragt, und beide Male hatte ich schon was vor. Ich muss mit dir reden, Jack. Magst du dich heute Abend mit mir treffen oder nicht?«

»Hört sich an, als hättest du es wirklich auf ein Rendezvous abgesehen.«

»Ich habe es sehr darauf abgesehen«, stimmte Laurie zu.

»Also gut, dann heute Abend. Um wie viel Uhr?«

»Passt es dir im Elios?«

Jack zuckte mit den Schultern. »Das Elios passt.«

»Dann rufe ich an und versuche, einen Tisch zu reservieren. Ich gebe dir dann Bescheid. Es könnte aber schon früh sein, weil heute Freitag ist.«

»Gut«, stimmte Jack zu. »Ich warte auf deine Nachricht.«

Mit einem letzten Nicken verließ Laurie den Obduktionssaal und ging ins Lager zurück, um sich den Mondanzug auszuziehen. Sie war froh, dass Jack dem Treffen endlich zugestimmt hatte, doch war sie etwas niedergeschlagen, weil sie Jack zu diesem Treffen so mühsam hatte überreden müssen. Und angesichts seiner Verärgerung sah sie seiner Reaktion auf ihre Neuigkeiten nicht sehr optimistisch entgegen.

Als sie fertig umgezogen war und im ID-Raum ihren Mantel geholt hatte, fuhr sie mit dem Fahrstuhl in den dritten Stock. Sie wollte Peter einen kurzen Besuch abstatten, um ihn moralisch zu stärken und zu hören, ob er bei Sobczyk oder Lewis nicht doch noch auf Gold gestoßen war. So beschäftigt sie mit ihren persönlichen Dingen war, kam sie gar nicht auf die Idee, dass sie ihrem Erzfeind, dem Laborleiter John DeVries, begegnen könnte. Doch der stand in Peters Büro und war scheinbar gerade dabei, ihn runterzuputzen. Er hatte die Hände wütend in die Hüften gestemmt, während Peter ein schuld-bewusstes Gesicht machte. Laurie war schnurstracks in einen Streit hineingeraten.

»Na, das passt ja hervorragend!«, rief John. »Wenn das mal nicht die Verführerin höchstpersönlich ist!«

»Wie bitte?« Angesichts einer solchen frauenfeindlichen Bemerkung wurde auch sie wütend.

»Scheinbar haben Sie Peter dazu verführt, dass er sich als Ihr persönlicher Laborsklave verdungen hat«, fauchte John. »Sie und ich hatten doch schon einmal darüber geredet, Dr. Montgomery. Angesichts der paar Kröten, mit denen ich dieses Labor leiten muss, bekommt niemand Sonderdienste, die dazu führen, dass alle anderen viel länger warten müssen. Habe ich mich klar ausgedrückt, oder möchten Sie das schriftlich? Außerdem können Sie

davon ausgehen, dass Dr. Bingham und Dr. Washington darüber verständigt werden. Und jetzt möchte ich, dass Sie hier verschwinden.« Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, deutete er auf die Tür.

Einen Moment lang blickte Laurie erst in Johns ausgemergeltes Gesicht und dann zu Peter. Sie wollte die Situation für Peter auf keinen Fall schlimmer machen, als sie schon war, sodass sie es sich verkniff, John die Meinung zu sagen. Stattdessen drehte sie sich um und verließ das Labor.

Als Laurie die Treppe hinaufging, war sie noch deprimierter als vorher. Sie hasste Streit, besonders mit Leuten, mit denen sie zusammenarbeiten musste. Oft führten sie zu unangebrachten Reaktionen ihrerseits wie früher schon bei Calvin, wobei weiterer Ärger mit John allerdings vorprogrammiert war. Wie sich dieser Streit mit John wohl auf ihr Verhältnis zu Calvin auswirken würde? Schließlich würde John seine Drohung auf jeden Fall wahr machen. Die Wahrscheinlichkeit war groß, dass Calvin ihr eine Standpauke halten würde, doch die Konsequenzen konnte sie noch nicht abschätzen. Sie hoffte bloß, dass Peter keine weiteren Probleme bekam, da er schließlich jeden Tag mit John zu tun hatte.

Als Laurie ihr Büro betrat, schloss sie die Tür hinter sich. Rivas Mantel hing am Haken, was hieß, dass sich

Riva entweder unten im ID-Raum oder im Obduktionsaal aufhielt. Laurie setzte sich und dachte über das Telefonat nach, das sie erledigen musste. Seit dem positiv ausgefallenen Schwangerschaftstest quälte sie sich mit dem Gedanken daran. Es war, als würde erst der Anruf letztendlich ihre Schwangerschaft bestätigen. Sie hatte versucht, die Tatsache zu verdrängen, weil es ein großer Fehler war. So sehr sie sich auch Kinder wünschte, jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt. Was hatte sie sich nur dabei gedacht, dass sie sich auf dieses Risiko eingelassen hatte?

Widerwillig wählte sie die Nummer des Manhattan General. Während die Verbindung aufgebaut wurde, blickte sie auf die Unterlagen der Queens-Fälle, die sie ebenso wie den Fall, den Jack gerade bearbeitete, noch in ihr Schema übertragen musste.

Als sich die Zentrale meldete, bat Laurie, mit Dr. Laura Rileys Büro verbunden zu werden. Während sie in der Leitung wartete, war sie dankbar, dass Sue ihr bereits eine Gynäkologin vermittelt hatte, die auch auf der Entbindungsstation arbeitete. In diesen Zeiten, in denen auch in der Medizin häufig gedankenlos gearbeitet wurde, war eine solche Umsicht nicht mehr selbstverständlich.

Als sich Dr. Rileys Sprechstundenhilfe meldete, erklärte Laurie ihre Situation, stolperte aber über ihre eige-

nen Worte, als sie erzählte, sie habe einen Schwangerschaftstest gemacht, der positiv ausgefallen sei.

»In diesem Fall können wir natürlich nicht bis September warten«, antwortete die Sprechstundenhilfe fröhlich. »Dr. Riley möchte ihre schwangeren Patientinnen zehn bis acht Wochen nach der letzten Periode sehen. Wie lange ist es bei Ihnen her?«

»Ungefähr sieben Wochen.«

»Dann sollten Sie nächste oder übernächste Woche kommen.« Es herrschte eine Pause. Lauries Hand mit dem Hörer zitterte.

»Wie wär's nächsten Freitag?«, fragte die Sprechstundenhilfe kurz darauf. »Also heute in einer Woche, um dreizehn Uhr dreißig?«

»Das würde passen«, meinte Laurie. »Danke, dass Sie mich noch untergebracht haben.«

»Gerne. Dürfte ich jetzt noch bitte Ihren Namen haben?«

»Ach, Entschuldigung, dass ich ihn noch gar nicht genannt habe. Ich bin Dr. Montgomery.«

»Dr. Montgomery! Ich erinnere mich. Wir haben gestern miteinander telefoniert.«

Laurie zuckte zusammen. Jetzt war ihr Geheimnis sozusagen öffentlich. Auch wenn sie die Sekretärin nie gesehen hatte, kannte diese ein schreckliches, privates Detail aus Lauries Leben, von dem Laurie selbst noch nicht

wusste, wie sie damit umgehen sollte. Es mussten schwierige Entscheidungen getroffen werden.

»Herzlichen Glückwunsch!«, fuhr die Sprechstundenhilfe fort. »Bleiben Sie in der Leitung! Ich bin sicher, Dr. Riley möchte wenigstens kurz Hallo sagen.«

Ohne dass Laurie die Möglichkeit hatte zu reagieren, ertönte die Wartemusik. Einen kurzen Moment lang dachte sie daran, einfach aufzulegen. Um nicht die Nerven zu verlieren und sich abzulenken, nahm sie den ersten Bericht vom Stapel mit den Todesbescheinigungen und Ermittlungsberichten aus Queens und begann zu lesen. Der Name der Patientin lautete Kristin Svensen, sie war dreiundzwanzig Jahre alt gewesen und ins St. Francis Hospital gegangen, um sich einige Hämorrhoiden wegoperieren zu lassen. Laurie schüttelte den Kopf über die Tragweite der Tragödie. Im Vergleich dazu waren ihre Probleme bedeutungslos.

»Dr. Montgomery! Ich habe gerade die gute Nachricht gehört. Herzlichen Glückwunsch.«

»Sagen Sie ruhig Laurie zu mir.«

»Ja, gut, dann bin ich Laura.«

»Ich weiß nicht, ob Glückwünsche angebracht sind. Ich will ganz offen reden: Für mich war das eine völlig unerwartete Überraschung zum ungünstigsten Zeitpunkt, deswegen weiß ich nicht, wie's mir damit geht.«

»Ich verstehe«, sagte Laura, während sie ihre Begeisterung taktvoll im Zaum hielt. »Wir müssen trotzdem sicherstellen, dass Sie und der Fötus völlig in Ordnung sind«, fügte sie hinzu. »Haben Sie irgendwelche Probleme?«

»Leichte Übelkeit am Morgen, aber die vergeht schnell wieder.« Laurie fühlte sich nicht wohl dabei, über die Schwangerschaft zu reden, und wollte das Gespräch rasch beenden.

»Geben Sie Bescheid, wenn es schlimmer werden sollte. In den Tausenden von Schwangerschaftsbüchern sind viele Möglichkeiten beschrieben, wie Sie damit fertig werden können. Apropos Bücher, halten Sie sich am besten von den allerkonservativsten fern. Die machen Sie nur wahnsinnig. In manchen steht, dass Sie noch nicht mal mehr ein heißes Bad nehmen dürfen. Aber das reicht fürs Erste, wir sehen uns dann am Freitag.«

Laurie dankte ihr und legte auf. Sie war erleichtert, den Anruf hinter sich gebracht zu haben. Als sie den Stapel mit den Computerausdrucken in die Hand nahm und mit den Kanten auf den Schreibtisch tippte, um sie gleichmäßig übereinander zu legen, spürte sie ein ganz leichtes Ziehen an der gleichen Stelle wie vorher im Umkleideraum. Hätte sie Laura Riley davon oder gar von dem positiven BRCA1-Gentest erzählen sollen? Ach, das

konnte sicher bis zur Sprechstunde nächste Woche warten, solange das Ziehen nicht häufiger vorkam oder stärker wurde.

Die Blätter in der einen Hand, griff Laurie mit der anderen wieder zum Telefonhörer, zögerte aber. Sie wollte Roger aus mehreren Gründen anrufen, nicht zuletzt, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte, ihn so im Dunkeln tappen zu lassen. Aber sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie war aus vielerlei Gründen noch nicht bereit, ihm die Wahrheit zu sagen, aber irgendetwas würde sie sagen müssen. Schließlich entschloss sie sich wieder einmal für das BRCA1-Thema.

Laurie hob den Hörer ab und wählte Rogers Durchwahl. Eigentlich wäre sie gern mit den Kopien der Unterlagen aus Queens zu ihm gegangen, um direkt mit ihm darüber reden zu können. Obwohl ihre privaten Probleme ein solches Chaos in ihrem Kopf verursachten, hatte sie eine Idee bekommen, wie sich die geheimnisvollen Fälle von plötzlichem Erwachsenentod vielleicht lösen ließen.

Kapitel 14

Im Manhattan General Hospital wurde Laurie gleich in Rogers Büro geschickt. Er hatte schon auf sie gewartet und schloss gleich hinter ihr die Tür. Dann nahm er sie lange und schweigend in die Arme. Auch Laurie legte ihre Arme um ihn, aber weniger innig. Nach dem Schlag ins Gesicht, den sie erlebt hatte, als Roger ihr von seiner Ehe erzählt hatte, würde sie sowieso nicht offen über ihre Situation reden wollen. Das aber machte sie unsicher. Falls er es jedoch überhaupt bemerkte, sagte er nichts dazu. Nach der Umarmung drehte er wieder die beiden Holzstühle zueinander.

»Ich bin froh, dich zu sehen«, begann er. »Ich habe dich heute Nacht vermisst.« Er hatte die Ellbogen auf den Knien abgestützt und die Hände gefaltet und beugte sich zu ihr vor. Laurie roch sein Rasierwasser. Sein Tag hatte gerade erst angefangen. Das verrieten auch die Bügelfalten auf seinem frisch gewaschenen Hemd.

»Ich bin auch froh, dich zu sehen«, erwiderte Laurie und reichte ihm die Ermittlungsberichte und die Todesbescheinigungen der sechs Fälle aus Queens. Sie hatte

keine Zeit gehabt, Kopien anzufertigen, aber das war egal. Sie konnte sie ja ganz leicht wieder von der Datenbank herunterladen. Indem sie ihm die Unterlagen gab, hoffte sie, das Gespräch zumindest vorübergehend von sich abzulenken. Außerdem wollte sie ihm unbedingt von ihrer Idee erzählen.

Roger überflog die Seiten. »Meine Güte! Die Fälle scheinen tatsächlich Ähnlichkeiten zu unseren aufzuweisen, sogar die Uhrzeiten stimmen überein.«

»Das ist auch meine Einschätzung. Ich werde Genaues wissen, wenn ich die Krankenakten habe. Aber um eine Ausgangsbasis zu haben, gehen wir mal davon aus, dass sie analog sind. Was lässt sich deiner Meinung nach daraus schließen?«

Roger blickte auf die Blätter und dachte einen Moment nach, bevor er mit den Schultern zuckte. »Das heißt, dass sich die Anzahl der Fälle verdoppelt hat. Wir haben jetzt zwölf Fälle, keine sechs mehr. Nein, mit dem Fall von heute Nacht haben wir dreizehn. Ich nehme an, du hast von Clark Mulhausen gehört. Wirst du die Obduktion vornehmen?«

»Nein, Jack übernimmt sie«, erklärte Laurie. Sie hatte Roger während ihrer fünfwöchigen Balz ein bisschen über Jack erzählt, auch, dass sie jahrelang zusammen gewesen waren. Bei ihrem ersten Treffen hatte sich Laurie als »zum

größten Teil ungebunden« beschrieben. Später, als sie und Roger sich besser kannten, hatte sie zugegeben, dass sie diesen Ausdruck verwendet hatte, weil sie mit Jack noch ein paar offene Themen zu klären hatte. Sie hatte ihm sogar anvertraut, die Schwierigkeit mit Jack sei gewesen, dass er sich nicht habe binden wollen. Roger hatte mit Gleichmut darauf reagiert, was nur dazu geführt hatte, dass sie ihn wegen seiner Reife und seines Selbstvertrauens noch mehr schätzte. Damit war das Thema für sie beide erledigt gewesen.

»Schau dir mal die Daten der Fälle in Queens an«, forderte Laurie ihn auf.

Roger blätterte wieder durch die Unterlagen und blickte auf. »Sie haben sich alle letztes Jahr im Herbst ereignet. Der letzte Ende November.«

»Genau«, bestätigte Laurie. »Sie hängen alle ziemlich nah beieinander, mit einem Abstand von etwa einer Woche. Dann haben sie aufgehört. Was schließt du daraus?«

»Hm, das hört sich an, als hättest du schon eine bestimmte Idee. Erzähl doch einfach.«

»Also gut, aber zuerst pass gut auf! Wir beide sind die Einzigen, die vermuten, dass wir es mit einem Serienmörder zu tun haben könnten, aber wir sind zum Schweigen verurteilt. Ich kann das Gerichtsmedizinische Institut nicht dazu bringen, zur Todesart Stellung zu beziehen, und du kannst die Krankenhausleitung nicht einmal dazu

bringen, überhaupt anzuerkennen, dass es ein Problem gibt. Wir kämpfen gegen bürokratische Trägheit an. Beide Einrichtungen kehren das Thema lieber unter den Teppich, bis sie gar nicht mehr anders können.«

»Damit hast du auf jeden Fall Recht.«

»Dein Krankenhaus beruft sich darauf, dass eure Todesrate so niedrig ist, dass diese Todesfälle gar nicht auf dem Radar erscheinen. Auf meiner Seite liegt das Problem darin, dass die Toxikologie keine Ergebnisse liefert.«

»Sie haben nichts auch nur annähernd Verdächtiges gefunden?«

Laurie schüttelte den Kopf. »Und die Chance, dass sie das in naher Zukunft tun, ist auf null gesunken. Unser miesepetriger Laborleiter hat leider heute Morgen herausgefunden, dass ich seine Mitarbeiter heimlich um Hilfe gebeten habe. So weit ich ihn kenne, wird er ab jetzt dafür sorgen, dass alle weiteren Arbeiten zu diesen Fällen ganz ans Ende der Warteschlange rutschen. Und selbst wenn er sich mit ihnen beschäftigt, wird er mit Sicherheit keine Sonderleistungen mehr zulassen.«

»Tja, und was willst du damit sagen?«

»Das heißt, es liegt allein an uns beiden, diesem möglichen Serienmörder das Handwerk zu legen, und wir sollten besser etwas tun, wenn wir noch weitere sinnlose Morde verhindern wollen.«

»Das wussten wir praktisch vom ersten Tag an.«

»Ja, aber bis jetzt haben wir uns innerhalb der von unseren Arbeitgebern und unseren Stellenbeschreibungen gesetzten Grenzen bewegt. Ich glaube, wir müssen was anderes ausprobieren, und mir kommt es so vor, als würden uns die Fälle aus Queens eine Gelegenheit dazu bieten. Wenn es sich bei diesen Todesfällen um Morde handelt, vermute ich, dass es nur einen Mörder gibt, nicht zwei oder mehr.«

»Das habe ich auch vermutet.«

»Da das St. Francis auch zu AmeriCare gehört, müsstest du doch Zugang zur Mitarbeiterdatenbank haben. Wir brauchen eine Liste von Leuten, von Hausmeistern bis zu Anästhesisten, die im St. Francis im Herbst und im Manhattan General im Winter in der Nachtschicht gearbeitet haben bzw. noch arbeiten. Sobald wir die Liste haben, können wir die Mitarbeiter überprüfen. An dem Punkt wird meine Idee etwas ungenau, aber wenn wir ein paar denkbare Verdächtige finden, werden das Krankenhaus oder mein Institut vielleicht was unternehmen.«

Ein leises Lächeln zeigte sich auf Rogers zerfurchtem Gesicht, als er nickte. »Eine elegante Idee! Ich bin froh, dass ich auch schon daran gedacht habe.« Er lachte und gab Laurie einen Klaps auf den Schenkel. »So, wie du das sagst, hört sich das ganz einfach an. Aber das ist in

Ordnung. Ich glaube, ich müsste in der Lage sein, jemandem diese Infos zu entlocken. Wäre doch interessant, wenn wirklich was dabei rauskommt, oder? Ich frage mich nur, ob es wirklich eine solche Auflistung gibt. Aber ich kenne eine andere Liste; auf der sind Mitarbeiter verzeichnet, die in beiden Krankenhäusern Belegbetten haben. Als Leiter des medizinischen Personals habe ich direkten Zugriff darauf.«

»Das könnte sogar eine noch bessere Idee sein als meine«, gab Laurie zu. »Wenn man mich fragen würde, wen ich von den Krankenhausmitarbeitern am ehesten für den Mörder halte, würde ich sagen, einen durchgeknallten Arzt. Wenn es hier wirklich um Mord geht, muss sich der Mörder in Physiologie, Pharmakologie und vielleicht auch in Forensik auskennen. Ansonsten hätten wir schon längst herausgefunden, wie er oder sie die Sache durchzieht.«

»Und wir beide wissen, welche Gruppe von Ärzten das meiste Wissen darüber hat.«

»Welche?«

»Anästhesisten.«

Laurie nickte. Es stimmte, dass Anästhesisten am ehesten in der Lage waren, Patienten vom Leben zum Tode zu befördern. Trotzdem mochte sie sich als Ärztin gar nicht vorstellen, dass ein Kollege hinter diesen Mor-

den stecken könnte. Dies stand völlig im Widerspruch zu seiner Aufgabe, aber schließlich galt das für jeden, der im Gesundheitswesen arbeitete. Andererseits gab es in England einen Arzt, der verdächtigt wurde, mindestens zweihundert Menschen ins Jenseits befördert zu haben.

»Wie wär's, wenn wir uns mal daran halten?«, schlug Laurie vor. »Ich weiß, es ist Freitag, und niemand ist begeistert, wenn er kurz vorm Wochenende noch Arbeit vor die Füße geknallt bekommt. Aber wir müssen was unternehmen, und zwar schnell, nicht nur, um weitere Todesfälle im Manhattan General zu verhindern. Es könnte sein, dass unser mutmaßlicher Mörder genauso schlau ist und nach einer Reihe von Morden sicherheitshalber in ein anderes Krankenhaus wechselt. Ich vermute, dass er nach sechs Morden ins General Manhattan gekommen ist, sodass er vielleicht jetzt, nach sieben Morden, wieder wechselt. Wenn er das tut, werden unsere Kollegen in irgendeinem anderen Krankenhaus, vielleicht sogar in einer anderen Stadt, ganz von vorn anfangen müssen. Das war einer der Gründe, warum der letzte berüchtigte Mörder, der in einer Gesundheitsfürsorgeeinrichtung hier in der Stadt sein Unwesen trieb, so lange nicht geschnappt werden konnte.«

»Hey, es kann doch sein, dass Queens nicht sein erstes Krankenhaus war.«

»Da hast du Recht.« Laurie erschauerte. »Daran habe ich noch gar nicht gedacht.«

»Ich kümmere mich gleich darum«, versprach Roger.

»Ich habe am Wochenende Rufbereitschaft«, meinte Laurie. »Das heißt, ich bin vielleicht im Institut. Du kannst mich also dort anrufen. Ich würde mich freuen, wenn ich dir irgendwie helfen könnte. Ich kann mir gut vorstellen, dass es schwieriger wird, als ich dachte.«

»Wir werden sehen. Vielleicht finde ich in der Personalabteilung einen Computerfreak, der uns helfen kann.« Roger richtete die Blätter gleichmäßig aus, die Laurie ihm gegeben hatte. »So, und jetzt muss ich dir noch was Interessantes zu unseren Fällen erzählen. Zufällig habe ich eine seltsame Gemeinsamkeit entdeckt.«

»Echt?« Laurie war fasziniert. »Welche denn?«

»Ich will ja nicht sagen, dass es wichtig ist, aber es gilt für alle sieben Fälle, einschließlich Mulhausen von heute Nacht. Alle Patienten waren erst höchstens ein Jahr bei AmeriCare. Das habe ich nur zufällig entdeckt, als ich nach den Mitgliedsnummern geschaut habe.«

Einen Moment lang blickten sich die beiden nur an. Laurie überlegte, welcher Zusammenhang bestehen könnte. Aber ihr fiel nur Jacks Kommentar ein, als er auf der Donnerstagskonferenz erfahren hatte, dass sich im St. Francis, das auch zu AmeriCare gehörte, ebenfalls eine

Reihe merkwürdiger Todesfälle ereignet hatte. »Der Verdacht erhärtet sich«, hatte er gesagt. Sie hatte keine Gelegenheit gehabt, nachzufragen, was das bedeutete, auch nicht, als er am Morgen gesagt hatte, dass sich die Serie »wie ein schwarzer Schatten über AmeriCare« lege. Doch jetzt, nachdem Roger davon erzählt hatte, musste sie Jack unbedingt fragen, was er damit gemeint hatte. Laurie wusste, dass Jack einen tiefen Hass gegen AmeriCare hegte, was vielleicht sein Urteilsvermögen beeinträchtigte, aber trotzdem war er schlau und besaß Intuition.

»Ich weiß wirklich nicht, ob das von Bedeutung ist«, wiederholte Roger. »Aber seltsam ist es auf jeden Fall.«

»Dann muss es auf die eine oder andere Art von Bedeutung sein«, beteuerte Laurie. »Aber ich weiß nicht, wie. Alle Opfer waren jung und gesund. AmeriCare wirbt aktiv um solche Kunden. Und dem Unternehmen schadet es, wenn es diese Kunden verliert.«

»Ich weiß. Es ergibt keinen Sinn, aber ich dachte, ich sollte dich auf jeden Fall informieren.«

»Ich bin froh, dass du das getan hast.« Laurie stand auf. »So, ich muss wieder zurück. Der Grund, warum ich Mulhausen nicht obduziere, ist, dass ich mich gleich heute Morgen in mein Büro einschließen und die Fälle von McGillan und Morgan mit einer natürlichen Todesursache abschließen sollte.«

»Nicht so schnell!«, hielt Roger sie auf. Er fasste Lauries Arm und drückte sie wieder auf ihren Stuhl. »So leicht kommst du mir nicht davon. Aber erst will ich wissen, wer dich zwingt, die Fälle mit einer natürlichen Todesursache abzuschließen.«

»Der stellvertretende Leiter, Calvin Washington. Er behauptet, dass unser Institutsleiter, Harold Bingham, Druck aus dem Büro des Bürgermeisters bekommt.«

Roger schüttelte angewidert den Kopf. »Das überrascht mich nicht, wenn ich bedenke, was der Krankenhausesdirektor gestern zu mir gesagt hat: Ich müsste sehr gut von allein wissen, dass AmeriCare dieses Problem unter den Teppich kehren will.«

»Mich überrascht das ebenso wenig. Die Morde hätten eine verheerende Wirkung in der Öffentlichkeit, ein Albtraum. Aber wie hat man im Rathaus davon erfahren?«

»Ich bin neu hier, aber ich habe das Gefühl, dass AmeriCare über sehr gute politische Verbindungen verfügt. Schließlich haben sie ja auch den Vertrag mit der Stadt bekommen. Du weißt ja selbst, dass das Gesundheitswesen ein Riesengeschäft ist, und die Lobby hat überall ihre Finger drin.«

Laurie nickte, als würde sie verstehen, aber ihr war gar nichts klar. »Ich werde sie als natürliche Todesursache abschließen, aber ich hoffe, dass ich mit deiner Hilfe die Todesbescheinigungen bald abändern kann.«

»Jetzt haben wir genug über die Arbeit geredet«, unterbrach sie Roger. »Viel wichtiger ist, wie es dir geht. Ich habe mir echt Sorgen gemacht, und, ehrlich gesagt, habe ich es mir verkniffen, dich jede Viertelstunde anzurufen.«

»Es tut mir Leid, dass du dir meinetwegen Sorgen gemacht hast.« Laurie drehte fast durch, als sie überlegte, wie sie Roger beruhigen konnte, ohne zu lügen oder ihm den Kern des Problems zu verraten. »Aber wie ich schon gestern gesagt habe – irgendwie werde ich durchhalten, auch wenn es im Moment nicht so leicht für mich ist.«

»Ich verstehe. Ich habe versucht, mir vorzustellen, wie ich mich fühlen würde, wenn ich einen Genmarker in mir tragen würde, der zeigt, dass ich Krebs bekommen kann, und man mich dann einfach wieder gehen lässt. Die fortschreitende medizinische Gentechnik muss sich schon noch bessere Methoden einfallen lassen, um einen Patienten mit dieser Information zu konfrontieren, als du es erlebt hast. Und sie muss ihm angemessene Behandlungsmöglichkeiten präsentieren.«

»Da kann ich dir nur Recht geben, wobei die Sozialarbeiterin ja immerhin einen Versuch gestartet hat. Aber die amerikanische Medizin war schon immer so. Technologie ist die treibende Kraft, die Umsetzung der soziologischen Erkenntnisse zum seelischen Wohl der Patienten hinkt hinterher.«

»Ich wünschte, ich wüsste, wie ich dir besser helfen kann.«

»Leider kannst du das im Moment überhaupt nicht. Ich stecke in meiner eigenen Odyssee fest. Aber das heißt nicht, dass ich deine Anteilnahme nicht zu schätzen weiß, und du warst mir auf jeden Fall eine Hilfe.«

»Was ist mit heute Abend? Können wir uns treffen?«

Laurie blickte in Rogers blasse Augen. Es war ihr unangenehm, dass sie nicht mit der Sprache rausrücken konnte, aber sie brachte es nicht fertig, ihm zu sagen, dass sie von Jack schwanger war und mit ihm beim Essen darüber reden wollte. Nicht, dass sie dachte, Roger käme damit nicht zurecht, aber für sie war es eine Frage der Intimsphäre, und solange sie es Jack nicht erzählt hatte, wollte sie es auch niemand anderem erzählen, nicht einmal einem vertrauten Menschen wie Roger.

»Wir könnten uns schon früh zum Abendessen treffen«, drängte Roger. »Wir brauchen ja nicht über den BRCA1-Test zu reden, wenn du nicht willst. Vielleicht habe ich dann schon ein paar Mitarbeiterdaten von hier oder aus dem St. Francis. Es ist immerhin möglich, dass ich welche bekomme, auch wenn es, wie du sagst, schon Freitag ist.«

»Roger, bei allem, was mir in letzter Zeit passiert ist, brauche ich etwas Zeit für mich, zumindest für ein paar

Tage. Das ist die Art von Hilfe, die ich brauche. Kannst du versuchen, damit zu leben?«

»Ja, aber gefallen tut es mir nicht.«

»Danke für dein Verständnis.« Laurie erhob sich wieder.

»Kann ich dich wenigstens anrufen?«, fragte Roger, der ebenfalls aufstand.

»Klar, aber ich weiß nicht, ob ich zum Reden aufgelegt bin. Vielleicht ist es besser, wenn ich dich anrufe. Ich hangle mich gerade von einem Tag zum anderen.«

Roger und Laurie nickten einander zu. Einen Moment lang herrschte eine unangenehme Stille, bevor Roger Laurie wieder umarmte. Sie reagierte darauf genauso reserviert wie vorher. Dann warf sie ihm ein schwaches Lächeln zu und wandte sich zum Gehen.

»Nur noch eine Frage.« Roger stellte sich ihr in den Weg. »Hat dieser Teil der ›schwierigen Zeit‹ irgendwas damit zu tun, dass ich noch verheiratet bin?«

»Wenn ich ehrlich bin, glaube ich, ein bisschen«, gab Laurie zu.

»Es tut mir sehr Leid, dass ich es dir nicht schon früher gesagt habe, aber am Anfang dachte ich, es sei vermessen von mir, zu glauben, dass es dir was ausmacht. Ich war ja schon selbst an dem Punkt, dass es für mich gar kein Thema mehr war. Als wir uns dann besser ken-

nen lernten und ich mich in dich verliebt habe und wusste, dass es dir was ausmachen würde, war es mir unangenehm, dass ich es dir nicht schon früher gesagt habe.«

»Danke für deine Entschuldigung und deine Erklärung. Damit wird es bestimmt leichter, das Thema hinter uns zu bringen.«

»Das hoffe ich«, stimmte Roger zu und drückte Lauries Schulter, bevor er die Tür öffnete. »Wir reden ein andermal weiter.«

Laurie nickte. »Machen wir«, stimmte sie zu und verließ das Büro.

Roger blickte Laurie hinterher, die sich auf dem Weg zum Flur zwischen den Schreibtischen hindurchzwängte. Erst als sie außer Sicht war, schloss er die Tür. Als er um seinen Schreibtisch herumging und sich setzte, hing der Duft ihres Parfums immer noch in der Luft. Roger machte sich Sorgen um Laurie, und er befürchtete, dass er ihre Beziehung durch seine Verschwiegenheit verpfuscht hatte und, was noch belastender war, ihr auch jetzt keinen reinen Wein eingeschenkt hatte. Immer noch behielt er Dinge für sich, die zu wissen sie ein Recht hatte, wenn ihre Beziehung gedeihen sollte. Schlimmer war noch, dass er nicht die Wahrheit über Dinge sagte, über die er mit ihr schon geredet hatte. Anders, als er ihr zu verste-

hen gegeben hatte, gab es noch ungelöste Aspekte in der Beziehung zu seiner Frau, unter anderem seine unerwiderte Liebe. Doch er hatte nicht den Mut gefunden, mit Laurie darüber zu reden, auch wenn sie ihm Ähnliches über ihren Exfreund Jack erzählt hatte.

Rogers größtes Geheimnis, das er auch seinem derzeitigen Arbeitgeber nicht verraten hatte, war seine frühere Drogenabhängigkeit. In Thailand nämlich war er in die Falle der Heroinsucht getappt. Es hatte alles ganz harmlos unter dem Deckmantel eines Experiments angefangen, weil er Patienten mit diesem Problem besser verstehen und behandeln wollte. Leider hatte er die Verführungskraft der Droge und seine eigene Schwäche unterschätzt, besonders weil Heroin dort so leicht zu bekommen war. Das Heroin war der Grund gewesen, dass seine Frau mit den Kindern in den Schutz ihrer mächtigen Familie geflohen und er selbst nach Afrika versetzt und schließlich aus der Organisation entlassen worden war. Auch wenn er eine Entziehungskur gemacht hatte und seit Jahren drogenfrei lebte, wurde er tagtäglich vom Schreckgespenst des Suchtproblems heimgesucht. Eine Folge war, dass er zu viel trank. Er liebte Wein und trank heimlich mindestens eine Flasche am Abend. Jetzt hatte er Angst, dass Alkohol zur Ersatzdroge für Heroin geworden war. Als Arzt, der schon eine Entziehungskur hinter sich hatte, kannte er die Risiken.

Roger hätte sich noch länger gequält, aber zum Glück konnte er seine Gedanken mit den verdächtigen Todesfällen ablenken. Obwohl er selbst schon neugierig geworden war, hatte Laurie mit ihrem Engagement sein Interesse erst richtig entfacht. Er hatte die Todesfälle benutzt, um die Beziehung zu Laurie aufrechtzuerhalten, was ja auch hervorragend funktioniert hatte. Doch dann hatte er sich mit seiner Ehe verraten – und das Chaos hatte eingesetzt. Jetzt brauchte er die Todesfallserie mehr als je zuvor als Bindemittel, um die Beziehung zusammenzuhalten. Je eher er die Mitarbeiterliste beschaffen konnte, desto besser. Vielleicht könnte er Laurie schon an diesem Abend anrufen und die Liste zu ihr nach Hause bringen.

Über die Sprechanlage bat er Caroline, die Effizienteste seiner Sekretärinnen, in sein Büro. Als Nächstes suchte er aus dem internen Telefonverzeichnis die Nummer des Personalchefs heraus. Er hieß Bruce Martin. Während sich Roger die Durchwahl notierte, erschien Caroline bereits in der Tür.

»Ich brauche ein paar Namen und Telefonnummern aus dem St. Francis Hospital.« Rogers Stimme war sein Eifer anzuhören. »Ich möchte so schnell wie möglich mit dem Leiter des medizinischen Personals und dem Personalchef sprechen.«

»Soll ich sie durchstellen oder möchten Sie selbst anrufen?«, fragte Caroline.

»Stellen Sie sie durch!«, wies Roger sie an. »In der Zwischenzeit werde ich mich mal kurz mit Bruce Martin unterhalten.«

Als Laurie durch die Tür des Gerichtsmedizinischen Instituts trat, blickte sie auf ihre Uhr. Sie war entsetzt. Es war fast Mittag. Die Taxifahrt vom Manhattan General zum Institut hatte sie unglaubliche eineinhalb Stunden gekostet. Sie schüttelte den Kopf. Manchmal staute sich der Straßenverkehr in der Innenstadt von New York wie ein riesiges Blutgerinnsel. Der Fahrer hatte erklärt, dass irgendein wichtiger Amtsträger in der Stadt sei. Für dessen Wagenkorso mussten einige Straßen abgesperrt werden, sodass der Verkehr im gesamten Zentrum schlagartig zum Erliegen kam.

Marlene drückte den Türöffner, und Laurie ging am Verwaltungstrakt vorbei. Sie hatte Angst, durch die offene Tür hindurch von Calvin bemerkt zu werden. Wenn sie gewusst hätte, dass sie so lange fortbleiben würde, hätte sie die beiden verdammten Todesbescheinigungen schon vorher ausgefüllt.

Zum Glück war der Fahrstuhl schon da, sodass sie in der Eingangshalle nicht warten musste. Während sie hinauf-

fuhr, fragte sie sich, ob Roger die Detektivarbeit auch wirklich erledigen würde. Je mehr sie über ihre Idee nachdachte, desto zuversichtlicher wurde sie über die Erfolgsaussichten. Aber selbst wenn nichts dabei herauskommen sollte, hätte sie zumindest das Gefühl, etwas getan zu haben. Sie mochte überhaupt nicht darüber nachdenken, was der Tod dieser jungen, gesunden Menschen in der Blütezeit ihres Lebens für deren Angehörige und Freunde bedeutete.

Laurie marschierte sofort in ihr Büro. Die Tür war angelehnt, Riva telefonierte. Sie hängte ihren Mantel auf und setzte sich an den Schreibtisch, auf dem mehrere Haftzettel mit Rivas krakeliger Handschrift klebten. Auf dreien stand nur »Jack war da«, auf zweien »Calvin war da«, gefolgt von mehreren Ausrufezeichen, und auf dem letzten wurde sie aufgefordert, Cheryl Meyers anzurufen.

Hastig öffnete sie die Schreibtischschublade, in der sie die Unterlagen zu der möglichen Mordserie aufbewahrte, und zog die Akten zu McGillan und Morgan heraus. Aus diesen nahm sie die zum Teil ausgefüllten Todesbescheinigungen und setzte an der Stelle, an der die Todesart eingetragen wurde, mit dem Kugelschreiber zum Schreiben an. Doch sie zögerte, gefangen in einem inneren Kampf zwischen ihrem Pflichtbewusstsein und ihren ethischen Grundsätzen. Sie kam sich vor wie ein Soldat, der etwas auf Befehl tun musste, was er nicht für richtig

hielt und wofür er zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Der einzige Rettungsanker für Laurie war, dass dieser Vorgang wieder rückgängig gemacht werden konnte. Seufzend füllte sie beide Bescheinigungen aus.

In dem Moment legte Riva auf und drehte sich um. »Wo warst du? Ich habe tausendmal versucht, dich auf deinem Mobiltelefon anzurufen.«

»Drüben im Manhattan General.« Laurie öffnete ihre Tasche und suchte nach dem Telefon. »Mist, jetzt ist mir klar, warum du mich nicht erreicht hast. Ich vergesse immer, das blöde Ding einzuschalten. Tut mir Leid.«

»Calvin war zweimal hier. Ich hab's dir auf Zettel geschrieben, damit du Bescheid weißt, falls ich nicht hier sein würde. Gelinde gesagt, er ist nicht sehr glücklich, dass du verschwunden bist.«

»Ich weiß, was er wollte.« Laurie hielt die beiden Todesbescheinigungen hoch. »Danach hat er gesucht. Jetzt ist alles wieder in Butter.«

»Das hoffe ich. Er war ziemlich hektisch.«

»Hier steht, dass Jack auch hier war.«

»Das ist die Untertreibung des Jahres. Er war zwanzigmal hier. Gut, das ist ein bisschen übertrieben. Aber je öfter er kam, desto sarkastischer wurde er.«

Laurie stöhnte innerlich. Nach der Anstrengung, ihn zum Abendessen zu überreden, hoffte sie, dass er, nach-

dem sie nicht auffindbar gewesen war, das Treffen nicht absagen würde. »Hat er gesagt, was er wollte?«

»Nein! Nur, dass er dich sucht. Ach ja, und Cheryl hat gesagt, dass es zwar nicht wichtig sei, aber du möchtest sie bitte zurückrufen.«

Laurie erhob sich, in der Hand die beiden Todesbescheinigungen. »Danke für deinen Telefondienst. Ich bin dir was schuldig.«

»Kein Problem«, beruhigte Riva sie. »Aber neugierig bin ich schon: Was hast du so lange im Manhattan General gemacht?«

»Eigentlich habe ich mehr Zeit in Taxis verbracht als im Krankenhaus. Ich bin hingefahren, weil ich eine Idee hatte, die für die Lösung der Serie von Todesfällen nützlich sein könnte.«

»Was für eine?«

»Das erzähle ich dir später. Jetzt muss ich erst diese Todesbescheinigungen persönlich runter zu Calvin bringen, um die Wogen zu glätten.«

»Was soll ich Jack sagen, falls er noch mal reinschaut?«

»Sag ihm, dass ich in seinem Büro vorbeikomme, nachdem ich bei Calvin war.«

Mit einem leicht schlechten Gewissen, weil sie Riva ihr aktuellstes Problem nicht verraten hatte, ging Laurie

zum Fahrstuhl. Aber ihr war klar, dass sie mit niemandem, von der Frauenärztin einmal abgesehen, über ihre Schwangerschaft sprechen wollte, solange sie nicht mit Jack geredet hatte. Doch wenn sich das Gespräch mit ihm als Reinfall erwiese, könnte es sein, dass sie sich ganz in Schweigen hüllen würde.

Während sie mit dem Fahrstuhl nach unten fuhr, las sie noch einmal die Todesbescheinigungen durch. Auch wenn sie noch geändert werden konnten, was ihrer Meinung nach auch passieren würde, ärgerte sich Laurie, dass sie gezwungen war, diese Bescheinigungen nach ihrem Dafürhalten falsch auszufüllen. Sie hielt es nicht nur für ethisch verwerflich, sich diesen Zwängen der Bürokratie zu beugen, sondern auch für einen schlechten Dienst am Gedenken für die Opfer.

Im Verwaltungstrakt musste sie warten. Calvins Sekretärin, Connie Egan, erzählte, Calvin unterhalte sich mit einem Captain der Polizei. Laurie überlegte, ob es Michael O'Rourke sein könnte, Lous unmittelbarer Vorgesetzter und Schwager des Raubüberfallopfers aus dem Manhattan General. Während sie wartete, dachte sie darüber nach, was sie Jack erzählen würde. Wenn er sie tatsächlich so dringend gesucht hatte, würde er auf jeden Fall fragen, wo sie gesteckt habe. Und wenn er eifersüchtig war, wie Lou behauptet hatte, wäre es dumm, ihm zu

erzählen, dass sie zu Roger gegangen war, gleich nachdem sie sich mit ihm zum Essen verabredet hatte. Trotzdem nahm sich Laurie vor, sich nicht auf das dünne Eis der Lüge zu begeben.

Da erst fiel ihr ein, dass sie noch gar keinen Tisch reserviert hatte. Jetzt am Nachmittag war der Zeitpunkt gut dafür. Sie schielte zum Telefon auf dem kleinen Tischchen neben sich. Da niemand auf sie achtete, rief sie Riva oben im Büro an und bat sie, im Adressbuch auf ihrem Schreibtisch die Nummer des Restaurants rauszusuchen. Das Lokal war, wie erwartet, fast vollständig ausgebucht, sodass Laurie nur noch einen Tisch um Viertel vor sechs bekam.

Calvins Tür ging auf, und ein stämmiger, irisch aussehender Polizist in Uniform erschien. Er reichte Calvin die Hand, nickte Connie und sogar Laurie zu, setzte die Mütze auf und ging. Als Laurie sich wieder zu Calvin drehte, hatte er seinen starren Blick auf sie gerichtet.

»Kommen Sie rein!«, bellte er.

Laurie ging mit schuldbewusster Miene an ihm vorbei. Calvin schloss die Tür, ging zu Laurie und riss ihr die Bescheinigungen aus der Hand. An den Schreibtisch gelehnt, prüfte er sie und warf sie zufrieden neben sich.

»Das wurde ja auch Zeit«, hielt er ihr vor. »Wo haben Sie bloß gesteckt? Ich habe Ihnen einen Schreibtischtag

verordnet, damit Sie den Papierkram erledigen, nicht, um sich zu amüsieren.«

»Ich wollte nur mal schnell ins Manhattan General, aber leider hat der Verkehr nicht mitgespielt, sodass ich viel länger unterwegs war als geplant.«

Calvin beäugte sie misstrauisch. »Und was haben Sie dort gemacht, wenn ich fragen darf?«

»Ich habe mit dem Herrn geredet, von dem ich Ihnen gestern erzählt habe, dem Leiter des medizinischen Personals.«

»Ich gehe davon aus, dass Sie nichts unternehmen werden, was dem Institut Schaden zufügen könnte.«

»Da kann ich Sie beruhigen. Ich habe ihm die Infos zu den Queens-Fällen gegeben. Jetzt liegt es an ihm, damit zu tun, was er für richtig hält.«

»Ich möchte nicht, dass mir zu Ohren kommt, Sie hätten wie schon in der Vergangenheit ihre Kompetenzen überschritten.«

»Wie ich schon gestern gesagt habe, habe ich meine Lektion gelernt.« Laurie wusste, dass sie auch jetzt alles andere als aufrichtig war.

»Das hoffe ich. Jetzt schaffen Sie Ihren Hintern nach oben und bringen den Rest Ihrer Fälle zum Abschluss, oder Sie stehen bald auf der Straße und suchen sich eine andere Arbeit.«

Laurie nickte respektvoll und verließ Calvins Büro. Sie war erleichtert. Sie hatte mit dem Schlimmsten gerechnet, doch der Besuch war überraschend harmlos gewesen. Ob Calvin langsam zahm wurde?

Im Erdgeschoss schob Laurie den Kopf durch die Tür des Ermittlerbüros, um zu sehen, ob sie sich den Anruf sparen konnte. Glück gehabt – Cheryl saß am Schreibtisch.

»Ich wollte nur sagen, dass ich im St. Francis angerufen und gesagt habe, dass wir die Krankenakten ganz dringend bräuchten.«

»Mist! Als ich die Nachricht gesehen habe, habe ich gehofft, Sie hätten sie vielleicht schon.«

Cheryl lachte. »Ein Krankenaktentransport über Nacht? Das wäre mal was Neues! Wir können froh sein, wenn sie in ein paar Wochen hier sind, selbst wenn wir den Antrag als dringend einstufen.«

Auf dem Weg zum vorderen Fahrstuhl überlegte Laurie, ob Roger die Sache mit den Krankenakten beschleunigen könnte. Irgendwie hatte sie das Gefühl, dass sich entweder in den Akten aus dem St. Francis oder dem Manhattan General ein Hinweis versteckte, der sich als Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses herausstellen würde.

Im vierten Stock zögerte Laurie kurz. Erst musste sie sich Mut machen. Sie wollte kurz in Jacks Büro vorbeigehen.

schauen, war aber nach dem, was Riva gesagt hatte, besorgt, dass sie dort Unangenehmes erwartete. Das Eingeständnis, dass ihre gegenwärtige Entfremdung von Jack vor allem auf ihre Beziehung zu Roger zurückzuführen war, machte die Sache auch nicht leichter. Sie war nämlich nicht bereit, sich zu entschuldigen.

Mit frischem Mut ging Laurie den Flur entlang, legte in einem Rutsch und ohne zu zögern den Weg bis zu Jacks Büro zurück, wo sowohl Jack als auch Chet über ihre Mikroskope gebeugt saßen. Obwohl es nicht in ihrer Absicht gelegen hatte, betrat sie das Büro so leise, dass die beiden Männer sie nicht bemerkten.

»Ich wette fünf Dollar, dass ich Recht habe«, sagte Jack.

»Ich bin dabei«, erwiderte Chet.

»Entschuldigung!«, rief Laurie.

Überrascht schnellten die Männer mit den Köpfen nach oben und drehten sich zu Laurie.

»Fürwahr!«, rief Jack. »Wenn man vom Teufel spricht! Der Geist der vermissten Dr. Montgomery erscheint mitten unter uns.«

»O Wunder!«, fügte Chet hinzu und zog sich in gespielter Erschrecken zurück.

»Ach, hört doch auf!«, schimpfte Laurie. »Ich bin nicht in der Stimmung, mich verarschen zu lassen.«

»Gott sei Dank, sie ist es wirklich, nicht ihr Geist!«, stellte Jack mit gespielter Erleichterung fest und presste den Handrücken an die Stirn, als würde er gleich in Ohnmacht fallen.

Und Chet legte die Hand auf seine Brust, als hätte er Herzklopfen.

»Jetzt ist aber Schluss!« Laurie blickte von einem zum anderen. Ihr ging diese Schauspielerei ein bisschen zu weit.

»Wir dachten, du wärst für immer von uns gegangen«, kicherte Chet. »Es hieß, du hättest dich plötzlich in Luft aufgelöst. Als derjenige, der den Tagesplan macht, hätte ich wissen müssen, wo du steckst, aber ich hatte keine Ahnung. Sogar Marlene am Empfang hat nicht gesehen, dass du verschwunden bist.«

»Marlene saß nicht an ihrem Platz, als ich gegangen bin«, erklärte Laurie. Ihre Abwesenheit hatte scheinbar zu Spekulationen geführt, was unter den gegebenen Umständen kein gutes Zeichen war.

»Wir sind alle ein bisschen neugierig, wohin du gegangen bist, da du laut Calvin eigentlich hättest in deinem Büro sein müssen.«

»Was ist das hier, die spanische Inquisition?«, fragte Laurie in der Hoffnung, dass sie mit Humor von der Frage ablenken konnte. Sie wandte sich zu Jack. »Riva hat

gesagt, du seist bei mir im Büro gewesen. Wolltest du was Bestimmtes?»

»Ich wollte dir das Endergebnis von Mulhausens Obduktion geben«, sagte Jack. »Aber wir sind tatsächlich neugierig, wohin du auf so geheimnisvolle Weise verschwunden bist. Kannst du uns nicht aufklären? Es ist eine Menge Geld im Spiel.«

Laurie ließ den Blick zwischen den beiden hin und her wandern. Erwartung sprach aus ihren Gesichtern. Dies war die Frage, die sie befürchtet hatte, und jetzt versuchte sie hektisch, sich eine passende Antwort auszudenken, ohne zu lügen. Aber ihr fiel nichts ein.

»Ich war im Manhattan General ...«, begann Laurie, doch Jack schnitt ihr das Wort ab.

»Bingo!«, rief er und tat so, als schösse er auf Chet. »Du schuldest mir fünf Dollar, du Sportskanone.«

Chet rollte enttäuscht mit den Augen, zog seinen Geldbeutel aus der Gesäßtasche und knallte einen Fünfdollarschein auf Jacks wartende Hand.

Jack umklammerte triumphierend das Geld und blickte zu Laurie. »Siehst du, ich verdiene sogar noch an deinen heimlichen Treffen.«

Laurie spürte, wie die Wut in ihr aufstieg, doch sie hielt sie im Zaum. Ihr gefiel diese Abzockerei auf ihre Kosten nicht. »Ich war im Manhattan General, weil mir

eine Idee gekommen war, mit der sich das Geheimnis meiner Mordserie lösen lassen könnte.«

»Oh, klar!«, blaffte Jack. »Und rein zufällig musstest du diese Idee gleich deiner neuen Flamme mitteilen.«

Chet erhob sich hastig von seinem Platz. »Ich glaube, ich gehe mal nach unten einen Kaffee trinken.«

»Meinetwegen musst du nicht gehen«, sagte Laurie.

»Ich werde trotzdem gehen«, erwiderte Chet. »Es ist Zeit zum Mittagessen.« Er verließ das Büro und zog die Tür hinter sich zu.

Einen Moment lang starrten sich Laurie und Jack nur an.

»Sagen wir es mal so«, brach Jack schließlich das Schweigen. »Ich finde es erniedrigend, dass du alles Mögliche tust, um mich zu einem Abendessen mit dir zu überreden, und dann auf einmal stundenlang verschwindest, um den Mann zu treffen, mit dem du gegenwärtig eine Affäre hast.«

»Das verstehe ich, und es tut mir Leid. Mir kam gar nicht in den Sinn, dass es dir so viel ausmachen könnte.«

»Ach! Versetz dich doch einfach nur mal in meine Lage!«

»Na ja, ich muss ja zugeben, dass ich Angst hatte, du würdest fragen, wohin ich gegangen bin. Aber ich war wirklich nur aus dem genannten Grund dort. Dank der

Queens-Fälle ist mir eingefallen, wie ich eine Liste mit Verdächtigen zusammenstellen könnte. Das war kein Rendezvous. Mach mich mit solchen Gesprächen nicht runter!«

Jack warf den Fünfdollarschein auf seinen Schreibtisch, blickte auf den Boden und rieb sich die Stirn.

»Jack, glaub mir! Schließlich warst du einer der Gründe, warum ich auf diese Idee gekommen bin. Du hast nämlich gesagt, der Verdacht würde sich erhärten und über AmeriCare einen schwarzen Schatten legen. Eigentlich wollte ich dich fragen, was genau du damit meinst.«

»Ich weiß gar nicht, ob ich mir irgendwas Bestimmtes dabei gedacht habe«, erklärte Jack, ohne die Hand von seiner Stirn zu nehmen. »Aber wenn deine Serie auf dreizehn Fälle in zwei Krankenhäuser hochschnellt, die beide zu AmeriCare gehören, kommt man ins Grübeln.«

»Ich dachte, du würdest auf das Pflegemanagement anspielen. Wenn es sich um Morde handelt, gehe ich davon aus, dass die Opfer nicht zufällig ausgewählt wurden. Die Personen weisen zu viele Parallelen auf. Zum Beispiel habe ich heute erfahren, dass alle, zumindest die aus dem Manhattan General, erst seit kurzem bei AmeriCare Mitglied waren. Den tieferen Zusammenhang habe ich allerdings noch nicht verstanden.«

Jack nahm die Hand von seiner Stirn und blickte zu Laurie auf. »Dann gehst du jetzt von einer Verschwörung aus?«

Laurie nickte. »Ich dachte, darauf hättest du mit deinen Bemerkungen angespielt.«

»Eigentlich nicht, und wenn man es aus der Perspektive Kosten pro Kopf betrachtet, ergibt das keinen Sinn, also kann es per se nichts mit Pflegemanagement zu tun haben. Andererseits ist die Medizin zu einem riesigen Geschäftszweig angewachsen, und AmeriCare ist eine gigantische Organisation. Das heißt, es gibt Versicherungsmathematiker und ihre Bosse, die so weit vom Patienten entfernt sind, dass sie vergessen, welches Produkt das Unternehmen eigentlich anbietet. Sie sehen alles nur noch in Zahlen.«

»Damit könntest du Recht haben«, gab Laurie zu. »Aber neue, gesunde Mitglieder loszuwerden steht in völligem Gegensatz zu jedem versicherungsmathematischen Ziel.«

»Für uns mag das so aussehen, aber ich will darauf hinaus, dass Menschen auf einer hohen Ebene damit zu tun haben, von denen wir nicht hoffen können, dass wir sie verstehen. Es könnte eine Art Verschwörung sein, deren Logik sich uns nicht gleich erschließt.«

»Na ja, vielleicht«, meinte Laurie unbestimmt. Sie war enttäuscht, weil sie gedacht hatte, Jack hätte etwas Konkretes anzubieten.

Wieder blickten sie einander wortlos an. Und wieder war es Jack, der das Schweigen brach. »Ich möchte dich was fragen, ohne Umschweife, auf das ich unten in der Grube schon angespielt habe. Ist das Treffen heute Abend so was wie ein ausgeklügelter Plan, um mir zu sagen, dass du heiratest? Wenn ja, dann würde ich nämlich verschwinden. Ich wollte dich nur warnen.«

Laurie antwortete nicht gleich, weil sie Jacks Bemerkung daran erinnerte, wie kompliziert ihr Leben geworden war. Es war schwierig, nichts und niemanden aus dem Blick zu verlieren.

»Dein Schweigen gibt mir sehr zu denken«, warnte Jack.

»Ich werde nicht heiraten!«, fuhr Laurie ihn an und stieß mit dem Zeigefinger in seine Richtung. »Das habe ich dir unten im Obduktionssaal klar und deutlich gesagt. Ich habe dir gesagt, dass ich mit dir über etwas reden muss, das nur uns beide betrifft, und sonst niemanden.«

»Ich glaube nicht, dass du unten in der Grube den Teil mit ›sonst niemanden‹ erwähnt hast.«

»Dann tue ich das eben jetzt!«, schnauzte Laurie.

»Schon gut, schon gut. Immer mit der Ruhe! Ich bin derjenige, der sich aufregen müsste, nicht du.«

»Du würdest dich auch aufregen, wenn du an meiner Stelle wärst.«

»Hm, zu dieser Aussage kann ich nur Stellung beziehen, wenn ich mehr Informationen bekomme. Ach, Laurie, ich hasse es, wenn wir uns hier so anfahren. Wir sind wie zwei Blinde, die in der Dunkelheit aufeinander eindreschen.«

»Da kann ich dir nur zustimmen.«

»Nun, warum sagst du mir dann nicht einfach, was du mir sagen willst, und wir bringen die Sache hinter uns?«

»Ich möchte nicht hier im Institut darüber reden. Es hat nichts mit der Arbeit zu tun, und ich will dabei nicht hier sein. Ich habe im Elios einen Tisch für Viertel vor sechs reserviert.«

»Puh! Wird das ein Abendessen oder ein spätes Mittagessen?«

»Sehr lustig.« Laurie wurde ungeduldig. »Ich habe dir gesagt, dass es früh werden könnte. Es ist Freitagabend, und sie waren fast ausgebucht. Ich hatte Glück, um diese Zeit noch was zu bekommen. Wirst du kommen oder nicht?«

»Ich werde kommen, aber es ist ein großes Opfer für mich. Warren wird enttäuscht sein, dass ich nicht zum großen Freitagabendspiel auf dem Basketballfeld aufkreuze. Ach, eigentlich ist das gelogen. Er will mich sowieso nicht mehr in seinem Team haben, weil ich in letzter Zeit so mies gespielt habe. Ich bin auf meinem eigenen Spielfeld zur *persona non grata* geworden.«

»Wir sehen uns im Elios«, meinte Laurie. »Vorausgesetzt, du lässt dich dazu herab zu kommen.« Sie drehte sich um und verließ das Büro.

Jack sprang von seinem Stuhl auf, lehnte sich zur Tür hinaus und spähte den Flur entlang. Laurie war schnellen Schrittes hinausgegangen und schon ein gutes Stück entfernt. »Hey«, rief er. »Dass ich gesagt habe, es sei ein großes Opfer, mich mit dir zum Abendessen zu treffen, war ein Scherz!«

Laurie ging weder langsamer, noch drehte sie sich um, sondern verschwand wortlos in ihrem Büro.

Jack setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Ob er mit seinem Sarkasmus übertrieben hatte? Er zuckte mit den Schultern, weil er wusste, dass er es kaum hätte anders machen können. Seine Schlagfertigkeit war zu seiner Waffe gegen die Unwägbarkeiten des Lebens geworden. In der gegenwärtigen Situation fürchtete er, auf die eine oder andere Weise von Laurie übers Ohr gehauen zu werden. Er hatte keine Ahnung, was ihr im Kopf herumging, auch wenn Lous Bemerkung, sie wolle die Sache wieder kitten, in seinen Gedanken widerhallte und ihm einen Funken Hoffnung gab.

Die Kombination aus Straßenbasketball und Arbeit war gewöhnlich Jacks Trostpflaster, und da ihm Basketball momentan keine Befriedigung geben konnte, wie er Laurie gesagt hatte, war die Arbeit umso wichtiger geworden. Während der vergangenen fünf Wochen hatte er sich zum

sprichwörtlichen Arbeitstier entwickelt. Innerhalb von etwas mehr als einem Monat hatte er sich von Calvins Albtraum, der nie seine Fälle zum Abschluss brachte, zu seinem Liebling gemausert. Nicht nur, dass Jack weit mehr Fälle erledigte als alle anderen, er brachte sogar noch schneller als die anderen den Papierkram zu Ende. Jack drehte sich wieder zu seinem Mikroskop und den Objektträgern, die er am Morgen aus dem Histologielabor geholt hatte.

Die Zeit verging wie im Flug. Als Chet zurückkam, bestand Jack darauf, dass er seinen Fünfer wieder einsteckte, und behauptete, die Wette sei nicht fair gewesen, weil er sich hundertprozentig sicher gewesen sei. Nach einer Weile verließ Chet wieder das Büro, und Jack arbeitete weiter. Die Fortschritte, die er erzielte, beruhigten ihn und machten ihn zufrieden, aber das Beste war, dass er dabei nicht an Laurie denken musste.

»Hey, vergiss nicht, Luft zu holen«, unterbrach ihn eine Stimme in seiner konzentrierten Arbeit. Jack betrachtete gerade einen seltsamen Parasiten, auf den er in der Leber eines Erschossenen gestoßen war. Als er aufblickte, stand Lou Soldano in der Tür. »Ich beobachte dich schon seit fünf Minuten, und du hast keinen einzigen Muskel bewegt.«

Jack winkte Lou mit einer Hand ins Büro, während er mit der anderen Chets Stuhl umdrehte.

Lou ließ sich auf den Stuhl fallen und warf seinen Hut auf Chets Schreibtisch. Sein Gesicht zeigte die üblichen

Spuren von Schlafmangel, und er musste die Stirn runzeln, um die Augen aufhalten zu können.

»Ich habe gerade die gute Nachricht gehört«, erzählte Lou. »Hört sich großartig an.«

»Wovon redest du?«

»Ich habe in Lauries Büro vorbeigeschaut. Sie hat gesagt, dass ihr zwei euch heute Abend im Elios trifft und sie dich darum gebeten hat. Was habe ich dir gesagt? Sie will wieder was von dir.«

»Hat sie dir was Genaueres erzählt?«

»Nein, nichts Genaueres. Aber hey! Sie hat dich gefragt, ob du mit ihr zum Essen gehst.«

»Sie hat gesagt, sie will mir was erzählen, aber vielleicht ist es etwas, was ich nicht hören will.«

»Gott, was für ein Pessimist! Du hörst dich genauso schlimm an wie ich. Die Frau liebt dich.«

»Na ja, das wäre mir neu! Wie kommt's eigentlich, dass sie dir von heute Abend erzählt hat?«

»Ich habe sie gefragt. Ich gebe ja zu, dass ich euch beide wieder zusammen sehen will, und das weiß sie.«

»Wir werden sehen«, wehrte Jack ab. »Und gibt es sonst noch einen Grund, warum du hier bist?«

»Wegen diesem dämlichen Chapman-Fall natürlich. Wir haben auf Hochtouren gearbeitet und fast jeden im Krankenhaus verhört. Leider hat niemand einen Ver-

dächtigen gesehen, was ja gar nicht so seltsam ist. Aber wir haben nichts. Ich habe gehofft, dass du vielleicht was rausgefunden hast. Ich weiß, dass mein Captain heute hier war, um mit Calvin Washington zu sprechen.«

»Das ist komisch. Calvin weiß doch gar nicht über den Fall Bescheid, und mit mir hat er auch nicht geredet.«

Lou zuckte mit den Schultern. »Ich dachte, das hätte er vielleicht. Egal. Also, hast du was gefunden?«

»Ich habe die Gewebeproben noch nicht zurück, aber sie werden uns auch nichts bringen. Du hast die Geschosse, und die werden das einzige Ergebnis der Obduktion sein. Was ist mit der Stellung der Leiche und der Tatsache, dass der Mörder womöglich im Auto saß? Gehst du bei deinen Ermittlungen auch davon aus, dass das Opfer den Täter gekannt hat?«

»Wir verfolgen alle Möglichkeiten und verhören jeden, der Zugang zum Parkhaus hat. Das Problem ist, dass wir keine Fingerabdrücke haben. Außer den Patronenhülsen haben wir nichts!«

»Tut mir Leid, dass ich dir keine größere Hilfe bin«, sagte Jack. »Mal was anderes – hat Laurie irgendwas zu ihrer Serie von verdächtigen Todesfällen gesagt, von der ich dir gestern kurz erzählt habe?«

»Nein, nichts.«

»Das überrascht mich. Die Dinge überstürzen sich gerade. Sie hat schon sieben Fälle im Manhattan General einschließlich dem einen, den ich heute obduziert habe, plus sechs weitere Fälle in einem Krankenhaus in Queens.«

»Interessant.«

»Ich glaube, das ist schon mehr als interessant. Eigentlich fange ich an zu glauben, dass Laurie von Anfang an Recht hatte und einem Serienmörder auf der Spur ist.«

»Soll das ein Witz sein?«

»Nein, kein Witz! Vielleicht ist es besser, wenn du anfängst, dich darum zu kümmern.«

»Wie ist die offizielle Einstellung? Sind Calvin und Bingham auch im Boot?«

»Kaum. Laurie wurde von Calvin unter Druck gesetzt, ihre ersten Fälle mit einer natürlichen Todesursache abzuschließen, nachdem er von Bingham und der wiederum von jemandem aus dem Rathaus unter Druck gesetzt wurde.«

»Hört sich politisch an, was heißt, dass uns die Hände gebunden sind.«

»Na ja, zumindest habe ich dich gewarnt.«

Kapitel 15

Jack trat kräftig in die Pedale. Er fuhr auf der First Avenue am UN-Gebäude vorbei Richtung Norden. Obwohl schon jetzt um halb sechs starker Verkehr herrschte, hatte Jack keinen Grund, sich über die Autofahrer aufzuregen. Er hatte seine Aggressivität sehr zurückgeschraubt, nachdem einer der vielen New Yorker Fahrradkuriere ins Leichenschauhaus eingeliefert worden war. Der arme Kerl war mit einem Müllauto aneinander geraten und hatte dafür teuer bezahlen müssen. Als Jack ihn im Leichenschauhaus gesehen hatte, hatte sein Kopf den Durchmesser eines Beachballs gehabt, war aber nur noch so dick wie eine Münze gewesen.

Vor ihm befand sich die auf massiven Pfeilern stehende Queensboro Bridge. Jack schaltete in einen höheren Gang, als die Straße ganz leicht abzufallen begann. Mit Unterstützung durch die Schwerkraft leistete sich Jack ein Kopf-an-Kopf-Rennen mit den Autos. Der Wind pfiff durch seinen Helm. Wie immer hatte er bei dieser Geschwindigkeit das Gefühl abzuheben, und ein paar Minuten lang wurden alle Sorgen und bösen Erinnerungen von seinen Endorphinen fortgespült.

Als er sein Büro in Ordnung gebracht und Feierabend gemacht hatte, war er in Lauries Büro gegangen, um mit ihr zu besprechen, wie sie zum Restaurant kommen würden. Doch ebenso wie bei seinen vielen Besuchen am Vormittag war sie nicht da gewesen. Diesmal hatte Riva gesagt, Laurie sei nach Hause gegangen, um sich umzuziehen. Dass Jack offenbar überrascht geblickt hatte, hatte er selber daran gemerkt, dass Riva erklärte, das sei typisch für Frauen, auch wenn diese Erklärung ihn nur noch mehr verwirrte. Lauries Aufmachung hatte doch bestens für ihr frühes Abendessen gepasst. Mehr als jede andere im Institut kleidete sich Laurie schick und betont weiblich.

Gleich hinter der Queensboro Bridge drängelten sich die Autos vor der Auffahrt zum Franklin D. Roosevelt Drive. Jack musste sich zwischen den stehenden Autos, Bussen und Lastwagen hindurchschlängeln, bis er die völlig verstopfte Kreuzung an der 63rd Street erreichte. Danach radelte er stehend weiter, um wieder an Tempo zuzulegen.

Ab jetzt lief alles wie geschmiert. An der Ecke 82nd Street und Second Avenue stieg er auf dem Bürgersteig ab und schloss sein Fahrrad und den Helm an ein Parkverbotsschild an. Als er das Elios betrat, war er nur drei Minuten zu spät.

Jack stellte sich an die Mahagonibar gleich an der Tür und ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Kellner in frisch gewaschenen weißen Schürzen huschten vorbei und brachten die mit Leinentüchern gedeckten Tische in Ordnung. Das kleine, aber weit bis nach hinten reichende Restaurant war um diese Uhrzeit noch schwach besetzt. Gleich rechts neben Jack saß an einem runden Tisch eine laute Gruppe, von denen einige, wie Jack zu erkennen meinte, beim Fernsehen arbeiteten. Laurie allerdings sah er nirgends und dachte schon, er sei vor ihr im Restaurant angekommen.

Die Besitzerin, eine elegante, große Frau, kam auf ihn zu. Als er sagte, es sei ein Tisch auf den Namen Montgomery reserviert, nahm sie seine Bomberjacke, reichte sie einem Kellner und bedeutete Jack, ihr zu folgen. Auf halbem Weg erblickte er Laurie rechts an einem Tisch, wo sie sich mit einem schnurrbärtigen Kellner unterhielt. Vor ihr stand eine Flasche italienisches Mineralwasser, aber kein Wein. Er wusste, wie gern Laurie Wein trank, und wenn er in der Vergangenheit zu spät zum Essen gekommen war, hatte sie immer schon eine Flasche bestellt. Er wunderte sich, dass es an diesem Abend offenbar anders war.

Jack beugte sich vor und gab Laurie einen flüchtigen Kuss auf die Wange, bevor er überhaupt nachdachte, ob er

es tun sollte oder nicht. Dann reichte er dem Kellner, der immer besonders freundlich war, die Hand. Als er sich setzte, fragte der Kellner, ob er ihm etwas Wein bringen solle.

»Ja, ich denke schon«, meinte Jack und blickte zu Laurie.

»Mach nur«, ermunterte ihn Laurie und zeigte auf ihr Wasserglas. »Ich bleibe bei dem hier.«

»Wie kommt's?«, fragte Jack. Bei einem Abendessen, bei dem er nicht wusste, was ihn erwartete, wollte er schon etwas vorsichtig sein. Er wechselte ein paar Worte mit dem Kellner, dann bat er ihn, ihm ein Bier zu bringen. Wenn Laurie keinen Wein trinken würde, wollte er auch keinen. Das war für ihn eine Frage des Prinzips.

»Ich bin froh, dass du es wohlbehalten hierher geschafft hast«, meinte Laurie. »Ich hoffe, nach dem Fall mit dem Fahrradkurier wirst du damit aufhören, den Tod ständig herauszufordern.«

Jack nickte, erwiderte aber nichts. Laurie sah blendend aus. Sie hatte Sachen an, die Jack an ihr besonders mochte, und er fragte sich, ob sie sie wohl seinetwegen angezogen hatte. Sie hatte sich nicht nur umgezogen, sondern auch ihre Haare gewaschen. Im Institut trug sie es entweder oben auf dem Kopf zu einem Knoten gebunden oder zu einem Zopf geflochten, doch jetzt umrahmte es ihr Gesicht und fiel über ihre Schultern.

»Du siehst toll aus«, bemerkte Jack.

»Danke, du auch.«

»Ja, klar«, entgegnete Jack ungläubig und blickte an seinem verknitterten, leicht fleckigen Hemd, die dunkelblaue Krawatte und die Jeans mit den Fettflecken hinab. Neben Laurie kam er sich ziemlich runtergekommen vor.

Während sie auf das Bier warteten, unterhielten sie sich über die vielen Male, die sie schon hier gewesen waren. Laurie fiel der Abend ein, an dem sie einmal mit Paul Sutherland hier gewesen war, um Jack und Lou zu überraschen. Damals hatte sie vorgehabt, Paul zu heiraten.

»Hm, der Abend hat mir überhaupt nicht gefallen«, gab Jack zu.

»Mir auch nicht«, stimmte Laurie zu. »Mir ist das wieder eingefallen, als Lou gestern plötzlich davon anfang und sagte, ihr beide wärt eifersüchtig gewesen.«

»Ehrlich? Na, was der alles weiß.«

»Ich hätte nie gedacht, dass du eifersüchtig bist.«

Der Kellner kam mit Jacks Bier und einem Korb mit frischem Brot. »Darf ich Ihnen jetzt unsere Spezialitäten aufzählen, oder möchten Sie noch warten?«

»Ich glaube, war warten noch einen Moment«, antwortete Laurie.

»Rufen Sie mich einfach«, bat der Kellner und verschwand in die Küche.

»Tut mir Leid, dass ich gesagt habe, es sei ein Opfer für mich, heute Abend mit dir zu essen«, entschuldigte sich Jack, als sie sich wieder anschauten. »Ich wollte dich nicht verletzen, sondern nur einen Witz machen.«

»Danke für die Entschuldigung. Unter normalen Umständen hätte ich anders reagiert. Es tut mir Leid, dass ich in letzter Zeit nicht so gut drauf bin.«

»Ich hatte noch gar nicht die Gelegenheit, zu sagen, dass der Mulhausen-Fall sauber war, genau wie du erwartet hast. Kein pathologischer Befund. Und apropos Lou, ich habe ihm gesagt, dass ich langsam auch von deiner Serienmörder-Idee überzeugt bin und es gut wäre, wenn sich seine Abteilung mal darum kümmert.«

»Ehrlich? Was hat er gesagt?«

»Er wollte wissen, was das Institut offiziell darüber denkt, und das habe ich ihm gesagt.«

»Und?«

»Er meinte, unter diesen Umständen, wenn weder das Institut noch das Krankenhaus Stellung bezieht und sich das Rathaus eingeschaltet hat, seien ihm die Hände gebunden.«

»Das werde ich zu ändern versuchen, indem ich eine Liste mit Verdächtigen zusammenstelle.«

»Richtige Verdächtige? Boh! Das würde mit Sicherheit einiges ändern. Mir ist aber noch was anderes dazu eingefallen.«

»Interessant. Lass hören.«

»Auch wenn die Todesfälle aus deiner Serie versicherungsmathematisch den Interessen des Pflegemanagements zuwiderlaufen, gibt es eine Reihe von Möglichkeiten, wie sie mit dem Pflegemanagement zusammenhängen könnten.«

»Weiter.«

»Der Bereich Pflegemanagement musste sehr aggressiv vorgehen, weil Praxen und Krankenhäuser oft auf feindliche Weise übernommen wurden. Dein Serienmörder könnte ebenso wütend auf AmeriCare sein wie ich. Ich muss zugeben, dass ich auch Mordgelüste hatte, nachdem mir AmeriCare meine Praxis weggeschnappt hatte. Ohne AmeriCare wäre ich heute immer noch ein konservativer Augenarzt im Mittleren Westen, würde in einem karierten Anzug herumlaufen und mich damit abmühen, zwei Mädchen durchs College zu schleusen.«

»Egal, wie oft du mir die Geschichte von deinem früheren Leben erzählst, ich habe Probleme damit, es mir vorzustellen. Ich bin sicher, ich würde dich nicht wiedererkennen.«

»Ich würde mich selbst nicht wiedererkennen!«

»Aber so Unrecht hast du gar nicht. Wir müssen auch die Ärzte berücksichtigen, die sowohl im Manhattan General als auch im St. Francis Hospital Belegbetten haben. Was für eine Idee hast du noch?«

»Konkurrenz im Pflegemanagement! Das ist ein Geschäft, in dem jeder jeden bekämpft. Die beiden lokalen Giganten National Health und AmeriCare haben sich in der Vergangenheit schon öfter in die Haare gekriegt. Es war unglaublich, mit welchen hinterhältigen Tricks sie gegeneinander vorgegangen sind. Ich weiß, dass National Health den Bereich New York an AmeriCare abgetreten hat, aber es könnte ein Sinneswandel stattgefunden haben. Das Medienspektakel, zu dem deine Mordserie früher oder später führt, wird für National Health zweifellos ein Segen sein. Und überhaupt, je mehr ich darüber nachdenke, könnte jede x-beliebige Einzelperson oder Gruppe damit zu tun haben, die will, dass die AmeriCare-Aktien den Bach runtergehen. Sobald die Medien Wind von den Todesfällen bekommen, werden sich nämlich die Investoren in Scharen zurückziehen.«

»Gute Ideen!«, gab Laurie zu. »Ich wäre auf keine von beiden gekommen. Danke.«

»Nicht der Rede wert.«

Jack nahm einen langen Schluck von seinem Bier direkt aus der Flasche. Laurie nippte an ihrem Mineralwasser. Das Restaurant erwachte langsam aus seinem Nachmittagsschlaf, einige weitere Tische und die Bar waren mittlerweile besetzt.

Der Kellner nützte die Pause im Gespräch zwischen Laurie und Jack, um zu fragen, ob sie eine Vorspeise bestellen wollten. Nachdem die beiden einen Blick wechselten, um zu sehen, ob der andere etwas dagegen einzuwenden hatte, nickten beide, was den Kellner zu einem beeindruckenden Schauspiel veranlasste. Er ratterte eine lange Liste von Spezialvorspeisen herunter, die er mit gewissenhafter Sorgfalt erklärte. Trotz der verlockenden Angebote bestellten sie etwas von der normalen Speisekarte: Laurie nahm einen Rukola-Salat, Jack entschied sich für Calamari.

Nachdem der Kellner wieder gegangen war, hielt Jack seinen Blick auf Laurie gerichtet. Sie stellte das Geschirr zurecht, das aber bereits perfekt stand. Jack merkte ihr die Anspannung an. Nach einer viel zu langen Pause begann Jack, auf seinem Stuhl hin und her zu rutschen, blickte sich einmal um, um sicherzugehen, dass niemand zuhörte, und brach das Schweigen. »Wann willst du denn über das reden, was so wichtig ist und nur dich und mich und sonst niemanden angeht? Handelt es sich um ein Vorspeisen-, Hauptgerichts- oder Nachspeisenthema?«

Laurie hob den Kopf. Jack versuchte, in ihren blaugrünen Augen zu lesen, aber er konnte nicht sagen, ob sie wütend oder gequält schaute. Seine Vermutungen über das, was sie ihm sagen wollte, deckten eine breite Palette

ab, angefangen von dem, was Lou verraten hatte, bis zu der Befürchtung, dass sie sich an ihren Freund mit dem französischen Namen binden wollte. Langsam reichte es ihm mit ihrer Geheimniskrämerei.

»Wenn es nicht zu viel verlangt ist, möchte ich dich bitten, deinen Sarkasmus zu unterlassen. Du hast bestimmt auch schon gemerkt, dass es mir nicht leicht fällt, darüber zu reden, und du könntest wenigstens ein bisschen Respekt zeigen.«

Jack holte tief Luft. Er wusste nicht, wie er es schaffen sollte, auf seine wirksamste psychologische Waffe zu verzichten in einer Situation, in der er sie am meisten brauchte. »Ich werde es versuchen«, bot er an. »Aber ich habe mir schon den Kopf in allen möglichen Richtungen zerbrochen, um zu erraten, um was es überhaupt geht.«

»Als Erstes will ich dir sagen, dass ich seit gestern weiß, dass ich den BRCA1-Marker habe.«

Jack blickte Laurie an, während sich seine Gedanken überschlugen. Außer Mitleid und Sorge empfand er auch ein weniger edles Gefühl – in selbstsüchtiger Weise fühlte er sich entlastet, weil er wusste, dass er mit dem BRCA1-Problem leichter zurechtkommen würde als mit dem Gedanken, dass sie heiraten könnte.

»Willst du nichts sagen?«, fragte Laurie nach einer Pause.

»Entschuldige! Das hat mich jetzt völlig unerwartet getroffen. Es tut mir ehrlich Leid, dass du den Marker hast. Andererseits glaube ich immer noch, dass es besser ist, es zu wissen.«

»Im Moment bin ich davon gar nicht überzeugt.«

»Aber ich. Daran zweifle ich kein bisschen. Das heißt doch jetzt bloß, dass du vorsichtiger sein und vielleicht jedes Jahr eine Mammographie oder Kernspintomographie machen lassen musst. Du weißt doch, dass du mit dem Marker zwar ein erhöhtes Risiko hast, Krebs zu bekommen, bevor du achtzig bist, aber deine Mutter, von der du die Mutation geerbt hast, hat ihren Krebs erst mit über achtzig bekommen.«

»Das stimmt«, gab Laurie zu. Ihr Gesicht hellte sich auf. »Und meine Großmutter mütterlicherseits hat auch erst Brustkrebs bekommen, als sie schon über achtzig war. Und meine Tanten, die alle schon Ende siebzig sind, haben keinen – bis jetzt jedenfalls nicht.«

»Na, siehst du?«, ermunterte Jack sie. »Es deutet doch vieles darauf hin, dass sich in deiner Familie die Mutation erst ab achtzig auswirkt.«

»Vielleicht.« Laurie klang schon wieder weniger optimistisch. »Aber so etwas lässt sich nicht testen oder beweisen, und dabei ist das erhöhte Risiko für Eierstockkrebs noch nicht berücksichtigt.«

»Hat jemand aus deiner Familie Eierstockkrebs gehabt?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Für mich hört sich das alles sehr positiv an.«

»Kann sein«, gab Laurie zu und fingerte wieder an ihrem Geschirr herum.

Jack nahm noch einen Schluck von seinem Bier. Ihm war heiß, und er versuchte, seinen Hemdkragen am verschwitzten Hals etwas zu weiten. Wie gern hätte er die Krawatte ausgezogen, doch da Laurie sich so schick angezogen hatte, traute er sich nicht. Ihm machte nicht der BRCA1-Marker Sorgen, sondern die Art, wie Laurie angefangen hatte, davon zu erzählen. »Als Erstes«, hatte sie gesagt, was wohl hieß, dass noch etwas folgen würde.

In diesem Moment brachte der Kellner den Salat und die Calamari. Dass er Jack und Laurie noch nicht mit der Frage nach der Hauptspeise belästigt hatte, war einer der Gründe, warum Jack so gern im Elios aß – hier hatte er nicht das Gefühl, gleich wieder rausgeschmissen zu werden, um den Tisch für die nächsten Gäste freizugeben, wie dies in vielen anderen »In«-Restaurants üblich war.

Nachdem er ein paar Bissen von seinen Calamari gegessen und einen Schluck Bier getrunken hatte, räusperte er sich. Abergläubisch wie er war, wollte er sie nicht fragen, aber die Ungewissheit brachte ihn schier um. »Woll-

test du mir noch was anderes erzählen, oder ging es nur um den BRCA1-Marker?«

Laurie legte die Gabel zur Seite und blickte Jack in die Augen. »Ja, ich wollte dir noch was erzählen – ich bin schwanger.«

Jack schluckte, legte den Kopf leicht schräg, als ob etwas dagegen geprallt wäre, und stellte das Bier ab. Seinen Blick hielt er auf Laurie geheftet. Zu hören, dass sie schwanger war, hätte er am allerwenigsten erwartet. Seine Gedanken rasten. Wieder räusperte er sich. »Wer ist der Vater?«, fragte er.

Lauries Gesicht verfinsterte sich schlagartig, und sie sprang so rasch vom Tisch auf, dass ihr Stuhl nach hinten kippte. Die Gespräche im Restaurant verstummten. Laurie warf ihre Serviette auf den Salat und wollte Richtung Ausgang marschieren, aber Jack hielt sie am Arm fest. Sie schaffte es nicht, sich loszureißen, doch ihre Nasenflügel zuckten, als sie auf Jack hinabblickte.

»Es tut mir Leid«, stieß Jack hervor. »Renn doch nicht gleich weg! Natürlich müssen wir miteinander reden, und vielleicht war das nicht sehr diplomatisch, diese Frage gleich als Erstes zu stellen.«

Laurie riss noch einmal an ihrem Arm, doch weniger stark als am Anfang.

»Bitte, setz dich!«, flehte Jack so ruhig, wie er konnte.

Als ob sich Laurie erst jetzt ihrer Umgebung bewusst wurde, schaute sie sich im Restaurant um, wo die Gäste wie erstarrt dasaßen und zu ihr herüberblickten. Sie schaute zu Jack hinunter, nickte und trat wieder an den Tisch. Wie auf Befehl tauchte der Kellner auf, stellte den Stuhl hin und nahm Serviette und Salatteller mit. Sobald Laurie sich wieder gesetzt hatte, wurden die Gespräche im Restaurant fortgeführt, als ob nichts geschehen wäre. New Yorker waren auch an solch unerwartete Ausbrüche gewöhnt.

»Wie lange weißt du das schon?«, fragte Jack.

»Ich habe es gestern vermutet, aber die Bestätigung habe ich erst seit heute Morgen.«

»Bist du deswegen beunruhigt?«

»Natürlich bin ich beunruhigt. Du nicht?«

Jack nickte und dachte kurz nach. »Was hast du vor?«

»Du meinst, ob ich das Kind behalten werde oder nicht? Ist es das, worauf deine dämliche Frage zielt?«

»Laurie, wir reden doch miteinander. Du brauchst nicht immer gleich aus der Haut zu fahren.«

»Mit deiner ersten Frage, wie du es genannt hast, hast du die falsche Saite angeschlagen.«

»Ja, schon klar, aber schließlich bist du mit jemandem zusammen – zumindest sieht das von außen so aus –, also ist meine Frage gar nicht so abwegig.«

»Mir kam sie äußerst unsensibel vor, denn mit Roger Rousseau habe ich nicht geschlafen.«

»Woher soll ich das denn wissen? Während der letzten Wochen habe ich mehrmals versucht, dich abends anzurufen. An einem Abend habe ich es sogar noch bis spätnachts probiert, weswegen ich davon ausgegangen bin, dass du auswärts übernachtet hast.«

»Ich bin ein paar Mal bei Roger geblieben«, gab Laurie zu. »Aber wir haben nicht miteinander geschlafen.«

»Das hört sich eher nach Haarspalterei an, aber lass uns weiterreden.«

Der Kellner brachte Laurie eine frische Serviette und einen neuen Salat und zog sich gleich wieder zurück.

»Wie weit bist du?«, fragte Jack.

»Sechste Woche, nach gynäkologischer Zählweise siebte Woche. Ich bin mir ganz sicher, dass es in der letzten Nacht passiert ist, in der wir zusammen waren. Welche Ironie, findest du nicht?«

»Überraschend würde ich eher sagen. Wie konnte das passieren?«

»Ich hoffe nicht, dass du mir die Schuld gibst. Erinnerst du dich, dass du mich am Tag vorher gefragt hast, wo ich in meinem Zyklus bin? Ich habe dir gesagt, dass es wahrscheinlich sicher ist, aber ich war nah an der Grenze. Als wir miteinander geschlafen haben, war ge-

nau genommen schon der nächste Tag, und der war offensichtlich nicht mehr sicher.«

»Warum hast du dann trotzdem mit mir geschlafen?«

Laurie funkelte Jack an. »Jetzt machst du mich wieder wütend. Das hört sich an, als wolltest du mir die Schuld geben, aber weißt du was? Wir haben beide beschlossen, miteinander zu schlafen, nicht nur ich, und wir hatten beide den gleichen Wissensstand.«

»Beruhige dich doch«, beschwichtigte Jack. »Ich will dir keine Schuld geben. Ehrlich! Ich versuche nur zu verstehen. Dass du schwanger bist, hat mich völlig überrascht. Wir haben in der Vergangenheit alles getan, damit das nicht passiert. Warum hat es dann beim letzten Mal nicht geklappt?«

Lauries Blick wurde wieder weicher. Sie holte tief Luft und stieß sie zischend aus. »Also, es ist vielleicht das Beste, wenn ich ehrlich bin. In jener Nacht, als alles darauf hinauslief, dass wir miteinander schlafen würden, habe ich schon daran gedacht, dass wir uns auf ein Risiko einlassen, und ich war sicher, dass auch dir das klar war. Kein großes Risiko, schließlich war es der zehnte Tag, aber ein Risiko bestand. Aber da ich so gern mit dir eine Familie wollte, war das Risiko für mich akzeptabel. Und ich konnte mir vorstellen, dass du irgendwo in der Tiefe deiner Seele genauso dachtest – dass ein Kind dir helfen

würde, die Vergangenheit zu überwinden und ein völlig neues Leben anzufangen. Vielleicht habe ich zu viel von meinen eigenen Wünschen auf dich projiziert. Ich weiß es nicht, aber das war es jedenfalls, was sich in meinem Kopf abgespielt hat.«

Jack grübelte über das nach, was Laurie gesagt hatte. Abwesend kaute er auf seiner Wange herum. Das Leben hatte ihn schon öfter aus der Bahn geworfen, und diesmal scheinbar ganz besonders. Die Nachricht, dass er wahrscheinlich der Vater eines weiteren Kindes werden würde, hatte ihn eiskalt erwischt. Der Gedanke erschreckte ihn auch, weil er fürchtete, es zu sehr zu lieben und sich damit wieder genauso verletzlich zu machen wie in der Vergangenheit. Seine Familie zu verlieren, war die härteste Prüfung seines Lebens gewesen, und er bezweifelte, dass er so etwas ein zweites Mal durchstehen könnte. Doch es gab auch einen zweiten, positiveren Gedanken dabei. Wenn er in den letzten fünf lausigen Wochen auch sonst nichts gelernt hatte, dann doch wenigstens, dass er Laurie mehr liebte, als er zugegeben hatte. Wie sich das auf die gegenwärtige Situation auswirken würde, wusste er nicht. Und er wusste auch nicht, wie sie zu ihrem derzeitigen Freund stand.

»Dein Schweigen macht mir Probleme«, unterbrach Laurie seine Gedanken. »Nicht nur, dass es untypisch für

dich ist – ich brauche auch eine Rückmeldung. Egal was, auch wenn sie schlecht ist. Ich muss wissen, wie du dich fühlst. Wir müssen ein paar Entscheidungen treffen, oder wenn du damit nichts zu tun haben willst, dann sag es mir. Dann treffe ich die Entscheidungen alleine.«

Jack nickte. »Natürlich möchte ich was damit zu tun haben, aber die Situation ist ein bisschen unfair. Es ist schwierig, wenn mir alles vor den Latz geknallt und dann von mir erwartet wird, dass ich sofort reagiere. Mir wäre es lieber gewesen, wenn du es mir sofort erzählt hättest, dann hätte ich genauso darüber nachdenken können wie du. Und bei diesem Abendessen hätten wir uns über unsere Gedanken austauschen können.«

»Der Punkt geht an dich«, räumte Laurie ein. »Ich will dich nicht unter Druck setzen, auch wenn ich mir wünsche, dass du so antwortest, wie ich es gern hätte.«

»Und was wünschst du dir?«

Laurie fasste über den Tisch und berührte Jacks Arm. »Ich werde dir keine Worte in den Mund legen. Ich hoffe nur, dass sich dieses Ereignis positiv auf dich auswirkt und dich aus deiner Trauer reißt. Eine neue Familie bedeutet keine Herabwürdigung deiner verstorbenen Familie. Aber geh nach Hause und denk darüber nach. Ich habe am Wochenende Rufbereitschaft. Wenn ich also nicht zu Hause bin, bin ich im Institut. Ich warte auf deinen Anruf.«

»Also gut«, stimmte Jack müde zu.

»Hey, jetzt krieg meinetwegen keine schlechte Laune«, zog Laurie ihn auf.

»Ich kriege keine schlechte Laune, aber eins kann ich dir sagen: Hunger habe ich keinen mehr.«

»Ich auch nicht«, sagte Laurie. »Dann machen wir lieber Feierabend. Wir sind beide am Ende.« Laurie hob die Hand, um den Kellner herbeizuwinken.

Kapitel 16

Roger Rousseau lehnte sich zurück und reckte die Arme nach oben. Nach den vielen Stunden, in denen er bereits über dem Besprechungstisch in der Personalabteilung des St. Francis Hospital gebeugt saß, waren sie verkrampft. Auf dem Tisch verteilt lagen kleine Stapel mit Computerausdrucken sowie eine frisch gebrannte CD-ROM. Ihm gegenüber saß Rosalyn Leonard, die Personalchefin, eine ernsthafte, große, attraktive Frau mit pechschwarzem Haar und porzellanweißer Haut. Anfangs hatte er sich eingeschüchtert gefühlt, weil sie gegen seinen Charme immun zu sein schien, was Roger persönlich nahm. Für ihn war es äußerst wichtig, glauben zu können, er sei für diejenigen Frauen, die er attraktiv fand, ebenfalls attraktiv. Doch seine Hartnäckigkeit hatte sich nach einigen Stunden bezahlt gemacht – sie war, wenn auch spät, endlich aufgetaut. Während der letzten Stunde hatte er gespürt, dass sie anfang, auf sein Werben positiv zu reagieren. Dass sie keinen Ehering trug, war ihm nicht entgangen, und während der Abend näher rückte, hatte er sie taktvoll nach ihrem Privatleben gefragt. Als er hörte,

dass sie derzeit solo war, hatte er sogar überlegt, sie zum Abendessen einzuladen. Es könnte ja schließlich sein, dass die Sache mit Laurie schiefging.

Als Roger am Nachmittag nach Queens gefahren war, hatte er ein bisschen das Gefühl gehabt, nach Hause zu kommen, da das Krankenhaus östlich des Rego Parks lag, einen Steinwurf entfernt von dem Viertel Forest Hills, in dem er aufgewachsen war. Seine Eltern waren zwar schon tot, aber mehrere Onkel und Tanten lebten noch in der Gegend. Bei einem Blick aus dem Taxifenster auf dem Queens Boulevard hatte er sich überlegt, nach dem Besuch im Krankenhaus bei seinem alten Zuhause vorbeizuschauen.

Roger hatte beachtliche Fortschritte gemacht. Sein Treffen mit Bruce Martin, dem Personalchef des Manhattan General, war sehr ergiebig gewesen, wenn auch nicht gleich von Anfang an. Als Roger ihn direkt nach den Personalakten gefragt hatte, hatte Bruce ihn auf die vielen Bundesgesetze hingewiesen, die den Zugang zu solchen Informationen einschränkten. Damit war Rogers Kreativität gefordert – er hatte behauptet, dass er als Leiter des medizinischen Personals eine Studie über die Interaktion zwischen Ärzten und den übrigen Mitarbeitern anzufertigen dachte. Schwerpunkt seien die neuen Mitarbeiter, insbesondere diejenigen aus der Nachtschicht,

wenn das Krankenhaus, wie er sich ausdrückte, quasi auf einen »Tempomaten« eingestellt sei. Von seinem eigentlichen Ziel erwähnte er natürlich kein Sterbenswörtchen.

Schließlich hatte Bruce ihm versprochen, ihm bis zum Abend eine Liste aller Mitarbeiter zu besorgen sowie eine weitere mit den Neuzugängen seit Mitte November, die in der Nachtschicht beschäftigt waren. Damit hatte sich Rogers Befürchtung, dass ein solches scheinbar willkürlich gewähltes Datum für den Einstellungstermin der neuen Mitarbeiter Verdacht erregen würde, als unbegründet erwiesen.

Als Nächstes hatte Bruce die Personalchefin im St. Francis Hospital, Rosalyn Leonard, angerufen und Roger bei ihr angemeldet. Zu dem Zeitpunkt war sich Roger noch gar nicht bewusst gewesen, wie hilfreich diese Vorwarnung sein würde. Wäre Roger, wie ursprünglich geplant, mit seiner Bitte einfach so bei Rosalyn aufgekreuzt, hätte er absolut nichts erreicht. Roger bezweifelte kein bisschen, dass sie ihn hätte auflaufen lassen. Doch dank Bruces Anruf hatte sie bereits einige Vorarbeit geleistet. Es zeigte sich nämlich, dass Rosalyn verschiedene Quellen anzapfen musste, um an die Informationen zu gelangen, die Roger brauchte. Roger war überrascht, dass die verschiedenen Abteilungen in den AmeriCare-Krankenhäusern innerhalb der engen Grenzen ihres zent-

ral zugewiesenen Budgets mehr oder weniger nach ihren eigenen Regeln arbeiteten.

Parallel hatte Roger seine Sekretärin Caroline gebeten, eine Liste mit denjenigen Ärzten zusammenzustellen, die in beiden Krankenhäusern Belegbetten hatten. Roger hatte selbst ein paar Datensätze aufgerufen, um zu prüfen, ob diese Information überhaupt verfügbar war. Leider waren die Daten lückenhaft, aber sie unterlagen nicht dem Datenschutz, sodass Caroline versprochen hatte, einen befreundeten Computerfreak um Hilfe zu bitten, der im Krankenhaus arbeitete und oft das Unmögliche möglich machte.

»So, das wär's«, meinte Rosalyn, schob den letzten, dünnen Stapel Blätter über den Tisch in Rogers Richtung und schlug mit der Hand darauf. »Hier ist die komplette Liste aller Mitarbeiter, die seit Mitte November im St. Francis in der Nachtschicht gearbeitet haben, eine Liste von Mitarbeitern, die zwischen Mitte November und Mitte Januar gekündigt haben oder gekündigt wurden, und eine Liste aller Vollzeitärzte, ebenfalls seit Mitte November. Und schließlich eine Liste unserer Ärzte mit Belegbetten. Brauchen Sie sonst noch was für Ihre Studie? Was ist mit den neuen Mitarbeitern, die ab Mitte November angefangen haben?«

»Die brauche ich nicht«, wehrte Roger ab. »Ich glaube, das müsste für meine Studie reichen.« Er blätterte die Seiten

mit den Mitarbeitern seit Mitte November durch und schüttelte verwundert den Kopf. »Ich hatte keine Ahnung, dass so viele Menschen nötig sind, um ein amerikanisches Krankenhaus am Laufen zu halten.« Er wollte das Gespräch von seiner vermeintlichen Studie ablenken. Rosalyn würde seinen Trick mit ihrem scharfen Verstand schnell durchschauen, wenn er gezwungen wäre, mehr darüber zu erzählen.

»Wie alle AmeriCare-Krankenhäuser ist unsere Personalstärke eher unterdurchschnittlich«, erklärte Rosalyn. »AmeriCare hat es wie alle Pflegemanagementbetriebe gemacht, die ein Krankenhaus übernehmen: Gleich als Erstes wird in jeder Abteilung das Personal reduziert. Ich weiß das, weil diese unvermeidliche Aufgabe an mir hängen blieb. Ich war für eine beträchtliche Anzahl von Kündigungsschreiben verantwortlich.«

»Das muss hart gewesen sein«, meinte Roger in unbewusst besorgtem Ton. Er legte die Liste zur Seite und blickte auf diejenige mit den Mitarbeitern, die das St. Francis verlassen hatten. Sie war viel länger, als er erwartet, aber nicht so detailliert, wie er gehofft hatte, weil sie nicht angab, in welcher Schicht die einzelnen Mitarbeiter beschäftigt gewesen waren, ob sie gekündigt worden waren oder selbst gekündigt hatten und wohin sie gegangen waren. »Ich bin überrascht, dass die Fluktuation so stark ist. Ist das repräsentativ?«

»Im Großen und Ganzen ja, aber die Zahl könnte leicht erhöht sein, weil in dem Zeitraum, für den Sie sich interessieren, Weihnachten und Silvester liegen. Wenn jemand die Stelle wechseln und gleichzeitig etwas Auszeit nehmen will, ist das eine sehr beliebte Zeit dafür.«

»Das scheinen ja vor allem Krankenschwestern zu sein.«

»Leider, so sieht die Realität aus. Es gibt einen ernsthaften Mangel an Pflegekräften, wodurch sie in einer guten Position sind. Wir werben ständig Pflegekräfte an, und andere Krankenhäuser werben sie von uns ab. Ein ewiges Tauziehen. Wir müssen sogar Leute aus dem Ausland holen.«

»Ehrlich?« Roger wusste, dass die Vereinigten Staaten Ärzte aus Entwicklungsländern abzogen, die vorgeblich zur Ausbildung nach Amerika kamen, dann aber blieben, doch er hatte nicht gewusst, dass es bei Pflegekräften genauso gehandhabt wurde – in Anbetracht der schwierigen gesundheitlichen Situation in den Dritte-Welt-Ländern für Roger ein ethisch höchst fragwürdiger Zustand. »Auf der Liste steht nicht, wohin die Mitarbeiter gegangen sind.«

Rosalyn schüttelte den Kopf. »Das steht nicht in der Mitarbeiter-Hauptdatenbank, aber vielleicht in den einzelnen Personalakten, wenn an eine andere Einrichtung

eine Empfehlung geschickt werden sollte oder von einer solchen Einrichtung eine Rückfrage kam. Aber mit diesen Daten müssen wir sehr vorsichtig sein, wie Sie sicher wissen. Es besteht immer die Gefahr, verklagt zu werden, wenn der Einzelne dem Zugriff nicht zugestimmt hat.«

Roger nickte. »Was ist, falls ich für meine Studie Fragen zu einzelnen Mitarbeitern haben sollte? Ich meine, Fragen über ihr allgemeines Auftreten im St. Francis, zum Beispiel ob sie mit ihren Kollegen zurechtkamen oder aus irgendwelchen Gründen Disziplinarmaßnahmen ergriffen wurden.«

»Das wird schwierig«, meinte Rosalyn und nickte, als würde sie sich selbst zustimmen. »Ist Ihre Studie für interne Zwecke, oder soll sie veröffentlicht werden?«

»Oh, die ist ausschließlich für interne Zwecke mit beschränktem Zugriff, also nur für die höchsten Ebenen bestimmt. Sie wird auf keinen Fall veröffentlicht.«

»Wenn das der Fall ist, kann ich Ihnen vielleicht helfen, aber ich muss unseren Direktor und den Rechtsberater fragen. Wollen Sie, dass ich das bis Montag erledige? Früher geht's leider nicht.«

»Nein, eigentlich nicht«, wehrte Roger rasch ab. Es wäre ihm unangenehm, wenn sich die beiden Direktoren über seine so genannte Studie austauschten. »Warten wir mal ab, bis ich weiß, ob ich weitere persönliche Informa-

tionen zu einem dieser Mitarbeiter überhaupt brauche. Wahrscheinlich eher nicht.«

»Geben Sie mir einfach vierundzwanzig Stunden vorher Bescheid.«

Roger nickte. Er räusperte sich und stellte schließlich die Schlüsselfrage. »Was ist, wenn diese Mitarbeiter, die das St. Francis verlassen haben, ins Manhattan General kamen, also wenn sie innerhalb der AmeriCare-Organisation geblieben sind? Steht denn diese Information zur Verfügung?«

»Nicht dass ich wüsste. Wie Sie wissen, betreibt AmeriCare die Krankenhäuser als unabhängige Einheiten. Als Einsparungsmöglichkeit wird nur der gemeinsame Einkauf für grundlegende Dinge genutzt. Wenn ein Mitarbeiter das St. Francis verlässt und ins Manhattan General wechselt, ist das für uns das Gleiche, als wenn er in ein Krankenhaus geht, das nicht zu AmeriCare gehört.«

Roger nickte wieder. Er merkte, dass er ganz schön in Zeitnot geraten würde. Die Chancen, etwas in der Hand zu haben, um unter diesem Vorwand bei Laurie zu Hause aufzukreuzen, standen schlecht. Er blickte auf seine Uhr: Viertel vor sieben. Draußen war es schon stockfinster.

»Es tut mir Leid, dass ich Sie so lange in Beschlag genommen habe«, sagte er mit einem warmen Lächeln. »Ich bin Ihnen für Ihre Hilfe ja so dankbar, aber ich habe

jetzt ein schlechtes Gewissen, weil es Freitagabend ist. Ich bin sicher, ich habe Sie von etwas abgehalten, das viel schöner und unterhaltsamer ist.«

»Es hat mir Spaß gemacht, Ihnen zu helfen, Dr. Rousseau. Bruce hat Sie in den höchsten Tönen gelobt, als er angerufen hat. Ich habe erfahren, dass Sie bei Ärzten ohne Grenzen waren.«

»Ja, das stimmt«, erwiderte Roger bescheiden. »Aber sagen Sie doch bitte Roger zu mir.«

»Danke, Doktor.« Rosalyn musste über sich selber lachen. »Ich meine, danke, Roger.«

»Es gibt keinen Grund, mir zu danken. Ich bin es, der Ihnen danken sollte.«

»Ich habe über die Arbeit gelesen, die Ärzte ohne Grenzen rund um den Globus leistet. Ich bin sehr beeindruckt.«

»In den Problemzonen der Welt herrscht ein großer Bedarf an grundlegender Gesundheitsversorgung.« Roger freute sich, dass das Gespräch eine persönliche Note bekommen hatte.

»Das kann ich mir denken. Wo waren Sie eingesetzt?«

»Südpazifik, dann in Fernost und schließlich in Afrika. Eine Mischung aus undurchdringlichem Dschungel und endloser Wüste.« Roger lächelte. Diese Geschichte spulte er aus dem Effeff ab, und er hoffte, dass sie wie bei Laurie ihre Wirkung nicht verfehlen würde.

»Hört sich wie im Film an. Warum haben Sie Ärzte ohne Grenzen verlassen, und was hat Sie nach New York geführt?«

Roger lächelte noch breiter. Er holte tief Luft, bevor er seinen wichtigsten Köder auslegte. »Die Erkenntnis, dass ich die Welt nicht ändern würde. Ich habe es versucht, aber vergebens. Und schließlich habe ich wie ein Zugvogel instinktiv das Bedürfnis gespürt, hierher zurückzukommen und ein Nest zu bauen, um eine Familie zu gründen. Ich bin in Brooklyn geboren und in der Nähe von Forest Hills aufgewachsen.«

»Wie romantisch. Und haben Sie die glückliche Prinzessin schon gefunden?«

»Nein. Ich war viel zu sehr damit beschäftigt, mich in der zivilisierten Welt wieder zurechtzufinden.«

»Na, ich bin sicher, damit werden Sie keine Schwierigkeiten haben.« Rosalyn sammelte die Blätter zusammen, aus denen sie die Listen für Roger zusammengestellt hatte. »Ich wette, Sie können unglaublich interessante Geschichten über Ihre Reisen erzählen.«

»Allerdings!«, antwortete Roger erleichtert. Er wusste, dass er ihr Interesse geweckt hatte. »Ich würde mich freuen, wenn ich Ihnen ein paar der weniger qualvollen erzählen könnte, wenn ich Sie zum Essen einladen darf. Das ist das Mindeste, was ich tun kann, nachdem ich Sie

hier so lange aufgehalten habe. Das heißt natürlich, wenn Sie frei sind. Würden Sie mir die Freude machen?«

Rosalyn zuckte leicht nervös mit den Schultern. »Warum nicht?«

»Also abgemacht!«, sagte Roger. Er stand auf und streckte die Beine. »Hier in Rego Park gibt es ein italienisches Restaurant, das seit den Fünfzigerjahren den örtlichen Mafiosi als Treffpunkt dient. Es ist zwar schon eine Ewigkeit her, dass ich das letzte Mal dort war, aber das Essen war hervorragend und die Weinkarte auch nicht schlecht. Haben Sie Lust, zu sehen, ob es das Restaurant noch gibt?«

Rosalyn zuckte wieder mit den Schultern. »Hört sich verlockend an, aber ich habe nicht lange Zeit.«

»Ich auch nicht. Mist, ich muss heute Abend noch einmal ins Büro.«

»Jasmine Rakoczi!«, rief jemand.

Jazz unterbrach die Übung an einem ihrer Lieblingsgeräte. Sie lag auf dem Bauch und trainierte den Po und die hinteren Oberschenkelmuskeln. Als sie den Kopf zur Seite drehte, stand jemand neben dem Gerät. Überraschend war, dass die Füße und Beine einer Frau gehörten und nicht einem Mann. Jazz nahm die Ohrhörer heraus und drehte sich noch ein Stück weiter, konnte aber das Ge-

sicht der Frau nicht erkennen, weil sie vom Licht dahinter geblendet wurde.

»Tut mir Leid, dass ich Sie störe«, entschuldigte sich die Frau.

Jazz konnte nicht glauben, dass sie mitten in ihren Übungen belästigt wurde. Als sie sich aufsetzte, erkannte sie die Frau. Sie arbeitete an diesem Abend am Empfang.

»Ach, verdammt, was gibt's?«, wollte Jazz wissen und wischte sich mit dem Handtuch die Stirn ab.

»Draußen am Eingang warten zwei Herren«, antwortete die Frau. »Sie sagen, sie müssten Sie sofort sprechen, aber Mr Horner will sie nicht nach hinten lassen.«

Jazz spürte ein leichtes, aber unangenehmes Kribbeln am Rücken. Der unerwartete Besuch von Mr Bob und Mr Dave am Abend zuvor blitzte in ihren Gedanken auf. Irgendwas stimmte nicht. Es gehörte nicht zu Mr Bobs Art, sie an einem öffentlichen Ort wie diesem aufzusuchen.

»Ich komme gleich nach draußen.« Jazz nahm einen Schluck aus ihrer Wasserflasche, während sie der Angestellten hinterher blickte. Jazz' erster Gedanke war, dass ihre Glock in der Manteltasche in ihrem Spind steckte. Wenn es Probleme geben würde, wollte sie ihre Waffe haben. Aber warum sollte es Probleme geben? Mulhausen war ganz einfach zu erledigen gewesen. Ihr kam nur in den Sinn, dass man sie in Zusammenhang mit den Er-

mittlungen wegen der Chapman sprechen wollte. Wie jeder aus der Nachtschicht war auch Jazz von zwei erschöpft aussehenden Detectives routinemäßig verhört worden. Aber das hatte ganz gut geklappt, wie in den Gesprächen beim Schichtwechsel rauskam. Das Gerücht ging um, dass es ein stinknormaler Raubüberfall gewesen war. Und jetzt hatte die Krankenhaussicherheit versprochen, die Anzahl der Wachleute zu erhöhen, besonders beim Schichtwechsel.

Jazz eilte zur Tür. Beunruhigt, wie sie war, bemerkte sie im Vorbeigehen nicht einmal, dass die Männer ihr hinterher starrten. Ohne Zeit zu verlieren, ging sie in den Umkleideraum und schnappte sich am Eingang eine Cola. Dann öffnete sie ihren Spind und zog den Mantel über ihre Sportklamotten, um gleich darauf die Hand in die rechte Tasche zu schieben, wo sie ihre Glock umfasste.

Diese Hand behielt sie in der Tasche, in der anderen hielt sie die Cola. Mit der Schulter drückte sie die Tür zur Eingangshalle auf. Hinter dem Empfangsschalter lag ein ziemlich großzügiger Warteraum, dahinter befanden sich ein Restaurant und eine Bar. Sogar ein kleines Sportbekleidungsgeschäft gab es dort.

Jazz warf einen raschen Blick auf die Leute im Eingangsbereich, konnte aber Mr Bob oder Mr Dave nicht erkennen. Deswegen fragte sie an der Rezeption nach.

Die Frau deutete auf zwei Männer, deren Gesichter von Zeitungen verdeckt waren. Das waren eindeutig nicht Mr Bob und Mr Dave. Ihren unteren Körperhälften nach hätten es Penner sein können.

»Sind Sie sicher, dass die nach mir gefragt haben?«, vergewisserte sich Jazz. Ihre nächste Sorge war, dass es sich um zwei verdeckte Ermittler handelte, die wegen der Chapman Dreck aufwühlen wollten. Die Hand immer noch um die Glock gelegt, ging Jazz resigniert auf die beiden zu.

»Hallo!«, rief Jazz gereizt. »Mir wurde gesagt, Sie hätten nach mir gefragt.«

In dem Moment, in dem die Männer die Zeitungen senkten, spürte Jazz, dass sie rot im Gesicht wurde und ihr Puls zu rasen begann. Sie hatte Mühe, ihre Waffe in der Tasche zu behalten. Einer der beiden Männer war ihr Vater, Geza Rakoczi. Er hatte einen Dreitagebart, ebenso wie sein Begleiter.

»Jasmine, meine Liebe, wie geht's dir?«, fragte Geza.

Jazz roch den Alkohol schon auf die Entfernung. Ohne zu antworten, betrachtete sich Jazz den anderen Mann. Sie hatte ihn noch nie vorher gesehen.

»Das ist Carlos«, stellte Geza ihn vor.

Jazz sah wieder zu ihrem Vater. Seit Jahren schon hatte sie ihn nicht gesehen und gehofft, er hätte sich zu Tode gesoffen. »Wie hast du mich gefunden?«

»Carlos hat einen Freund, der gut mit Computern umgehen kann. Er sagt, man kann alles im Internet finden. Also habe ich ihm gesagt, er soll nach dir suchen. Er meinte, du würdest viele Online-Spiele spielen und solche Chat-Räume benutzen. Ich kenne mich mit dem ganzen Quatsch nicht aus, aber er hat dich jedenfalls gefunden. Er hat sogar rausgefunden, dass du hier in diesem Klub Mitglied bist.« Geza ließ seinen Blick schweifen. »Ziemlich schicker Ort. Ich bin beeindruckt. Das hast du gut gemacht.«

»Was willst du hier?«, wollte Jazz wissen.

»Um ehrlich zu sein, ich brauche ein bisschen Geld, und weil ich weiß, dass du eine tolle Krankenschwester bist und so, dachte ich, ich könnte dich mal fragen. Weißt du, deine Mutter ist gestorben, Gott habe sie selig. Ich muss ein bisschen Geld auftreiben, sonst wird man sie irgendwo auf einer Insel in einer einfachen Holzkiste verbuddeln.«

Einen Moment lang sah Jazz nur die dreizehn Dollar vor sich, die sie durch Schneeschaukeln verdient hatte. Diese Erinnerung verstärkte ihre Wut noch, doch sie war so gescheit, den Finger vom Abzug ihrer Glock zu nehmen.

»Macht, dass ihr hier verschwindet!«, schnauzte sie, drehte auf dem Absatz um und ging Richtung Umkleide-

raum. Geza rief ihren Namen und packte sie an der Schulter.

Jazz riss ihre Hand aus der Tasche – zum Glück ohne die Glock. Später fragte sie sich, wie sie das geschafft hatte, da ihr Instinkt ihr gesagt hatte, sie müsste die Waffe ziehen. Stattdessen stieß sie ihren Finger in Gezas Gesicht. »Fass mich nie wieder an!«, fauchte sie. »Und geh mir nicht auf die Nerven! Kapiert? Sonst bringe ich dich um.«

Jazz drehte sich wieder um und verschwand Richtung Umkleideraum. Sie hörte, wie Geza jammerte, er sei doch ihr Vater, doch er versuchte nicht mehr, ihr zu folgen. Während sie ihren Mantel wieder in den Spind hängte, beschloss sie, ihre Übungen von vorn zu beginnen, obwohl sie schon fast fertig gewesen war.

Jazz brauchte die Übungen, um ihre Wut in den Griff zu bekommen, was zum Teil auch funktionierte. Als sie zum Duschen ging, hatte sie wieder die Kontrolle über sich und konnte die jämmerliche Gestalt, zu der ihr Vater verkommen war, sogar von der komischen Seite sehen. Aber wann war ihre Mutter gestorben? Ein Wunder, dass sie, obwohl sie so fett gewesen war, noch so lange gelebt hatte.

Angesichts der fortgeschrittenen Zeit duschte sie nicht so ausgiebig und zog sich rasch an. Im Eingangsbereich

stellte sie erleichtert fest, dass ihr Vater ihre Worte offenbar verstanden hatte und verschwunden war.

Als sie auf ihren Wagen zuging, fiel ihr der vorangegangene Abend wieder ein, und bevor sie einstieg, blickte sie auf die Rückbank. Ihr hatte es gar nicht gefallen, von Mr Bob und Mr Dave überrascht worden zu sein. Sie mochte keine Leute, die ihr nachspionierten, besonders keine, die ihre Reviergrenzen verletzten. Sie sah sich gern als vorsichtigen, aufmerksamen Menschen.

Beim Anschnallen freute sie sich schon auf den Spaß, den ihr die Fahrt ins Krankenhaus machen würde. Duell mit Taxifahrern auszutragen, war eine gute Möglichkeit, mit den Überbleibseln der Angst fertig zu werden, die der überraschende Besuch ihres Vaters in ihr geweckt hatte. In der kurzen Schlange vor der Ausfahrt zog sie ihr Blackberry aus der Tasche. Nachdem ihr an den letzten zwei Abenden drei Namen mitgeteilt worden waren, hatte sie kaum Hoffnung, heute gleich wieder einen zu erhalten, doch sie wollte trotzdem nachschauen.

An der ersten roten Ampel fragte sie ihre Nachrichten ab. Es gab tatsächlich eine von Mr Bob. Hastig öffnete sie sie. »Ja!«, rief sie laut. Auf dem Bildschirm war wieder ein Name erschienen – Patricia Pruit.

Ein Lächeln breitete sich auf Jazz' Gesicht aus. Alles war gut. Am nächsten Abend um diese Zeit würde ihr

Kontostand um weitere fünftausend Dollar angewachsen sein.

Als die Ampel auf Grün umschaltete, preschte Jazz vor die Schlange der anderen Autos. Niemand schien sie herausfordern zu wollen. Als sie sich wieder entspannt zurücklehnte, überlegte sie, wie ihr Vater sie nur gefunden hatte. Sie war etwas überrascht. Obwohl sie für ihre Verhältnisse viel Zeit in Chat-Räumen verbrachte, dachte sie, sie hätte immer aufgepasst, dass sie nichts verriet. Außer den wenigen Malen, in denen sie sich auf jemanden eingelassen hatte. Sie beschloss, lieber etwas vorsichtiger zu sein, doch auf die Chat-Räume ganz verzichten mochte sie nicht. Nur im Netz fand sie Leute von gleicher Gesinnung, denen sie wirklich vertrauen, die sie respektieren und sogar lieben konnte. Das war ein himmelweiter Unterschied zu den Arschlöchern, mit denen sie im echten Leben zu tun hatte.

Rogers Essen mit Rosalyn entpuppte sich als ausgesprochener Erfolg. Die Tatsache, dass sie am Anfang ihres Treffens so zurückhaltend gewesen war, wurde durch ihr Verhalten während des Essens mehr als wettgemacht, besonders nachdem sie ein paar Gläser Wein intus hatte. Nach dem Essen versuchte Roger, sie in ein Taxi zu setzen, doch sie bestand darauf, eines mit ihm gemeinsam

zu nutzen. Vor ihrer Wohnung in Kew Gardens zog sie alle Register, um Roger zu überreden, zu einem Schlummertrunk – ein Ausdruck, den er seit seiner Collegezeit nicht mehr gehört hatte – mit nach oben zu kommen.

Doch er widerstand, sogar nach einem langen, leidenschaftlichen Kuss auf dem Bürgersteig. Er behielt eine Hand auf der offenen Taxitür, und obwohl er ernsthaft versucht war, angesichts ihrer Reize, mit denen sie nicht hinter dem Berg hielt, auf ihre Gastfreundschaft einzugehen, erinnerte er sich an die Arbeit, die in seinem Büro auf ihn wartete. Die Sache war am Rollen, und selbst wenn er an diesem Abend Laurie nichts mehr präsentieren konnte, so hatte das Wochenende doch erst begonnen.

Nach dem Versprechen, sich wieder zu melden, stieg Roger wieder ins Taxi und winkte durchs Rückfenster. Rosalyn blieb wie angewurzelt stehen und winkte, bis er nicht mehr zu sehen war. Roger war mehr als zufrieden. Die Fahrt nach Queens hatte sich gelohnt. Nicht nur, dass er den größten Teil der gewünschten Information bekommen hatte, er hatte auch eine Frau kennen gelernt, die für seine private Zukunft eine wichtige Rolle spielen könnte.

Als Roger ins Manhattan General zurückkam, war es fast elf Uhr. Als Erstes ging er in die Kantine und ge-

nehmigte sich eine Tasse extra starken Kaffee. Oben in seinem Büro war er schließlich wieder so aufgedreht, dass er sich kopfüber in die Arbeit stürzen konnte. Um zwei Uhr hatte er bereits einen Großteil der Daten zusammengestellt. Lauries Idee, verbunden mit seiner Entscheidung, wie sie umzusetzen war, hatte sich als äußerst fruchtbar erwiesen. Eigentlich schon viel zu fruchtbar. Hatte er am Anfang noch gezweifelt, überhaupt einen Verdächtigen zu finden, waren es jetzt schon fast zu viele.

Roger kippte seinen Stuhl nach hinten und nahm das erste Blatt in die Hand, das er ausgedruckt hatte, eine Liste mit fünf Ärzten, die während der letzten vier Monate sowohl im Manhattan General als auch im St. Francis über Belegbetten verfügt hatten. Die ursprüngliche Liste von Ärzten mit diesem Privileg war viel zu lang gewesen, also hatte er entschieden, deren Zahl sinnvoll einzugrenzen.

Als Leiter des medizinischen Personals konnte Roger ungehindert auf die Referenzen und Daten aller Ärzte zugreifen, die im Manhattan General arbeiteten. Drei von den fünf auf seiner Liste hatten schon disziplinarische Maßnahmen hinter sich, zwei wurden euphemistisch als »beeinträchtigt« bezeichnet, weil sie Drogenprobleme hatten. Zu ihnen könnte auch Roger gehören. Nachdem

sie sich sechs Monate zuvor einer Entziehungskur unterworfen hatten, arbeiteten sie auf Probe weiter und mussten hinsichtlich der Anzahl ihrer Belegbetten leichte Einschränkungen hinnehmen. Der andere, Dr. Pakt Tarn, war in mehreren, noch offenen Verfahren wegen Kunstfehlern mit Todesfolge angeklagt. Doch es waren keine Fälle aus Lauries Serie. Das Krankenhaus hatte versucht, ihm seine Belegbetten zu nehmen, doch er hatte dagegen geklagt, sodass er bis zur Gerichtsverhandlung in den alten Status zurückversetzt worden war.

Dr. Tams Fall hatte Roger dazu animiert, auch die anderen Ärzte zu prüfen, deren Belegbetten während der letzten sechs Monate entweder reduziert oder ganz gestrichen worden waren. Vielleicht hatte dies bei den Ärzten Wut, Rachegelüste oder Fassungslosigkeit ausgelöst. Bei dieser Suche hatte er acht Ärzte gefunden. Allerdings konnte er nicht in Erfahrung bringen, ob einer von ihnen in Verbindung mit dem St. Francis stand. Rasch notierte er sich, dass er am Montag deswegen Rosalyn anrufen wollte. Er hängte die Notiz an die Liste mit den acht Ärzten und legte sie auf die Seite.

Der Gedanke an einen wütenden Arzt hatte Roger auf die Idee gebracht, dass es sich auch um einen anderen aktuellen oder früheren Mitarbeiter handeln könnte, besonders um jemanden aus dem Pflegebereich, der in direktem

Kontakt zu Patienten stand und aus irgendeinem Grund sauer war. Roger machte sich eine Notiz, Bruce um eine Liste von Mitarbeitern zu bitten, die vor Mitte November, vielleicht sogar bis zu einem Jahr davor, aufgehört hatten zu arbeiten. Diese Notiz klebte er an den Rand der Lampe, sodass er sie nicht übersehen konnte. Langsam verlor er den Mut, aber er zwang sich zum Weitermachen.

Die nächste Gruppe, die Roger unter die Lupe nahm, waren die Anästhesisten. Sie gehörten für ihn wegen ihres Fachwissens zu den Hauptverdächtigen, und seine Intuition machte sich mit ein paar interessanten Möglichkeiten bezahlt. Zwei waren ihm gleich ins Auge gefallen. Beide arbeiteten – scheinbar freiwillig – ausschließlich nachts. Einer war Dr. José Cabreo, der Probleme wegen OxyContin-Missbrauchs gehabt hatte und auf mehrere Klagen wegen Kunstfehlern zurückblicken konnte. Der andere, Dr. Motilal Najah, war erst vor kurzem aus dem St. Francis ins Manhattan General gewechselt. Roger hatte von beiden Ärzten die Daten ausgedruckt und ihre Namen mit einem Sternchen versehen. Diese Blätter lagen direkt vor ihm, und seiner Meinung nach waren die beiden Ärzte die Hauptverdächtigen, Najah noch mehr als Cabreo. Obwohl Najahs Führungszeugnis keinerlei negative Einträge aufwies, passte der Zeitpunkt des Wechsels wie die Faust aufs Auge.

Die letzte Gruppe umfasste die restlichen Krankenhausmitarbeiter. Beim Vergleich der Liste derjenigen, die das St. Francis nach Mitte November verlassen hatten, mit der Liste der Neueinstellungen im Manhattan General waren mehr als zwanzig Personen übrig geblieben. Zuerst hatte ihn die Anzahl erschreckt, doch je länger er nachdachte, desto mehr Sinn ergab sie. Das Manhattan General war das Flaggschiff von AmeriCare, und wenn Mitarbeiter immer noch aktiv angeworben wurden, wie Rosalyn gesagt hatte, war es nur normal, dass die meisten gern bei der berühmten Institution arbeiteten.

Mit seinen beschränkten Möglichkeiten konnte er unmöglich dreiundzwanzig Verdächtige überprüfen. Um die Gruppe einzugrenzen, hatte er auf Lauries Vorschlag zurückgegriffen, nur diejenigen zu berücksichtigen, die im St. Francis in der Nachtschicht gearbeitet hatten und dies jetzt auch im Manhattan General taten. Dieses Vorgehen erbrachte sieben Übereinstimmungen – Herman Epstein aus der Apotheke, David Jefferson von der Sicherheit, Jasmine Rakoczi vom Pflegedienst, Kathleen Chaudhry und Joe Linton aus dem Labor, Brenda Ho aus der Hauswirtschaft und Warren Williams von der Wartung.

Roger nahm die Blätter mit diesen sieben Namen in die Hand. Auch wenn es mehr waren als erwartet, dachte

er, mit sieben würde er zurechtkommen. Beim Lesen der Namen stellte er fest, wie sehr sie die ethnische Vielfalt widerspiegeln und dass sich aus den meisten die Herkunft erschließen ließ. Nur bei Rakoczi hatte er Schwierigkeiten, zu raten, woher ihre Familie stammte, aber er tippte auf Osteuropa. Bei allen sieben Verdächtigen war es möglich, dass sie in irgendeiner Art und Weise in direkten Kontakt zu Patienten traten, besonders während der Nachtschicht, wenn die Wachsamkeit auf ein Minimum reduziert war. Ob er Rosalyn bitten sollte, ihm die Daten aus dem St. Francis zu besorgen? Jetzt, da sich eine persönliche Beziehung zwischen ihnen entwickelte, konnte er sie vielleicht dazu bringen, ein paar Vorschriften zu umgehen. Aber eine Garantie hatte er nicht. Also, wie sollte er weitermachen?

Roger legte das Blatt neben die Liste der Anästhesisten und blickte auf die Uhr. Viertel nach zwei. Er schüttelte den Kopf. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er das letzte Mal so lange gearbeitet hatte. Wahrscheinlich während seiner Assistenzzeit. Es war etwas deprimierend, wenn er daran dachte, dass die meisten Menschen in der Stadt schliefen, aber wenigstens war er nicht müde. Der Kaffee, den er vorher getrunken hatte, machte ihn immer noch ganz zappelig. Wenn es doch erst zehn Uhr abends wäre. Er würde so gern Laurie anrufen und

ihr die Liste vorbeibringen, aber das stand nicht zur Diskussion. So, wie sie mit ihrem BRCA1-Problem beschäftigt war, würde er sie auf keinen Fall wecken.

Es war auch das erste Mal während seiner Zeit im Manhattan General, dass er während der Nachtschicht hier war, also der Zeit, in der alle fraglichen Todesfälle eingetreten waren. Nach dem vielen Koffein, das er sich verabreicht hatte, war ohnehin nicht mehr an Schlaf zu denken, und solange er in Schnüfflerlaune war, könnte er genauso gut die Allgemeinchirurgie aufsuchen, in der mehr als die Hälfte der Fälle aufgetreten und wo einige der Verdächtigen beschäftigt waren. Also griff er zur Liste mit den beiden Anästhesisten und dem Blatt mit den sieben Mitarbeitern, die von der Nachtschicht im St. Francis zur Nachtschicht in Manhattan General gewechselt hatten, und prägte sich die Namen ein.

Er wollte gerade aufstehen, als ihm einfiel, dass er sicher erst am späten Vormittag ins Büro zurückkommen würde. Also wählte er Lauries Nummer auf der Arbeit.

»Ich bin's, Roger«, meldete er sich auf Lauries Anrufbeantworter. »Es ist schon zwei Uhr nachts vorbei, aber dein Vorschlag zum St. Francis war Gold wert. Er hat eine Menge möglicher Verdächtiger zutage gefördert, mehr als ich erwartet hätte. Ich freue mich schon, wenn ich dir alles erzählen kann. Vielleicht können wir uns

morgen zum Abendessen treffen. Ich gehe gleich in die Allgemeinchirurgie rauf, um noch ein bisschen Detektiv zu spielen. Dort will ich mir ein paar der Leute bei der Arbeit anschauen, die auf meiner Liste stehen. Eins kann ich dir aber schon mal verraten: Es gibt einen Anästhesisten, Motilal Najah, der in der Nachtschicht arbeitet. Ich habe selbst das Einstellungsgespräch mit ihm geführt, aber vergessen, dass er gleich nach der Urlaubszeit vom St. Francis hierher gewechselt ist. So ein Zufall, was? Und das ist nur die Spitze des Eisbergs. Auf jeden Fall werde ich noch ein paar Stunden hier sein, also komme ich wahrscheinlich nicht vor Mittag oder dem frühen Nachmittag ins Büro. Ich rufe dich an, sobald ich hier bin. Ciao!«

Roger legte auf und blickte auf die Liste mit den sieben Mitarbeitern, die nicht zur Ärzteschaft gehörten. Vielleicht hätte er die Liste Laurie vorlesen sollen. Mehr als alles andere wollte er ihr Interesse wecken in der Hoffnung, dass sie sich mit ihm treffen würde. Er überlegte, sie noch einmal anzurufen, fand dann aber, dass das, was er ihr gesagt hatte, als Köder schon reichen müsste.

Nachdem er sich den langen, weißen Kittel angezogen hatte, den er immer trug, wenn er durchs Krankenhaus streifte, ging er den Verwaltungstrakt entlang. Er war

abends schon mehrmals hier gewesen, aber nie nach Mitternacht. Zu dieser Zeit herrschte hier eine Stimmung wie in einem Mausoleum.

Der Flur im Hauptgebäude war bis auf eine Putzkraft mit einem Reinigungsgerät am anderen Ende leer. Als er nach oben fuhr, war er überrascht, wie wach und aufgedreht, ja schon fast euphorisch er sich fühlte, was ihn aber leider an seinen früheren Heroinkonsum erinnerte. Er schüttelte den Kopf. Er wollte nicht wieder in diese Falle tappen. Für Ärzte, die so leichten Zugang zu Medikamenten hatten, war es schwieriger, der Versuchung zu widerstehen.

Im zweiten Stock stieg Roger aus dem Fahrstuhl und drückte die Flügeltür auf, die auf die OP-Station führte. Rechts von ihm befand sich hinter einem Bogen der Aufenthaltsbereich, aus dem ein Fernseher zu hören war. In der Hoffnung, dort jemanden von den Mitarbeitern anzutreffen, trat er ein.

Der Raum war etwa zehn mal zehn Meter groß, das Fenster ging auf denselben Innenhof hinaus wie die Mitarbeiterkantine. Zwei gegenüberliegende Türen führten in die Umkleieräume. Die Einrichtung bestand aus zwei grauen Vinylsofas, zusammengewürfelten Stühlen und mehreren kleinen Tischen. Der Beistelltisch in der Mitte war mit Zeitungen und alten Zeitschriften übersät, darauf

thronte eine leere Pizzaschachtel. Im Fernseher in der Ecke lief CNN, aber niemand sah hin. In einer anderen Ecke stand ein kleiner Kühlschrank mit einer Kaffeemaschine für den allgemeinen Gebrauch obendrauf.

Zehn Leute saßen hier, alle in den gleichen Unisex-Overalls. Einige trugen Mützen oder Hauben. Obwohl auf der OP-Station alle gleich aussahen, wusste Roger, dass es hier alles andere als gleichberechtigt zuging. Hier herrschte die strengste Hierarchie im Krankenhaus. Die meisten im Raum, von denen Roger keinen Einzigen kannte, lasen oder aßen etwas, die anderen unterhielten sich.

Roger ging zur Kaffeemaschine. Er überlegte, sich einen einzuschenken, aber nicht, um wach zu bleiben, sondern eher aus sozialen Gründen und um einen Vorwand zu haben, hier zu bleiben. Doch er entschied sich dagegen, öffnete den Kühlschrank und nahm sich einen Orangensaft.

Mit dem Saft in der Hand ließ er seinen Blick schweifen, um die Anwesenden genauer zu betrachten. Niemand hatte auf ihn geachtet, als er hereingekommen war, doch jetzt lächelte ihn eine Frau an. Roger ging zu ihr und stellte sich vor.

»Ich kenne Sie«, sagte die Frau. »Wir haben auf der Weihnachtsfeier miteinander geredet. Ich heiße Cindy

Delgada und bin eine der Krankenschwestern. Wir bekommen hier nicht oft Besuch von der Verwaltung. Was führt Sie mitten in der Nacht hierher?«

Roger zuckte mit den Schultern. »Ich habe lange gearbeitet, und jetzt wollte ich ein bisschen umherwandern, um mal wieder mit ein paar Menschen zu reden und das Krankenhaus in Aktion zu sehen.«

Cindy lächelte bitter. »Bei dieser lahmen Truppe ist es nicht gerade aufregend. Wenn Sie Unterhaltung wollen, würde ich die Notaufnahme vorschlagen.«

Roger lachte höflich. »Keine Fälle heute Nacht?«

»Doch, doch«, antwortete Cindy. »Zwei. Einer wird gerade in Raum sechs versorgt, und ein anderer wird in einer Stunde von der Notaufnahme nach oben gebracht.«

»Kennen Sie Dr. José Cabreo?«

»Natürlich.« Cindy deutete auf einen blassen, unteretzten Mann am Fenster. »Er sitzt gleich da drüben.«

Als Dr. Cabreo seinen Namen hörte, senkte er die Zeitung und blickte zu Roger. Er hatte einen buschigen Schnurrbart, der fast den ganzen Mund bedeckte. Seine Augenbrauen lugten erwartungsvoll unter seiner OP-Haube hervor.

Roger fühlte sich verpflichtet, zu ihm hinzugehen. Er hatte nicht vorgehabt, mit den beiden Anästhesisten direkt zu reden, sondern die anderen Mitarbeiter beiläufig

in ein Gespräch über die beiden zu verwickeln, um ein Gefühl für ihre Persönlichkeiten zu bekommen. Roger machte sich nichts vor. Er war kein Psychiater und würde einen Serienmörder nur erkennen, wenn dieser ihm rundheraus von seinen Taten erzählen würde. Doch vielleicht würde er genug herausfinden, um sagen zu können, ob einer der beiden als möglicher Verdächtiger in Frage käme.

»Hallo«, grüßte Roger etwas verlegen, nachdem er nicht wusste, was er sonst sagen sollte. Er ärgerte sich, dass er die Möglichkeit eines solchen Gesprächs nicht bedacht hatte.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte José.

»Hm«, meinte Roger, der versuchte, nicht so verwirrt zu klingen, wie er war. »Ich bin der Leiter des medizinischen Personals.«

»Ich weiß, wer Sie sind.« Josés Stimme hatte etwas Scharfes, als hätte er eine Ahnung, was Roger im Schilde führte.

»Ach ja? Wie das?« José war einer der vielen Mitarbeiter, die Roger noch nicht kannte. Dazu gehörte ungefähr die gesamte Nachtschicht.

José deutete auf Rogers Namensschild.

»Ach, natürlich«, erwiderte Roger und schlug mit der Hand gegen seine Stirn. »Das hatte ich ganz vergessen.«

Es herrschte eine unangenehme Pause. Auch alle anderen im Raum schwiegen, nur der Fernseher lief. Roger hatte den Eindruck, dass alle zuhörten.

»Und was wollen Sie?«, fragte José.

»Ich wollte nur schauen, ob Sie zufrieden sind und es keine Probleme gibt.«

»Was meinen Sie mit Problemen? Ihre Anspielungen können Sie sich sparen.«

»Es gibt keinen Grund, sich aufzuregen«, beschwichtigte ihn Roger. »Ich möchte nur die Mitarbeiter kennen lernen. Wir hatten bisher noch nicht das Vergnügen.« Roger streckte seine Hand José hin, der ganz rot im Gesicht geworden war.

José beäugte Rogers Hand, machte aber keine Anstalten, sie zu schütteln. Außerdem blieb er sitzen. Langsam hob er den Blick, bis er den von Roger traf. »Sie haben ganz schön Nerven, hier wie aus dem Nichts aufzutau- chen und mich nach Problemen zu fragen«, meinte er aufgebracht und stieß mit dem Finger drohend in Rogers Richtung. »Es ist besser, nicht mehr in der Vergangenheit zu wühlen, zum Beispiel, dass ich Schmerzmittel wegen meines Rückens genommen habe oder wegen Kunstfehlern angeklagt war. Wenn Sie das nämlich tun, werden Sie und der Rest der Verwaltung von meinem Anwalt hören.«

»Beruhigen Sie sich doch«, drängte Roger sanft. »Das hatte ich absolut nicht vor.« Er war fassungslos angesichts von Josés Streitlust und abwehrender Haltung, doch er zwang sich, die Nerven zu bewahren. Wenn Dr. Cabreo mit so wenig zu provozieren war, dann war er vielleicht auch in anderer Hinsicht unberechenbar. »Eigentlich wollte ich hauptsächlich fragen, wie es mit Dr. Motilal Najah klappt«, fügte er rasch hinzu, um die Spannung etwas zu lockern. »Sie sind ja schon lange hier, und Dr. Najah ist ein relativer Neuling. Deswegen war ich an Ihrer Meinung interessiert.«

Josés Feindseligkeit und Anspannung ließen etwas nach, als er Roger bedeutete, sich neben ihn zu setzen. Dann beugte er sich zu Roger hinüber und fragte leise: »Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Motilal ist eigentlich derjenige, mit dem Sie reden sollten, wenn Sie sich Gedanken über Probleme machen.«

»Wie das?«, fragte Roger. José warf ihm einen verschwörerischen Blick zu. Auch wenn er kein Serienmörder sein sollte, wäre er der letzte Mensch, den Roger bei einer Operation als Anästhesist dabeihaben wollte.

»Der Mann ist ein Einzelgänger. Also wir sind hier ja ein eingeschworenes Team, aber er kommuniziert nur auf beruflicher Ebene mit den anderen. Er isst immer alleine

und kommt nie hier rein, um mit jemandem zu reden. Und wenn ich sage nie, meine ich nie.«

»Beim Einstellungsgespräch hat er aber sehr sympathisch gewirkt«, hielt Roger dagegen. Er konnte sich genau erinnern, wie er von Motilals Offenheit und seiner freundlichen Art beeindruckt gewesen war. Doch nachdem, was er jetzt von José hörte, war Motilal ein ungeselliger Mensch, der auf absolute Zurückgezogenheit Wert legte. Und wenn das stimmte, musste er als Verdächtiger in Betracht gezogen werden.

»Dann hat er Sie an der Nase herumgeführt«, behauptete José. Er lehnte sich zurück und deutete auf die anderen im Raum. »Fragen Sie ruhig, wenn Sie mir nicht glauben.«

Roger ließ seinen Blick schweifen. Die Anwesenden schienen sich wieder ihren Zeitungen und Gesprächen zu widmen. Rogers Hoffnung sank, seine Liste mit den möglichen Verdächtigen schrumpfen zu lassen, wenn er hörte, was und wie José über Motilal erzählte.

»Was ist mit seinen beruflichen Fähigkeiten?«, fragte Roger schließlich. »Ist er ein guter Anästhesist?«

»Ich denke ja«, antwortete José. »Aber eine der Narkoseschwestern kann das sicher besser bewerten als ich. Sie haben mit dem Rumtreiber schließlich direkt zu tun. Ich treffe ihn nie. Er wandert immer im Krankenhaus herum.«

»Was treibt er, wenn er herumwandert?«

»Woher soll ich das wissen? Ich weiß nur, dass ich am Ende die ganze Arbeit mache. Vor zehn Minuten zum Beispiel musste ich ihn anpiepsen, damit er seinen Arsch herschafft, weil er mit dem nächsten Fall dran war. Ich hatte schließlich schon zwei hinter mir.«

»Wo war er, als Sie ihn angepiepst haben?«

»Unten auf der Frauen- und Entbindungsstation. Zumindest hat er das gesagt, als ich ihn gefragt habe. Aber er könnte genauso gut in einer der umliegenden Kneipen gewesen sein.«

»Dann ist er gerade im OP?«

»Das wäre gut für ihn, weil unser Chef, Ronald Havermeier, sonst über ihn was zu hören bekommt. Ich bin es satt, diesen Kerl immer zu decken.«

»Eine Sache würde ich gern noch wissen.« Roger lehnte sich zurück. »Ist Ihnen in den letzten Monaten bewusst geworden, dass es in unserem Krankenhaus sieben unerwartete und unerklärliche Todesfälle von gesunden, relativ jungen Menschen gab, die innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach einer Operation gestorben sind?«

»Nein«, antwortete José – nach Rogers Dafürhalten etwas zu schnell. José streckte die Hand in Rogers Richtung, als wollte er ihn zum Schweigen bringen. Ein Wandlautsprecher begann zu knacken.

»Reanimation in 703«, meldete eine geisterhafte Stimme. »Reanimation in 703.«

José stemmte sich aus seinem Stuhl und warf die Zeitung zur Seite. »Das ist ja wohl kaum zu glauben! Kaum sitzt man, gibt's einen Herzanfall. Tut mir Leid, dass ich so abrupt abbrechen muss, aber wenn wir gerade nicht an einem regulären Fall arbeiten, müssen wir bei einem Notfall ran. Reden Sie mit Motilal. Wenn Sie Probleme abwenden wollen, ist er Ihr Mann.«

Mit dem Stethoskop in der Hand eilte José aus dem Aufenthaltsraum. Vom Flur aus hörte Roger, wie die zweiflüglige Tür, die zum Fahrstuhl führte, aufgestoßen wurde und lautstark wieder ins Schloss fiel. Roger stieß beunruhigt die Luft aus und blickte sich um. Niemand hatte auf das seltsame Gespräch, auf den Notfallalarm oder Josés plötzlichen Abgang reagiert – außer Cindy Delgada, die ihn wieder anlächelte und fragend die Schulter hob. Roger stand auf und ging zu ihr hinüber.

»Machen Sie sich nichts aus Dr. Cabreos Stimmung«, sagte sie lachend. »Er ist ein hoffnungsloser Pessimist und unser hauseigener Weltuntergangsprophet.«

»Er schien sich irgendwie zu verteidigen.«

»Ha! Das ist die Untertreibung des Jahres. Er ist durch und durch paranoid und hat menschenfeindliche Wandlungen, aber wissen Sie was? Das lassen wir durch-

gehen, weil er ein verdammt guter Anästhesist ist. Das weiß ich zufällig, weil ich fast jede Nacht mit ihm zusammenarbeite.«

»Das ist beruhigend«, meinte Roger, auch wenn er kaum überzeugt war. »Haben Sie zufällig gehört, was er über Dr. Najah gesagt hat?«

»Das Wesentliche habe ich mitbekommen.«

»Ist das die allgemeine Meinung hier in der Abteilung?«

»Ich denke ja.« Cindy hob die Schultern. »Es stimmt, dass sich Dr. Najah nie mit uns abgibt, aber niemandem macht das was aus außer José. Ich meine, schließlich sind wir hier auf der Nachtschicht.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Hier hat jeder seine Macke, deswegen arbeiten wir ja auch nachts. Vielleicht sind wir alle ein bisschen menschenfeindlich gesinnt. Mir gefällt es, dass man zu dieser Zeit weniger beaufsichtigt wird und wir weniger mit dem Bürokratenscheiß zu tun haben. Warum Motilal lieber auf dieser Schicht arbeitet, weiß ich nicht. Vielleicht, weil er einfach schüchtern ist. Er ist schwer zu durchschauen, aber ich kann Ihnen versichern, dass er eindeutig ein guter Anästhesist ist. Aber verstehen Sie mich nicht falsch, nur weil ich das auch schon über José gesagt habe, sage ich das nicht über jeden.«

»Dann würden Sie nicht sagen, dass Dr. Najah soziale Kontakte scheut?«

»Jedenfalls nicht im krankhaften Sinn. Zumindest glaube ich das, aber um ehrlich zu sein, ich weiß es wirklich nicht. Ich glaube, ich habe bisher nicht mehr als vielleicht zehn Worte mit ihm gewechselt.«

»José hat sich darüber beklagt, dass er im Krankenhaus herumwandert. Haben Sie eine Ahnung, wohin er geht?«

»Ich glaube, dass er die Patienten besucht, die am nächsten Morgen operiert werden sollen. Er läuft nämlich immer mit dem OP-Plan vom nächsten Tag rum.«

Roger nickte und fühlte sich insgeheim in seiner Meinung bestätigt, dass er als Detektiv nicht viel taugte. Nachdem er sich mit José unterhalten und von Cindy etwas über den Einzelgänger Motilal und die Nachtschicht im Allgemeinen erfahren hatte, konnte er noch niemanden als Verdächtigen ausschließen, doch er wollte nicht gleich die Flinte ins Korn werfen. »Haben Sie gehört, was José gesagt hat, als ich ihn zu den sieben Todesfällen gefragt habe?«

»Ja, habe ich.« Cindy kicherte höhnisch und winkte verächtlich mit der Hand. »Ich weiß nicht, warum er gesagt hat, er hätte davon keine Ahnung. Wir alle wissen Bescheid, besonders die Anästhesisten. Ich meine, wir

haben uns über das Problem nicht den Kopf zerbrochen, aber hin und wieder darüber geredet, besonders als es immer mehr Fälle wurden.«

»Warum sagt er dann, dass er nichts davon weiß?«

»Keine Ahnung. Vielleicht sollten Sie ihn fragen, wenn er zurückkommt. Die Anästhesisten bleiben nie lange bei einem Notfall. Sie schauen nur kurz rein, falls sie den Patienten zufällig intubieren müssen, oder wenn sie schon intubiert sind, um zu prüfen, ob alles richtig gemacht wurde.«

»Danke, dass Sie sich etwas Zeit genommen haben.« Roger blickte sich ein letztes Mal im Aufenthaltsraum um. »Ich muss schon sagen, die anderen scheinen ja nicht so freundlich zu sein wie Sie.«

»Wie gesagt, wir haben alle unsere Macken, aber wenn Sie regelmäßig herkämen, würden Sie merken, dass die Leute ganz in Ordnung sind.«

Roger lächelte ihr noch einmal zu, bevor er zum Fahrstuhl hinausging. Als er den Knopf drücken wollte, hielt er mitten in der Bewegung inne. Sein Besuch in der OP-Abteilung war nicht besonders ergiebig gewesen. Von den beiden Anästhesisten konnte er immer noch keinen von der Liste der möglichen Verdächtigen streichen.

Welche Auswahl hatte er für den nächsten Versuch? Er konnte auf dem zweiten Stock bleiben und in der Apo-

theke nachschauen, ob er etwas über Herman Epstein herausfinden würde, der von der Nachtschicht im St. Francis ins Manhattan General gewechselt war. Er könnte hinunter in den ersten Stock ins Labor gehen und sich über die beiden Laborangestellten erkundigen, die auf seiner Liste standen. Er könnte hinunter ins Erdgeschoss zur Sicherheitsabteilung fahren oder auch in den Keller zu den Leuten von der Hauswirtschaft und Wartung, wo auch jeweils ein Mitarbeiter rübergewechselt hatte. Doch irgendwie war ihm klar, dass er mit seinen detektivischen Fähigkeiten nichts herausfinden würde. Sein kurzes Gespräch mit José hatte deutlich gemacht, dass er nicht einmal wusste, welche Fragen er stellen musste, außer vielleicht: »Sind Sie ein Serienmörder, der während der Nachtschicht Patienten umbringt?« Lauries Idee war theoretisch gut, nur gab es zu viele Verdächtige. Alle diejenigen, die das Krankenhaus gewechselt hatten, hatten aufgrund ihres jeweiligen Aufgabenfeldes Zugang zu allen Abteilungen im Krankenhaus.

Der Gedanke, jemanden direkt zu fragen, ob er oder sie ein Serienmörder wäre, entlockte Roger ein Lächeln. Es war nicht schwer, zu erraten, dass er mit einer solchen Frage seinen Ruf ruinieren und eine Kündigung riskieren würde. Es war drei Uhr morgens. Obwohl die Wirkung des Kaffees langsam nachließ, war er so aufgedreht, dass

er auf keinen Fall schlafen könnte, wenn er jetzt nach Hause ginge.

Voller Elan drückte Roger den Knopf, um nach oben zu fahren. Er hatte beschlossen, der Allgemeinchirurgie einen Besuch abzustatten, deren Stationsschwester man ausgeraubt und umgebracht hatte und wo vier der sieben Todesfälle eingetreten waren. Er nahm sich auch vor, einen Blick in die Orthopädie und die Neurochirurgie im vierten Stock zu werfen, wo es zwei Todesfälle gegeben hatte. So hoffte er, ein Gefühl für die Umgebung und die Schauplätze zu bekommen.

Wie er schon vermutet hatte, herrschte nachts in der Chirurgie eine völlig andere Stimmung als am Tag – statt geordnetem Chaos empfing ihn unerwartete und trügerische Ruhe. Auch das Licht war anders, weniger grell als tagsüber. Niemand begegnete ihm, als er vom Fahrstuhl zur Schwesternstation ging. Es war wie bei einer Feuerübung, nachdem alle aus dem Gebäude gerannt waren.

An der Schwesternstation ließ er seinen Blick über die Monitore mit den EKGs und Pulsfrequenzen aller Patienten schweifen. Die moderne Drahtlostechnik machte es möglich, dass die Überwachungsdaten praktisch überall zur Verfügung standen. Dumm nur, wenn niemand da war, der die Monitore im Auge behielt.

Roger blickte den Flur in beide Richtungen entlang. Der Boden glänzte im Halbdunkel. In diesem Moment

quietschte irgendwo verräterisch ein Stuhl. Neugierig ging Roger um die Schwesternstation herum zu einer offenen Tür, die in einen Materialraum mit eingebautem Schreibtisch und einem Kühlschrank führte. Am Schreibtisch saß eine Krankenschwester und hatte die Füße hochgelegt. Ihre leicht asiatischen Gesichtszüge fand Roger sehr ansprechend, sie erinnerten ihn an seine Zeit im Fernen Osten. Dazu passend hatte sie dunkle Augen und dunkles, kurz geschnittenes Haar, und unter ihrem Overall schien sich ein harter, wohl geformter Körper zu verbergen.

»'n Abend«, grüßte Roger und stellte sich vor. Dass die Frau eine Waffenzeitschrift las, hielt er für leicht unangebracht.

»Was gibt's?«, fragte die Krankenschwester, ohne die Füße vom Schreibtisch zu nehmen.

Roger lächelte im Stillen. Er erinnerte sich an die noch gar nicht so lang zurückliegende Zeit, als Krankenschwestern den Ärzten voller Ehrerbietung, ja schon eingeschüchtert gegenübergetreten waren, und das selbst in den Vereinigten Staaten. Diese hier war das genaue Gegenteil.

»Ich will nur mal schauen, wie es läuft«, antwortete Roger. »Ich weiß, dass Sie gestern Morgen die Stationschwester auf tragische Weise verloren haben. Das tut mir Leid.«

»Kein Problem. Eigentlich war sie als Stationsschwester gar nicht so gut.«

»Wirklich?«, fragte Roger nach. Diese Frau schien merkwürdig wenig Einfühlungsvermögen zu besitzen. Diese gehässige Unverblümtheit einem Fremden gegenüber entsprach kaum dem Normalen, egal, ob es stimmte, was sie sagte, oder nicht. Er las ihr Namensschild: Jasmine Rakoczi. Er erinnerte sich, dass sie auf seiner Liste stand.

»Ich nehme Sie nicht auf den Arm. Sie war seltsam, und niemand hat sie so richtig gemocht.«

»Tut mir Leid, das zu hören, Ms Rakoczi«, meinte Roger. Er lehnte sich gegen den Schreibtisch und verschränkte die Arme. »Hat Clarice Hamilton eine neue Stationsschwester bestimmt?«

»Noch nicht. Wir haben zur Überbrückung eine Zeitarbeitskraft, aber die ist genauso brummig. Ich habe so ein bisschen die Verantwortung übernommen und die Patienten zugeteilt. Jemand muss das ja tun, wenn die anderen nur rumsitzen und Däumchen drehen. Jedenfalls läuft es ganz gut.«

»Freut mich, das zu hören. Ms Rakoczi, ich würde Sie gern was fragen.«

»Sagen Sie Jazz zu mir. Auf Ms Rakoczi reagiere ich nicht.«

»Ich nehme an, Sie haben mitbekommen, dass auf dieser Station während der letzten fünf Wochen vier junge, scheinbar gesunde Patienten innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach ihren Operationen gestorben sind. Der letzte Fall ist vergangene Nacht eingetreten.«

»Natürlich. Es wäre ja wohl schwierig, so etwas nicht mitzukriegen.«

»Stimmt. Waren Sie deswegen beunruhigt?«

»Wie meinen Sie das?«

Roger zuckte mit den Schultern. Die Frage schien doch eindeutig zu sein. »Haben diese Fälle Sie psychisch belastet?«

»Nein, eigentlich nicht. Das hier ist ein großes Krankenhaus. Da sterben schon mal Menschen. Man muss sich seelisch distanzieren. Wenn man das nicht tut, dreht man durch, und dann leiden die anderen Patienten darunter. Ihr da oben sitzt in euren schicken Büros und wisst gar nicht mehr, wie es hier unten in den Schützengräben zugeht, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Ich denke schon.« Roger hatte eine Veränderung bei der Krankenschwester festgestellt. Anfangs war sie locker gewesen, doch jetzt war sie wachsam und angespannt, fast schon wütend.

»Fragen Sie mich das, weil die Todesfälle auf meiner Station passiert sind?«

»Ja, sicher.«

»Es gab auf anderen Stationen ähnliche Todesfälle.«

»Das weiß ich.«

»Es gab sogar einen heute Nacht, erst vor einer halben Stunde, oben in der Gynäkologie. Warum löchern Sie nicht die da oben mit Ihren Fragen?«

Rogers ganzer Körper spannte sich an, was er dem Kaffee zuschrieb. Nachdem seine Euphorie verfliegen war, hatte er den Eindruck, seine Nerven lägen blank. Von einem weiteren Todesfall zu erfahren, der eingetreten war, während er hier im Krankenhaus nach Verdächtigen suchte, verursachte ihm ein schlechtes Gewissen, als hätte er in der Lage sein müssen, das zu verhindern. »Entsprechen die persönlichen Daten ungefähr denjenigen aus den anderen Fällen?«, fragte er in der Hoffnung auf ein Nein.

»Soweit ich gehört habe, ja«, versicherte ihm Jazz. »Soll eine Frau über dreißig gewesen sein, Entfernung der Gebärmutter. Ehrlich, warum gehen Sie nicht hoch und fragen die Schwestern und Pfleger, ob sie sich Sorgen machen?«

Einen Moment lang blickte Roger diese exotisch wirkende Frau an, die er eigentlich für attraktiv und ziemlich sexy gehalten hatte. Sie blickte unverfroren zurück. Jetzt kam sie ihm schon fast unheimlich vor und erinnerte ihn an Dr. Cabreo und Dr. Najah. Ihm fiel auch ein, dass

Cindy gesagt hatte, alle Leute, die in der Nachtschicht arbeiteten, hätten eine Macke. Vielleicht war der Ausdruck »Macke« für diese Frau hier zu schwach. »Neurotisch« würde besser passen. Ob wohl alle Leute auf seiner Liste so seltsam waren? Wie dem auch sei, er würde Rosalyn auf jeden Fall dazu bringen müssen, die persönlichen Akten zu den Mitarbeitern zu beschaffen, die vom St. Francis ins Manhattan General gewechselt hatten. Ganz egal, wie groß das Risiko war.

»Was soll das werden?«, höhnte Jazz. »Das große Schweigen oder ein pubertärer Glotzwettbewerb?«

»Entschuldigung.« Roger blickte zur Seite. »Ich war nur schockiert, dass wieder jemand gestorben ist. Das ist beunruhigend, ja beängstigend. Ich bin überrascht, dass Sie das so leicht zu nehmen scheinen.«

»Das nennt man professionelle Distanz«, erklärte Jazz. »Diejenigen, die tatsächlich Menschen behandeln, brauchen sie.« Sie ließ dumpf die Füße auf den Boden knallen, warf die Zeitschrift zur Seite und erhob sich. »Ich muss mich um meine Patienten kümmern. Viel Spaß oben auf der Gynäkologie.«

»Eine Sekunde noch.« Roger packte Jazz am Arm, als sie versuchte, sich an ihm vorbeizudrücken. Er war überrascht, wie muskulös sie war. »Ich habe noch ein paar weitere Fragen.«

Jazz blickte auf Rogers Hand hinab. Die Stimmung war angespannt, doch Jazz hatte sich unter Kontrolle. Sie hob ihren Blick zu Roger. »Lassen Sie meinen Arm los, oder es wird Ihnen sehr Leid tun. Sie verstehen, was ich meine?«

Roger ließ sie los und verschränkte die Arme, um keine Bedrohung mehr zu signalisieren. Eigentlich hatte er Angst vor dieser Frau und wollte ihr keinen Grund geben, gewalttätig zu werden, wozu sie, wie er vermutete, sehr wohl in der Lage war. »Sie sind erst vor kurzem vom St. Francis hierher gewechselt. Würden Sie mir vielleicht sagen, warum?«

Jetzt starrte Jazz ihn an, bevor sie antwortete. »Ist das hier ein Verhör?«

»Wie ich schon gesagt habe, ich bin der Leiter des medizinischen Personals. Es gab eine kleine Beschwerde von einem der Ärzte über Ihr Verhalten. Ehrlich gesagt, hat sich dieser Arzt schon sehr oft unbegründet beschwert, aber trotzdem bin ich verpflichtet, der Sache nachzugehen.« Roger log, aber er musste ihr eine Begründung für seine Fragen liefern, weil er für die Krankenschwestern gar nicht zuständig war.

»Wie heißt dieser ominöse Arzt?«

»Das darf ich Ihnen leider nicht sagen.«

Jazz ließ ihren Blick nervös im Zimmer umherwandern. Ihre Nasenflügel zitterten, und sie atmete schwer.

Jetzt war sie nicht mehr vorsichtig, jetzt war sie eindeutig wütend.

»Ich will Ihnen das erklären«, sagte Roger schließlich. »Ich frage mich, ob Sie St. Francis aus einem ähnlichen Grund verlassen haben. Hatten Sie dort Schwierigkeiten mit einem der Ärzte? Das müssen wir fragen.«

»Verdammt, nein!«, schnauzte Jazz. »Vielleicht hatte ich mich ein bisschen mit der Stationsschwester gezankt, aber nie mit einem Arzt. Ich meine, ich kann praktisch an einer Hand abzählen, wie oft ich in der Nachtschicht einen Arzt gesehen habe. Sie waren immer zu Hause und haben ihre Frauen gevögelt.«

»Ich verstehe.« Roger hatte nicht die Absicht, Jazz' letzte unangebrachte Bemerkung zu kommentieren. »Dann hatten Sie also den Eindruck, Ihre Stationschwester drüben im St. Francis war nicht so kompetent, wie Sie es gern gehabt hätten?«

Ein bitteres Lächeln zog sich über Jazz' Gesicht. »Richtig geraten, aber das ist nicht verwunderlich. Die Nachtschicht ist der Sammelpunkt für ein paar richtig irre Typen.«

Roger nickte. Als Ergebnis seines ersten Besuchs der Nachtschicht konnte er das nur bestätigen. »Nur so aus Neugier – ist Ihnen jemals der Gedanke gekommen, Sie könnten mit daran schuld sein, wenn Sie mit einer Stationschwester nicht gut auskommen?«

Alle Spuren eines Lächelns verschwanden aus Jazz' Gesicht. »Ach ja! Jetzt ist es mein Fehler, dass die beiden dicken Ladys so blöd waren? Hören Sie doch auf, Mann!«

»Warum haben Sie dann gewechselt?«

»Ich wollte eine Veränderung, und ich wollte ins Zentrum ziehen.«

»Und warum arbeiten Sie lieber in der Nachtschicht?«

»Weil da weniger Scheiße läuft. Da ist zwar immer noch reichlich, klar, aber weniger als am Tag oder am Abend. Bei den Marines war ich Sanitäterin im unabhängigen Dienst. Ich arbeite am liebsten, wenn ich auf mich gestellt bin.«

»Sie waren also beim Militär.«

»Sehr richtig! Ich war im ersten Golfkrieg bei den Marines.«

»Interessant«, sagte Roger. »Sagen Sie mal, woher stammt eigentlich der Name Rakoczi?«

»Aus Ungarn. Mein Großvater war Freiheitskämpfer.«

»Und noch eine Frage, wenn es Ihnen nichts ausmacht.« Roger versuchte, ungezwungen zu wirken. »Wussten Sie, dass es im letzten November im St. Francis ähnliche Todesfälle gab?«

»Auch da wäre es schwierig gewesen, das nicht mitzukriegen.«

»Danke für Ihre Zeit.« Roger stieß sich vom Schreibtisch ab. »Ich glaube, ich werde Ihren Vorschlag befolgen und mich oben in der Frauenabteilung umschauchen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, werde ich bei Bedarf noch einmal auf Sie zukommen.«

»Machen Sie, was Sie wollen.«

Roger versuchte, Jazz ein beruhigendes Lächeln zuzuwerfen, bevor er den Materialraum verließ und zu den Fahrstühlen ging. Kaum merklich schüttelte er den Kopf. Er konnte es einfach nicht glauben – mit zwei Personen von seiner Liste hatte er geredet und über eine dritte etwas in Erfahrung gebracht, und seinem Eindruck nach waren alle drei so gestört, dass er ihnen das Unvorstellbare zutraute.

Jazz lehnte sich gerade so weit aus dem Materialraum, um Roger auf dem Weg zu den Fahrstühlen hinterherblicken zu können. Sie konnte es einfach nicht glauben – da braute sich schon wieder was zusammen. Die Sanktionen durchzuführen, hatte bisher so gut geklappt. Dann war Lewis dran gewesen, und seitdem war die Hölle los. Und kaum hatte sie ein mögliches Unheil aus dem Weg geräumt, kam schon das nächste. »So ein Arschloch!«, murmelte sie. So, wie er angezogen war und redete, war er auch wieder so ein blöder Eliteuni-Typ.

Als Roger die Fahrstühle erreichte und den Knopf drückte, drehte er sich noch einmal um. Jazz zog den Kopf zurück. Er sollte nicht bemerken, dass sie ihm hinterher blickte, als machte sie sich Sorgen. Sie schüttelte den Kopf und knallte mit der Hand auf den Schreibtisch. Ein paar lose Blätter flogen auf den Boden.

»Verdammt, was soll ich bloß tun?«, flüsterte sie und schüttelte wieder den Kopf. Sie dachte daran, Mr Bob anzurufen, verwarf die Idee aber gleich wieder. Sie hatte das Gefühl, dass sie keine neuen Namen mehr bekäme, wenn sie sich beschwerte. Sie würde von Operation Winnow ausgeschlossen werden. So einfach war das.

Jazz zuckte mit den Schultern. Sie machte sich große Sorgen, aber ihr fiel nichts ein. Allerdings wusste sie, dass sie vorsichtig sein musste, weil dieser dämliche Typ so, wie er redete, ordentliche Wellen schlagen konnte.

Als sich die Fahrstuhltür öffnete, stieg Roger im sechsten Stock aus. Links lag hinter einer zweiflügligen Tür die Krankenstation, rechts die Frauen- und Entbindungsstation. Diese Tür stieß er auf. Anders als in der Chirurgie herrschte hier reges Treiben. Ein Pfleger schob eine Rolltrage mit einer abgedeckten Leiche zum Patientenfahrstuhl. Roger nahm an, dass es die Tote war, wegen der er hier heraufgekommen war.

An der Schwesternstation blieb er einen Moment stehen und beobachtete die Ärzte und Pfleger, die sich wahrscheinlich über den gescheiterten Wiederbelebungsversuch unterhielten. An der Wand im Flur stand ein Wagen mit dem Defibrillator.

»Entschuldigen Sie«, unterbrach Roger eine Frau direkt vor sich, die eine Karteikarte ausfüllte. Wie Jazz trug auch sie einen Overall, strahlte aber Höflichkeit und Respekt aus und war, ebenso im Unterschied zu Jazz, leicht übergewichtig und hatte ein paar Sommersprossen auf der Nase. »Könnten Sie mir sagen, wo ich die Stationschwester finde?«

»Die bin ich. Meryl Lanigan. Was kann ich für Sie tun?«

Roger stellte sich vor und sagte, er wolle sich wegen des nächtlichen Todesfalls erkundigen.

»Sie hieß Patricia Pruitt«, erzählte Meryl. »Das hier ist ihre Krankenakte. Möchten Sie sie sehen?«

»Ja, gern.« Roger überflog rasch die Akte. Die Angaben entsprachen dem, was er erwartet hatte. Patricia Pruitt war eine gesunde, siebenunddreißigjährige Mutter von drei Kindern gewesen. Am Morgen zuvor war ihr in einem unkomplizierten Eingriff wegen einer gutartigen Geschwulst die Gebärmutter entfernt worden. Alles war glatt verlaufen, und sie hatte bereits wieder Flüssigkeit zu

sich genommen. Dann war es zur Katastrophe gekommen.

Roger blickte auf Meryl hinab, die wartete, bis Roger ihr das Krankenblatt zurückgab.

»Was für eine Tragödie«, meinte Roger. »Und bei dem Alter und Gesundheitszustand so unerwartet.«

»Ja, es bricht einem das Herz«, stimmte Meryl zu. Sie schlug die Krankenakte auf.

»Es gab während der letzten fünf Wochen noch andere, ziemlich ähnliche Todesfälle auf anderen Stationen«, meinte Roger.

»Davon habe ich gehört. Zum Glück ist das hier unser erster. Uns trifft es natürlich härter als andere, weil wir an viel erfreulichere Ergebnisse gewöhnt sind.«

»Ich hätte da ein paar Fragen, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Haben Sie heute Nacht zufällig Dr. Najah auf Ihrer Station gesehen?«

»Ja, er ist oft hier.«

»Und Dr. Cabreo?«

»Ihn habe ich auch gesehen, aber erst, als der Notfall gemeldet wurde.«

»Und was ist mit einer Krankenschwester namens Jasmine Rakoczi, die auch Jazz genannt wird?«

»Komisch, dass Sie fragen.«

»Wieso?«

»Ms Rakoczi kommt fast jede Nacht hier hoch. Ich habe mich sogar bei ihrer Stationsschwester Susan Chapman beschwert und gesagt, dass wir sie hier oben nicht haben wollen. Jetzt, da Susan nicht mehr da ist, muss ich mich wohl ein bisschen weiter oben beschweren.«

»Was treibt Ms Rakoczi, wenn sie hier oben ist?«

»Sie versucht, sich mit den Pflegehelferinnen gut zu stellen. Außerdem schaut sie immer in die Krankenakten, die sie gar nichts angehen.«

»Erinnern Sie sich, was sie heute Nacht hier gemacht hat?«

»Ich erinnere mich ganz genau, weil ich sie jedes Mal, wenn ich sie sehe, zur Rede stelle. Das habe ich heute Nacht auch getan.«

»Was hat sie gesagt?«

»Sie sei unten die verantwortliche Stationsschwester und bräuchte ein paar Materialien. Was es war, weiß ich nicht mehr. Ich habe sie in den Materialraum geschickt und ihr gesagt, dass sie anschließend gleich wieder gehen und das, was sie sich leiht, später zurückbringen soll. Sie hat gemeint, das würde sie.«

»Und dann ist sie hier in den Materialraum gegangen?«

»Ja.«

»Und was ist dann passiert?«

»Ich denke, sie hat sich geholt, was sie brauchte, und ist wieder nach unten gegangen. Ich weiß es wirklich nicht, weil ich mich um eine Patientin kümmern musste. Und dann kam ja noch der Notfall.«

»In welchem Zimmer lag Patricia Pruit?«

»703. Warum fragen Sie?«

»Ich würde es mir gern anschauen.«

»Bitte, nur zu.« Meryl deutete den Flur entlang.

Unzählige Gedanken schwirrten in Rogers Kopf herum, als er auf das Zimmer zuing. Jasmine Rakoczi wurde für ihn ein immer größeres Rätsel. Warum kam sie ständig in die Frauenstation, um mit den Pflegehelferinnen zu plaudern, wenn sie ansonsten so ungesellig war, und warum schaute sie sich die Krankenakten fremder Patientinnen an? Das ergab keinen Sinn. Auffällig war aber, dass sowohl sie als auch Dr. Najah vor der Notfallmeldung auf der Frauenstation gewesen waren. Aber das hätte auch jeder andere auf Rogers Liste tun können. Bis jetzt konnte jeder der Mörder sein.

In Patricias Zimmer herrschte das reine Chaos. Verpackungen, Spritzen und Medikamentenbehälter waren nur auf den Boden geworfen worden, das Bett mit ein paar Blutspritzern auf dem weißen Laken war ganz nach oben gekurbelt, daneben stand noch ein Teil der Wiederbelebungsanlage.

Leider war das nicht da, wonach Roger gesucht hatte – die Flasche mit der Infusionslösung, obwohl der Ständer noch neben dem Bett stand. Nachdem die Toxikologie nichts gefunden hatte, war Roger auf die Idee gekommen, den Inhalt der Flasche prüfen zu lassen.

Roger ging zurück zur Schwesternstation und fragte Meryl nach der fehlenden Flasche.

Meryl zuckte mit den Schultern. »Ich habe keine Ahnung, wo die ist.« Sie drehte sich zu dem Assistenzarzt, der für die Wiederbelebung zuständig gewesen war, und stellte ihm dieselbe Frage. Aber auch er schüttelte den Kopf. Er und seine Kollegen diskutierten immer noch lautstark über ihren Misserfolg.

»Ich denke, sie wurde mit der Patientin nach unten gebracht«, erklärte Meryl. »Wir lassen normalerweise mindestens die Infusionsflasche, aber auch andere Röhren und Schläuche an Ort und Stelle.«

»Vielleicht ist das ja eine dumme Frage, aber ich bin noch nicht lange hier – wo genau werden die Patienten hingebracht?«

»In die Leichenhalle, oder das, was wir als Leichenhalle benutzen. Es ist der alte Pathologiehörsaal im Keller.«

Roger bedankte sich.

»Keine Ursache«, erwiderte Meryl.

Roger ging wieder zu den Fahrstühlen, drückte den Knopf, um nach unten zu fahren. Als er das Schild für die Treppe erblickte, kam ihm in den Sinn, Jasmine Rakoczi zu fragen, warum sie so oft auf die Frauen- und Entbindungsstation ging und was genau sie in dieser Nacht dort gesucht hatte. Während er die Treppe hinunterging, merkte er, dass die Wirkung des Kaffees spürbar nachließ. Seine Beine fühlten sich schwer an. Er beschloss, sich noch einmal kurz mit Ms Rakoczi zu unterhalten, die Infusionsflasche zu holen und dann nach Hause zu gehen.

In der Chirurgie war es genauso ruhig wie vorher. Roger ging davon aus, dass sich die Krankenschwestern um die Patienten kümmerten. Einige von ihnen sah er, als er an den offenen Zimmern vorbeiging, wollte sie aber nicht nach Ms Rakoczi fragen, sondern an der Schwesternstation auf sie warten. Doch zu seiner Überraschung saß sie genau an derselben Stelle und in derselben Position wie vorher und las auch dieselbe Zeitschrift.

»Ich dachte, Sie müssten sich um Ihre Patienten kümmern«, sagte Roger. Er wusste, dass er damit ihr Temperament provozierte, aber er konnte sich nicht zurückhalten. Diese Frau schien ihn schlicht zu verarschen.

»Das habe ich, und jetzt halte ich die Schwesternstation besetzt. Haben Sie ein Problem damit?«

»Zum Glück für uns beide gehört das nicht in meinen Zuständigkeitsbereich«, sagte Roger. »Aber ich habe noch eine Frage. Ich bin, wie Sie vorgeschlagen haben, nach oben auf die Frauen- und Entbindungsstation gegangen und habe mit Meryl Lanigan gesprochen. Sie meinte, Sie seien oft oben auf ihrer Station. Und Sie seien auch heute Abend oben gewesen. Ich würde gern wissen, warum.«

»Um mich fortzubilden«, antwortete Jazz. »Die Frauen- und Entbindungsstation interessiert mich, aber bei den Marines hatte ich kaum was damit zu tun. Ist ja wohl klar, warum. Jetzt, da ich ein bisschen was darüber weiß, überlege ich, nach dort zu wechseln.«

»Dann waren Sie heute Nacht also da oben, um sich fortzubilden.«

»Ist das so schwer zu glauben? Statt mit der Hälfte meiner Kollegen zum Essen runter in die Kantine zu gehen und dummes Zeug zu labern, bin ich nach oben gegangen, um was zu lernen. Ich weiß nicht, wo ich hier gelandet bin – immer, wenn man sich besonders bemüht, besser zu werden, erntet man nur Undank.«

»Ich will Ihnen nicht auch noch Kummer bereiten.« Roger hatte Mühe, nicht sarkastisch zu klingen. »Aber es gibt offenbar einen Widerspruch. Ms Lanigan hat gesagt, Sie wollten sich was leihen, als sie Sie gesehen hat.«

»Das hat sie gesagt?«, vergewisserte sich Jazz mit höhnischem Lachen. »In gewisser Weise hat sie ja Recht. Ich brauchte ein paar Infusionsschläuche, nachdem die zentrale Versorgungsstelle uns nichts geliefert hat, aber den Gedanken hatte ich erst hinterher. Eigentlich wollte ich aus den Krankenakten alles an Informationen aufsaugen, was ich bekommen konnte. Vielleicht gibt Ms Lanigan das nicht zu, aber möglicherweise hat sie Angst, dass ich es auf ihre Stelle abgesehen habe.«

»So würde ich sie aber nicht einschätzen«, widersprach Roger. »Aber woher soll ich das auch wissen? Danke für Ihre Hilfe, Ms Rakoczi. Ich melde mich wieder, falls ich noch weitere Fragen habe.«

Als Roger den Materialraum verließ, war er bereits völlig erschöpft und müde. Vorher hatte er noch gedacht, er würde noch einmal auf der OP-Station vorbeischaun und nach Dr. Najah suchen, um ihn ebenfalls zu fragen, was er in der Frauenstation zu suchen hatte. Doch jetzt, um vier Uhr morgens, war er viel zu müde dafür.

Er beschloss, gleich als Erstes, wenn er nach dem wohlverdienten Schlaf wieder zur Arbeit käme, Rosalyn anzurufen und zu bitten, ihm die Personalakte von Jasmine Rakoczi zu besorgen. Er überlegte, inwiefern der Pflegenotstand damit zu tun hatte, dass ein Mensch wie Jasmine Rakoczi eine Stelle als Krankenschwester be-

kommen konnte. Auch wenn die Möglichkeit bestand, dass sie nicht die Serienmörderin war – das wäre ja auch viel zu einfach –, war es einfach lächerlich, dass sie mit einer solchen Einstellung als Krankenschwester arbeitete. Roger hatte die Absicht, dagegen etwas zu unternehmen.

Er drückte den Abwärtssknopf und riskierte einen Blick zurück zur Schwesternstation. Dort glaubte er für den Bruchteil einer Sekunde den Kopf von Jazz zu sehen, die um die Ecke des Materialraums spähte. Doch Roger war so müde, dass er sich nicht sicher sein konnte, ob er sich das nicht nur einbildete. Diese Frau strahlte etwas Beunruhigendes aus. Als Patient würde er sich in ihrer Obhut alles andere als wohl fühlen.

Als der Fahrstuhl kam, stieg er ein. Kurz bevor sich die Türen hinter ihm schlossen, blickte er wieder zur Schwesternstation. Zum zweiten Mal wusste er nicht, ob ihn seine Wahrnehmung täuschte, denn er dachte erneut, Jazz gesehen zu haben.

Der Keller war sehr zweckmäßig gehalten. Die Wände bestanden aus nacktem Beton, entlang der Decken zog sich ein Wirrwarr aus isolierten und nicht isolierten Rohren hin. Als Lampen dienten einfache Fassungen mit einer Gitterabdeckung. Gleich neben den Fahrstühlen waren mit bereits abblätternder Farbe das Wort »Pathologiehörsaal« und ein roter Pfeil auf die Wand gemalt worden.

Der Weg führte durch ein wahres Labyrinth, doch mit Hilfe der roten Pfeile erreichte Roger eine zweiflüglige, mit Leder verkleidete Tür mit ovalen Fenstern auf Augenhöhe. Das Glas war mit einem Schmierfilm überzogen. Es brannte zwar ein Licht auf der anderen Seite, trotzdem war nichts zu erkennen. Roger stieß die Tür auf und arretierte sie mit einem alten Messingtürstopper.

Er stand in einem alten, halbrunden Hörsaal, dessen obere Reihen im Schatten lagen. Roger vermutete, dass er vor sechzig oder siebzig Jahren gebaut worden war, als Anatomie und Pathologie die Grundpfeiler der medizinischen Ausbildung dargestellt hatten. Der Saal war mit altem, dunkel lackiertem Holz verkleidet, an der Decke hing eine einzelne Lampe, deren Licht auf einen altmodischen Obduktionstisch gerichtet war. An der hinteren Wand stand ein Schrank mit Glastüren, in dem ziemlich veraltet aussehende Obduktionsinstrumente lagen. Es musste schon eine Weile her sein, dass sie benutzt worden waren. Außerhalb des Gerichtsmedizinischen Instituts wurden nur noch selten Obduktionen durchgeführt, noch seltener in Pflegemanagementbetrieben wie dem Manhattan General.

Neben dem Obduktionstisch standen mehrere mit Laken abgedeckte Rolltragen, auf denen offenkundig die Leichen lagen. Da Roger nicht wusste, wo Patricia Pruit

lag, ging er einfach auf eine Trage zu und überlegte, warum Laurie den Beruf der forensischen Pathologin gewählt hatte, wo sie doch so eine aufgedrehte Person war. Schließlich packte er den Zipfel eines Lakens und hob es hoch.

Roger verzog das Gesicht. Er blickte auf die sterblichen Überreste eines Mannes, der einen Unfall gehabt haben musste. Sein Kopf war so zertrümmert, dass ein Auge völlig frei lag. Roger ließ das Laken wieder sinken. Seine Beine zitterten. Schon als Student hatte er Pathologie gehasst, besonders die forensische Pathologie.

Er atmete ein paar Mal tief durch, bevor er an die nächste Rolltrage trat. Doch er schaffte es nicht mehr, die Hand nach dem Laken auszustrecken – durch einen kräftigen Schlag auf den Rücken wurde er nach vorn geschleudert. Im Fallen ließ er reflexartig die Arme nach vorn schnellen, um sich abzustützen. Doch bevor er auf dem Fliesenboden lag, nahm ihm der nächste Schlag den Atem.

Roger rutschte bäuchlings auf dem glatten Boden entlang und knallte mit dem Kopf gegen die Wand, die den Obduktionsbereich von den Sitzreihen trennte. Er versuchte, sich zu bewegen, doch Dunkelheit umhüllte ihn wie eine schwere Decke.

Kapitel 17

Als der Wecker am Samstagmorgen die Stille durchbrach, fühlte sich Laurie genauso wie am Morgen zuvor. Wieder hatte sie schlecht geschlafen, und in dem bisschen Schlaf, den sie gefunden hatte, war sie von Angstträumen geplagt worden.

Als Allererstes nach dem Aufstehen wiederholte sie den Schwangerschaftstest. Als Ärztin wusste sie, dass man Tests wiederholen sollte, weil die Messergebnisse falsch sein konnten. Aber auch diesmal fiel er positiv aus. Es bestand praktisch kein Zweifel, dass sie schwanger war.

Was das Testresultat noch glaubwürdiger machte, war ihre morgendliche Übelkeit, die etwas schlimmer zu sein schien als die Tage vorher, doch nachdem sie ein paar Cornflakes gegessen hatte, ging es ihr besser. Das seltsame Gefühl unten rechts war eine andere Sache. Am Abend vorher, auf dem Heimweg im Taxi nach dem Essen mit Jack, hatte sie sich vor Schmerzen, die wie bei einem Krampf aufgetreten waren, gekrümmt. Sie hatte schon befürchtet, sie müsste Laura Riley anrufen, doch

so schnell die Schmerzen gekommen waren, waren sie auch wieder verschwunden. Laurie glaubte, sie könnten etwas mit ihrer Verdauung zu tun haben. Dass sie stärker waren als selbst krampfartige Regelschmerzen, konnte doch nur heißen, dass sie nichts mit der Schwangerschaft zu tun hatten. Das Verwirrende war aber, dass sie morgens zusammen mit der Übelkeit auftraten, was vielleicht hieß, dass es doch einen Zusammenhang geben könnte.

Laurie stellte ihre leere Müslischüssel auf die Ablage. Besorgt wegen der Schmerzen, drückte sie mit dem Zeigefinger vorsichtig in den entsprechenden Bereich, um herauszufinden, ob sie sich wie Nadelstiche anfühlten. Doch seltsamerweise schien schon das Drücken gut zu tun. Als Laurie den Finger wegnahm, war das Ziehen verschwunden, sodass sie immer mehr davon überzeugt war, dass es etwas mit der Verdauung zu tun hatte. Vielleicht waren es einfach nur Blähungen.

Erleichtert zog sich Laurie an. Sie hatte am Wochenende Rufbereitschaft, was hieß, dass sie ins Institut fahren und prüfen musste, welche Fälle in der Nacht hereingekommen waren. Wahrscheinlich würde sie auch ein paar Obduktionen durchführen müssen, sofern sie nicht alle auf Montag verschoben werden konnten, was ihrer Erfahrung nach aber noch nie passiert war. Für den Fall, dass viele dringende Fälle erledigt werden mussten, stand

ein zweiter Pathologe auf Abruf bereit, doch bisher brauchte darauf noch nie zurückgegriffen zu werden.

Das Wetter war typisch für New York im März – es nieselte und war kalt. Laurie hielt den Schirm ziemlich tief, als sie auf der First Avenue entlangging. Mit dem Taxi fahren zu wollen, hatte sie gleich wieder aufgegeben, weil es bei schlechtem Wetter äußerst schwierig war, eins aufzutreiben.

Sie dachte über ihr Gespräch mit Jack nach. Im Nachhinein wurde ihr klar, dass ihre Gefühle zwischen zwei Extremen hin und her schwankten. Auch wenn sie bei Jacks Frage, wer der Vater des Kindes sei, selbstbewusst reagiert hatte, war die Frage doch berechtigt gewesen. Aber alles in allem musste sie sich selbst loben, dass sie Haltung bewahrt hatte. In Anbetracht dessen, was alles auf dem Spiel stand, könnte es das wichtigste Gespräch ihres Lebens gewesen sein. Jetzt konnte sie nur beten, dass Jack so reagieren würde, wie sie hoffte. So wie sie Jack einschätzte, standen die Chancen fünfzig zu fünfzig.

Vor dem Gerichtsmedizinischen Institut standen mehrere Fernsehübertragungswagen, was hieß, dass in der Nacht etwas Wichtiges passiert sein musste. Doch der Umgang mit den Medien gehörte nicht zu Lauries Lieblingsaufgaben als Gerichtsmedizinerin. Sie hatte in der

Vergangenheit schlechte Erfahrungen mit Journalisten gemacht und dabei beinahe ihre Stelle verloren.

Einen Moment lang zögerte sie und überlegte, ob sie zum Hintereingang auf der 30th Street gehen sollte. Sie drehte sich zu den Wagen zurück. Es waren nur drei, und sie hatten ihre Antennen nicht ausgefahren. Also erwarteten sie wohl im Moment keine Aufsehen erregenden Nachrichten und keine Schlagzeile, sodass sich Laurie für den Vordereingang entschied. In der Eingangshalle hatten es sich etwa ein Dutzend Journalisten und drei Kameramänner bequem gemacht.

Laurie winkte Marlene, die samstagsmorgens immer für ein paar Stunden kam. Doch auf dem Weg zum ID-Raum stellte sich ihr ein Journalist in den Weg und hielt ihr ein Mikrofon vors Gesicht. Mehrere Scheinwerfer wurden eingeschaltet und tauchten die Eingangshalle in grelles Licht, während die Kameras auf sie gerichtet wurden.

»Doktor, würden Sie etwas zu dem Unfall sagen?«, fragte der Journalist. Die anderen kamen hinzu und hielten die Mikrofone in ihre Richtung. »War es Ihrer Meinung nach ein doppelter Selbstmord, oder wurden die beiden Jungs gestoßen?«

Laurie schob das Mikrofon beiseite. »Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden, und abgesehen davon müssen

alle Informationen aus dem Institut vom Leiter, dem stellvertretenden Leiter oder dem PR-Büro abgesegnet werden. Dass wissen Sie doch ganz genau.«

Laurie schob sich zwischen den Journalisten hindurch in den ID-Raum, ohne auf die weiteren Fragen einzugehen. Zu ihrer Erleichterung erkannte sie Robert durch die Glasscheibe. Er öffnete ihr die Tür und schloss sie sofort wieder hinter ihr.

Laurie bedankte sich bei ihm und zog den Mantel aus.

»Keine Ursache«, erwiderte Robert. »So ein wilder Haufen.«

»Um was geht's überhaupt?«, erkundigte sich Laurie.

»Zwei dreizehnjährige Jungs wurden mitten in der Nacht von einer U-Bahn überfahren.«

Laurie zuckte zusammen. Solche Fälle gingen ihr immer ziemlich an die Nieren, und sie war überrascht, dass sie nicht schon in der Nacht gerufen worden war. Aber zum Glück waren die derzeitigen Tourärzte besonders kompetent, und sie hatten schon so viel Erfahrung, dass sie fast alle kritischen Fälle vor Ort abwickelten. Die Tourärzte waren meist ältere Assistenzärzte aus der Pathologie, die sich nebenbei noch ein bisschen Geld dazuverdienten.

»Wurden sie schon identifiziert?«

»Jawohl! Alles schon in der Nacht erledigt.«

Laurie war froh, dass sie sich damit nicht mehr beschäftigen musste. Sie empfand die Identifizierung von Kindern als besonders belastend, da es immer bedeutete, es mit am Boden zerstörten Eltern zu tun zu haben.

Laurie ging in den ID-Raum, wo sie zu ihrer Freude auf Marvin stieß, dessen Wochenenddienst zufällig mit ihrem zusammenfiel. Er hatte bereits Kaffee gekocht und las in einer der Akten, die er schon bereitgelegt hatte.

»Sieht aus, als hätten wir viel zu tun«, bemerkte Laurie, als sie sich einen Becher Kaffee einschenkte.

»Ja, das fürchte ich auch.« Marvin klopfte auf den Ordner vor sich. »Wir haben wieder einen von diesen komischen postoperativen Fällen aus dem Manhattan General.«

»Ehrlich?«

»Vorne ist eine Notiz von Janice dabei.«

Laurie las rasch das Blatt durch, auf dem die Einzelheiten zum Fall von Patricia Pruitt zusammengefasst und alle relevanten Fragen beantwortet waren. Laurie sog hörbar die Luft ein. Sofern sich kein bedeutender pathologischer Befund am Herzen ergab, war ihre Serie auf vierzehn Fälle angestiegen, davon allein acht im Manhattan General. So konnte es nicht weitergehen.

»Wir nehmen die Pruitt als Erste«, sagte Laurie.

»Vor den beiden Jungs?«, vergewisserte sich Marvin.
»Haben Sie draußen in der Eingangshalle die Journalisten gesehen?«

»Ja, habe ich. Die können noch eine Weile warten.«
Laurie wollte sich so schnell wie möglich vergewissern, dass Pruitt zur Serie gehörte, und Roger Bescheid geben. Es musste etwas unternommen werden. Sie konnten doch nicht ewig nur zuschauen.

»Okay, ich gehe runter und bereite alles vor.«

»Noch was anderes Wichtiges?«

»Fast alles reine Routine. Ich denke, dass Sie die meisten Fälle verschieben können. Ich tippe auf vier Fälle, die wir uns vornehmen, aber vielleicht entscheiden Sie ja auch anders.«

Als Marvin gegangen war, sah sich Laurie alle Ordner an. Marvin hatte Recht – sie würde die vier Fälle übernehmen und dann Schluss machen, sofern sich nicht noch etwas Wichtiges ergab, während sie bei der Arbeit waren. Dann ging sie in ihr Büro, um den Mantel aufzuhängen. Zufrieden stellte sie fest, dass auf ihrem Schreibtisch ein Stapel Krankenakten lag. Irgendwie hatte es Janice geschafft, diejenigen zu Lewis und Sobczyk aus dem Manhattan General und die sechs aus dem St. Francis zu besorgen.

Die oberste Akte gehörte zu Rowena Sobczyk. Laurie schlug die Mappe auf und blätterte durch die Seiten. Be-

sonderes Augenmerk richtete sie auf die Anmerkungen zur OP und den Anästhesiebericht. Wie bei McGillan und Morgan gab es nichts Ungewöhnliches. Sie wollte gerade den Ordner wieder zur Seite legen, als ein Stück eines EKGs herausrutschte, das sehr ungewöhnlich aussah. Es war etwa einen halben Meter lang und wie eine Ziehharmonika gefaltet, der Anfang war an eine Seite geklebt worden.

Laurie schlug die Akte auf der entsprechenden Seite auf. Es war eine Notiz des für den Wiederbelebungsversuch zuständigen Arztes. Laurie las sie rasch durch und fand sie wenig aufschlussreich. Dann faltete sie das EKG auf. Die Komplexe waren sehr gedehnt und zeigten vermutlich ineffektive Herzschläge an, wenn es überhaupt Herzschläge waren. Sie könnten auch bloß auf schlecht koordinierte elektrische Herzaktivität hinweisen, die zu keiner Muskelkontraktion geführt hatten. Im weiteren Verlauf wurden die Komplexe immer verzerrter und liefen plötzlich zu einer flachen Linie aus. Am Blattrand hatte jemand mit Kugelschreiber geschrieben: »Kurzer EKG-Ausschnitt vom Beginn des Wiederbelebungsversuchs, nach dem keine weitere elektrische Aktivität festgestellt wurde.«

Sie war noch nie gut im Lesen von EKGs gewesen, und dieses kurze Segment sagte ihr gar nichts. Dennoch

ging sie davon aus, dass es wichtig sein könnte, da es weder bei McGillan noch bei Morgan ähnliche Aufzeichnungen gab. Bei ihnen war nämlich keinerlei elektrische Aktivität mehr festgestellt worden. Laurie dachte, sie müsste das EKG jemandem zeigen, der sich besser auskannte als sie. Sie legte ihr Lineal an die Stelle des EKGs und hängte sogar noch einen Haftzettel dazu, um nicht zu vergessen, mit dem EKG zu einem Kardiologen zu gehen.

Als das Telefon klingelte, zuckte sie zusammen. Ob das Jack war? Mit der Hand auf dem Hörer wartete sie das nächste Klingelzeichen ab und versuchte, über das Kribbeln die Identität des Anrufers zu beeinflussen. Vergeblich – es war Marvin, und die Nachricht war einfach: Unten im Obduktionssaal stand alles bereit.

Laurie legte Sobczyks Akte, aus der seitlich das Lineal herausstand, auf den Stapel zurück. Sie freute sich schon, die Unterlagen später durchzugehen, besonders diejenigen aus Queens, um zu prüfen, ob die dortigen Fälle tatsächlich Parallelen zu denen aus dem Manhattan General aufwiesen. Während sie kurz überlegte, Jack anzurufen, bemerkte sie überrascht das Blinklicht am Telefon. Jemand hatte ihr in der Nacht eine Nachricht hinterlassen.

Vor allem war Laurie über die Uhrzeit der Nachricht überrascht, dann darüber, Rogers Stimme zu hören. Sie

war beeindruckt – er hatte ihren Vorschlag so ernst genommen, dass er gleich bis zwei Uhr nachts durchgearbeitet hatte. Noch beeindruckter war sie, dass er scheinbar eine Liste mit Verdächtigen erstellt hatte, auf der auch ein Anästhesist stand: Dr. Najah, der erst vor kurzem vom St. Francis zum Manhattan General gewechselt hatte. Voller Zufriedenheit lauschte sie der Nachricht und wollte unbedingt die Einzelheiten erfahren. Die Frage war nur, wann. Und wann wird Jack anrufen?, überlegte sie auf dem Weg zu den Fahrstühlen. Bei ihm wusste man nie.

Wie Laurie vermutet hatte, passte Patricia Pruitt nahtlos in die Serie. Es ließ sich nichts finden, was ihren plötzlichen Tod erklären könnte. Die Operationswunde hatte nicht übermäßig geblutet, es gab keine Anzeichen einer Infektion, und in den Hauptgefäßen der Beine, des Bauchraums oder des Brustkorbs wies nichts auf eine Embolie hin. Herz, Lungen und Gehirn sahen völlig normal aus.

Am Ende der Obduktion half Laurie Marvin, die Leiche auf die Rolltrage zu heben.

»Mit welchem der Jungs wollen Sie anfangen?«, fragte Marvin, als er die Bremsen der Rolltrage löste.

»Das ist egal«, antwortete Laurie. Sie hatte die beiden Ordner auf dem Nachbartisch aufgeschlagen und suchte

nach den Berichten des forensischen Ermittlers. »Hm, warum nehmen wir nicht beide gleichzeitig?«, überlegte sie schließlich.

»Soll mir recht sein«, stimmte Marvin zu. Er schob die Rolltrage mit Pruitts Leiche nach draußen.

Vor ein paar Jahren hätte Laurie zwischen zwei Fällen die Akten mit nach oben in die Kantine genommen, doch jetzt, mit dem Mondanzug, war das viel zu umständlich, sodass sie, mit der summenden Lüftung als Hintergrundgeräusch, die Ermittlungsberichte im Stehen las. Sie erkannte sofort, warum die Journalisten an diesen Fällen interessiert waren – sie hatten diese düstere Anziehungskraft, von der die Boulevardblätter lebten. Der Unfall hatte sich um drei Uhr morgens im U-Bahnhof an der 59th Street ereignet, wo der Zug die beiden Jungen überrollt hatte.

Das Problem waren die widersprüchlichen Aussagen. Der Fahrer hatte behauptet, die Jungen hätten bis zuletzt gewartet und seien dann gesprungen, sodass er nicht mehr hatte bremsen können. Dies wies auf einen doppelten Selbstmord hin, doch der durchgeführte Alkoholtest ließ Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Fahrers aufkommen. Die andere Version stammte vom Schaffner, der behauptet hatte, er sei zwischen Wagen eins und zwei gewesen und habe in Fahrtrichtung auf den Bahnhof hin-

ausgeschaut, als der Wagen eingefahren war. Er habe keine Jungen auf dem Bahnsteig gesehen, und sein Alkoholtest war negativ. Die dritte Version hatte ein Andenken-Verkäufer erzählt: Ein verdächtiger Mann sei direkt hinter den Jungen durchs Drehkreuz gegangen, dann aber verschwunden.

Marvin stieß die Tür zum Autopsiesaal auf und schob eine Rolltrage herein. »Sieht gar nicht hübsch aus«, meldete er.

»Kann ich mir vorstellen.« Laurie las weiter. Es waren keine Abschiedsbriefe gefunden worden, weder auf dem Bahnsteig noch in den Taschen der Opfer. Gespräche mit beiden Elternpaaren ließen nicht darauf schließen, dass die Jungen depressiv gewesen waren. Mit den Worten eines der Elternteile waren sie »wild und wie vom Teufel geritten, aber sie hätten sich nie selbst umgebracht«.

»Ich hole den anderen«, rief Marvin.

Laurie winkte über ihre Schulter nach hinten, während sie weiterlas. Wieder einmal war sie von Janices Arbeit beeindruckt und wunderte sich, was diese Frau in einer Nacht alles schaffte.

Als Laurie fertig gelesen hatte, nahm sie die Blätter für die Obduktionsaufzeichnungen heraus und drehte sich zur Leiche des Jungen um. In dem Moment kam Marvin mit der zweiten Rolltrage herein.

»Gütiger Himmel«, murmelte Laurie. Jugendliche waren für sie emotional nicht ganz so schwierig wie Kinder, aber immer noch hart.

Von einem Zug überfahren zu werden, hinterließ die fürchterlichsten Verletzungen. Ein Arm des Jungen war abgetrennt worden und lag neben dem Torso, Kopf und Gesicht waren ein einziger Brei. Es hatte keine Möglichkeit gegeben, die Jungen vor der Identifizierung durch die Eltern etwas herzurichten.

Laurie begann mit der äußeren Untersuchung, indem sie die offensichtlichen Verletzungen auflistete. Es war klar, dass der Junge mitgeschleift worden war, bis der Zug gehalten hatte.

»Hier ist der zweite«, sagte Marvin, während er die leere Rolltrage zur Seite schob.

Laurie winkte nur, ohne sich umzudrehen. Sie hatte am Penis des Jungen etwas Seltsames entdeckt, woraufhin sie sich dessen Fußsohlen anschaute. Marvin trat an die andere Seite des Tisches.

»Das habe ich auch schon gesehen«, sagte Marvin und folgte ihrem Blick. »Wie erklären Sie sich das?« Außer den Abschürfungen befanden sich Teerspurten an den betreffenden Stellen.

»Wo sind die Schuhe?«, fragte Laurie.

»In einer Plastiktüte im Kühlraum.«

»Holen Sie sie her«, bat Laurie. Besorgt trat sie an den zweiten Tisch.

Als Marvin mit den Kleidern der beiden Jungen zurückkam, hatte Laurie das Gefühl, dass sie das Geheimnis bereits durch die äußere Untersuchung gelöst hatte. Marvin brachte die Turnschuhe der beiden. Wie die Leichen selbst, waren auch sie übel zugerichtet. Laurie betrachtete die Sohlen. »Der Fall scheint ziemlich klar zu sein.«

»Echt?«, fragte Marvin. »Dann klären Sie mich auf.«

In dem Moment wurde die Tür zum Flur aufgerissen. Es war Sal D'Ambrosio, einer der anderen Sektionsgehilfen, der wesentlich lebhafter wirkte als üblich. »Es ist gerade eine männliche Leiche ohne Kopf und Hände reingebracht worden. Ein paar Polizisten sind auch da. Was soll ich tun?«

»Haben Sie die Leiche bereits geröntgt, gewogen und fotografiert?«, fragte Laurie. Es gab eine streng einzuhaltende Abfolge, was mit Leichen getan werden musste, sobald sie im Institut eintrafen. Ganz anders als Marvin, der sehr selbstständig arbeitete, ging Sal ihr mit seinem phlegmatischen Wesen auf die Nerven.

»Ist schon alles erledigt«, antwortete Sal, der Lauries Ungeduld bemerkte. »Ich dachte, wenn die Polizei da ist, sieht die Sache vielleicht anders aus.« Er huschte wieder hinaus.

Laurie machte eine kurze Pause. Die Leiche ohne Kopf und Hände war für sie wie ein Déjà-vu-Erlebnis, nachdem vor sieben Jahren eine ähnliche Leiche aus dem East River gefischt worden war. Die Identifizierung war schwierig gewesen. Der Mann hatte Franconi geheißen und posthum dafür gesorgt, dass sie und Jack eine Abenteuerreise nach Äquatorialguinea in Westafrika angetreten hatten.

»Sie haben mich neugierig gemacht«, unterbrach Marvin ihre Tagträumerei. »Was ist mit diesen beiden Jungs?«

Laurie wollte gerade wieder anfangen zu erklären, als die Tür erneut aufgerissen wurde. Zu ihrer Überraschung trat eine Person ein, die lediglich Kittel, Haube und Mundschutz trug. Jeder wusste, dass Mondanzüge im Obduktionssaal absolute Vorschrift waren.

»Tut mir Leid, hier darf niemand rein«, rief Laurie und hielt eine Hand nach oben. Sie dachte, ein besonders abenteuerlustiger Journalist hätte die Sicherheitsvorkehrungen umgangen und sich hier hereingeschlichen. »Das ist gefährlich, und volle Schutzausrüstung ist hier Pflicht.«

»Ach, komm schon, Laurie!«, meinte der Mann, der abrupt stehen blieb. »Jack hat gesagt, dass man hier am Wochenende nicht so engstirnig ist und er sich auch nur

das hier anzieht, solange es sich nicht um Infektionen handelt.«

»Lou?«, fragte Laurie.

»Ja, ich bin's. Du wirst mich doch nicht zwingen, einen von diesen Anzügen anzuziehen, oder? Die machen mich wahnsinnig.«

»Wenn Calvin reinkommt, wirst du für den Rest deines Lebens verstoßen.«

»Mal ehrlich, wie hoch sind die Chancen, dass er reinkommt?«

»Gleich null, denke ich.«

»Na also!«, triumphierte Lou. Er trat neben Laurie und blickte auf die beiden Jungs hinab, hob aber rasch wieder den Kopf. »Bäh! Wie sehen die denn aus?! Ich verstehe nicht, wie du damit deinen Lebensunterhalt verdienen kannst.«

»Es hat seine Schattenseiten«, stimmte Laurie zu. »Wieso bist du an einem Samstagmorgen schon so früh hier? Dieser Ort hier wird noch zu meinem Verderben.«

»Wegen des kopflosen Reiters, mit dem ich hergekommen bin. Er hat drüben im Manhattan General für die nächste Aufregung gesorgt.«

»Ich glaube, es ist besser, wenn du mich aufklärst.«

»Ich wurde im Morgengrauen angerufen. Der Kerl, der sich im Manhattan General um die Leichen kümmert,

kam wie üblich zur Arbeit und fand eine Leiche, die eigentlich nicht dort sein sollte.« Lou lachte. »Also, das hat ja schon was Lustiges, dass man im Leichenschauhaus eine Leiche findet, die dort gar nicht hingehört. Leichen wurden schon an einen falschen Ort gebracht oder sie haben gefehlt, aber eine zusätzliche Leiche im Leichenschauhaus zu finden, ist ungewöhnlich.«

»Warum wurdest du angerufen? Warum hat sich das Polizeirevier vor Ort nicht darum gekümmert?«

»Wegen des Mordes an seiner Schwägerin gestern Morgen hat man meinen Captain gleich informiert. Er hat praktisch eine Standleitung zum Krankenhaus. Deswegen hat er mich sofort angerufen und verlangt, dass ich hin-gehe. Das Problem ist, dass wir in seinem Fall noch nichts in der Hand haben, deswegen setzt er jetzt mir die Daumenschrauben an. Außerdem gibt es ein paar Parallelen. Bei der neuen Leiche scheint es zwei Einschusslöcher zu geben, wie bei seiner Schwägerin.«

»Und sie konnte nicht identifiziert werden?«

»Nein. Und im Krankenhaus wird niemand vermisst, weder von den Patienten noch vom Personal.«

»Und was ist mit dem Kopf und den Händen?«

»Verschwunden. Sind nirgends zu finden.«

»Dann glaubt also dein Captain, diese neue Leiche hängt irgendwie mit dem Fall seiner Schwägerin zusammen?«

»Er hat nicht so viele Worte benutzt, aber das hat er offenbar gemeint. Es ist komisch. Die Leiche war blitzblank sauber, als der Typ sie hinten im alten Kühlraum gefunden hat. Kein Blut, nichts, als wäre sie gerade aus der Dusche gestiegen. Die Sache ist unheimlich, wenn du mich fragst, und ich habe in meiner Laufbahn schon eine Menge seltsamer Dinge gesehen.«

»Wie wurden Kopf und Hände abgetrennt?«

»Was meinst du?«

»Saubere abgetrennt oder abgehackt?«

»Saubere abgetrennt. Sehr sauber.«

»Wie es vielleicht ein Arzt tun könnte?«

»Ich denke, ja. Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht, aber ja, es könnte sein.«

»Hört sich nach einem interessanten Fall an.«

»Würdest du den Fall gleich übernehmen? Der Captain hat gesagt, er will von mir so schnell wie möglich was hören.«

»Ich übernehme den Fall gern, aber erst, wenn ich mit den beiden Jungs hier fertig bin.«

Lou schielte an Laurie vorbei auf die beiden Tische.
»Um was geht's hier?«

»Zwei Jungs, die von der U-Bahn überfahren wurden.«

Lou verzog das Gesicht. »Ist das der Grund, warum die Journalisten oben in der Eingangshalle rumlungern?«

»Ja, leider. Schon die Tatsache, dass jemand vom Zug überfahren wird, reicht ihnen, aber was den Fall für die Boulevardpresse noch interessanter macht, ist die Frage, ob es doppelter Selbstmord oder doppelter Mord war.«

»Ja«, meldete sich Marvin zu Wort. »Ich wollte gerade die Antwort hören, als Sie reingekommen sind.«

»Ehrlich?« Lou überwand seinen Ekel und kam näher. »Diese Jungs sehen aus, als hätte man sie durch den Fleischwolf gedreht. Also, war es Mord oder Selbstmord?«

»Weder noch«, antwortete Laurie. »Es war ein Unfall.«

Überrascht blickten Lou und Marvin auf.

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«, fragte Lou.

»Ich bin ziemlich zuversichtlich, dass ich den Beweis finde, dass die Jungs bereits tot waren, als sie vom Zug überrollt wurden. Sieh dir die leichten Verbrennungen an den Fußsohlen an.« Laurie hob von jedem Jungen einen Fuß an und deutete auf die dunklen, versengten Bereiche.

»Und was ist das?«, wollte Lou wissen.

»Verbrennungen«, antwortete Laurie und zeigte auch auf die Penisse der Jungs. »Wie hier auf den *glandes*.«

»Was, zum Teufel, sind Glandes?«

»Die Mehrzahl von *glans*, die lateinische Bezeichnung für die Eichel.«

»Autsch!« Lou verzog sein Gesicht.

»Ich glaube, diese beiden Jungs haben den tödlichen Fehler begangen, nebeneinander auf die dritte Schiene zu pinkeln, während sie entweder auf der Stahlkante des Bahnsteigs oder auf den Gleisen selbst standen. Der Strom ist den Urinstrahl hochgewandert und hat ihnen gleichzeitig einen Stromschlag verpasst.«

»Gütiger Gott!« Lou richtete sich auf. »Erinnere mich daran, dass ich das nie mache.«

Lou blieb, bis der Rest der Obduktion erledigt war. Wie Laurie vermutet hatte, waren die heftigen Verletzungen eingetreten, nachdem die Jungs bereits am Stromschlag gestorben waren. Während der Arbeit erzählte Laurie vom ersten Fall, den sie am Morgen erledigt hatte, und dass ihre Serie im Manhattan General mittlerweile auf acht angestiegen war.

»Mein Gott«, stöhnte Lou. »Jack hat mir gestern erzählt, dass du sieben hättest und er langsam auch an deine Idee eines Serienmörders glaubt, aber sich dein Chef noch dagegen sträubt. Wie wird Calvin jetzt reagieren? Wird das Institut offiziell Stellung dazu nehmen?«

»Von dem Fall von heute Morgen weiß Calvin noch nichts«, antwortete Laurie. »Ich weiß nicht, wie er reagieren wird, aber ich bin nicht optimistisch. Ich fürchte, dass es einige Mühe kosten wird, ihn zu überzeugen, weil

die Toxikologie nichts erbracht hat. Wenn es ums Manhattan General geht, hat er Scheuklappen auf. Er sieht das Krankenhaus immer noch als die altherwürdige akademische Einrichtung, an der er studiert hat, und tut alles, damit ihr Ruf nicht beschädigt wird.«

»Wenn dort immer mehr gesunde Menschen sterben, wird der Ruf ganz schnell im Eimer sein. Aber gib mir Bescheid, wenn er sich auf deine Seite schlägt. Wie ich schon Jack gesagt habe, bei allem, was sonst noch so im Moment passiert, sind mir die Hände gebunden, zumindest offiziell. Mir steht bei diesem Chapman-Fall sowie so schon das Wasser bis zum Hals. Wenn ich nicht bald einen Verdächtigen bringe, darf ich demnächst Schnürsenkel verkaufen gehen.«

»Eigentlich arbeite ich gerade mit Dr. Roger Rousseau an einer Liste mit Verdächtigen. Er hat mir letzte Nacht eine Nachricht hinterlassen, dass er gute Fortschritte gemacht hat.«

»Das höre ich ja gar nicht gern, dass du mit diesem Typen ›zusammenarbeitest‹. Aber wenn ihr beide ein paar Namen liefert, kann ich was unternehmen, wenn auch nur inoffiziell.«

»Ich glaube, wir haben schon einen«, verkündete Laurie. Sie war gerade fertig, den letzten der beiden Jungen zuzunähen, und reichte Marvin die Instrumente. »Dann

werden wir uns mal den großen Unbekannten vornehmen, bevor wir uns an den Touristen machen.« Der Tourist war der vierte Fall, den sie geplant hatte zu obduzieren, ein Collegestudent, der scheinbar an einer Alkoholvergiftung gestorben war. Der Alkoholspiegel in seinem Blut war jedenfalls jenseits von gut und böse gewesen, nachdem er früh am Morgen von einem Jogger im Central Park gefunden worden war. Während Marvin hinausging, um Sal mit den Leichen der beiden Jungen zu helfen, erklärte Laurie ihre Theorie, dass der mögliche Mörder vielleicht vom St. Francis ans Manhattan General gewechselt hatte und dass Roger genau diese Mitarbeiter heraussuchte. Vielleicht hatte er schon mit einigen von ihnen geredet, zum Beispiel auch mit dem Anästhesisten Dr. Najah.

»Moment mal!« Lou hielt seine Hand nach oben. »Willst du damit sagen, dass dein Freund vorhat, sich auf eigene Faust an diesen Dr. Najah und die anderen Verdächtigen ranzumachen?«

»Ich glaube, ja«, antwortete Laurie. Lous negative Reaktion traf sie völlig unerwartet.

»Das ist ja der komplette Wahnsinn«, schimpfte er. »Du weißt, was ich von solchen Amateurdetektivspielen halte. Es ist eine Sache, Namen herauszufinden, aber es ist was anderes, wenn es darum geht, tatsächlich auf jemanden zuzugehen.«

»Warum? Man muss doch die Liste einschränken, um herauszufinden, wer wirklich verdächtig ist. Ansonsten bleibt alles reine Theorie.«

»Jesses, Laurie! Wie redest du bloß! Nehmen wir mal nur eine Sekunde an, es gibt wirklich einen Mörder hinter deiner so genannten Serie. Wenn er total durchgeknallt ist, könnte er äußerst gefährlich sein. Die leichteste Provokation könnte ihn zur schlimmsten Reaktion verleiten.«

Marvin und Sal kamen in den Obduktionssaal zurück. Während sie die Leichen der beiden Jungen auf die Rolltragen hoben, standen Laurie und Lou schweigend und unsicher wegen Lous plötzlichem Anfall daneben. Als die Tür hinter Marvin und Sal ins Schloss fiel, räusperte sich Lou.

»Es tut mir Leid«, entschuldigte er sich. »Ich wollte nicht so streng wirken. Es ist nur so, dass ich eine Heidenangst um diese Amateurschnüffler kriege. Ich will einfach nicht, dass du dein Leben riskierst wie damals bei der Kokaingeschichte mit Paul Cerino. Der Umgang mit Psychopathen ist nichts für Anfänger.«

»Ich glaube, ich habe verstanden«, erwiderte Laurie.

»Aber jetzt mal ein angenehmeres Thema«, begann Lou. »Ich sterbe vor Neugier, wie gestern Abend dein Essen mit Jack war. Wie ist es gelaufen? Werdet ihr zwei das Kriegsbeil begraben?«

Laurie antwortete nicht gleich, und dann auch nur, um zu sagen, dass das Gericht sich noch zur Beratung zurückgezogen habe. Lou wollte sich damit eigentlich nicht zufrieden geben, aber sein Gefühl riet ihm, es dabei bewenden zu lassen.

Marvin und Sal kamen mit einer Rolltrage zurück. Nachdem Marvin ein Röntgenbild auf den Nachbartisch gelegt hatte, hoben er und Sal die kopf- und handlose männliche Leiche fachmännisch auf den Tisch.

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte Laurie nach einem kurzen Blick auf die Leiche. »Sie ist auffällig sauber.« Ganz im Gegensatz zu den zerfetzten Körpern der beiden Jungs gab es hier kein Blut zu sehen, auch nicht dort, wo Kopf und Hände so sauber abgetrennt waren, dass die Schnittstellen wie Illustrationen für ein Anatomiebuch aussahen. Sal schob die Rolltrage hinaus in den Flur, während Marvin das Röntgenbild aufhängte.

Die beiden Geschosse hoben sich auf dem schwarz-grauen Hintergrund wie weiße Flecken ab. Eins war normal, das andere abgeplattet und ausgefranst. Laurie deutete auf das verunstaltete Geschoss in der Mitte des Oberkörpers. »Ich vermute, dass das hier die Wirbelsäule getroffen hat«, sagte sie und zeigte anschließend auf einen defekten Wirbel. »Ich würde sagen, es ist schließlich in der Leber stecken geblieben. Die andere befindet sich

im Mittelfell in der Mitte des Brustkorbs, und ich wäre nicht überrascht, wenn sie den Aortenbogen durchbohrt hat. Das war der tödliche Schuss.«

»Sieht nach einer Neunmillimeter aus«, stellte Lou fest.

»Wir werden sehen«, meinte Laurie.

Sie ging zur Leiche zurück und begann mit der äußeren Untersuchung. Sie stand rechts am Tisch, Marvin links, als sie ihn bat, die Leiche mit dem Gesicht in seine Richtung zu drehen. Sie wollte sich die Schusswunden anschauen und sie fotografieren. Doch plötzlich entdeckte sie im Kreuz der Leiche die Tätowierung eines kleinen Oktopus.

Laurie taumelte, sog hörbar die Luft ein und musste sich am Tisch festhalten, um nicht umzukippen. Ihre Augen hielt sie starr auf die Tätowierung gerichtet.

»Dr. Montgomery, ist alles in Ordnung?«, fragte Marvin. Laurie rührte sich nicht. Obwohl sie getaumelt war, wirkte sie jetzt wie erstarrt.

»Laurie, was ist los?«, erkundigte sich Lou. Er beugte sich vor und versuchte, ihr Gesicht durch die Maske hindurch zu erkennen.

Laurie schüttelte den Kopf, als wollte sie sich selbst aus ihrer Trance holen, und trat einen Schritt zurück. »Ich brauche eine Pause«, meinte sie mit hoher, atemlo-

ser Stimme. »Diese Obduktion muss warten.« Sie drehte sich auf dem Absatz um und eilte zur Tür.

Marvin und Lou blickten ihr hinterher. Lou rief ihren Namen, doch sie gab keine Antwort. »Was ist bloß los?«, fragte Lou, als sich die Tür hinter Laurie schloss.

»Keine Ahnung«, antwortete Marvin. Er drehte die Leiche wieder auf den Rücken und ließ ein kurzes, freudloses Lachen hören. »Das ist ja noch nie passiert. Vielleicht ist ihr schlecht.«

»Ich schaue besser mal nach«, meinte Lou.

Lou war überrascht, dass er Laurie nicht im Flur antraf. Von dort, wo er stand, konnte er bis zum Sicherheitsbüro blicken. Auch dort schien niemand zu sein. Verwirrt ging er die Reihe mit den Kühlfächern entlang, in denen vor der Obduktion die Leichen gelagert wurden. Links am Ende befand sich ein großer, begehrter Kühlraum, von wo aus er ins Lager blicken konnte, in dem die Mondanzüge hingen. Dort bemerkte er, wie Laurie gerade ihren Anzug auszog, und ging zu ihr hin.

»Was ist los?«, fragte Lou. »Alles in Ordnung mit dir? Wirst du den Fall nicht weitermachen?«

Mit tränennassen Augen drehte sich Laurie zu Lou.

»Hey«, meinte Lou. »Was ist denn?« Er zog den Kittel aus und nahm sie in seine Arme. Sie wehrte sich nicht.

Nach mehreren Minuten lehnte sich Lou zurück, um Lauries Gesicht zu sehen, hielt sie aber immer noch fest. Sie schob die Arme nach oben, wischte die Tränen fort und trocknete die Hände an ihrem Oberteil ab.

»Magst du jetzt reden?«, fragte Lou sanft.

Laurie nickte, machte aber keine Anstalten, sich aus Lous Umarmung zu lösen. Sie atmete tief durch, wollte anfangen zu reden, stotterte aber und wischte sich wieder über die Augen.

»Lass dir Zeit«, beruhigte Lou sie.

»Ich weiß, wer diese Leiche ohne Kopf ist«, begann Laurie stockend. »Es ist Roger Rousseau, mein Freund aus dem Manhattan General.«

»Gütiger Himmel!«, stöhnte Lou. Er war voller Mitleid für Laurie, aber auch ärgerlich. »Jetzt siehst du, warum ich gesagt habe, dass Amateurschnüffler gefährlich leben.«

»Auf deine Standpauke kann ich verzichten«, beschwerte sich Laurie und befreite sich aus seinen Armen.

»Ja, ich weiß, tut mir Leid. Aber das ist eine Katastrophe.«

»Ach, was du nicht sagst«, schnauzte sie. »Dieser Tote war ein wichtiger Mensch in meinem Leben, und ich habe ihn zu dem angestiftet, was er getan hat. O Gott, wie furchtbar!« Laurie umfasste ihren Kopf mit beiden Händen.

»Entschuldige mal, Laurie, aber so war das nicht. Du hast ihm vorgeschlagen, ein paar Namen ausfindig zu machen. Wenn ich mich nicht irre, hast du ihn nicht dazu veranlasst, rumzulaufen und mit Leuten zu reden. Das war seine Idee.«

Laurie ließ die Hände sinken. »Im Moment hört sich das für mich nach einer recht akademischen Unterscheidung an.«

»Wirst du die Obduktion weitermachen?«, fragte Lou.

»Nein, ich werde die Obduktion nicht weitermachen«, fuhr sie ihn an.

»Okay, okay. Du musst ja nicht gleich sauer werden. Ich bin auf deiner Seite.«

»Tut mir Leid.« Laurie schüttelte den Kopf.

Robert Harper, der Sicherheitschef, ging am Lager Richtung Obduktionssaal vorbei. Er verschwand kurz aus dem Blickfeld, drehte aber gleich wieder um und kam auf die beiden zu.

»Die Presseleute werden unruhig«, berichtete er. »Sie haben von der kopflosen Leiche gehört und wollen jetzt unbedingt auch darüber Einzelheiten haben.«

»Woher wissen die davon?«, fragte Laurie.

Robert hob fragend die Hände. »Ich habe keine Ahnung. Marlene hat mich gerade angerufen, dass ich hochkommen soll, um die Typen zu beruhigen.«

Laurie blickte zu Lou, der verteidigend die Hände hob.
»Ich habe ihnen nichts gesagt.«

Laurie schüttelte deprimiert den Kopf. »Was für ein Zirkus.«

»Was soll ich ihnen sagen?«, fragte Robert.

»Sagen Sie ihnen, dass ich den stellvertretenden Leiter anrufe.«

»Ich bezweifle, dass sie sich damit zufrieden geben werden.«

»Das müssen sie aber«, hielt Laurie dagegen und drückte sich zwischen den beiden Männern hindurch, um zurück in den Obduktionssaal zu gehen.

Robert und Lou warfen einander einen kurzen Blick zu, bevor Robert wieder nach oben ging. Lou beeilte sich, Laurie einzuholen. »Rousseau muss obduziert werden«, verlangte er.

»Du brauchst mir nicht zu sagen, was ich selber weiß«, versetzte sie, drückte die Tür zum Obduktionssaal auf und bat Marvin, eine Pause zu machen; sie selbst werde gleich zurück sein. Dann ging sie, gefolgt von Lou, zu den hinteren Fahrstühlen.

Im Fahrstuhl starrten sich die beiden nur an. Lauries Schock und Traurigkeit schienen sich in Wut verwandelt zu haben. »Vielleicht ist das jetzt der Weckruf«, meinte sie. »Vielleicht denkt ihr Neinsager jetzt endlich ein bisschen ernsthafter über meine Serie nach.«

»Da möchte ich aber differenzieren«, wandte Lou ein. »Rousseaus Tod beweist nicht unbedingt, dass die Patienten aus deiner Serie auch ermordet wurden. Es heißt nur, dass es einen Mörder im Manhattan General gibt, der es auf Ärzte und Krankenschwestern abgesehen hat. Vielleicht bringt dieser Mensch auch Patienten um, vielleicht aber auch nicht. Ziehe keine voreiligen Schlüsse.«

»Es ist mir egal, was du sagst. Ich glaube, die Todesfälle hängen zusammen.«

»Vielleicht«, räumte Lou ein. »Hat Rousseau abgesehen von Dr. Najah irgendeinen anderen Namen genannt?«

»Nein, das war der einzige.«

»Aber du glaubst, er hatte noch weitere.«

»Auf jeden Fall. Das hatte er selbst gesagt.«

»Meinst du, er hat die Namen aufgeschrieben?«

»Ja. Er hat gesagt, er hätte Listen erstellt.«

»Nun, man muss dem lieben Gott auch für die kleinen Dinge danken.«

Oben angekommen, stürmte Laurie aus dem Fahrstuhl und eilte in ihr Büro. Sobald sie an ihrem Schreibtisch saß, griff sie zum Telefon. Lou tat dasselbe an Rivas Schreibtisch. Etwas zögernd wählte Laurie Jacks Nummer. Sie betete, dass er zu Hause war und nicht Basketball spielte. Doch er hob schon beim zweiten Klingeln ab.

»Ich wollte dich nicht stören«, begann Laurie.

»Stören? Du störst doch nicht. Es ist schön, von dir zu hören.«

»Ich weiß, dass ich gesagt habe, ich würde auf deinen Anruf warten, aber es ist was passiert. Jack, ich brauche dich hier im Institut.«

»Sind die Fälle so langweilig, dass du dir mit meinen Witzen Unterhaltung verschaffen musst?« Er wollte weiterreden, doch Laurie schnitt ihm das Wort ab.

»Bitte, spar dir deinen Sarkasmus! Roger Rousseau wurde heute Morgen als unidentifiziertes Mordopfer eingeliefert. Er wurde heute Nacht im Manhattan General erschossen.«

»Ich bin gleich da«, versprach Jack und legte auf.

Nachdem Laurie langsam den Hörer aufgelegt hatte, stützte sie die Ellbogen auf dem Schreibtisch ab und rieb sich die Augen.

Seit dieser verhängnisvollen Nacht in Jacks Wohnung, als sie nicht schlafen konnte, geriet ihr Leben immer mehr außer Kontrolle. Sie schien von einem Schicksalsschlag nach dem anderen gebeutelt zu werden. Hinter ihr telefonierte Lou mit seinen Leuten im Manhattan General. Er ordnete an, das Büro von Dr. Rousseau zu versiegeln und Hintergrundinformationen über einen Arzt namens Najah zu besorgen.

Laurie stöhnte unwillkürlich, als sie die Hände vom Gesicht nahm und sich aufrichtete. Sie würde um Roger trauern müssen, aber nicht jetzt. Sie griff wieder zum Telefon und wählte Calvins Nummer. Seine Frau meldete sich und reichte an Calvin weiter.

»Was gibt's?«, fragte er ungeduldig. Er ließ sich zu Hause ohne triftigen Grund nicht gern stören.

»Ich fürchte, es gibt mehrere Dinge. Das Wichtige zuerst, aber ich weiß nicht genau, wie ich es sagen soll.«

»Ich bin nicht in der Stimmung für Spielchen, Laurie. Sagen Sie einfach, was Sie zu sagen haben.«

»Also gut. Ich bin zu neunundneunzig Prozent sicher, dass der Leiter des medizinischen Personals im Manhattan General, der befreundete Arzt, mit dem ich über meine Serie geredet habe, im Moment als Leiche im Obduktionssaal liegt. Er wurde vergangene Nacht im Krankenhaus erschossen und heute Morgen in einem Kühlraum des Anatomiesaals gefunden.«

Einen Moment lang schwieg Calvin. Nur an seinem Atem erkannte Laurie, dass er nicht aufgelegt hatte.

»Warum sind Sie nicht hundertprozentig sicher?«, fragte Calvin schließlich.

»Die Leiche hat keinen Kopf und keine Hände. Wer auch immer ihn umgebracht hat, wollte nicht, dass er identifiziert wird.«

»Dann wurde er als Unbekannter eingeliefert?«

»Richtig.«

»Und wieso können Sie ihn zu neunundneunzig Prozent identifizieren?«

»Ich habe ihn an einer ziemlich einzigartigen Tätowierung erkannt.«

»So, dann nehme ich an, dass dieser Mensch mehr als nur ein Freund war.«

»Er war ein Freund«, beharrte Laurie. »Ein guter Freund.«

»Schon gut«, beruhigte Calvin sie. »Aber wie ich Sie kenne, werden Sie diesen Fall als weiteres Indiz für Ihre Serienmörderidee heranziehen.«

»Dazu habe ich allen Grund. Erst gestern Morgen habe ich Mr Rousseau von den Fällen in Queens erzählt und vorgeschlagen, dass er nach Mitarbeitern sucht, die vom St. Francis zum Manhattan General gewechselt haben. Er hat mir in der Nacht eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen, dass er einige mögliche Verdächtige gefunden hätte, um die er sich kümmern wollte.«

»Ist die Polizei eingeschaltet?«

»Selbstverständlich. Detective Lou Soldano ist im Moment hier und telefoniert mit seinen Leuten im Krankenhaus.«

»Ich glaube, es wäre unangebracht, wenn Sie die Obduktion durchführen.«

»Das wäre mir gar nicht in den Sinn gekommen. Jack ist schon unterwegs.«

»Jack hat aber keine Rufbereitschaft.«

»Ich weiß. Ich dachte, dass er nicht nur die Obduktion durchführen, sondern mir auch moralische Unterstützung bieten könnte.«

»Okay, das ist in Ordnung«, stimmte Calvin zu. »Sind Sie sicher, dass Sie bleiben wollen? Ich könnte dafür sorgen, dass jemand anderes Sie am Wochenende vertritt. Ich kann mir vorstellen, das war ein ziemlicher Schock.«

»Ja, es war ein Schock, aber ich bleibe lieber.«

»Die Entscheidung liegt bei Ihnen, Laurie, aber ich zwingen Sie zu nichts. Allerdings muss ich auf der Position des Gerichtsmedizinischen Instituts beharren. Wie schon gesagt, haben wir nichts mit Spekulationen am Hut. Es gibt keinen Beweis, dass es sich auch nur bei einem der Patienten um Mord handelt. Haben wir uns da verstanden, Laurie? Ich muss sicher sein, weil ich nicht will, dass Sie mit der Presse reden. Es steht zu viel auf dem Spiel.«

»Es gab heute Morgen noch einen Fall für meine Serie«, berichtete Laurie. »Eine gesunde, siebenunddreißjährige Frau. Das sind jetzt schon acht Patienten allein im Manhattan General.«

»Zahlen überzeugen mich nicht, Laurie, und sie sollten das bei Ihnen auch nicht tun. Sie haben mich auf Ihrer Sei-

te, sobald John mit einem toxikologischen Befund ankommt. Ich werde mal sehen, ob ich ihm am Montag ein bisschen Druck machen kann, damit er sich anstrengt.«

Das wird aber viel bringen, dachte Laurie deprimiert, weil sie wusste, wie viel Mühe er sich bereits gegeben hatte.

»Was gab es sonst noch?«, fragte Calvin. »Sie haben angedeutet, dass das nicht alles sei.«

»Stimmt«, gab Laurie zu. »Ich hätte Sie ja nicht damit belästigt, aber da ich Sie schon mal in der Leitung habe, kann ich Sie genauso gut informieren.« Laurie erzählte von den beiden Jungen und dass die Reporter im Eingangsbereich warteten. »Ich hätte gern die Erlaubnis, die Presse über meinen Befund zu den beiden Jungs zu informieren. Ich glaube, dass es besser ist, wenn die Öffentlichkeit so früh wie möglich davon erfährt, damit Kinder so etwas in Zukunft nicht mehr tun.«

»Wissen die Reporter von der Leiche ohne Kopf?«

»Leider ja.«

»Wenn Sie mit ihnen reden, sind Sie dann in der Lage, sich zurückzuhalten und nichts von der kopflosen Leiche oder Ihrer Serie zu erzählen? Man wird Sie auf jeden Fall danach fragen.«

»Ich glaube.«

»Laurie, die Antwort heißt entweder ja oder nein.«

»Okay, ja!«, erwiderte Laurie leicht ungeduldig.

»Jetzt werden Sie nicht zickig, Laurie, sonst bekommen Sie von mir überhaupt keine Erlaubnis.«

»Tut mir Leid! Ich bin ein bisschen gestresst.«

»Sie können mit den Reportern über den U-Bahn-Unfall reden, sofern Sie betonen, dass Ihr Befund vorläufig ist und weitere Untersuchungen nötig sind. Ich möchte, dass Sie das genau so sagen.«

»Ja, gut.« Inzwischen wollte Laurie das Gespräch so schnell wie möglich beenden. Sie war es leid, dauernd an die politische Seite ihres Berufs erinnert zu werden.

Als sie schließlich aufgelegt hatte, drehte sie sich zu Lou, der seine Anrufe ebenfalls erledigt hatte. Innerlich zuckte sie zusammen, weil sie unten rechts im Bauch wieder dieses Ziehen spürte. Doch zum Glück war es längst nicht so stark wie am Abend vorher im Taxi.

»Jack kommt her«, erzählte sie und setzte sich anders hin, sodass der Schmerz ein bisschen nachließ. »Er wird die Obduktion durchführen.«

Lou nickte. »Ich habe mitgehört. Das war eine gute Entscheidung, denn das solltest du auf keinen Fall selbst machen. Und was das Gespräch mit den Reportern angeht, da kann ich dir helfen, indem ich ihnen von der kopflosen Leiche erzähle, während du dich an den U-Bahn-Unfall hältst. Dann kriegst du mit Calvin keine Probleme.«

»Klingt gut«, meinte Laurie. Als sie aufstand, ließ der Schmerz weiter nach.

»Und ich habe schon was Interessantes rausgefunden. Dieser Dr. Najah ist kein unbeschriebenes Blatt. Er wurde vor vier Jahren verhaftet, als er versucht hat, mit einer Waffe in seiner Aktentasche ein Flugzeug nach Florida zu besteigen. Natürlich hat er behauptet, das sei ein Versehen gewesen und er hätte vergessen, dass sie noch in der Tasche war. Und er hatte einen Waffenschein.«

»War es eine Neunmillimeter?«

»Ja.«

»Interessant!« Laurie legte ihre Hand auf die Hüfte, sodass sie unbemerkt ihren Bauch massieren konnte. Wie schon am Morgen vergingen auch jetzt die Schmerzen ziemlich rasch.

»Und noch was«, fuhr Lou fort. »Bevor er zum Anästhesisten ausgebildet wurde, war er Chirurg.«

»Du meine Güte.« Laurie fielen die Stellen der Leiche ein, an denen Kopf und Hände sauber abgetrennt worden waren.

»Wir werden ihn ein paar Tage dabehalten und unsere besten Vernehmungsbeamten auf ihn ansetzen, um ihn zu knacken. Wir werden auch einen Durchsuchungsbefehl besorgen. Vielleicht taucht diese Waffe auf, die er mit nach Florida nehmen wollte.«

»Das hört sich richtig gut an«, stimmte Laurie zu.

Kapitel 18

Kurz nachdem Laurie und Lou nach unten gegangen waren, um sich der Presse zu stellen, traf Jack ein. Laurie vermutete, dass er mit dem Taxi gefahren war, doch er erklärte, zu dieser Uhrzeit sei für eilige Leute das Fahrrad das beste Verkehrsmittel.

Für Laurie und Lou erwies sich das Gespräch mit den Journalisten vom ersten Moment an als eine Herausforderung. Schon sie ruhig zu bekommen, war schwierig; die Stimmung brodelte. Die Geschichte über eine Leiche ohne Namen, Kopf und Hände, die durch Zufall in einem großen Krankenhaus im Kühlraum der Anatomie entdeckt worden war, reizte sie sogar noch mehr als die über zwei von der U-Bahn überfahrenen Jungen. Mit ein bisschen Fantasie hatten die Journalisten bereits ein paar wahrhaft spektakuläre Szenarien entwickelt.

Laurie sprach zuerst zu den Journalisten. Der Gedanke, dass die Kinder durch einen Stromschlag gestorben waren, weil sie auf die Stromschiene gepinkelt hatten, entlockte einigen Journalisten einen verwunderten Blick, aber ansonsten kein weiteres Interesse. Sie waren viel

aufmerksamer, als Lou über die Leiche des Unbekannten sprach, obwohl er es geschickt vermied, irgendetwas Wesentliches zu verraten.

Kurz darauf begannen Jack und Marvin mit der Obduktion von Rousseau, während Lou zuschaute. Laurie vermied es tunlichst, auch nur einen Blick in Jacks Richtung zu werfen. Stattdessen tat sie sich mit Sal zusammen, um den im Park gefundenen Collegestudenten zu untersuchen. Sie beendeten die beiden Fälle fast gleichzeitig.

In der Kantine berichtete Jack bei Sandwiches und Getränken aus dem Automaten, was er gefunden hatte. Die erste Kugel hatte Rousseaus Wirbelsäule durchtrennt, sodass er querschnittsgelähmt gewesen wäre, hätte er nicht, wie Jack sich ausdrückte, den Gnadenschuss erhalten. Das zweite Projektil hatte eine Rippe gestreift und sich ins Herz gebohrt, bevor es in der linken Herzkammerwand stecken geblieben war.

Während seines kurzen Vortrags hatte Laurie Mühe, äußerlich ruhig zu bleiben und die Tatsache zu unterdrücken, dass das, was sie hörte, mit einem ihr nahe stehenden Menschen zu tun hatte. Es war eine Farce, aber um sie aufrechtzuerhalten, stellte Laurie sogar ein paar technische Fragen, die Jack bereitwillig beantwortete. Er meinte, es gebe absolut keinen Zweifel, dass die Hände und der Kopf entfernt worden waren, nachdem das Herz

aufgehört hatte zu schlagen. Seiner Meinung nach habe der Mann nicht gelitten, da er fast sofort tot gewesen sei. Und bei den Kugeln handle es sich eindeutig um Neunmillimeter-Geschosse.

Nachdem Lou seinen Captain angerufen hatte, um ihm die Obduktionsergebnisse mitzuteilen, schlug er vor, dass Laurie mit ins Manhattan General kommen sollte, um in Rousseaus Büro nach den Listen mit den Verdächtigen zu suchen. Laurie stimmte sofort zu, und um nicht übergangen zu werden, bat auch Jack darum, mitkommen zu dürfen. Er wollte seinen Teil dazu beitragen, dass AmeriCare die wohlverdiente Strafe verpasst bekam, weil mit Sicherheit ein gewaltiger Rummel losbrechen würde, sobald die Medien spitzbekamen, was hinter den Kulissen los war. Nachdem er von Patricia Pruit gehört hatte, stand er jetzt voll auf Lauries Seite.

Bevor Laurie das Institut verließ, machte sie einen Abstecher in die Telefonzentrale, wo sie ihre Mobilnummer hinterließ. Da sie am Wochenende Rufbereitschaft hatte, musste sie erreichbar sein.

Sie fuhren mit Lous Chevrolet Caprice ins Manhattan General. Während der Fahrt erzählte Laurie von Rogers Nachricht auf ihrem Anrufbeantworter.

»Dieser Najah scheint ein guter Kandidat zu sein«, stellte Jack fest. »Vielleicht zu gut, aber wenn ein Anäs-

thesist hinter diesem Geheimnis steckt, wäre klar, warum die Toxikologie nichts gefunden hat. Es könnte ein äußerst flüchtiges Gas im Spiel sein.«

Lou berichtete Jack, was er bereits über Najah in Erfahrung gebracht hatte, besonders die Sache mit der Neunmillimeter-Waffe, die, falls sie gefunden würde, von der Ballistik untersucht werden müsste.

Abgesehen von der erhöhten Polizeipräsenz wirkte das Krankenhaus chaotisch wie immer. Menschen kamen und gingen, Patienten wurden in Rollstühlen umhergeschoben, vor der Information stand eine lange Schlange, und Ärzte in weißen Kitteln und Krankenschwestern in Overalls durchquerten die Eingangshalle.

Lou entschuldigte sich einen Moment, um mit einem der Polizisten zu reden. Laurie und Jack traten zur Seite. »Wie hältst du das nur aus?«, fragte Jack.

»Ganz gut. Besser, als ich erwartet hätte«, antwortete Laurie.

»Ich bewundere dich«, gab Jack zu. »Ich weiß nicht, wie du dich bei allem, was dir im Kopf rumgeht, noch konzentrieren kannst.«

»Eigentlich hilft es mir, dass ich versuche, herauszubekommen, was hier vor sich geht«, erwiderte sie. »Das lenkt mich von meinen eigenen Problemen ab.« Sie meinte das Ziehen in ihrem Bauch, das auf der Fahrt ins

Krankenhaus wieder schlimmer geworden war. Es war nicht so stark wie am Abend vorher, aber sie fühlte es als Schmerz, sodass sie ernsthaft in Erwägung zog, dass es auch eine Blinddarmentzündung sein könnte. Die Stelle passte, auch wenn das Schmerzverhalten untypisch war. In dem Moment, als sie Jack davon erzählen wollte, kam Lou zurück.

»Gehen wir zuerst runter an den Tatort, bevor wir uns Rousseaus Büro vornehmen«, meinte Lou. »Scheinbar sind die Jungs von der Spurensicherung gut vorangekommen.«

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl in den Keller und folgten den Pfeilen zum ehemaligen Anatomiehörsaal. Die alten Ledertüren standen sperrangelweit offen, der Eingang war mit gelbem Band versperrt. Seitlich der Tür hielt ein uniformierter Polizist Wache. Lou kroch unter dem Band hindurch, doch als Laurie ihm folgen wollte, wurde sie von dem Polizisten aufgehalten.

»Das ist in Ordnung«, kam Lou ihr zu Hilfe. »Die beiden gehören zu mir.«

Starke Scheinwerfer leuchteten den halbrunden Hörsaal komplett aus, in dem mehrere Mitarbeiter der Spurensicherung immer noch bei der Arbeit waren.

»Ich habe gehört, ihr hättet Fortschritte gemacht«, sagte Lou zu Phil, dem Leiter der Spurensicherung.

»Ich glaube, ja«, erwiderte Phil zurückhaltend und winkte sie zur Wand am anderen Ende des Vortragsbereichs, wo er auf Kreidemarkierungen deutete. »Wir haben herausgefunden, dass die Leiche ursprünglich hier lag und ihr Kopf mit der Wand Kontakt hatte. Dieser Bereich hier wurde zwar oberflächlich gereinigt, aber wir haben Blutspuren gefunden, die darauf schließen lassen, dass sich das Opfer hier befand, als es erschossen wurde.«

Phil führte die Gruppe zum hinteren Zugang des Vortragsbereiches und zeigte auf zwei nebeneinander liegende Kreidekreise. »Hier haben wir die Neunmillimeter-Patronenhülsen gefunden, was darauf schließen lässt, dass der Mörder etwa sieben Meter vom Opfer entfernt war, als er geschossen hat.«

Lou nickte, während er seinen Blick von der Fläche mit den Umrissen der Leiche zu der Stelle wandern ließ, wo die Patronenhülsen gefunden worden waren.

»Und hier ...«, Phil bedeutete ihnen zu folgen und legte die Hand auf den alten Seziertisch, »... wurde die Leiche zerstückelt.«

»Ein richtiger Operationssaal«, meinte Lou. »Wie praktisch für den Mörder.«

»Das kannst du laut sagen«, bestätigte Phil und zeigte auf den Schrank voller Obduktionsinstrumente. »Er hatte

sogar die passenden Werkzeuge. Wir haben herausgefunden, welche Messer und Sägen er benutzt hat.«

»Gute Arbeit«, lobte Lou. Er blickte zu Laurie und Jack. »Habt ihr zwei noch irgendwelche Fragen dazu?«

»Wie haben Sie festgestellt, dass der Obduktionstisch benutzt wurde, um Kopf und Hände abzutrennen?«, wollte Jack wissen.

»Wir haben den Abfluss untersucht«, erklärte Phil. »Die Beweise lagen im Siphon.«

»Zeig uns mal, wo die Leiche gefunden wurde«, bat Lou.

»Kein Problem.« Phil führte sie an der Stelle vorbei, wo die Umrisse der Leiche aufgemalt waren, und durch eine Tür hindurch in einen kleinen Flur. Sie kamen an einem kleinen, chaotisch aussehenden Büro vorbei, das, wie Phil erklärte, vom Leichendiener verwendet wurde. Am Ende des Flurs standen sie vor einer gedungenen Holztür, die aussah wie die von einer Metzgerei. Phil öffnete sie mit einem lauten Klick. Kühler, nach Formaldehyd riechender Nebel waberte den Boden entlang.

Sowohl Laurie als auch Jack waren mit der Umgebung vertraut. Der Kühlraum sah genauso aus wie der an ihrer Universität, in dem die Toten lagerten, bevor sie zur Obduktion an die Studenten verteilt wurden: Die Leichen hingen mit Hilfe von Zangen, die in die Ohrkanäle geklemmt waren, auf beiden Seiten an Deckenschienen.

»Die Leiche des Opfers lag ganz hinten auf einer Rolltrage und war mit einem Tuch abgedeckt«, erklärte Phil und deutete den Gang entlang. »Man sieht die Stelle von hier aus nicht gut. Wollt ihr mal reingehen?«

»Ich glaube, ich verzichte«, meinte Lou und drehte sich um. »Bei Krankenhäusern kriege ich immer eine Gänsehaut.«

»Ich wundere mich, dass die Leiche so schnell gefunden wurde«, meldete sich Jack zu Wort. »Sieht aus, als würden die anderen Typen schon jahrelang hier rumhängen.«

Laurie verdrehte die Augen. Sie wunderte sich immer, dass Jack an allem etwas Lustiges fand. »Der Mörder wollte, dass die Leiche weder gefunden noch identifiziert wird«, machte sie deutlich.

»Gehen wir hoch in Rousseaus Büro«, schlug Lou vor.

Da es Samstag war, wirkte der Verwaltungsbereich wie leer gefegt. Ein uniformierter Polizist, der vor der verschlossenen Tür von Rogers Büro saß und die *Daily News* las, sprang auf, als er Detective Lieutenant Soldano erkannte.

Lou deutete auf die Tür, vor der ein gelbes Absperrband hing. »Ich gehe davon aus, dass niemand in diesem Büro war.«

»Nicht, seit Sie heute Morgen angerufen haben, Lieutenant.«

Lou nickte und löste das Band auf einer Seite, doch bevor er die Tür öffnen konnte, rief jemand seinen Namen. Ein großer, schlanker Mann, der aussah wie ein Filmstar, kam mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. Sein blondes, leicht dunkel gesträhtes Haar und das sonnengebräunte Gesicht ließen seine Augen viel blauer erscheinen, als sie waren. Man hätte denken können, dass er gerade aus der Karibik zurückgekehrt war. Lou verkrampfte sich.

»Ich bin Charles Kelley«, stellte sich der Mann vor und schüttelte Lous Hand übertrieben heftig. »Direktor des Manhattan General Hospital.«

Lou hatte am Tag vorher versucht, einen Termin mit ihm zu vereinbaren, doch man hatte ihn höflich abblitzen lassen, als wäre ein Treffen unter der Würde des Direktors gewesen. Hätte Lou das Gefühl gehabt, dass der Termin zwingend notwendig gewesen wäre, hätte er darauf bestanden, aber so, wie die Dinge lagen, hatte er Wichtigeres zu tun.

»Tut mir Leid, dass es gestern nicht geklappt hat«, begann Charles. »Mein Terminkalender war schrecklich voll.«

Lou nickte und bemerkte, dass Charles einen Blick auf Laurie und Jack warf. Lou stellte die beiden vor.

»Dr. Stapleton kenne ich leider schon«, sagte Charles steif.

»Gutes Gedächtnis!«, lobte Jack. »Es müssen gut acht Jahre her sein, dass ich euch mit diesen verrückten Keimen aus der Patsche geholfen habe.«

Charles wandte sich wieder an Lou. »Was machen sie hier?«, fragte er in einem Ton, der alles andere als freundlich war.

»Sie helfen mir bei den Ermittlungen.«

Charles nickte, als wägte er Lous Erklärung ab. »Ich werde Mr Bingham am Montag mitteilen, dass sie hier waren. Ich wollte mich Ihnen nur vorstellen, Lieutenant, und sagen, dass ich Ihnen alle erdenkliche Hilfe zukommen lassen werde.«

»Danke. Ich glaube, wir kommen im Moment ganz gut zurecht.«

»Ich möchte Sie aber noch um etwas bitten.«

»Schießen Sie los«, forderte Lou ihn auf.

»Da sich hier innerhalb von zwei Tagen zwei Morde ereignet haben, möchte ich Sie bitten, so diskret wie möglich vorzugehen, besonders was die grausamen Einzelheiten bezüglich der heute entdeckten Leiche angeht. Außerdem möchte ich höflich darum ersuchen, dass alle Informationen, die nach draußen gegeben werden, mit unserer PR-Abteilung abgesprochen werden. Wir müssen an unsere Einrichtung denken und den Kollateralschaden begrenzen.«

»Es tut mir Leid, aber die grausame Tatsache an sich ist bereits an die Medien gelangt«, redete sich Lou raus. »Ich habe keine Ahnung, wie das passiert ist, aber das war der Grund, dass ich eine kleine Pressekonferenz geben musste. Ich kann Ihnen aber versichern, dass ich keine Einzelheiten rausgegeben habe. Bei einer solchen Ermittlung ist es besser, dies nicht zu tun.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung«, stimmte Charles zu, »wenn auch wahrscheinlich aus anderen Gründen. Jedenfalls sind wir für jede Hilfe dankbar, die wir in dieser äußerst bedauerlichen Lage bekommen. Viel Glück bei Ihren Ermittlungen.«

»Danke, Sir«, sagte Lou.

Charles drehte sich um und kehrte in sein Büro zurück.

»So ein Arsch«, war Jacks einziger Kommentar.

»Ich wette, er hat in Harvard studiert«, meinte Lou neidisch.

»Kommt schon«, drängte Laurie. »Ich muss ins Institut zurück.«

Lou öffnete die Tür zu Rogers Büro.

Während Laurie an der Schwelle zögerte, traten Lou und Jack gleich an Rogers Schreibtisch. Laurie ließ ihren Blick langsam durch den Raum gleiten. In Rogers Büro zu sein, machte ihr die Größe des Verlusts noch einmal

deutlich. Sie war ihm erst fünf Wochen vorher zum ersten Mal begegnet, und eigentlich wusste sie, dass sie ihn nicht wirklich gekannt hatte, doch sie hatte ihn gemocht, vielleicht sogar geliebt. Sie hatte instinktiv gespürt, dass er ein guter Mensch war, und er hatte sich um sie gekümmert, als sie jemanden gebraucht hatte. Mochte sein, dass sie ihn in gewisser Hinsicht auch ausgenutzt hatte, was ihr ein schlechtes Gewissen bereitete.

»Laurie, komm mal her!«, rief Lou.

Auf dem Weg zum Schreibtisch begann Lauries Telefon zu klingeln. Es war die Telefonistin aus dem Institut, die meldete, dass die Polizei mit der Leiche eines Häftlings gekommen sei. Laurie versprach, innerhalb einer Stunde zurück zu sein, und ließ ausrichten, dass Marvin schon mal alles vorbereiten sollte. Die Leichen von Häftlingen waren politisch besonders heikel, weswegen ein solcher Fall gleich erledigt werden musste und nicht bis Montag warten konnte.

»Sieht aus, als hätten wir hier eine Menge Material«, stellte Lou fest, als Laurie zu ihm und Jack trat. »Diese Blätter hier könnten die wichtigsten sein. Die Namen sind sogar mit Sternchen versehen.« Er reichte die Blätter an Jack weiter, der sie überflog, bevor er sie Laurie gab. Es waren die Zeugnisse und Referenzen von Dr. José Cabreo und Dr. Motilal Najah.

Laurie las sich beides durch. »Der Zeitpunkt von Najahs Wechsel und die Tatsache, dass er offenbar gern in der Nachtschicht arbeitet, sind zumindest verdächtig.«

»Ich frage mich, warum nirgends was von dieser Verhaftung zu finden ist«, überlegte Lou. »Das ist wichtig bei jemandem, der mit kontrollierten Substanzen arbeitet. Ich hätte gedacht, das müsste bei seinen Unterlagen von der Drogenbehörde dabeiliegen.«

Laurie zuckte mit den Schultern.

»Hier ist noch eine Liste, die Rousseau auch mit Sternchen versehen hat«, meinte Lou. »Es sind Leute, die von Mitte November bis Mitte Januar vom St. Francis zum Manhattan General gewechselt haben.«

Jack warf einen Blick auf das Blatt und gab es Laurie.

Laurie las die Liste. Sie enthielt sieben Namen sowie die jeweiligen Abteilungen, in denen die Personen arbeiteten. »Alle hätten ganz leicht Zutritt zu den Patienten, vor allem während der Nachtschicht.«

Lou nickte. »Er hat uns viel Arbeit abgenommen. Das ist fast schon zu viel. Hier ist eine Liste mit acht Ärzten, die während der letzten sechs Monate aus dem Manhattan General geflogen sind. Ich kann mir vorstellen, dass einer von ihnen ausgerastet ist und sich gern an AmeriCare rächen würde.«

»Kommt mir vertraut vor«, meinte Jack. »Vielleicht solltest du mich auch auf die Liste setzen.«

»Ich brauche ein ganzes Team, um das hier abzuarbeiten«, sagte Lou. »Wenn Najah nicht unser Mann ist, müssen wir alle anderen verhören. Hm, was ist das hier?« Lou hielt eine CD hoch, die oben auf einem Stapel von Listen lag.

»Schauen wir mal nach.« Laurie nahm die CD, startete Rogers Rechner und gab dessen Passwort ein. Jack hob verdutzt die Augenbrauen, was Laurie aber geflissentlich übersah.

Die CD enthielt die Akten aller Fälle aus ihrer Serie sowie diejenigen aus dem St. Francis. Sie vermutete, Roger hatte die Daten aus dem St. Francis bekommen, als er dort war, um sich die Mitarbeiterunterlagen zu besorgen. Laurie fragte Lou, ob sie die CD mit ins Institut nehmen könnte, um sie als Ergänzung zu den Krankenakten zu nutzen.

Lou dachte einen Moment nach. »Kannst du eine Kopie machen?«

Laurie zog sich über den CD-Brenner eine Kopie.

»Eigentlich hätte ich gern Kopien von dem gesamten Material«, meinte sie schließlich. »Heute Nachmittag habe ich Zeit, mir das alles mal durchzuschauen, und vielleicht fällt mir was Sinnvolles dazu ein. Hier gibt's bestimmt irgendwo ein Kopiergerät.«

»Kein Problem«, erwiderte Lou. »Bei so viel Material können wir jede erdenkliche Hilfe gebrauchen.«

Der Kopierer stand gleich vor Rogers Büro. Als Laurie fertig war, sagte sie, dass sie wieder ins Institut zurück müsse.

»Willst du, dass ich mitkomme?«, bot Jack an. »Also, wenn du nach Hause gehen willst, übernehme ich auch die Rufbereitschaft.«

»Ist schon in Ordnung«, versicherte Laurie ihm. »Ich beschäftige mich lieber, statt in meiner Wohnung rumzusitzen. Du kannst gern mitkommen, aber das entscheidest du.«

Jack blickte zu Lou. »Wie sehen deine Pläne aus?«

»Ich möchte den Mann befragen, der die Leiche gefunden hat«, antwortete Lou. »Dann will ich mich mit diesem Najah treffen und schauen, ob wir mit etwas Glück seine Waffe finden. Könnte sein, dass er schon deshalb, weil er weiß, dass es so was wie Ballistik gibt, alles ausplaudert. Das wäre doch nett, oder?«

»Macht es dir was aus, wenn ich noch eine Weile da-bleibe?«, fragte Jack. »Diesen Dr. Najah würde ich auch gern kennen lernen.«

»Klar, gern.«

Jack wandte sich an Laurie. »Ich komme später nach. Dann helfe ich dir auch bei der Leiche des Häftlings, wenn du willst.«

»Das wird kein Problem werden«, beruhigte Laurie ihn. »Wir werden uns schon irgendwie sehen, aber danke, dass du reingekommen bist und diesen Fall übernommen hast. Das meine ich ehrlich.«

Laurie umarmte zuerst Lou, dann Jack, ihn aber ein bisschen länger. Bevor sie ging, drückte sie noch seinen Arm.

Auf dem Weg zum Ausgang machte sie einen Umweg über die Toilette. Rogers Listen und die CD legte sie auf den Rand des Waschbeckens und schloss sich in einer Kabine ein. Ihre Gedanken wechselten zwischen Rogers frühzeitigem Tod und demjenigen der beiden Jungen, die allein aus Dummheit gestorben waren. Das erinnerte sie daran, dass sich Menschen, wie alle anderen lebenden Organismen auch, immer gefährlich nahe am Rand des Abgrunds aufhielten.

In Gedanken versunken, griff sie zum Toilettenpapier, doch als sie es in die Toilette fallen lassen wollte, bemerkte sie plötzlich einen winzigen Blutfleck.

Laurie zuckte zusammen. Es war nur eine kleine Menge Blut, aber soweit sie sich erinnerte, war Blut während einer Schwangerschaft, besonders in einem so frühen Stadium, kein gutes Zeichen. Allerdings hatte sie sich während ihres Studiums ziemlich wenig mit Schwangerschaft und Geburt beschäftigt, und das, was sie sich an-

geeignet hatte, war in ihrer Erinnerung bereits verblasst, sodass sie keine voreiligen Schlüsse ziehen wollte.

Warum passiert so was immer am Wochenende?, beschwerte sich Laurie im Stillen. Sie hätte gern Laura Riley gefragt, wollte sie aber an einem Samstag nicht stören. Laurie nahm ein frisches Stück Papier – kein Blut mehr. Das war zwar ein Trost, doch eine Blutung in Verbindung mit den Schmerzen im rechten Unterbauch war alles andere als ein gutes Zeichen.

Am Waschbecken betrachtete sie sich im Spiegel. Die letzten schlaflosen Nächte hatten ihren Tribut gefordert. Mit Janice konnte sie zwar noch lange nicht mithalten, doch sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, und ihr Gesicht wirkte ausgezehrt. Sie hatte das Gefühl, dass der nächste Schicksalsschlag auf sie wartete, und sie betete, dass sie, sollte es so kommen, noch genügend emotionale Reserven haben würde.

Kapitel 19

Die Fahrt zurück zum Institut ging schneller, als Laura gedacht hatte, doch auch diesmal verschlimmerten sich während der Fahrt ihre Schmerzen. Marvin wartete bereits auf sie, sodass sie sofort mit der Obduktion der Leiche des Häftlings beginnen konnte. Die Arbeit erwies sich als Therapie, die Schmerzen verschwanden, zurück blieb nur ein leichter Druck. Als sie sich wieder umzog, drückte sie mit dem Finger auf ihren Bauch. Anders als am Morgen, wurde das Gefühl diesmal stärker. Unsicher ging sie auf die Toilette, um nachzuschauen, ob sie wieder Blutungen hatte, aber es war alles in Ordnung.

Schließlich ging Laurie hinauf in ihr Büro und starrte das Telefon an. Sie überlegte noch einmal, Laura Riley anzurufen, fühlte sich aber nach wie vor gehemmt. Sie kannte die Frau ja eigentlich gar nicht, und sie hasste es, sie gleich am Anfang ihrer Beziehung am Wochenende mit Problemen zu belästigen, die wahrscheinlich auch bis Montag warten konnten. Schließlich traten die Symptome schon seit ein paar Tagen auf. Die paar Tropfen Blut waren das einzig Neue, und dieses Problem hatte sich scheinbar gelegt.

Verärgert über ihre eigene Unentschlossenheit, überlegte Laurie, ob sie nicht Calvin anrufen sollte, um ihn über Roger und den Fall mit dem Häftling zu informieren. Sie hatte in dessen Kehlkopf starke Verletzungen festgestellt, die auf übermäßige Gewalteinwirkung deuten. Solche Fälle waren zwangsläufig eine politische Herausforderung, und Calvin musste in Kenntnis gesetzt werden. Doch von Seiten der Medien gab es keinen besonderen Druck, und der toxikologische Befund lag noch nicht vor. Laurie beschloss, dass das alles bis Montag warten konnte, sofern Calvin nicht von sich aus anrief.

Statt irgendwelche Anrufe zu tätigen, wollte Laurie lieber einige Zeit mit den Krankenakten aus Queens und mit Rogers Listen verbringen. Sie hatte das Gefühl, dass sie ihm das schuldete, da er in gewisser Weise sein Leben für diese Fälle geopfert hatte.

Als Erstes stellte sie fest, dass die Krankenakten im St. Francis ganz anders geführt wurden als im Manhattan General, weil das Manhattan General ein Lehrkrankenhaus, das St. Francis aber lediglich ein allgemeines Hospital war. Es gab dort keine Medizinalassistenten oder Assistenzärzte, die Notizen machten, sodass die Krankenakten viel knapper gehalten waren. Selbst die Notizen des behandelnden Arztes und der Pflegekräfte fielen kürzer aus, wodurch sie schneller zu lesen waren.

Wie sie aufgrund der Berichte des forensischen Ermittlers erwartet hatte, passten die persönlichen Daten und die Umstände zu denen der Fälle aus dem Manhattan General. Die Opfer waren alle relativ jung gewesen und jeweils innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach ihrer Operation gestorben. Dass sie gesund gewesen waren, machte die Tragödie nur noch schlimmer.

Laurie erinnerte sich, dass Roger gesagt hatte, bei den Fällen aus dem Manhattan General handle es sich allesamt um Patienten, die erst seit kurzem bei AmeriCare unter Vertrag standen. Sie fand heraus, dass auch die sechs Patienten aus dem St. Francis seit höchstens einem Jahr, zwei sogar erst seit zwei Monaten Mitglieder bei AmeriCare gewesen waren. Laurie überlegte, ob diese seltsame Tatsache von Bedeutung war. Sie konnte es nicht einschätzen. Um keinen wichtigen Aspekt außer Acht zu lassen, nahm sie einen Block heraus, auf den sie schrieb: alle Opfer seit kurzem AmeriCare-Mitglieder. Darunter notierte sie: alle Opfer starben innerhalb von 24 Std. nach der Operation; alle Opfer erhielten Infusion; alle Opfer jung bis mittleres Alter; alle Opfer gesund.

Laurie betrachtete ihre Liste und überlegte, welche anderen Gemeinsamkeiten die Patienten noch gehabt haben könnten. Ihr fiel nichts mehr ein, weswegen sie den Block zur Seite legte und sich wieder den Krankenakten

widmete. Ihr war zwar bekannt, dass sich die Todesfälle im Manhattan General auf unterschiedlichen Stationen, die meisten davon in der Chirurgie, ereignet hatten, vom St. Francis in Queens wusste sie es allerdings noch nicht. Rasch verschaffte sie sich Gewissheit darüber.

Da sich die Krankenakten aus Queens beträchtlich dünner ausnahmen, war Laurie eher geneigt, sich alle Seiten anzuschauen. Sie las sogar die Aufnahmeberichte, die in Form standardisierter Formulare vorlagen. Dort waren die Operationsvorbereitungen, die nach Mitternacht oral verabreichten Medikamente und verschiedene Routinelabortests eingetragen. Ein Test allerdings war ihr völlig unbekannt. Er stand bei den Bluttests, sodass sie vermutete, dass es sich ebenfalls um einen solchen handelte. Er hieß MASNP, doch von einem solchen Test hatte sie noch nie gehört. Falls NP die Abkürzung für Nuklearprotein war, was hieß dann MAS? Sie wusste es nicht, aber wenn sie bei NP richtig lag, könnte es sich um eine Art immunologische Untersuchung handeln.

Sie schaute am Ende der Unterlagen nach, wo alle Testergebnisse angehängt waren – außer denen für MASNP.

Lauries Neugier war angestachelt, deswegen schaute sie in den anderen Krankenakten aus Queens nach. Auf allen war eine Anforderung für einen MASNP-Test no-

tiert, aber kein Ergebnis. Das Gleiche bei den Krankenakten aus dem Manhattan General – auf jedem die Anforderung, aber keine Ergebnisse.

Laurie griff nach ihrem Block und schrieb: »Bei allen Opfern ein MASNP angefordert, aber kein MASNP-Ergebnis notiert. Was ist ein MASNP?«

Als sie über die Laborergebnisse nachdachte, erinnerte sie sich an das kurze EKG aus Sobczyks Akte, das bei der Wiederbelebung aufgezeichnet worden war. Die richtige Stelle in den Unterlagen war rasch gefunden, weil das Lineal noch darin steckte. Sie las ihre Notiz auf dem Haftzettel noch einmal, die sie daran erinnern sollte, das EKG einem Kardiologen zu zeigen. Sie legte den Ordner mit dem aufgeschlagenen EKG zur Seite und schaute noch einmal nach, ob bei den anderen Krankenakten auch wirklich kein während der Wiederbelebungsversuche aufgezeichnetes EKG dabei war. Sie erinnerte sich, dass sie keines gesehen hatte, wollte aber sichergehen.

»Ich hoffe, ich störe nicht«, sagte jemand hinter ihr.

Laurie drehte sich um. Jack stand in der Tür. Er grinste nicht hämisch wie sonst, sondern blickte Laurie besorgt an.

»Du siehst so furchtbar beschäftigt aus«, fügte er hinzu.

»Es ist das Beste, wenn ich mich beschäftige.« Sie zog Rivas Stuhl zu ihrem Schreibtisch. »Schön, dass du da bist. Komm rein und setz dich.«

Jack ließ sich auf den Stuhlsinken und warf einen Blick auf Lauries Schreibtisch. »Was machst du da?«

»Ich wollte sichergehen, dass die Queens-Fälle denjenigen im Manhattan General entsprechen. Das tun sie bis aufs i-Tüpfelchen. Mir ist auch was Komisches aufgefallen. Kennst du einen Bluttest, der MASNP genannt wird? Ich habe diese Abkürzung noch nie gehört.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Jack. »Wo hast du das gefunden?«

»Er gehört bei all diesen Fällen zu den standardisierten präoperativen Anforderungen«, erklärte Laurie. Sie zog eine der Krankenakten heraus und zeigte Jack das entsprechende Blatt. »Das ist in jeder Akte dabei. Ich vermute, der Test gehört zumindest in diesen beiden Krankenhäusern zum AmeriCare-Standard.«

»Interessant.« Jack schüttelte den Kopf. »Hast du hinten nachgeschaut, in welcher Einheit die Ergebnisse angegeben sind? Das könnte ein Hinweis sein.«

»Habe ich, aber es stehen keine Ergebnisse dabei.«

»In keiner der Krankenakten?«

»Nein, in keiner einzigen.«

»Hm, ich denke, das können wir Montag klären, wenn wir einen der forensischen Ermittler bitten, sich darum zu kümmern.«

»Gute Idee«, meinte Laurie und machte sich eine Notiz. »Alle diese Opfer haben eine weitere merkwürdige Gemeinsamkeit: Ohne Ausnahme sind sie erst seit kurzem, also seit höchstens einem Jahr, AmeriCare-Mitglieder.«

»Hey, das muntert einen ja richtig auf, weil das auf uns auch zutrifft.«

Laurie musste lachen. »Daran hatte ich gar nicht gedacht.«

»AmeriCare wächst so schnell, dass bestimmt ein ziemlich hoher Prozentsatz von Mitgliedern in diese Gruppe fällt.«

»Stimmt, aber mir kommt es trotzdem seltsam vor.«

»Noch was anderes Wichtiges?«, fragte Jack.

Laurie ließ ihren Blick über die auf dem Schreibtisch verteilten Unterlagen schweifen. »Eine Sache noch.« Sie griff nach Sobczyk's Akte mit dem kurzen EKG und reichte sie Jack. »Kommen dir dabei irgendwelche Assoziationen? Das EKG wurde während des Wiederbelebungsversuchs gemacht, bis die Patientin keine Herzaktivitäten mehr zeigte.«

Jack blickte auf die Zacken. Es war ihm unangenehm, zugeben zu müssen, dass er selbst die einfachsten EKGs kaum deuten konnte. Schon früh während seines Studiums hatte er sich für die Augenheilkunde entschieden

und alles beiseite gelassen, was ihm für seinen Beruf nichts nützen würde.

Kopfschüttelnd reichte Jack die Akte zurück. »Wenn ich zu einer Stellungnahme gezwungen wäre, würde ich sagen, dass das Reizleitungssystem des Herzens ausgefallen ist, aber das ist ja ohnehin klar, so ausgedehnt wie die Komplexe sind. Aber du solltest nicht ausgerechnet mich fragen. Zeig das lieber mal einem Kardiologen.«

»Das hatte ich vor«, meinte Laurie und legte die Akte zu den anderen.

»Was ist mit Rogers Listen?«, fragte Jack. »Hattest du Zeit, sie dir anzuschauen?«

»Noch nicht. Ich musste zuerst den Gefangenen obduzieren und sitze erst seit einer halben Stunde hier. Ich werde mich um die Listen kümmern, wenn ich mit den Akten durch bin. Ich glaube, damit kann ich den größten Beitrag leisten. Aber irgendwie habe ich noch einen blinden Fleck.«

»Du glaubst nicht, dass es Zufälle sind?«

»Nein. Es gibt etwas, was diese Patienten jenseits dessen, was wir schon wissen, miteinander verbindet.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Ich glaube, der Täter hat einfach die Gelegenheiten genutzt, und die Opfer waren eben zur falschen Zeit am falschen Ort.«

»Hattet ihr Glück mit Najah?«

»Ja und nein«, antwortete Jack. »Sie haben ihn sich gleich geschnappt, aber er kooperiert nicht. Er behauptet, er würde aufgrund seiner Rasse diskriminiert und schikaniert. Man hat ihn festgenommen, aber er redet nicht. Er will auf seinen Anwalt warten, der morgen aus Florida zur Anklagevernehmung kommt.«

»Und die Waffe?«

»Wurde zur Ballistik geschickt. Aber es dauert noch eine Weile, bis die Ergebnisse da sind. In der Zwischenzeit wird er bestimmt auf Kautionsfreigabe freigelassen.«

»Und glaubt Lou, dass er unser Mann ist?«

»Er ist optimistisch, besonders wegen Najahs Verhalten. Lou sagt, jemand, der unschuldig ist, will immer kooperieren. Natürlich konzentriert sich Lou nur auf die Morde an der Krankenschwester und an Rousseau. An deine Serie denkt er gar nicht.«

»Und was ist mit dir?«

»Wie gesagt, an der Idee gefällt mir, dass er ein Anästhesist ist. Bei seinem Wissen könnte er ganz leicht Leute so aus dem Weg räumen, dass wir Schwierigkeiten hätten, es herauszufinden. Dass er die Krankenschwester und Rousseau erschossen haben soll, beruht gleichermaßen nur auf dem Indiz, dass er eine Neunmillimeter-Waffe besitzt. Das Problem ist, dass eine Menge von diesen Dingen im Umlauf sind.«

»Du glaubst nicht, dass derjenige, der die Patienten umgebracht hat, auch die Krankenschwester und Roger erschossen hat?«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Aber ich«, entgegnete Laurie. »Das klingt doch logisch. Die Krankenschwester hat vielleicht was Verdächtiges gesehen. Sie starb an dem Morgen, an dem zwei weitere Todesfälle zu meiner Serie hinzukamen. Und Roger ist extra durchs Krankenhaus gegangen, um mit Leuten zu reden, die er für verdächtig hielt. Kann sein, dass er Najah begegnet ist. Vielleicht hat er ihn sogar in Pruitts Zimmer gesehen.«

»Hört sich wirklich logisch an«, musste Jack zugeben.

»Ich bin froh, dass Najah verhaftet wurde«, meinte Laurie. »Wenn er der Täter ist, wird er sich hüten, diesen Streich noch einmal zu spielen, solange Lou ihm auf den Fersen bleibt. Das heißt, ich werde heute Nacht besser schlafen. Trotzdem gehe ich Rogers Liste sorgfältig durch für den Fall, dass Najah sich doch als ein Fehlgriff erweist.«

Jack nickte mehrmals zustimmend. »Ich weiß, das ist jetzt ein ziemlicher Themawechsel«, begann er nach einer kurzen Pause, »aber könnten wir das Gespräch von gestern Abend noch einmal aufgreifen?«

Laurie sah Jack an. Während sie geredet hatten, hatte sie bemerkt, dass sein sardonisches Grinsen zurückge-

kehrt war, was angesichts des Themawechsels kein gutes Zeichen war. In Laurie braute sich eine Kombination aus Frustration und Ärger zusammen. Bei all dem, was sie beschäftigte, angefangen beim Schuldgefühl über Rogers Tod bis zu ihren Schmerzen im Bauch und der Blutung, hatte sie kein Interesse an weiteren Enttäuschungen.

»Was ist los?«, fragte Jack. Er missdeutete ihr Zögern und hob fragend die Augenbrauen. »Ist immer noch nicht der richtige Ort oder der richtige Zeitpunkt?«, fügte er hochnäsig hinzu.

»Richtig geraten!«, platze Laurie los. Sie hatte Mühe, angesichts seines Tons nicht die Beherrschung zu verlieren. »Das städtische Leichenschauhaus ist wohl kaum der Ort, um über eine Familiengründung zu reden. Und wenn ich ehrlich bin, merke ich, dass ich dazu auch gar nichts mehr zu sagen habe. Die Tatsachen sind ziemlich klar. Ich habe seit Jahren deutlich gemacht, wie ich darüber denke, bis zu der neuen Entwicklung mit meiner Schwangerschaft. Allerdings weiß ich nicht, wie du darüber denkst, und ich muss wissen, ob du interessiert daran und fähig dazu bist, deine egozentrische Rolle des ewig Trauernden aufzugeben. Wenn du dich darüber äußern willst, bitte! Sag's mir. Ich bin es satt, darüber zu reden, und ich bin es satt, darauf zu warten, dass du dich endlich entscheidest.«

»Ich verstehe – das ist wirklich nicht der richtige Ort und der richtige Zeitpunkt«, entgegnete Jack ebenso verärgert und erhob sich. »Ich glaube, ich warte, bis die Umstände günstiger sind.«

»Tu das«, schnauzte Laurie.

»Wir hören voneinander«, sagte Jack, bevor er zur Tür hinausging. Laurie drehte sich zu ihrem Schreibtisch und stützte seufzend den Kopf in die Hände. Einen kurzen Moment überlegte sie, Jack hinterherzulaufen, aber was wollte sie ihm sagen, wenn sie ihn eingeholt hatte? Es war doch allzu deutlich, dass er nicht das sagen würde, was sie hören wollte. Andererseits fragte sich Laurie, ob sie nicht zu streng und unfair war, besonders weil sie ihm nichts von den neusten Symptomen und der Angst erzählt hatte, die sie sich noch nicht auszusprechen traute – die Angst vor einer Fehlgeburt, die wieder alles auf den Kopf stellen würde.

Kurz nach sechzehn Uhr bog David Rosenkrantz auf den Parkplatz eines kleinen Geschäftsgebäudes, in dem Robert Hawthornes Büro lag. Früher war der Komplex eine einzige Lagerhalle gewesen, und die war, wie viele Gebäude in der Innenstadt von St. Louis, nicht abgerissen, sondern aufwändig umgebaut worden. Jetzt waren hier im Erdgeschoss ein exklusives Restaurant und im ersten

Stock einige Boutiquen untergebracht. Als Robert Hawthorne – oder Mr Bob, wie er sich seinen Mitarbeitern gegenüber nannte – in die Stadt kam, um zunächst die Firma Adverse Outcomes zu gründen und schließlich die Operation Winnow ins Leben zu rufen, hatte er dieses Haus recht praktisch gefunden, da es ganz in der Nähe der Kanzlei Davidson & Faber lag. David wusste nicht, welches Verhältnis zwischen Mr Bob und der Kanzlei bestand, und ihm war klar, dass er besser nicht danach fragen sollte. Aber er wusste, dass Robert ziemlich regelmäßig dorthin zitiert wurde.

David war oft in St. Louis, da es seine Aufgabe war, in die verschiedenen Städte zu reisen, die Mitarbeiter vor Ort zu überprüfen und gegebenenfalls die notwendigen Maßnahmen einzuleiten. Das war keine leichte Aufgabe, weil sich viele komische Käuze unter den unabhängigen Vertragsnehmern befanden. Am Anfang hatte David nur Feuerwehr gespielt, doch jetzt, nachdem er mehr als fünf Jahre für Robert arbeitete, war er auch mit der Rekrutierung betraut. Die machte viel mehr Spaß und war eine echte Herausforderung. Robert bekam die Namen mitunter von einem alten Kumpel aus Armeezeiten, der immer noch im Pentagon arbeitete. Meistens handelte es sich um Leute, die beim Militär in irgendeinem medizinischen Bereich gearbeitet hatten und unehrenhaft entlassen wor-

den waren. David selbst war nicht beim Militär gewesen, konnte sich aber gut vorstellen, welchen Einfluss diese Erfahrungen auf Menschen haben mochten, die versuchten, ins Zivilleben zurückzukehren, besonders jene, die schon einmal in einem Kampfeinsatz gewesen waren. Dank des sich dahinziehenden Irak-Konflikts hatten sie zahlreiche potenzielle Kandidaten. Natürlich suchten sie auch nach Mitarbeitern, die aus Zivilkrankenhäusern gefeuert worden waren. Die meisten Tipps kamen von Leuten, die schon dabei waren.

An der Tür zum Büro hing kein Schild. David klopfte für den Fall, dass sich Yvonne, die Sekretärin, die auch die Rolle von Roberts Lebensgefährtin übernommen hatte, hinten im Büro aufhielt. Die Sache war nach außen hin nicht groß aufgezo-gen. Robert, Yvonne und David waren die einzigen fest angestellten Firmenangehörigen; ein paar Jahre lang hatte es nur Robert und Yvonne gegeben.

Der Schließmechanismus gab einen lauten Klick von sich, als die vollbusige Yvonne die Tür öffnete. Mit ihrer süßlichen Stimme und ihrem Südstaatenakzent bat sie David kokett herein. Ihre Sätze waren mit »Schätzchen« und »Süßer« durchsetzt, doch David ließ sich nicht für dumm verkaufen. Trotz ihres gebleichten Haars und der flittchenhaften Aufmachung mit Stöckelschuhen und Minirock

wusste er, dass sie regelmäßig mit Robert ins Fitnessstudio ging und erfahren in Taekwondo war. David tat jeder Mann Leid, der nach ein paar Drinks zu viel den Fehler begehen sollte, zu sehr auf ihre Flirterei einzugehen.

Das Büro war einfach eingerichtet – ein Schreibtisch im Vorzimmer, einer im hinteren Büro, zwei Computer, zwei kleine Tische, ein paar Stühle, ein Aktenschrank und zwei Sofas. Alles war gemietet.

»Der hässliche alte Boss sitzt hinten, Schätzchen«, flüsterte Yvonne. »Pass auf, dass du ihn nicht zur Weißglut treibst, hörst du?«

David hatte nicht die Absicht, Robert zur Weißglut zu treiben. Er wusste, dass etwas nicht stimmte, wenn Robert ihn zu sich rief. David war in der Nacht zuvor in St. Louis eingetroffen, nachdem er ein paar Tage an der Westküste verbracht hatte, und hatte sich eigentlich auf eine kleine Pause gefreut.

»Setz dich!«, forderte Robert ihn auf, als David das Büro betrat. Robert saß am Schreibtisch, seine Beine hatte er gekreuzt und hochgelegt, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Sein Brioni-Jackett lag über der Armlehne des Sofas.

»Möchtest du einen Kaffee, Süßer?«, fragte Yvonne. Im Vorzimmer stand eine italienische Espresso-Maschine.

David lächelte und lehnte dankend ab, dann drehte er sich zu Robert, der ihn mit frustriertem Gesicht und zusammengepressten Lippen anschaute. »Ich habe vor einer Weile schlechte Nachrichten erhalten«, begann Robert. »Offenbar kann sich unsere kleine ungarische Mieze in New York nicht beherrschen.«

»Noch eine Schießerei?«, erkundigte sich David.

»Leider, ja«, antwortete Robert. »Diesmal ein Arzt aus der Verwaltung. Die Frau ist eine Gefahr. Sie ist gut, aber gefährdet die gesamte Operation.«

»Bist du sicher, dass sie es war?«

»Hundertprozentig sicher? Nein! Neunundneunzigprozentig sicher? Absolut. Sie ist von Schießereien umgeben wie ein Stück stinkiger Käse von Fliegen. Das kann natürlich so nicht weitergehen, deswegen tut es mir Leid, dass dein Urlaub verschoben werden muss. Yvonne hat dir einen Flug gebucht, der um circa zweiundzwanzig Uhr dreißig ankommt.«

»Das ist kurzfristig. Wie sieht's mit einer Waffe aus?«

»Darum hat sich Yvonne ebenfalls gekümmert. Du musst in New York nur einen kleinen Abstecher machen.«

»Ich erinnere mich nicht mehr an die Adresse dieser Ungarin.«

»Yvonne hat sie. Keine Sorge, ich habe an alles gedacht.«

David erhob sich.

»Dir macht es doch nichts aus, das zu tun?«, fragte Robert.

»Nein. Ich wusste, dass es früher oder später passieren würde.«

»Ja, das habe ich mir auch gedacht.«

Vor ihrem schmutzigen Bürofenster war über den grauen Tag mittlerweile die dunkle Nacht hereingebrochen, während Laurie in der Hoffnung über den Akten brütete, die entscheidende Information zu finden. Auch nach mehrmaligem Lesen war ihr nichts ins Auge gesprungen. Außer der Notiz, dass sie einem Kardiologen das EKG zeigen und die forensischen Ermittler bitten wollte, die Abkürzung für MASNP herauszubekommen, hatte sie nichts zustande gebracht, und mehr fiel ihr nicht ein.

Sie hatte auch sorgfältig Rogers Listen mit den Verdächtigen geprüft und sie nach Relevanz geordnet. Sie hielt Najah immer noch für den wahrscheinlichsten Kandidaten, doch die anderen sieben Personen, die in den verschiedenen Abteilungen in der Nachtschicht arbeiteten und etwa gleichzeitig vom St. Francis zum Manhattan General gewechselt hatten, kamen ebenso in Betracht, besonders da alle ungehinderten Zugang zu den Abteilungen hatten. Die nächste Liste bestand aus acht Ärzten,

deren Belegbetten während der vorangegangenen sechs Monate gekündigt worden waren. Laurie hätte gern herausgefunden, was im Einzelnen zu dieser Maßnahme geführt hatte.

Sie hatte auch überlegt, Jack anzurufen. Ihre Reaktion mochte unter den gegebenen Umständen zwar verständlich gewesen sein, doch bedauerte sie ihr Verhalten trotzdem. Sie war viel zu voreilig und verbittert gewesen, und sie hätte ihm zumindest die Chance lassen müssen, seine Gefühle zu äußern, auch wenn sie vermutete, dass er nicht das sagen würde, was sie hören wollte. Doch leider waren ihre Worte nur allzu wahr gewesen. Laurie hatte genug von seiner Unentschlossenheit, die der Grund für ihren Auszug gewesen war. Schließlich entschied sie sich, nicht zum Hörer zu greifen. Ihn jetzt anzurufen hätte bedeutet, Salz in die Wunde zu streuen. Stattdessen wollte sie bis zum nächsten Morgen warten. Wenn er sich bis dahin nicht gemeldet hätte, wollte sie es tun.

Laurie schob die Krankenakten zu zwei sauberen Stapeln zusammen. Daneben legte sie den Notizblock mit ihrer eigenen Liste der Gemeinsamkeiten aller Fälle, darauf die CD-ROM. Es war Viertel vor sieben, eine gute Zeit, um nach Hause zu gehen. Vor dem Schlafengehen würde sie sich eine leichte Suppe kochen. Ob sie würde schlafen können, war ein ganz anderes Thema. Sie hatte

nicht früher nach Hause gehen wollen aus Angst, Depressionen zu bekommen. Es war besser gewesen, sich den ganzen Nachmittag zu beschäftigen, um nicht über Rogers Tod, Jacks schlimmer werdendes Verhalten und ihre eigenen bedrohlichen Probleme nachdenken zu müssen.

Laurie drückte sich vom Schreibtisch ab und wollte gerade aufstehen, als ihr einfiel, dass sie sich die CD-ROM einmal darauf hin anschauen könnte, ob es vor allem hinsichtlich des unbekannten Bluttests einen Unterschied zwischen der Papierfassung und den digitalen Aufzeichnungen gab. Vielleicht waren auf der CD die Ergebnisse verzeichnet, sodass sie herausbekommen könnte, um was für einen Test es sich handelte.

Sie startete den Rechner, legte die CD ein und blätterte durch die Seiten, bis sie auf gut Glück bei den Ergebnissen von Stephen Lewis hängen blieb. Die Schrift war sehr klein, sodass sie mit dem Finger die linke Spalte hinunterfuhr. Fast am Ende stand MASNP. Als sie mit dem Finger nach rechts rutschte, stand dort das Ergebnis: »MEF2A positiv«.

Abwesend kratzte sich Laurie am Kopf, während sie auf das Ergebnis starrte, das nirgends erklärt wurde. MEF2A ergab für sie auch nicht mehr Sinn als MASNP. Es war, als hätte sie die Definition für ein unbekanntes

Wort nachgeschlagen und ein unbekanntes Synonym dafür gefunden. Laurie schrieb das Ergebnis mit einem Fragezeichen dahinter auf einen Haftzettel. Um den Zettel an die Wand über ihren Schreibtisch zu kleben, schob sie den Stuhl zurück und beugte sich halb stehend und mit ausgestreckter Hand vor.

Sie schrie auf. Mit beiden Händen musste sie sich auf dem Schreibtisch abstützen. Ganz plötzlich hatte sie einen starken Krampf rechts unten im Bauch bekommen, den sie nur ertrug, indem sie ein paar Sekunden bei angehaltenem Atem in dieser Position verharrte. Zum Glück ließ der Schmerz bald wieder nach, sodass sie sich langsam auf den Stuhl sinken lassen konnte. Dort blieb sie stocksteif sitzen, um das, was in ihrem Bauch vor sich ging, nicht schlimmer werden zu lassen.

Seit der Obduktion des Gefangenen hatte sie einen Druck im Bauch gespürt, der immer schwächer geworden, aber nie ganz verschwunden war. Eigentlich hatte es gar nicht mehr richtig wehgetan, bis jetzt, als sie versucht hatte, den Haftzettel an die Wand zu kleben.

Sobald der Schmerz so weit nachgelassen hatte, dass Laurie normal atmen konnte, setzte sie sich aufrecht hin. Zum Glück wurde es durch die Bewegung nicht wieder schlimmer. Als sie sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn wischte, wunderte sie sich, dass

ihre Angst so groß war, dass sie sogar schwitzte. Vorsichtig tastete sie mit dem Zeigefinger ihren Bauch ab. Anders als früher konnte sie diesmal den Schmerz genau lokalisieren, was sie für kein gutes Zeichen hielt. Die Stelle hätte genau zu einer Blinddarmentzündung gepasst.

Ganz vorsichtig erhob sie sich. Die halb stehende Position hatte diesen Anfall provoziert, sodass sie jetzt alles tat, um eine Wiederholung zu vermeiden, was ihr auch gelang. Aber sie schwitzte noch stärker als vorher.

Vorsichtig ging sie ein paar Schritte auf den Flur hinaus, während sie sich mit einer Hand an der Wand abstützte. Der Schmerz blieb erträglich. Mit zunehmender Sicherheit schaffte sie es bis zur Damentoilette, wo sie mit einem Stück Toilettenpapier kontrollierte, ob sie wieder blutete. Und in der Tat – die Blutung war sogar noch stärker geworden. Es war also doch keine Blinddarmentzündung.

Laurie bekam immer mehr Angst, als sie in ihr Büro zurückkehrte und sich setzte. Sie beäugte das Telefon, zögerte aber immer noch, Dr. Riley anzurufen, obwohl sie dachte, dass sie kaum eine andere Wahl hatte. Die Blutung schloss eine Blinddarmentzündung aus, ließ aber auf eine Eileiterschwangerschaft schließen, die weit gefährlicher war als die bloße Möglichkeit einer Fehlge-

burt. Widerwillig griff sie zum Telefon und wählte Laura Rileys Praxisnummer. Als sich die Vermittlung meldete, nannte sie ihren Namen und ihre Durchwahl. Sie nannte auch ihren Dokortitel in der Hoffnung, dass dies einen Rückruf beschleunigen würde, und meinte, sie müsse dringend mit Dr. Riley sprechen. Es sei ein Notfall.

Als Laurie den Hörer wieder auflegte, bemerkte sie auch ein leichtes Ziehen in der Schulter, so leicht, dass sie es sich auch einbilden konnte, aber es verstärkte ihre Angst dennoch. Sollte dieses Ziehen echt sein, wäre es möglich, dass eine üble Bauchfellentzündung im Entstehen war. Um dies zu testen, drückte sie ihren Zeigefinger in den Bauch und nahm plötzlich die Hand wieder weg. Sie verzog das Gesicht vor Schmerzen. Dieser Loslassschmerz, den sie gespürt hatte, ließ ebenfalls an eine Bauchfellreizung denken. Es bestand also die Gefahr, dass es sich nicht nur um eine Eileiterschwangerschaft handelte, sondern dass der Eileiter bereits geplatzt war. In diesem Fall lag ein echter medizinischer Notfall vor, bei dem Zeit der entscheidende Faktor war. Laurie konnte innerlich verbluten.

Das schrille Klingeln des Telefons unterbrach sie in ihren sorgenvollen Gedankengängen. Rasch hob sie den Hörer ans Ohr und war erleichtert, als sich Dr. Riley meldete. An den lauten Gesprächen im Hintergrund

merkte Laurie, dass Dr. Riley über ihr Mobiltelefon von irgendeinem öffentlichen Platz aus anrief.

Laurie entschuldigte sich zunächst für ihren Anruf an einem Samstagabend und sagte, sie hätte bis jetzt nicht angerufen, weil sie es für einen schlechten Beginn des Verhältnisses zu ihrer neuen Ärztin hielt, wenn sie sie gleich an einem freien Wochenende belästigte, doch jetzt glaubte sie keine andere Wahl mehr zu haben. Dann beschrieb sie ihre Symptome im Einzelnen einschließlich des Loslassschmerzes. Laurie gab zu, dass sie schon vor dem Telefonat vom Tag zuvor ein leichtes Ziehen gespürt, es dann aber verdrängt und gedacht hatte, es könnte bis zum offiziellen Arztbesuch am nächsten Freitag warten.

»Also, zunächst mal gibt es keinen Grund, sich zu entschuldigen«, begann Laura, als Laurie zu Ende geredet hatte. »Eigentlich wäre es mir lieber gewesen, Sie hätten schon früher angerufen. Ich will Ihnen ja keine Angst einjagen, aber wir sollten von einer Eileiterschwangerschaft ausgehen, solange wir sie nicht medizinisch ausgeschlossen haben. Sie könnten innere Blutungen haben.«

»Das dachte ich auch«, gab Laurie zu.

»Schwitzen Sie immer noch?«

Laurie fühlte ihre Stirn. Sie war feucht. »Ja, tue ich.«

»Und wie hoch ist Ihr Puls ungefähr? Schnell oder normal?«

Den Hörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt, fühlte Laurie ihren Puls am Handgelenk. Sie wusste, dass er vorher zu hoch gewesen war, und wollte ihn jetzt lieber noch einmal prüfen. »Er ist eindeutig zu schnell«, informierte sie Laura. Sie hatte gehofft, dass das Schwitzen und der schnelle Puls auf ihre Angst zurückzuführen seien, doch Lauras Fragen ließen auf eine andere Erklärung schließen – nämlich dass sie einen Schock bekommen könnte.

»Also gut«, meinte Laura in ruhigem, professionellem Ton. »Ich möchte Sie in der Notaufnahme des Manhattan General untersuchen.«

Laurie erschauerte bei dem Gedanken, als Patientin ins Manhattan General zu gehen. »Können wir nicht ein anderes Krankenhaus nehmen?«, fragte sie.

»Leider nein«, entgegnete Laura. »Es ist das einzige Krankenhaus, in dem ich Belegbetten habe. Abgesehen davon ist es für alle Eventualitäten ausgerüstet. Wo sind Sie im Moment?«

»In meinem Büro im Gerichtsmedizinischen Institut.«

»Ecke First Avenue und 30th Street?«

»Ja.«

»Und wo liegt Ihr Büro in dem Gebäude?«

»Im vierten Stock. Warum fragen Sie?«

»Ich werde einen Krankenwagen schicken.«

Gütiger Himmel, dachte Laurie. Sie wollte nicht in einem Krankenwagen fahren. »Ich kann ein Taxi nehmen«, schlug sie vor.

»Sie werden kein Taxi nehmen«, machte Laura unmissverständlich klar. »Eine der obersten Regeln für einen Patienten in einer Notfallsituation, eine Regel, die Ärzte nur schwer einhalten können, ist die, dass Anweisungen befolgt werden müssen. Über die Notwendigkeit können wir später diskutieren, aber jetzt gehen wir kein Risiko ein. Ich werde so schnell wie möglich einen Krankenwagen kommen lassen, und wir sehen uns in der Notaufnahme. Kennen Sie Ihre Blutgruppe?«

»Null positiv«, antwortete Laurie.

»Also, bis nachher in der Notaufnahme«, verabschiedete sich Laura.

Mit zitternder Hand legte Laurie den Hörer zurück. Sie war völlig durcheinander. Am selben Tag, an dem sie die Leiche eines Freundes identifiziert hatte, musste sie sich jetzt in die Anweisung fügen, in die Notaufnahme des Krankenhauses zu kommen und dort operiert zu werden, wo vielleicht ein Serienmörder Patienten wie sie tötete. Der einzige Trost war, dass der Hauptverdächtige im Gefängnis saß.

Laurie schnappte sich wieder den Hörer. Sie hatte Jack aus einer Reihe von Gründen nicht anrufen wollen, aber

jetzt fühlte sie sich dazu gezwungen. Sie brauchte seine Unterstützung, und sie brauchte ihn als Aufpasser im Krankenhaus, falls sie operiert werden müsste.

Das Telefon klingelte einmal, dann zweimal. »Komm schon, Jack!«, flehte sie. »Geh ran!« Beim dritten Klingeln wusste sie, dass er nicht zu Hause war. Nach dem vierten Klingeln meldete sich wie üblich sein Anrufbeantworter. Laurie merkte, dass sie immer schlechtere Laune bekam. Es war schon unheimlich, wie Jack es schaffte, sie auf so viele Arten zu ärgern. Zweifellos trieb er sich auf dem Basketballfeld herum und spielte den ewig Jugendlichen. Laurie wusste, dass sie übertrieben reagierte, aber sie konnte nichts dagegen tun. Sie war sogar richtig wütend, dass Jack nicht da war. Obwohl sie wusste, dass der Vergleich ungerecht war, dachte sie, dass sich Roger auf jeden Fall um sie gekümmert hätte, wäre er nicht umgebracht worden.

»Es hat sich hier ein größeres Problem ergeben«, meldete sich Laurie nach dem Piepston. »Ich brauche wieder mal deine Hilfe. Im Moment warte ich auf den Krankenwagen, der mich ins Manhattan General bringt. Dr. Riley glaubt, ich könnte eine geplatzte Eileiterschwangerschaft haben. Das hätte zwar den Vorteil, dass du nicht mehr so unter Druck stehst, aber der Nachteil ist, dass ich notope-

riert werden muss. Bitte komm ins Krankenhaus. Ich will nicht Teil meiner eigenen Serie werden.«

Sie trennte die Verbindung, ohne den Hörer aufzulegen, und wählte die Nummer seines Mobiltelefons. Auch dort hinterließ sie eine ähnliche Nachricht auf der Mailbox. Dann stützte sie sich an ihrem Schreibtisch hoch, um ihren Mantel zu holen, weil sie vorhatte, ins Erdgeschoss zu gehen und auf den Krankenwagen zu warten. Als sie aufstand, hielt sie die Hand an ihren Unterbauch und hoffte, dass sie nicht wieder einen Krampf bekäme. Doch stattdessen klingelte es in ihren Ohren, und ihr wurde schwindlig.

Das Nächste, woran Laurie sich erinnerte, waren Stimmen, besonders die Stimme eines Mannes, der scheinbar telefonierte. Er sagte etwas von einem niedrigen, aber stabilen Blutdruck, einem Puls von hundert und einem leicht angespannten Bauch. Laurie öffnete die Augen. Sie lag auf dem Boden ihres Büros auf dem Rücken. Eine Sanitäterin klebte gerade einen Infusionsschlauch an ihren linken Arm, während einer ihrer Kollegen in sein Mobiltelefon sprach. Hinter ihm stand Mike Laster, neben Laurie lag eine zusammengeklappte Rolltrage mit einem Infusionsständer.

»Was ist passiert?«, fragte Laurie und wollte aufstehen.

»Immer mit der Ruhe«, sagte die Sanitäterin und drückte Laurie mit der Hand sanft wieder nach unten. »Sie sind ohnmächtig geworden. Aber es ist alles in Ordnung. Wir haben Sie in zwei Sekunden hier rausgeschafft.«

Der Sanitäter klappte sein Telefon zu. »Auf geht's!« Er trat hinter Laurie und schob seine Arme unter ihren Rücken in ihre Achselhöhlen, seine Kollegin packte Laurie an den Knien. »Auf drei«, sagte er und begann rasch zu zählen.

Laurie wurde auf die Rolltrage gehoben und mit den Gurten festgeschnallt. Nachdem die Trage auf Hüfthöhe hochgefahren war, schoben die Sanitäter sie auf den Flur hinaus.

»Wie lange war ich bewusstlos?«, erkundigte sich Laurie. Sie war noch nie in ihrem Leben bewusstlos gewesen und erinnerte sich nicht, dass sie gefallen war.

»Das kann nicht sehr lange gewesen sein«, antwortete die Sanitäterin. Sie schob die Rolltrage am Fußende, während der Mann am Kopfende zog. Mike ging nebenher.

»Tut mir Leid«, entschuldigte sich Laurie bei Mike.

»Jetzt reden Sie kein dummes Zeug«, erwiderte er.

Sie nahmen den Fahrstuhl nach unten. Als sie am Büro neben dem Seziersaal vorbeikamen, stand Miguel San-

chez, der Sektionsgehilfe aus der Nachtschicht, in der Tür. Laurie winkte ihm unsicher zu, er winkte zurück.

Die Rolltrage rumpelte über den Betonboden am Sicherheitsbüro vorbei und hinaus zur Laderampe. Der Krankenwagen stand neben einem der Leichenwagen des Instituts. Was für eine Ironie, dachte Laurie, dass ich auf demselben Weg hinausgebracht werde, auf dem die Leichen hier hineinkommen.

Im Krankenwagen legte ihr die Sanitäterin sofort eine Blutdruckmanschette um den rechten Arm.

»Wie hoch?«, wollte Laurie wissen.

»Normal«, antwortete die Frau, obwohl sie die Infusion etwas weiter aufdrehte.

Laurie fand, dass sie die Fahrt ins Manhattan General erstaunlich schnell hinter sich brachten. Sie schaffte es sogar, die Augen zu schließen, und hörte die Sirenen wie aus weiter Ferne. Als Nächstes bekam sie mit, dass die Türen aufgerissen wurden und grelles Licht auf sie herabschien.

In der Notaufnahme ging es wie immer chaotisch zu, doch Laurie musste nicht warten. Sie wurde gleich nach hinten auf die Intensivstation gerollt. Als sie auf den Untersuchungstisch gehoben wurde, spürte sie, dass jemand ihren Unterarm umfasste. Als sie sich umdrehte, blickte sie in das Gesicht einer jugendlich aussehenden Frau in Overall und Haube.

»Ich bin Dr. Riley. Wir werden uns gut um Sie kümmern. Jetzt entspannen Sie sich am besten.«

»Ich bin entspannt«, erwiderte Laurie.

»Da wir uns noch nicht kennen, muss ich Sie fragen, ob Sie irgendwelche gesundheitlichen Probleme haben, ob Sie irgendwelche Medikamente nehmen oder unter Allergien leiden.«

»Kann ich alles mit Nein beantworten. Ich bin mit einer sehr guten Gesundheit gesegnet.«

»Gut«, meinte Laura.

»Moment«, schob Laurie nach. »Eine Sache gibt's doch. Vor kurzem kam bei einem Test raus, dass ich den BRCA1-Marker habe.«

»Waren Sie deswegen schon bei einem Onkologen?«

»Noch nicht.«

»Nun, ich glaube nicht, dass es einen Einfluss auf das hat, was wir in dieser Situation tun müssen. Ich erzähle Ihnen, was wir vorhaben: Zuerst machen wir rasch eine Kuldozentese, um zu sehen, ob sich hinter dem Uterus Blut befindet. Das machen wir mit einer Punktionsnadel durch den Apex Ihrer Vagina. Das hört sich schlimmer an, als es ist. Sie spüren nur einen kleinen Stich, das war's dann aber schon.«

»Ich verstehe«, sagte Laurie.

Wie Laura gesagt hatte, begann sie sofort mit der Untersuchung. Das Ergebnis war positiv.

»Damit ist ziemlich klar, dass wir operieren müssen«, erklärte Laura, die aufstand und neben Laurie trat. »Meine größte Sorge ist, dass weiterhin Blut in Ihren Bauchraum austritt. Wir müssen also die Blutung stoppen. Sie brauchen auch eine Bluttransfusion. Verstehen Sie alles, was ich sage?«

»Ja«, antwortete Laurie.

»Es tut mir Leid, dass Sie das hier durchmachen müssen, aber ich will Ihnen auch klar machen, dass Sie nicht denken dürfen, das sei Ihr Fehler. Eileiterschwangerschaften kommen viel häufiger vor, als man denkt.«

»In meiner Vergangenheit gab es einen Vorfall, der vielleicht dazu beigetragen haben könnte. Auf dem College hatte ich eine Beckenentzündung in Zusammenhang mit einem Intrauterinpeessar.«

»Das kann, muss aber nicht dazu beigetragen haben«, beruhigte sie Laura. »Gibt es eigentlich jemanden, den Sie anrufen möchten?«

»Ich habe schon jemanden verständigt, der herkommen soll«, meinte Laurie.

»Gut. Ich gehe hoch auf die OP-Station und schaue nach, ob alles vorbereitet ist. Wir sehen uns in ein paar Minuten.«

»Danke nochmals. Es tut mir Leid, dass ich Ihren Samstagabend ruiniert habe.«

»Wovon reden Sie? Sie wieder gesund zu machen, ist doch eine gute Samstagabendbeschäftigung.«

Ein paar Minuten war Laurie sich selbst überlassen. Sie fühlte sich seltsam distanziert, als hätte diese ganze Geschichte nichts mit ihr zu tun. Sie hörte mit, wie sich in den Nachbarzimmern Schicksale abspielten, und sah, wie Ärzte und Pfleger an der offenen Tür vorbeihuschten.

Laurie war froh, dass Laura Riley ihre Ärztin war, und sie musste Sue dankbar für die Empfehlung sein. Mit der Vertrauenswürdigkeit und der Professionalität, die sie ausstrahlte, wurde ihr ein Großteil der Angst genommen, die Laurie wegen der bevorstehenden Operation empfand. Sie wusste, dass dieser Eingriff unvermeidlich war. Ihre einzige Sorge war, zum Opfer des »plötzlichen Erwachsenentods« zu werden und damit selbst in ihrer Serie die Nächste zu sein, doch sie verdrängte den Gedanken. Stattdessen dachte sie über Jack nach und fragte sich, wann er ihre Nachricht abhören würde. Ob er so sauer war, dass er gar nicht ins Krankenhaus kommen würde? Wenn das der Fall war, hatte Laurie keine Ahnung, was sie als Nächstes tun würde, also verdrängte sie auch diesen Gedanken.

Kapitel 20

Als Täuschungsmanöver schlug Jack einen Haken und führte Flash damit an der Nase herum. Bis der kapiert hatte, was Jack vorhatte, stand dieser bereits unter dem Korb. Warren hatte Jack aus dem Augenwinkel heraus beobachtet und schoss einen perfekten Pass in Jacks wartende Hände. Jack wirbelte herum und zielte zu einem einfachen Korbleger, um das bisher unentschiedene Spiel für seine Mannschaft zu gewinnen. Doch leider kam es ganz anders. Durch eine unerklärliche Fehleinschätzung prallte der Ball nicht vom Korbbrett ab, um von dort durch den Korb zu fallen, sondern fiel viel zu steil nach unten und klemmte nun zwischen Korbbrett und Korb-
rand.

Das Spiel kam ins Stocken. Völlig genervt, dass er einen so leichten Wurf vermasselt hatte, sprang Jack hoch und versetzte dem Ball einen Stoß. Um der Demütigung noch eins aufzusetzen, schnappte sich ein Spieler des gegnerischen Teams den Ball und warf einen langen Pass über das ganze Spielfeld bis zu Flash, der die Gelegenheit genutzt hatte, sich von Jack frei zu machen, solange

der am Korb beschäftigt war. Jack konnte nur machtlos zusehen, wie Flash, den er eigentlich decken sollte, am anderen Ende zu einem Korbleger ansetzte und, anders als Jack, auch traf. Das Spiel war vorbei. Flashs Mannschaft hatte gewonnen.

Jack hätte sich am liebsten in Luft aufgelöst, als er sich, die Pfützen meidend, vom Spielfeld schlich. An einer trockenen Stelle lehnte er sich gegen den Maschendrahtzaun und ging in die Hocke. Warren kam mit einem spöttischen Grinsen zu ihm hingeschlendert, die Hände in die Hüfte gestemmt. Er war fünfzehn Jahre jünger als Jack, und bei seinem athletischen Körper hätte jedes Unterhosen-Model vor Neid erblassen können. Als der beste Basketballspieler im Viertel und als eifriger Kämpfer hasste er es zu verlieren, und das nicht nur, weil es bedeutete, ein oder zwei Spiele auszusetzen. Für ihn war ein verlorenes Spiel ein persönlicher Affront.

»Was ist bloß mit dir los?«, schimpfte er. »Wie konntest du den Wurf nur verpatzen? Ich dachte, du hättest dich gefangen, aber das war eine deiner miesesten Vorstellungen.«

»Tut mir Leid, Mann«, meinte Jack. »Ich denke, ich habe mich nicht konzentriert.«

Warren lachte höhnisch auf, als ob das die Untertreibung des Jahres gewesen wäre. Dann ging er neben Jack

ebenfalls in die Hocke. Vor ihnen bereitete sich eine neue Mannschaft aus fünf Spielern vor, um es mit Flash und seinen Jungs aufzunehmen. Trotz des lausigen Wetters und der Tatsache, dass es Samstagabend war, waren viele Spieler aufgetaucht.

Jack hatte in den vergangenen Wochen wieder etwas besser gespielt, doch an diesem Nachmittag hatte ihn Lauries Drängelei und die Opferrolle, die sie immer für sich beanspruchte, maßlos geärgert. Er verstand ja, was sie in letzter Zeit alles mitmachte, aber aus seiner Perspektive hatte sie keine Ahnung, was es wirklich hieß, Opfer zu sein. Darüber hinaus fand er es unerträglich, dass sie ständig gegen seinen Humor wetterte, seiner einzigen Verteidigung gegen die harsche Wirklichkeit, die ihm das Schicksal und AmeriCare auferlegt hatten. Schlimmer noch war, dass sie sich gar nicht wirklich anhören wollte, was er über diese neue Wendung in ihrem Leben, ihre Schwangerschaft, dachte. Nachdem sie ihn mit der Neuigkeit konfrontiert hatte, hatte er an kaum etwas anderes denken können und sich darauf gefreut, ihr seine Gefühle – die angenehmen und die unangenehmen – mitzuteilen. Die Nachricht hatte ihn gezwungen, sich mit dem Gedanken an eine zweite Familie auseinander zu setzen, und er hatte nach und nach gemerkt, dass ihm die Situation weniger Angst einjagte, als er befürchtet hatte ... zumindest bis zu diesem Gespräch

heute Nachmittag. Als er wieder darüber nachdachte, konnte er es nicht fassen, dass sie es »satt« war, über die Gründung einer Familie zu reden. Er konnte sich gar nicht daran erinnern, wann sie vor ihrem Auszug aus seiner Wohnung das Thema zum letzten Mal auf den Tisch gebracht hatte.

»Scheiße!«, rief Jack plötzlich, riss sich das Stirnband vom Kopf und warf es auf den Boden.

Warren sah ihn fragend an. »Mann, du bist aber schlecht drauf! Lass mich raten – Laurie spielt immer noch verrückt.«

»Du hast ja keine Ahnung«, grollte Jack. Er wollte gerade anfangen zu erzählen, als er ein gedämpftes Piepsen hörte. Es war sein Telefon im Rucksack, das er normalerweise nicht mit zum Spielfeld nahm, es sei denn, er hatte Rufbereitschaft. Doch an diesem Abend, nach der Auseinandersetzung mit Laurie, hatte er es dabei haben wollen für den Fall, dass sie wieder zur Besinnung käme und ihn anrufen wollte. Als er den Deckel aufklappte und sah, dass eine Nachricht eingegangen war, prüfte er die Rufnummer.

»Die ist von ihr«, sagte Jack mit einer Spur von Verbitterung in der Stimme. Er hatte keine Ahnung, was ihn erwartete, und kaum Hoffnung auf ein Wunder, als er die Nummer zum Abfragen der Nachricht eingab. Während er zuhörte, stand er auf und ließ langsam den Kiefer nach

unten sinken. Dann klappte er das Telefon zu und blickte wie gelähmt auf Warren hinab. »Mein Gott! Sie wurde mit dem Krankenwagen ins Manhattan General zu einer Notoperation gebracht.«

Er erwachte aus seiner Erstarrung, bückte sich und griff seinen Rucksack. »Ich muss mich umziehen und ganz schnell hinfahren!« Er drehte sich um und rannte Richtung Ausgang.

»Warte!«, rief Warren ihm hinterher.

Jack blieb weder stehen, noch ging er langsamer, weil ihm der Ernst einer geplatzten Eileiterschwangerschaft bewusst war. An der Straße, wo er vom Verkehr aufgehalten wurde, holte Warren ihn ein.

»Wie wär's, wenn ich dich hinfahre?«, bot Warren an.
»Meine Karre steht gleich um die Ecke.«

»Fantastisch«, antwortete Jack.

»Ich warte hier solange auf dich, bis du deinen Arsch wieder hier runtergeschafft hast.«

Jack winkte zustimmend, bevor er über die Straße hechtete. Im Treppenhaus nahm er immer gleich zwei Stufen auf einmal und begann schon auf dem letzten Absatz, sich ausziehen. Der Rest seiner Basketballklamotten landete auf dem Boden, als er die Schwelle zu seiner Wohnung überschritten hatte. Er wollte unbedingt im Krankenhaus sein, bevor Laurie in den OP gebracht wur-

de. Ihm gefiel der Gedanke nicht, dass sie operiert werden sollte, und schon gar nicht, dass es im Manhattan General sein musste.

Als er die Treppe wieder nach unten polterte, knöpfte er sich dieselben Sachen zu, die er schon tagsüber angehabt hatte. Warren stand, wie versprochen, in seinem schwarzen Geländewagen vor Jacks Haus. Jack sprang hinein, und Warren fuhr mit quietschenden Reifen los.

»Ist das eine ernste Operation?«, erkundigte sich Warren.

»Davon kannst du getrost ausgehen«, antwortete Jack. Während er sich die Krawatte band, schalt er sich selbst, weil er auf Lauries Miniausbruch am Nachmittag so emotional reagiert hatte. Er hätte sie lieber keifen lassen sollen, ohne gleich auf die Palme zu gehen, doch er hatte sich nicht unter Kontrolle gehabt. Eigentlich hatte er sich nicht mehr unter Kontrolle, seit sie aus seiner Wohnung ausgezogen war.

»Wie ernst?«, wollte Warren wissen.

»Sagen wir es mal so: Es sind schon Menschen an dem Problem gestorben, das sie hat.«

»Scheiße!«, murmelte Warren und trat das Gaspedal durch.

Jack umfasste den Griff oberhalb des Beifahrersitzes, als Warrens Geländewagen nach vorn preschte, um die

Grünphase der Ampel an der 97th Street noch zu erwischen. Ein paar Minuten später tauchte das Manhattan General bereits vor ihnen auf.

»Wo soll ich dich rauslassen?«, fragte Warren.

»Fahr den Schildern zur Notaufnahme nach«, meinte Jack.

Warren schob sich an der Laderampe zwischen zwei Rettungswagen und ließ Jack aussteigen. »Danke, Mann«, rief Jack.

»Gib Bescheid, wie die Lage ist!«, rief Warren durch sein Fenster zurück.

Jack winkte über seine Schulter nach hinten, sprang auf die Rampe und rannte hinein. Der Wartebereich war voller Menschen. Jack ging direkt zur zweiflügligen Tür, die in die eigentliche Notaufnahme führte, doch ein stämmiger, uniformierter Polizist mit rotem Gesicht stellte sich ihm in den Weg.

Der Beamte deutete über Jacks Schulter. »Sie müssen sich am Empfang anmelden.«

Mit etwas Mühe zog Jack seine Brieftasche heraus, klappte sie auf und zeigte dem Polizisten seine Dienstmarke. Der Polizist zog Jacks Hand näher heran. »Tut mir Leid, Doc«, sagte er, als er erkannte, was darauf stand.

Nachdem er in keinem der kleinen Räume Laurie entdecken konnte, fragte er eine Krankenschwester, die mit

Blutproben in der Hand den Flur entlangeilte. Sie kniff die Augen zusammen, als ob sie kurzsichtig wäre, und blickte auf eine Tafel neben der Eingangstür, die Jack übersehen hatte. »Sie liegt auf der Intensivstation«, antwortete sie und zeigte in die entsprechende Richtung. »Zimmer 22.«

Laurie lag alleine im Zimmer, umgeben von allen möglichen Geräten. Hinter ihr befand sich ein Flachbildschirm, auf dem in Echtzeit Blutdruck und Puls angezeigt wurden. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Hände lagen gefaltet auf ihrer Brust. Abgesehen von ihrem blassen Gesicht, wirkte sie wie die Entspannung in Person. Hinter ihr hingen an einem Infusionsständer mehrere Flaschen und ein Plastikbeutel mit Blut, die Schläuche endeten in ihrem linken Arm.

Jack trat an ihr Bett und legte seine Hand auf ihren Unterarm. Ihm widerstrebte es, sie aus ihrem friedlichen Schlaf zu wecken, aber er war viel zu besorgt, um es zu lassen. »Laurie?«, sagte er leise.

Sie öffnete ihre schweren Lider und lächelte, als sie Jack erkannte. »Gott sei Dank bist du da.«

»Wie geht's dir?«

»In Anbetracht der Situation ziemlich gut. Der Anästhesist war da und hat mir was gegeben. Ich werde gleich in den OP hochgebracht. Ich habe gehofft, dass du kommst, bevor es losgeht.«

»Ist es eine geplatzte Eileiterschwangerschaft?«

»Alle Anzeichen deuten darauf hin.«

»Es tut mir so Leid, dass du das hier durchmachen musst.«

»Bist du nicht ein bisschen erleichtert? Also, mal ehrlich!«

»Nein, ich bin nicht erleichtert! Ich mache mir eher große Sorgen. Können wir dich nicht in ein anderes Krankenhaus bringen? Was ist mit dem von deinem Vater?«

Laurie lächelte mit einer Gelassenheit, die von den Narkosemitteln herrührte, und schüttelte den Kopf. »Meine Ärztin hat nur hier Belegbetten. Ich habe gleich gefragt, ob ich woanders hinkann, aber ich bin leider an das Manhattan General gebunden. Sie ist ziemlich sicher, dass ich innere Blutungen habe, deswegen haben wir nicht viel Zeit.« Laurie löste ihren Arm aus Jacks Hand und umfasste ihrerseits seinen. »Ich weiß, was du denkst, aber es ist in Ordnung, dass ich hier bin, umso mehr, als du jetzt hier bist. Obwohl theoretisch die Gefahr besteht, dass ich selbst ein Opfer in meiner Serie werde, glaube ich nicht, dass das Risiko sehr hoch ist, zumal ja Najah erst mal aus dem Spiel ist.«

Jack nickte. Er wusste, dass sie statistisch gesehen Recht hatte, was er aber kaum als Trost empfand, besonders weil die Verdachtsmomente gegen Najah nur auf

Indizien beruhten. Jack wollte einfach nicht, dass Laurie hier war, und basta. Doch er konnte dagegen wenig tun. Während einer Verlegung könnte sie verbluten.

»Mir geht's gut hier, ehrlich«, beruhigte Laurie ihn. »Ich mag meine Ärztin und habe großes Vertrauen in sie. Und ich habe sie gefragt, was heute Abend mit mir passieren wird. Sie meinte, nach der OP werde ich in den ZAWR gebracht.«

»Was ist denn der ZAWR?«

»Der zentrale Aufwachraum.«

»Kann man das denn nicht gleich so sagen?«

Laurie lächelte und zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, jetzt sagt man eben ZAWR dazu. Egal, sie meinte jedenfalls, dass ich wahrscheinlich die ganze Nacht über im ZAWR bleibe, und wenn ich von dort verlegt werden soll, dann auf die Intensivstation, weil ich so viel Blut verloren habe. Keiner meiner Fälle hat sich auf der Intensivstation ereignet, nur auf den Krankenstationen. Bis morgen bin ich hier sicher, dann können wir uns um eine Verlegung kümmern. Mein Vater kann mich ins University Hospital bringen lassen, und selbst wenn meine jetzige Ärztin dort nichts für mich tun kann, wird sich bestimmt meine alte Gynäkologin um mich kümmern.«

Jack nickte. Er war zwar immer noch nicht glücklich damit, aber er verstand, was sie meinte. Abgesehen da-

von war das Manhattan General in puncto Notoperationen am besten ausgerüstet.

»Kannst du damit genauso leben wie ich?«, fragte Laurie.

»Ich denke, ja«, räumte er ein.

»Gut«, meinte Laurie. »Und denk dran, dazu kommt, dass unser Hauptverdächtiger in Gewahrsam ist.«

»Darauf will ich mich aber nicht verlassen«, widersprach Jack.

»Ich auch nicht, wenn es das Einzige wäre«, erwiderte Laurie. »Aber das hilft mir, ein bisschen gelassener zu sein.«

»Gut«, meinte Jack. »Und deine Gelassenheit ist das Wichtigste. Mir gefällt der Gedanke, dass du im ZAWR bist. Dort bist du echt sicher. Der Verdacht gegen Najah beruht auf reiner Spekulation.«

»Ohne Zweifel«, stimmte Laurie zu. »Das bringt mich auf eine Idee. Es gibt ja keinen Grund, dass du tatenlos hier rumhängst, während ich operiert werde. Warum gehst du nicht ins Institut und schaust dir das Material auf meinem Schreibtisch an, besonders Rogers Listen? Du könntest sie sogar hierher bringen. Ich habe meine Gedanken dazu aufgeschrieben, aber es wäre gut, deine Meinung zu hören, besonders wenn sich der Verdacht gegen Najah als Holzweg erweist.«

»Entschuldige mal!«, fuhr Jack auf. »Ich werde hier nicht weggehen, während du operiert wirst. Auf keinen Fall!«

»Schon gut, sei nicht gleich eingeschnappt. Es war ja nur ein Vorschlag.«

»Auf keinen Fall«, wiederholte Jack.

Es entstand eine Pause, während der Jack zum Bildschirm hinaufschaute. Er machte sich etwas Sorgen, weil Lauries Blutdruck niedrig, der Puls aber hoch war, doch dass beide stabil waren, stimmte ihn wieder zufriedener.

»Jack.« Laurie umfasste Jacks Arm etwas fester. »Es tut mir Leid, dass ich am Nachmittag so sauer reagiert habe. Es war falsch von mir, dich nicht ausreden zu lassen. Ich will mich bei dir entschuldigen.«

»Entschuldigung angenommen.« Jack blickte wieder auf Laurie hinab. »Und mir tut es Leid, dass ich so verdammt empfindlich war. Du hast viele Gründe gehabt, beunruhigt zu sein. Das Problem ist, dass ich selbst ziemlich aufgebracht war. Natürlich ist das keine Entschuldigung.«

»Okay, Laurie!«, meldete sich eine fröhliche Stimme. Laura Riley kam mit einem Krankenpfleger ins Zimmer gestürmt. »Der OP-Saal ist fertig, jetzt fehlen nur noch Sie.«

Laurie stellte Laura und Jack einander vor und betonte, dass Jack ein Kollege aus dem Institut sei. Laura war

freundlich, schnitt Laurie aber das Wort ab, weil sie loslegen wollte. Es habe bereits eine Verzögerung gegeben, weil der OP-Saal noch nicht frei gewesen sei.

»Wäre es in Ordnung, wenn ich zuschaue?«, fragte Jack.

»Nein, ich glaube nicht, dass das gut wäre«, widersprach Laura ohne Zögern. »Aber da es Abend ist, kann ich Sie vielleicht mit in den Aufenthaltsraum der Chirurgie nehmen, wo Sie warten können. Das ist zwar ein bisschen gegen die Regeln, aber Sie sind immerhin Arzt. Dann kann ich Sie über den Stand der Dinge informieren, sobald wir mit Laurie fertig sind. Das heißt natürlich, sofern Laurie damit einverstanden ist.«

»Für mich ist das in Ordnung«, bestätigte Laurie.

»Dann nehme ich das Angebot an, mit in den Aufenthaltsraum zu kommen«, meinte Jack. »Aber vielleicht wäre es gut, wenn ich zuerst Blut spenden gehe. Laurie und ich haben dieselbe Blutgruppe, und wenn sie noch welches braucht, möchte ich der Spender sein.«

»Das ist sehr großzügig«, entgegnete Laura. »Kann gut sein, dass wir es brauchen werden.« An Laurie gewandt, sagte sie: »Dann schaffen wir Sie jetzt hoch in den OP und bringen alles in Ordnung.« Sie nickte dem Krankenpfleger zu, der die Bremsen der Liege löste und Laurie zum Flur hinausschob.

»Entschuldigen Sie«, rief jemand mit Akzent und entschlossenem Ton in der Stimme.

Jazz blieb stehen und drehte sich um. Es war der Besitzer des Ladens auf der Columbus Avenue, in den sie immer ging. Der Mann hatte ihr sogar auf den Arm getippt, als er sie angesprochen hatte.

»Sie vergessen zu zahlen«, sagte er und zeigte auf ihre Leinentasche über ihrer Schulter.

Jazz verzog ihr Gesicht zu einem schiefen Grinsen. Sie schätzte, dass dieser anämisch aussehende Kerl weniger als fünfundvierzig Kilo wog, wenn er nass war, und trotzdem stand er hier und pöbelte sie mitten auf dem Bürgersteig der Columbus Avenue an. Was manche Leute sich doch trauten, obwohl sie keine Möglichkeit hatten, sich durchzusetzen. Natürlich könnte er bewaffnet sein, aber das bezweifelte Jazz. Er trug eine schicke weiße Schürze eng um seine Taille, sodass er in keine Tasche greifen konnte.

»Sie haben Milch, Brot und Eier genommen, aber nicht bezahlt«, erklärte der Mann. Dann blies er die Lippen auf und schob sein Kinn nach vorn. Er war eindeutig sauer, und er sah aus, als wäre er bereit zu kämpfen, was ziemlich lächerlich war, solange er keinen schwarzen Gürtel und einen abartigen Dan-Grad in irgendeiner exotischen Kampfsportart hatte. Sie war größer und eindeu-

tig besser in Form als er, und sie hielt in der Manteltasche ihre Glock.

»Sie kommen zurück zum Laden!«, befahl der Mann. Jazz blickte sich instinktiv um. Niemand schien auf sie und den Verkäufer zu achten, was sich aber ganz schnell ändern würde, wenn sie hier einen Aufstand veranstalten würde. Sie verspürte zwar die Lust dazu, als sie wieder auf den lästigen Kerl blickte, aber bevor sie etwas sagen konnte, piepste und vibrierte ihr Blackberry in ihrer Manteltasche. Gewöhnlich ließ sie es an, wenn sie unterwegs war.

»Eine Sekunde«, sagte sie zum Ladenbesitzer, als sie ihr Blackberry herauszog. Ihr Lächeln wurde echter und breiter, als sie sah, dass sie eine Nachricht von Mr Bob bekommen hatte. Nachdem er ihr in den letzten drei Tagen drei Namen geschickt hatte, hatte sie so bald keinen weiteren erwartet, aber warum sonst sollte er zu dieser Tageszeit Kontakt mit ihr aufnehmen? Rasch las sie die Nachricht.

»Hervorragend!«, rief Jazz. Dort auf dem kleinen Bildschirm stand der Name Laurie Montgomery. Sie zog auch die rechte Hand aus der Tasche und hielt den Daumen nach oben. Es hätte ihr nicht besser gehen können. Weitere fünftausend Dollar traten den Weg auf ihr Konto an, was hieß, dass sie innerhalb von vier Tagen gigantische zwanzigtausend Dollar verdient hatte!

»Meine Frau wird rufen Polizei, wenn Sie nicht zurückkommen und zahlen«, beharrte der Mann.

Mit dem unverhofften Gewinn von weiteren fünftausend Dollar wurde sie ungewöhnlich großmütig und freigebig. »Wissen Sie, jetzt, wo Sie das sagen, glaube ich auch, dass ich gegangen bin, ohne zu bezahlen. Gehen wir doch zurück, damit ich das begleichen kann.«

Als das Flugzeug aufsetzte, wackelte der ganze Rumpf. Der Lärm und die Vibrationen rissen David Rosenkrantz aus dem Schlaf, und im ersten Moment wusste er nicht, wo er war. Seitlich blickte er aus einem verregneten Fenster. Er war auf dem LaGuardia Airport gelandet, wo die Lichter des Terminals nur schwach im Nebel zu sehen waren.

»Eine regnerische Nacht«, sagte jemand. »Es hieß, es würde gegen zehn wieder anfangen zu gießen, und ausnahmsweise lagen sie einmal richtig.«

David drehte sich zu dem Mann, der neben ihm saß, einem steifen Typen im mittleren Alter mit rahmenloser Brille und mit Hemd und Krawatte. Auch David trug einen Anzug, weil Robert darauf bestand. Er hatte gesagt, ein Anzug würde ihrer Operation eine Aura von Legitimität verleihen. David gefiel der Gedanke, weil er das Gefühl hatte, sich besser in die Operation einzufügen. In

den Fliegern, in denen er dauernd unterwegs war, wirkte er wie ein x-beliebiger Geschäftsmann.

Davids Mitreisender beugte sich vor, um aus dem Fenster zu schauen. »Kommen Sie nach Hause, oder sind Sie geschäftlich hier in New York?«, fragte er. Während des ganzen Flugs hatte er den Mund kein einziges Mal aufgemacht, sondern ununterbrochen auf seinen Laptop gestarrt.

»Geschäftlich.« Weiter wollte David auf die Frage nicht eingehen. Er unterhielt sich nicht gern mit den anderen Reisenden, weil das automatisch zu der Frage führte, womit David sein Geld verdiente. Wenn er früher gezwungen war, darauf zu antworten, hatte er gesagt, er arbeite als Berater im Gesundheitswesen. Das hatte so lange funktioniert, bis er jemandem begegnet war, der tatsächlich in diesem Bereich arbeitete. Während des Rests des Gesprächs war er ziemlich ins Schwitzen gekommen, und nur die Landung hatte ihn aus dieser prekären Lage gerettet.

»Ich bin auch geschäftlich hier«, sagte der andere. »Computersoftware. Wohin wollen Sie eigentlich? Wenn Sie nach Manhattan fahren, könnten wir uns ein Taxi teilen. Wenn es in New York regnet, sind die immer sehr knapp.«

»Das ist sehr nett«, räumte David ein, »aber ich muss noch einiges abklären. Diese Reise wurde im letzten Moment beschlossen.«

»Ich kann Ihnen das Marriott empfehlen«, fuhr der Mann fort. »Am Wochenende ist dort fast immer was frei, und es liegt sehr zentral.«

David lächelte, so gut er konnte. »Das werde ich mir merken, aber ich werde nicht direkt in die Stadt fahren. Ich muss erst hier in Queens was erledigen.« Er hatte vor, mit dem Taxi nach Long Island City zu fahren, wo er nur schnell aussteigen und die Waffe abholen wollte.

»Denk dran, diese Höllenbraut ist normalerweise bewaffnet«, hatte Robert gesagt. »Also lass ihr nicht allzu lange Zeit. Eigentlich ist es besser, ihr überhaupt keine Zeit zu lassen. Das Problem ist, dass sie keine Skrupel hat, ihre Knarre zu benutzen.«

David hatte genickt, auch wenn er einen solchen Rat nicht brauchte. Schließlich war er Profi und seit Jahren im Geschäft. Er zog einen Zettel aus seiner Jackentasche. Die Adresse lautete 1421 Vernon Avenue, Long Island City. Er fragte sich, was dies wohl für ein Ort war. Und ob die Übergabe problemlos verlaufen würde. Vor kurzem in Chicago war derjenige, der ihm eine Waffe übergeben sollte, wegen einer ganz anderen Sache verhaftet worden, sodass David gezwungen war, die Operation abzublasen und fünf Tage in der windigen Stadt auszuharren. Er hoffte, dass hier in New York nicht dasselbe passierte, denn in etwa vierundzwanzig Stunden wollte er wieder im Flugzeug nach St. Louis sitzen.

David sah sich die anderen Adressen an, die er auf den Zettel geschrieben hatte. Es waren Jasmine Rakoczis Wohnung und ihr Fitnessstudio, beide auf der Upper West Side.

»Wo ist das Marriott?«, fragte David den Mann, der seinen Laptop in seinen Aktenkoffer packte.

»Times Square«, antwortete der Mann.

»Ist das auf der West Side?«

»Klar, gleich in der Nähe des Theaterviertels.«

David schien das Marriott ganz gut geeignet zu sein. Sein Plan war, sich zuerst die Waffe zu besorgen und dann in ein Hotel zu gehen. Er war erschöpft, weil er mehrere lange Nächte an der Westküste verbracht hatte, und er freute sich, endlich wieder ausschlafen zu können. Dann musste er sich eine Möglichkeit ausdenken, um mit dieser Rakoczi fertig zu werden. Richtige Vorfreude empfand er, wenn er daran dachte, wie sie aussah. Robert hatte sogar gesagt, sie hätte den schönsten Körper, den er je gesehen hatte, und Robert hatte ganz eindeutig einen guten Geschmack. David hatte vor, selbst nachzusehen, was hieß, dass der beste Ort dafür ihre Wohnung sein würde.

Kapitel 21

Mit einer schwungvollen Bewegung aus dem Handgelenk warf Jack den *Cosmopolitan* auf den Beistelltisch im Aufenthaltsraum der OP-Station. Er hätte gern noch etwas zu lesen gehabt, aber nicht ausgerechnet diese Zeitschrift. Alles andere hatte er schon durch – *Time*, *People*, *National Geographic*, *Newsweek* und die Samstagszeitungen. Er hatte sich sogar eine Zeit lang CNN angeschaut, aber er konnte sich nicht auf den Fernseher konzentrieren, vor allem nicht nach den beiden Tassen Kaffee, die er getrunken hatte. Es war Viertel vor zwölf, und Laurie war noch im OP, was ihn immer unruhiger werden ließ.

Jack war mit Laurie, Dr. Riley und dem Pfleger nach oben in den zweiten Stock gefahren. Er hatte Lauries Hand ein letztes Mal gedrückt, bevor sie und die anderen in den OP-Saal verschwunden waren. In der Hoffnung, dass Laura sich doch noch erweichen lassen würde, war er in die Umkleidekabine der Männer gegangen, hatte sich einen Overall angezogen und seine Sachen in einen nicht verschlossenen Spind gehängt.

Doch Laura war standhaft geblieben, hatte aber versprochen, ihn sofort nach der OP zu informieren. Jack hatte versucht, sich abzulenken, um nicht darüber nachdenken zu müssen, warum es so lange dauerte. In der Zwischenzeit war Schichtwechsel gewesen, und eine völlig neue Gruppe bevölkerte den Aufenthaltsraum. Niemand achtete auf Jack, was ihm sehr recht war. Er hatte keine Lust auf Gespräche.

Kurz vor Mitternacht tauchte Dr. Riley endlich im Eingang auf und kam gleich zu ihm. Sie wirkte erschöpft, aber zu seiner Erleichterung lächelte sie.

»Tut mir Leid, dass ich Sie so lange im Ungewissen lassen musste«, begann Laura. »Es hat ein bisschen länger gedauert als erwartet, aber es ist alles in Ordnung.«

»Gott sei Dank«, meinte Jack. »Was war das Problem?«

»Die ständigen Blutungen. Sie hat viel Blut verloren, und die Gerinnung war alles andere als gut. Jetzt ist sie im ZAWR, wo der Gerinnungsstatus und der Blutdruck beobachtet werden.«

»Eine sinnvolle Maßnahme.«

»Ich sehe, Sie haben einen Overall an.«

»Ich hoffte, Sie würden sich erweichen lassen und mir erlauben, dabei zu sein.«

»Tut mir Leid«, erwiderte Laura. »Ich weiß zwar von Laurie, dass Ihr Verhältnis zu ihr nicht nur beruflicher

Art ist. Bei Geburten bin ich froh, wenn die Partner dabei sind, aber bei Operationen wie dieser lasse ich das nicht zu.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen«, meinte Jack. »Ihr geht es gut, und das ist das Einzige, was zählt.«

»Eigentlich ist es ganz gut, dass Sie sich umgezogen haben. Ich habe für Sie die Erlaubnis bekommen, dass Sie kurz hineingehen und sie sehen dürfen, sofern Sie das auch wollen.«

»Ich würde Laurie gern sehen«, sagte Jack. »Aber sagen Sie, war es jetzt tatsächlich eine Eileiterschwangerschaft?«

»Ja«, antwortete Laura. »An der Engstelle des Eileiters, ziemlich nahe an der Gebärmutterwand, weswegen wahrscheinlich die Blutung so stark war. Der Eileiter selbst sah sehr anomal aus, sodass wir ihn zusammen mit dem rechten Eierstock herausgenommen haben. Linker Eileiter und Eierstock wirken allerdings völlig normal – Lauries Fruchtbarkeit sollte also nicht bedeutend eingeschränkt sein.«

»Sie wird sich freuen, das zu hören«, sagte Jack. Jetzt, da er wusste, dass es Laurie wieder besser ging, war er selbst überrascht, welche Gefühle die missglückte Schwangerschaft in ihm ausgelöst hatte. Er war traurig,

auch wenn er gedacht hatte, er würde erleichtert sein, wie Laurie ihm unterstellt hatte. Obwohl Trauer immer unangenehm war, hatte sie in seiner Situation etwas Positives, weil ihm dadurch klar geworden war, dass er viel eher als noch vor ein paar Tagen bereit war, wieder ein Kind zu haben.

Laura führte ihn in den Haupttrakt der OP-Station. Mehrere Frauen saßen an der Schwesternstation über Unterlagen gebeugt. An der gegenüberliegenden Wand hing eine riesige Tafel, auf der mit Filzstift links die Nummern aller OP-Zimmer und in den Spalten daneben die Namen der Patienten, Anästhesisten, Chirurgen, OP-Schwester, Instrumentenschwester und die Art des Eingriffs eingetragen waren. Acht Operationen waren noch im Gange, Lauries Name war durchgestrichen.

Der Aufwachraum, ein großes, grellweißes Zimmer mit jeweils acht Betten auf jeder Seite, lag gleich hinter der Schwesternstation. An jedem Bett standen zahlreiche Instrumente und Bildschirme zur Kontrolle und Versorgung der Patienten nach der Operation. Nur vier der sechzehn Betten waren belegt. Trotz des grellen Lichts und des hektischen Treibens schienen alle Patienten zu schlafen. Jedem war eine eigene Pflegekraft zugeordnet, die ununterbrochen alles prüfte, von den Lebensfunktionen bis zur Urinmenge, von der Atmung bis zur Tempe-

ratur. Alle Daten wurden auf Klemmbretter geschrieben, die am Bett befestigt waren. Dazwischen korrigierten sie die Infusionen, prüften den Wundsekretabfluss oder holten Infusionsflaschen und Medikamente aus dem Schrank. Am zentralen Schreibtisch saß eine stämmige, bieder wirkende Stationsschwester mit gekräuselter, blondem Haar. Sie wirkte eher, als führte sie hier ein Polizeikommando. Laura stellte die beiden einander vor. Sie hieß Thea Papparis.

»Ich hoffe, Ihnen ist klar, dass Sie nur ein paar Minuten bleiben können«, erklärte Thea in herrischem Ton.

»Ich bin dankbar, dass Sie mich überhaupt hier reinlassen«, erwiderte Jack mit für ihn untypischem Respekt vor den Vorschriften. Unter normaleren Umständen hätte er bürokratische Erlasse nur als Anhaltspunkt gesehen, doch da Lauries Versorgung in diesem Fall möglicherweise von seinem Verhalten abhing, war er besonders umsichtig, was schon daran zu erkennen gewesen war, dass er sich zurückgehalten hatte, ohne Erlaubnis in den OP-Saal zu rennen.

»Ihre Frau ist wirklich nett, Doktor«, sagte Thea. »Sie ist sogar noch unter dem Einfluss der Narkosemittel charmant.« Kurz widmete sie sich einem Monitor über ihrem Schreibtisch. Einer der Patienten hatte einen zusätzlichen Herzschlag mit kompensatorischer Pause. Jack warf einen

Blick auf Laura, die ihn übertrieben schuldbewusst anschaute, weil sie mit dem Ehestatus geflunkert hatte, um Jack in den Aufwachraum hineinschleusen zu können.

Thea widmete sich wieder ihren Besuchern. »Was habe ich gerade gesagt? Ach ja! Ihre Frau ist wirklich liebenswürdig. Die meisten Patienten hier sind ja völlig neben der Spur, und manche können ziemlich unkooperativ und streitsüchtig sein. Aber Ihre Frau nicht. Sie ist wirklich pflegeleicht.«

»Vielen Dank, dass Sie sich so gut um sie kümmern«, bemerkte Jack.

»Das ist unsere Aufgabe«, erwiderte Thea.

Laura gab Jack ein Zeichen, ihr zu dem Bett zu folgen, das ganz hinten an der Wand stand. Ein Pfleger mit der beeindruckenden Tätowierung einer Meerjungfrau auf dem linken Oberarm stellte Lauries Infusion ein. Sie bekam auch eine weitere Bluttransfusion.

»Wie geht's ihr, Pete?«, fragte Laura und warf einen kurzen Blick auf das Klemmbrett, bevor sie neben das Bett trat.

»Sanft wie ein Lamm«, antwortete Pete. »Blutdruck und Puls sind ziemlich stabil. Sie gibt Urin ab, aber kein Wundsekret.«

»Gut«, meinte Laura, schüttelte leicht Lauries Unterarm und rief ihren Namen.

Laurie schlug die Augen halb auf. Mit den Falten auf der Stirn sah sie aus, als hätte sie Mühe, sie offen zu halten. Zuerst blickte sie zu Laura, dann zu Jack, der an die andere Seite des Bettes getreten war. Lächelnd legte sie ihre schlaffe Hand in die von Jack.

»Erinnern Sie sich, dass ich Ihnen gesagt habe, dass die Operation vorbei ist?«, fragte Laura.

»Ich glaube nicht«, gab Laurie zu, ohne den Blick von Jack abzuwenden.

»Nun, sie ist vorbei. Ihnen geht es gut, die Blutung hat aufgehört. Ich könnte Ihnen noch sagen, dass Sie sich entspannen sollen, aber das tun Sie ja bereits.«

Laurie drehte sich langsam zu Laura. »Danke für alles, und es tut mir Leid wegen dem Samstagabend.«

»Keine Sorge«, wehrte Laura ab. »Es war mir eine Freude.«

»Bin ich hier im Aufwachraum?«

»Ja.«

»Und werde ich hier über Nacht bleiben?«

»Ja, die ganze Nacht. Ich habe gebeten, dass Sie hier bleiben können und überwacht werden, bis ich zur Visite wiederkomme. Die Intensivstation ist voll, aber das hier ist genauso gut und vielleicht sogar noch besser. Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus. Es könnte allerdings schwierig sein, bei dem Chaos zu schlafen.«

»Das macht mir überhaupt nichts aus«, sagte Laurie und drückte Jacks Hand.

»Na, dann werde ich Sie beide mal alleine lassen«, verabschiedete sich Laura. »Und wir zwei sehen uns morgen Früh um sieben, Laurie. Ich bin sicher, dass alles in Ordnung sein wird. Dann können wir Sie auf die Frauenstation verlegen, sofern dort ein Bett frei ist. Ich weiß, dass sie heute Nacht überbelegt sind, aber darum kümmern wir uns morgen. Okay?«

»Okay«, erwiderte Laurie.

Laura winkte ein letztes Mal, bevor sie durch die Tür verschwunden war.

Laurie drehte sich wieder zu Jack. »Wie spät ist es?«

»Ungefähr Mitternacht.«

»Mein Gott! Wo ist die Zeit nur geblieben? Wenn man seinen Spaß hat, vergeht sie wirklich wie im Flug.«

Jack lächelte. »Schön, dass du deinen Humor nicht verloren hast. Wie geht's dir?«

»Bestens. Ich weiß, das hört sich lächerlich an, aber ich habe überhaupt keine Beschwerden. Das Schlimmste ist mein trockener Mund. Mit dem, was man mir gegeben hat, fühle ich mich wie auf Wolke sieben. Aber jetzt, da alles vorbei ist, kann ich ja zugeben, dass ich tierische Angst hatte. Ganz schön dumm von mir, dass ich es so weit habe kommen lassen.«

»Ich glaube nicht, dass du dir eine Schuld geben musst.«

»Das tue ich aber. Dass ich nicht auf die starken Symptome reagiert habe, ist das beste Beispiel für einen meiner gar nicht so wundervollen Charakterzüge, nämlich alles zu verdrängen, was körperlich oder emotional unangenehm werden könnte. Ich bin viel mehr die Tochter meiner Mutter, als ich je zugeben wollte.«

»Du machst mir langsam Angst mit deiner Selbsterkenntnis, die du unter dem Einfluss der Narkose gewonnen hast«, feixte Jack. »Was haben sie dir gegeben? Eine Art Wahrheitsdroge? Sag's lieber nicht! Reden wir über etwas Aktuelleres. Hat man dir gesagt, dass du eine geplatzte Eileiterschwangerschaft hattest?«

»Ich bin sicher, dass man mir das gesagt hat, aber mein Kurzzeitgedächtnis funktioniert noch nicht richtig.«

»Sobald ich gehört habe, dass es dir gut geht, hatte ich ein komisches Gefühl.«

»»Komisches Gefühl« hört sich komisch an.« Laurie verzog leicht die Lippen zu einem Lächeln. »Warst du etwa enttäuscht, dass ich durchgekommen bin?«

»Ich habe mich ungeschickt ausgedrückt. Ich wollte sagen, dass ich traurig war, dass wir das Kind verloren haben.«

Einen Moment lang konnte Laurie nichts sagen. Ihr Lächeln erstarb, als sie Jack ungläubig anstarrte.

»Hallo!«, rief Jack. »Bist du noch da?«

Ganz langsam hob Laurie eine Hand an ihr Gesicht, um eine Träne fortzuwischen, und schüttelte den Kopf, als könnte sie immer noch nicht glauben, was Jack gesagt hatte. »Wenn ich richtig gehört habe, war das vielleicht das Schönste, das du je zu mir gesagt hast. Du bringst mich zum Weinen.«

»Nicht weinen!« Jack wurde nervös, als er auf der Anzeige über ihrem Bett sah, dass ihr Puls anstieg. Er wollte sie in ihrem geschwächten Zustand auf keinen Fall aufregen. »Lass uns von was weniger Emotionalem reden, sofern wir noch Zeit haben.« Er blickte zuerst zu Pete, der so tat, als hörte er nicht zu, dann zu Thea am zentralen Schreibtisch. Zum Glück war Thea gerade mit einem anderen Problem beschäftigt. Mit dem Gefühl, noch eine Gnadenfrist bekommen zu haben, wandte er sich wieder zu Laurie. »Ich werde nicht lange hier bleiben können, und es kann sein, dass ich nicht wieder in den Aufwachraum darf. Normalerweise wäre ich nicht so zurückhaltend, aber sie haben dich hier als Geisel. Ich habe Angst, dass sie es an dir auslassen, wenn ich über die Stränge schlage. Ich weiß, das hört sich lächerlich an, aber mir kommt es so vor, als würden die hier auch vor Sippenhaft nicht zurückschrecken.«

»Was hast du denn in den drei Stunden angestellt?«, fragte Laurie.

»Ich hatte tierischen Spaß«, antwortete er. »Ich ...« Er wollte etwas Witziges sagen, aber ihm fiel nichts ein. Verärgert lachte er auf. »Ich glaub's einfach nicht – mein Humor lässt mich im Stich.«

»Dir ist langweilig, und du bist erschöpft. Warum gehst du nicht nach Hause und schläfst ein bisschen?«

»Schlafen?«, fragte Jack nach. »Keine Chance. Ich habe im Aufenthaltsraum mehrere Tassen Kaffee getrunken. Ich werde vor Dienstag nicht einschlafen können.«

»Du kannst doch nicht hier einfach im Krankenhaus rumsitzen«, gab Laurie zu bedenken. »Wenn du wirklich denkst, du könntest nicht schlafen, warum gehst du dann nicht in mein Büro? Wenn du schon wach bist, könntest du die Zeit auch nutzen.«

»Weißt du was? Genau das mache ich.« Jack hatte sich überlegt, dass er das gesamte Material in den Aufenthaltsraum der OP-Station mitnehmen könnte. Schließlich arbeitete gerade die Nachtschicht. Es könnte ein guter Zeitvertreib sein, mit ein paar Leuten auf Rogers Liste zu reden. Aber als ihm einfiel, welches Schicksal Roger ereilt hatte, sank seine Begeisterung.

»Tut mir Leid, wenn ich unterbrechen muss«, sagte Thea, die am Fußende des Bettes erschienen war. »Sie müssen Schluss machen. Es kommen gleich eine Menge Fälle rein.«

»Nur noch einen ganz kurzen Moment«, bat Jack. Thea nickte und zog sich auf ihren Kommandoposten zurück.

»Hör mal«, flüsterte Jack in Lauries Ohr. »Bevor ich gehe, möchte ich absolut sicher sein, dass du dich hier wohl fühlst. Sei ehrlich! Sonst werde ich mich draußen vor die Tür setzen und nicht mehr vom Fleck rühren.«

»Ich fühle mich absolut wohl. Du solltest ein bisschen schlafen.«

»Ich habe doch gesagt, dass ich nicht schlafen werde! Ich bin völlig aufgedreht. Ich könnte einen Triathlon machen.«

»Ja, schon gut! Beruhige dich wieder. Dann geh in mein Büro und beschäftige dich wenigstens. Und bring alles her.«

»Du bist sicher, dass es dir gut geht?«

»Absolut sicher.«

»Na gut.« Jack küsste Laurie auf die Stirn, bevor er sich aufrichtete. »Du kannst für uns beide schlafen. Ich komme in ein paar Stunden zurück und versuche, wieder reinzukommen, wenn mich diese Brünhilde lässt.« Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter.

»Mach dir keine Sorgen«, meinte Laurie.

Jack drückte Lauries Hand ein letztes Mal, bevor er zum Schreibtisch ging und seinen Namen und seine Mo-

bilnummer aufschrieb, während Thea im Stehen telefonierte.

»Danke nochmals, dass ich hier rein durfte«, sagte Jack, als sie auflegte und ihn anblickte.

»Nicht der Rede wert.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und blickte Jack über die Schulter. »Genau der ist es, Claire. Das ist der Schlauch, den ich gemeint habe. Ich glaube, dass er nicht richtig läuft.« Sie sah wieder zu Jack. »Entschuldigung. Machen Sie sich um Ihre Frau keine Sorgen. Wir passen gut auf sie auf.«

»Ich habe Ihnen meine Mobilnummer aufgeschrieben«, sagte Jack und reichte Thea den Zettel. »Wenn sich an ihrem Zustand in irgendeiner Weise was ändert, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir Bescheid geben würden.«

»Wir werden unser Bestes tun«, erwiderte Thea, sah sich die Nummer an und warf den Zettel vor sich auf den Schreibtisch. Bevor sie sich einer der Schwestern zuwandte, die mit einer Frage zu ihr kam, warf sie Jack ein kurzes Lächeln zu und hob die Hand zum Abschied.

Jack drehte sich ein letztes Mal zu Laurie, dann verließ er den Aufwachraum. Im Aufenthaltsraum sah er andere Gesichter als vorher, aber die Szene war die gleiche geblieben. Von dort ging er in den Umkleideraum, wo er sich rasch umzog.

Im Haupteingangsbereich herrschte, anders als tagsüber, eine unheimliche Ruhe. Vor dem Eingang warteten zum Glück einige Taxis, denn es hatte, wie angekündigt, angefangen zu regnen.

Vor der Laderampe des Gerichtsmedizinischen Instituts stieg Jack aus dem Taxi. Als er am Sicherheitsbüro vorbeikam, sprang Carl Novak aus seinem Stuhl auf und ließ sein Taschenbuch auf den Boden fallen, als hätte Jack ihn bei irgendwas erwischt. »Ist was los, von dem ich wissen sollte?«, fragte er aus der Tür gelehnt.

»Nö«, rief Jack nur über seine Schulter.

Mike Passano, der Sektionsgehilfe der Nachtschicht, reagierte in ähnlicher Weise, als Jacks Stimme über den gefliesten Flur hallte. Während Jack auf den Fahrstuhl wartete, tauchte Mikes Kopf aus seinem Büro auf. »Kommt ein Fall rein, der noch erledigt werden muss?«, fragte er.

»Nö, mir gefällt es hier nur so gut, dass ich unbedingt noch mal herkommen musste.«

Der vierte Stock war nur schwach beleuchtet, sodass die orangen Bürotüren aussahen, als wären sie in einem schlammigen Graubraun lackiert. Als Jack in Lauries Büro das Licht einschaltete, musste er die Augen zusammenkneifen, weil es plötzlich so hell wurde. Er setzte

sich auf Lauries Stuhl und überflog auf dem Schreibtisch die Unterlagen zur Serie – zwei Stapel Krankenakten, daneben Rogers Listen und ein liniertes Block. Auf dem obersten Blatt des Blocks hatte Laurie Punkte aufgelistet, mit denen sie einen Zusammenhang zwischen den Todesfällen herstellte. An der Wand über dem Schreibtisch hingen zwei Haftzettel, einer als Erinnerung, Sobczyks EKG-Ausschnitt einem Kardiologen zu zeigen, der andere als Frage, was ein MASNP war. Auf dem Schreibtisch entdeckte Jack einen weiteren, aber zerknüllten Haftzettel, den er glättete. Dort stand, in Lauries Handschrift und wegen der Knicke schwer zu lesen: »positiv MEF2A?«

Die CD, die Laurie in Rogers Büro kopiert hatte, konnte Jack allerdings nirgends entdecken. Er öffnete auch die Schreibtischschubladen, die, ganz anders als seine, sehr ordentlich aufgeräumt waren. Auch dort keine CD. Er kratzte sich am Kopf. Wo könnte Laurie sie hingelegt haben? Er blickte auf seine Uhr – halb zwei morgens.

Jack holte tief Luft und versuchte, sich zu konzentrieren. Sein Herz raste vom Koffein, und seine Gedanken überschlugen sich fast. Er hatte Mühe, sie zu ordnen. Er fühlte sich unwohl dabei, nicht im Manhattan General zu sein, wenn Laurie eigentlich seinen Schutz brauchte, andererseits wäre er wahnsinnig geworden, wenn er im Aufenthaltsraum der OP-Station herumgessessen und nur

die Uhr angestarrt hätte. Wie Laurie vorgeschlagen hatte, wollte er das gesamte Material mit ins Manhattan General nehmen. Doch ihm war noch eine andere Idee gekommen, nämlich dass er vorher schon Antworten auf die drei Fragen auf den Haftzetteln bekommen könnte. Da mehrere Krankenhäuser ganz in der Nähe lagen, dürfte es nicht so schwer sein.

Während er aufstand, suchte er aus den Krankenakten diejenige von Sobczyk heraus. Das EKG-Segment war leicht zu finden, da Laurie ein Lineal an der entsprechenden Stelle eingeklemmt hatte. Wieder musste er zugeben, dass er nichts von EKGs verstand, als er es sich noch einmal anschaute. Eigentlich dachte er, dass aus diesen Zacken niemand etwas herauslesen konnte. Sie zeigten im Wesentlichen die Funktionen des Herzreizleitungssystems, die zufällig während des eintretenden Zelltods aufgezeichnet worden waren. Vorsichtig zog er das EKG aus der Akte heraus. Mit diesem und den beiden Haftzetteln mit den Fragen zum unbekannten Test verließ er Lauries Büro, ließ aber das Licht an. Als er den Knopf am Fahrstuhl drückte, glitten die Türen fast im gleichen Augenblick zur Seite. Tagsüber passierte das nie. Jetzt schien es, als wäre er der einzige Mensch im Institut.

Auf der Fahrt nach unten legte er sich eine Strategie zurecht, obwohl sich seine Gedanken überschlugen. Er

wollte hinüber in die Notaufnahme des NYU Bellevue rennen und den Kardiologen, der Rufbereitschaft hatte, anpiepsen lassen, sofern der nicht ohnehin schon dort wäre. Dann hatte er vor, ins Labor zu gehen und den Leiter der Nachtschicht zu fragen, welche Art von Test ein MASNP war und was ein positiver MEF2A bedeutete. Wenn ihm das jemand sagen könnte, dann er. Es könnte allerdings auch sein, dass die beiden unbekannten Abkürzungen etwas miteinander zu tun hatten.

Es nieselte immer noch draußen, sodass Jack mit Sobczyk's EKG unter dem Mantel die First Avenue hinaufrannte. In der Notaufnahme sah es genauso aus wie in der des Manhattan General. Bis um drei Uhr nachts herrschte hier immer Trubel. Jack ging zum Empfangsschalter. Dort winkte er einem Pfleger, der eher wie ein Türsteher aussah. Er hieß Salvador, und über seiner haarigen Brust hingen mindestens ein Dutzend Goldketten.

»Ich bin Dr. Stapleton«, sagte Jack. »Wissen Sie zufällig, welcher Kardiologie Dienst hat?«

»Weiß ich nicht, aber das werde ich herausbekommen.« Er drehte sich auf die andere Seite und brüllte die Frage zu jemandem im Behandlungsbereich, den Jack nicht sehen konnte, und legte die Hand hinters Ohr, um die Antwort verstehen zu können.

»Dr. Shirley Mayrand«, gab der Pfleger schließlich an Jack weiter.

»Wissen Sie, ob Dr. Mayrand im Moment in der Notaufnahme ist?«

Salvador hob die Schultern. »Keine Ahnung.«

»Wie kann ich sie anpiepsen?«

»Das kann ich für Sie tun«, bot Salvador an, griff zum Telefon und wählte die Pager-Zentrale. »Soll ich durchgeben, dass sie in die Notaufnahme kommt?«

Jack nickte. »Ich warte gleich hier.« Er drehte sich um und betrachtete das Treiben, um sich abzulenken. Vor ihm im Wartebereich saß ein repräsentativer Querschnitt der New Yorker Gesellschaft mit ihren sozialen Extremen. Schreiende Kleinkinder und schwankende Alte, obdachlose Schnorrer und Leute in schicken Klammotten, Betrunkene und seelisch Gequälte, Verletzte und Kranke – sie alle waren hier und wollten, dass man sich um sie kümmerte.

»Immer mit der Ruhe!«, rief Thea dem schrillen Telefon zu. Sie versuchte, einen Materialantrag auszufüllen, griff aber schließlich zum Hörer. Es war Helen Garvey, die Stationsschwester der OP-Station.

»Wie viele Betten haben Sie?«, wollte Helen wissen, ohne lange um den heißen Brei herumzureden.

»Belegte oder leere?«, fragte Thea zurück.

»Die Frage gehört zu den blödesten, die ich heute Nacht gehört habe!«

»Sie haben aber schlechte Laune.«

»Ich habe auch allen Grund dazu. Laut Notaufnahme werden wir mit Verletzten überschwemmt. Die erste Welle ist schon im Anmarsch. Es gab einen Frontalzusammenstoß zwischen einem Bus und einem Laster, und der Bus ist über die Leitplanke gestürzt. Soweit ich verstanden habe, werden die Opfer verteilt, aber wir kriegen den Löwenanteil. Ich habe schon alle Leute verständigt, die Rufbereitschaft haben, sodass wir zwanzig OPs durchführen können. Es wird eine lange Nacht.«

»Ich habe mittlerweile dreizehn Patienten und nur noch drei leere Betten.«

»Das ist wenig ermutigend. In welchem Zustand sind die Patienten?«

Thea ließ ihren Blick über ihren Herrschaftsbereich gleiten, während sie in Gedanken die Fälle durchging. »Alle bis auf einen sind gut in Form. Ein Unterleibsaneurysma, das wieder angefangen hat zu bluten. Die Patientin muss bleiben, weil es sein kann, dass es sich wieder öffnet. Es kommt immer noch Blut.«

»Dann sind die anderen also stabil?«

»Im Moment ja.«

»Dann machen Sie mal klar Schiff, denn Sie sind die Nächste, auf die die Welle zurollt.«

Wie unter Drogen legte Thea auf. Herausforderungen wie diese waren ihre Stärke. »Alle mal herhören!«, rief sie ihrer Truppe zu. »Wir schalten auf Katastrophenalarm um, aber das ist keine Übung.«

Von den Narkosemitteln benebelt, wurde Laurie aus dem Schlaf gerissen, als jemand ruckartig die Bremsen ihres Bettes löste. Sie blinzelte, weil sie das grelle Deckenlicht blendete, und einen Moment lang hatte sie jegliches Gefühl für Zeit und Ort verloren. Als das Bett beim Anschieben einen zweiten Ruck bekam, wurde sie schmerzhaft daran erinnert, dass sie operiert worden war. Und ganz plötzlich wusste sie auch, wo sie sich befand, und die große Uhr über der Tür des ZAWR sagte ihr, wie spät es war: zwei Uhr fünfundzwanzig morgens.

Sie drehte den Kopf zur Seite, weil sie von dort Stimmen hörte, und sah, dass am zentralen Schreibtisch geschäftiges Treiben herrschte. Als sie den Kopf nach hinten bog, erkannte sie ihren Pfleger, der ihr Bett schob. Er war ein spindeldürrer, hellhäutiger Afroamerikaner mit einem wie mit dem Bleistift gezogenen Bart und leicht angegrautem Haar. Die Muskeln an seinem Hals standen heraus, während er versuchte, Lauries Bett zur Tür zu bugsieren.

»Was ist los?«, fragte Laurie.

Der Pfleger antwortete nicht, sondern hielt kurz an, um gleich darauf mit dem Bett rückwärts zu fahren. Die Türen flogen auf, ein anderes Bett mit einem Patienten aus dem OP wurde hereingeschoben. Eine Person zog das Bett, eine andere schob es, daneben ging ein Anästhesist und hielt den Kopf des Patienten nach hinten, damit das Intubationsrohr nicht abknickte. Alle drei schienen gleichzeitig zu reden.

Laurie wiederholte ihre Frage für den Pfleger hinter ihr. Ihr Magen zog sich zusammen, als sie merkte, dass hier etwas nicht stimmte. Ihr Wissensstand war, dass sie den Aufwachraum nicht verlassen sollte, bis Laura Riley sie am Morgen untersucht haben würde.

»Sie werden in Ihr Zimmer gebracht«, antwortete der Pfleger, der sich abmühte, Lauries Bett an dem entgegenkommenden vorbeizuschieben.

»Ich sollte aber hier im ZAWR bleiben«, wehrte sich Laurie bereits leicht panisch.

»Na also!«, meinte der Pfleger nur, als hätte er nicht zugehört. Ächzend brachte er das Bett wieder in Bewegung.

»Warten Sie!«, rief Laurie. Die Anstrengung ihres Protestschreis ließ sie vor Schmerzen zusammenzucken.

Schockiert blieb der Pfleger erneut stehen und blickte besorgt auf Laurie hinab. »Was ist denn los?«

»Ich soll nicht verlegt werden«, stellte Laurie klar. Sie musste laut reden, um sich gegen den Lärmpegel zu behaupten. Um den Schmerz möglichst gering zu halten, drückte sie mit der Hand leicht auf den Oberbauch, damit der Unterbauch nicht zuckte. Vorher, während Jacks Besuch, hatte sie nach der Operation kaum Beeinträchtigungen gespürt. Doch das hatte sich leider geändert.

»Ich habe strikte Anweisung, Sie in Ihr Zimmer zu bringen«, widersprach der Pfleger halb trotzig, halb verwirrt und zog ein Blatt Papier aus seiner Kitteltasche. »Sie sind doch Laurie Montgomery, oder?«

Laurie ignorierte die Frage des Pflegers und hob den Kopf vom Kissen, um zum zentralen Schreibtisch hinüberzublicken, an dem es wie im Taubenschlag zuging. Die Tür wurde wieder aufgedrückt und ein weiterer Patient aus dem OP hastig ins Zimmer geschoben, sodass der Pfleger mit Lauries Bett wieder ausweichen musste.

»Ich will mit der Stationsschwester reden«, verlangte Laurie.

Unentschlossen blickte der Pfleger zwischen Laurie und dem Schreibtisch hin und her und schüttelte frustriert den Kopf.

»Sie werden mich nirgendwo hinbringen«, machte Laurie deutlich. »Ich soll hier bleiben. Ich muss mit irgendjemandem reden, der hier das Sagen hat.«

Schulterzuckend ließ der Pfleger das Bett mitten im Zimmer stehen und ging zum Schreibtisch hinüber, in der Hand den Zettel aus seiner Tasche. Als er endlich eine Krankenschwester auf sich aufmerksam machen konnte, deutete diese auf eine stämmige Frau mit helmartiger, blonder Frisur. Dieser Oberschwester zeigte er den Zettel und deutete in Lauries Richtung.

Thea schlug sich mit der Hand gegen die Stirn, als wollte sie damit sagen, dass das hier wohl das Letzte sei, womit sie zu tun haben wollte. Sie ging um den Schreibtisch herum und direkt auf Laurie zu, dicht gefolgt vom Pfleger.

»Was für ein Problem gibt es denn?«, wollte Thea wissen. Sie hatte die Hände in die Hüfte gestemmt.

»Ich sollte doch hier im ZAWR bleiben, bis Dr. Riley mich untersucht hat«, brachte Laurie heraus, als ihr endlich eingefallen war, was sie sagen wollte. Nicht nur, dass sie eben erst aus dem Schlaf gerissen worden war, die Wirkung der Medikamente und Narkosemittel beeinträchtigte immer noch ihr Denkvermögen.

»Ich kann Ihnen versichern, dass es Ihnen bestens geht. Sie sind stabil wie der Felsen von Gibraltar. Sie brauchen nicht hier im ZAWR zu bleiben, und außerdem kommen eine Menge Patienten rein. Wir würden Sie ja gern die ganze Nacht unterhalten, aber wir müssen arbei-

ten. Also, bis zum nächsten Mal. Machen Sie's gut!«
Thea drückte zur Beruhigung Lauries Arm und ging zum Schreibtisch zurück, wo sie einer Krankenschwester Anweisungen für einen anderen Patienten zurief.

»Entschuldigen Sie!«, rief Laurie ihr hinterher. »Können Sie meine Ärztin anrufen, oder darf ich mal telefonieren?«

Thea drehte sich nicht einmal um. Sie war bereits mit dem nächsten Problem beschäftigt.

Der Pfleger trat wieder ans Kopfende von Lauries Bett und schob es erneut auf die zweiflügelige Tür des Aufwachraums zu, stieß dagegen und drückte sie auf. Draußen im Flur mühte er sich ab, das Bett in die richtige Richtung zu drehen, bevor es weiterging. Entlang der Wand standen mehrere fahrbare Liegen mit Patienten, die darauf warteten, in den OP gebracht zu werden.

»Ich muss dringend telefonieren«, sagte Laurie, als sie am Empfang vorbeikamen.

»Damit müssen Sie warten, bis Sie in Ihrem Zimmer sind.« Der Pfleger steuerte auf die Tür zum OP-Bereich zu.

Nackte Verzweiflung packte Laurie, als sie die Fahrstühle erreicht hatten. Sie wurde auf brutale Weise ihres zugesicherten Schutzes beraubt und einer großen Gefahr ausgesetzt, war aber machtlos, etwas dagegen zu unter-

nehmen. Wegen des Blutverlusts und der Schmerzen, die sie bei der leisesten Bewegung spürte, war sie doppelt geschwächt; sie konnte sich nicht erinnern, jemals so verletzlich gewesen zu sein. Und ihr war auch klar, dass sie in das Patientenprofil für die Serienmorde passte – sie hatte das passende Alter, sie war an und für sich gesund, sie bekam Infusionen, sie war operiert worden, und sie war ein relativ neues Mitglied bei AmeriCare. Ihr einziger Trost war die Statistik, und natürlich die Tatsache, dass Dr. Najah verhaftet worden war.

»Wohin werde ich gebracht?«, fragte Laurie, die sich an einen Hoffnungsschimmer klammerte. »Auf die Frauenstation?«

Der Pfleger sah auf seinem Zettel nach. »Nein! Die Frauenstation ist voll. Sie werden in die Allgemeinchirurgie in Zimmer 609 verlegt.«

Laurie schloss die Augen, als sie von einem Schauer gepackt wurde.

Kapitel 22

»Dr. Stapleton! Hallo, Dr. Stapleton!«

Als Jack in der Notaufnahme seinen Namen durch Stimmengewirr und Säuglingsgeschrei hindurch hörte, drehte er sich um und schaute zum Empfang. Er war so aufgedreht, dass er ununterbrochen vom Empfang zur Eingangstür und zurück marschiert war und immer wieder auf die regennasse Rollstuhlrampe gestarrt hatte. Er hatte schon angefangen, über Plan B nachzudenken, der vorsah, die Fragen auf den Haftzetteln unbeantwortet zu lassen, sich im Institut das Material auf Lauries Schreibtisch zu schnappen und ins Manhattan General zurückzurennen. Es war halb drei, und er war bereits eineinhalb Stunden fort.

Salvador winkte ihn zu sich. Neben ihm stand ein Mädchen, das wie fünfzehn aussah. Ihr glattes, schulterlanges, hellbraunes Haar trug sie in der Mitte gescheitelt und hatte es beidseitig hinter ihre Ohren geschoben, deren Größe dazu geradezu einlud. Ihre großen Augen und die schmale Himmelfahrtsnase waren nicht weniger auffällig.

»Das ist Dr. Shirley Mayrand.« Salvador deutete auf die Kardiologin.

Einen Augenblick war Jack von der Jugendlichkeit der Frau wie gebannt. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich alt, denn mit Jungs Basketball zu spielen, die nur halb so alt waren wie er, ließ ihn vergessen, dass er schon auf die Fünfzig zuging. Als Kardiologin musste diese Frau das College, das Medizinstudium und ein paar Jahre als Assistenzärztin hinter sich haben.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte Shirley. Selbst ihre Stimme wirkte auf Jack vorpubertär.

Nachdem Jack sich vorgestellt hatte, zog er das EKG aus Sobczyks Akte und breitete es auf dem Empfangsschalter aus.

»Ich lasse Sie beide mal alleine«, sagte Salvador und ging.

»Ich weiß, das ist nicht viel«, bemerkte Jack und zeigte auf den EKG-Ausschnitt. »Aber ich hätte gern gewusst, ob Ihnen dazu was einfällt.«

Shirley beugte sich vor. »Es ist furchtbar kurz«, sagte sie bedauernd.

»Na ja, das ist alles, was wir haben«, musste Jack zugeben. Er bemerkte, dass ihr Scheitel sehr zickzackförmig gezogen war.

»Welche Ableitung ist das?«

»Gute Frage. Ich habe keine Ahnung. Es wurde bei einer erfolglosen Herzwiederbelebung aufgezeichnet.«

»Wahrscheinlich eine der Standardableitungen«, überlegte Shirley.

»Ja, vielleicht«, meinte Jack.

Shirley blickte auf. Jack merkte, dass ihre Augen deshalb so groß wirkten, weil man rund um die Pupillen herum das Weiße sehen konnte. Dadurch wirkte sie wie ein unschuldiges, ständig überraschtes Kind.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, meinte Shirley. »Sie müssten mir wirklich mehr zeigen, damit ich eine zuverlässige Aussage treffen kann.«

»Das dachte ich mir schon«, erwiderte Jack. »Aber dieser Auszug stammt von einer Patientin, die leider schon tot ist. Ich habe ja gesagt, dass das EKG bei einem erfolglosen Wiederbelebungsversuch gemacht wurde. Was auch immer Sie also sagen, es wird der Patientin keinen Schaden mehr zufügen. Ich möchte nur Ihre Meinung hören. Ganz gleich, was Ihnen gerade einfällt.«

Shirley blickte wieder auf das EKG hinab. »Nun, wie Sie sicher schon bemerkt haben, lässt es auf eine Erweiterung sowohl des PR-Intervalls und des QRS-Komplexes schließen, während die QRS- mit der T-Welle verschmolzen zu sein scheint.«

Jack biss die Zähne zusammen. Irgendwie war es unfair, dass diese zierliche, junge Frau ihn gleichzeitig alt und dumm aussehen ließ. »Könnten Sie sich für mich etwas verständlicher ausdrücken?«, fragte er. »Vielleicht wäre es besser, Sie sagen mir einfach Ihren Eindruck, ohne mir zu erklären, wie Sie darauf kommen.«

»Also, ich wüsste schon was dazu zu sagen«, meinte Shirley und blickte zu Jack auf. »Aber ich habe eine andere Idee.«

»Prima! Was für eine?«

»Dr. Henry Wo, einer meiner Oberärzte, ist gerade zufällig hier in der Notaufnahme. Er wurde gerufen, um eine Angiographie über einen Myokardinfarkt durchzuführen. Zeigen wir das EKG doch einfach ihm.« Jack war erfreut. Auf die Möglichkeit, in den frühen Morgenstunden die Meinung eines Oberarztes zu bekommen, hatte er gar nicht zu hoffen gewagt. »Kommen Sie rüber in die eigentliche Notaufnahme«, forderte Shirley ihn auf und beugte sich über den Empfangsschalter, um ihm den Weg zu zeigen. »Ich warte dahinten auf Sie und gehe mit Ihnen in den Katheterraum, wo er arbeitet.«

Die Fahrstuhltüren glitten auf, und ächzend schob der Pfleger Lauries Bett über den kleinen Versatz zwischen Fahrstuhl und Boden in den Eingangsbereich des fünften

Stocks. Laurie verzog ihr Gesicht vor Schmerzen, als das Bett einen Ruck machte. Die Schmerzmittel schienen ihre Wirkung völlig verloren zu haben.

Obwohl sie noch genauso panisch war wie vorher, als sie aus dem Aufwachraum geschoben worden war, hatte sie sich mit der Realität abgefunden, dass sie warten musste, bis sie würde telefonieren können. Sie hatte den Pfleger nach ihren Sachen gefragt, weil dort auch ihr Mobiltelefon liegen musste, doch er wusste nicht, wo sie aufbewahrt wurden.

Der Pfleger schob sie das kurze Stück bis zur Schwesternstation, die in der schwach beleuchteten, verschlafenen Abteilung wie ein Leuchtturmfeuer wirkte. Etwa einen halben Meter über dem Boden brannten auf dem Flur in die Wand versenkte, mit Milchglas abgedeckte Nachtlampen.

Nachdem der Pfleger erst an Tempo zugelegt hatte, musste er jetzt scharf bremsen, um vor der Schwesternstation halten zu können. Er stellte die Bremse fest und trat an den Schalter. Laurie erkannte den oberen Teil zweier Frauenköpfe, einen mit kurz geschorenem Haar, der andere mit Pferdeschwanz. Beide Frauen blickten auf, als der Pfleger die Metallhülle von Lauries Krankenakte auf die Theke fallen ließ.

»Hier ist eine Patientin für euch«, meldete der Pfleger.

Die Frau mit dem kurz geschorenen Haar nahm die Akte und las den Namen. Im gleichen Augenblick war sie aufgestanden. »Tja, Miss Montgomery. Ich muss schon sagen, wir haben uns gewundert, wo Sie stecken.«

Die beiden Krankenschwestern kamen hinter ihrer Empfangstheke vor, während der Pfleger zurück zum Fahrstuhl ging.

Die Frauen traten an die Seiten des Bettes. Sie trugen Krankenhausoveralls, die Schwester mit dem kurz geschorenen Haar hatte dunkle Haut, mandelförmige Augen und eine schmale Adlernase, die andere war blasser und hatte ein breiteres Gesicht, was ihr ein asiatisches Aussehen verlieh. Da die Gesichter von unten durch die Nachtlichter angestrahlt wurden, waren die hervorstehenden Knochenpartien besonders markant. Für Laurie, die ohnehin schon Angst hatte, hatten sie etwas Unheimliches.

»Ich brauche ein Telefon«, verlangte Laurie und blickte von einer zur anderen, unsicher, ob eine von ihnen die Vorgesetzte der anderen war.

»Jazz, ich bringe sie in ihr Zimmer und bereite alles vor«, sagte die asiatisch aussehende Schwester, ohne auf Lauries Forderung einzugehen.

»Das ist nett von dir, Elizabeth«, erwiderte Jazz, »aber ich glaube, ich werde mich persönlich um Miss Montgomery kümmern.«

»Ehrlich?« Elizabeth war eindeutig überrascht.

»Hallo!«, rief Laurie verärgert. »Ich brauche ein Telefon!«

»Wie du willst«, sagte Elizabeth und ging zurück zur Schwesternstation.

Jazz warf Lauries Krankenakte aufs Fußende des Bettes und trat ans Kopfende.

»Entschuldigung!«, meldete sich Laurie wieder zu Wort und drehte den Kopf nach oben, um Jazz sehen zu können. »Ich muss wirklich ganz dringend telefonieren.« Sie verzog das Gesicht, als die Bremsen gelöst wurden, und noch einmal, als sich das Bett den langen, dunklen Flur entlang in Bewegung setzte.

»Ich habe Sie schon beim ersten Mal verstanden«, stöhnte Jazz angestrengt. »Ich glaube, ich muss Sie daran erinnern, dass es morgens halb drei ist.«

»Ich weiß, wie spät es ist«, schnauzte Laurie. »Ich muss meine Ärztin anrufen. Ich sollte eigentlich gar nicht hier oben sein, sondern bis zur Visite unten im ZAWR bleiben.«

»Ich sage es ja ungern, aber Ihre Ärztin schläft tief und fest, wie alle anderen Ärzte auch«, entgegnete Jazz. »Sie möchte wegen ein paar logistischer Probleme nicht gestört werden.«

»Halten Sie das Bett sofort an«, befahl Laurie. »Sie werden mich nicht in dieses Zimmer fahren.«

»Ach!«, sagte Jazz, ohne das Tempo zu drosseln. Sie schob das Bett um einiges schneller als der Pfleger, weil sie es eilig hatte, Laurie in ihr Zimmer zu schaffen. Als sie zur Arbeit gekommen war, hatte sie Schwierigkeiten gehabt, Laurie im System zu finden. Zuerst hatte sie gedacht, dass Mr Bob vielleicht ein Fehler mit dem Namen des Krankenhauses unterlaufen war. Doch als sich Jazz in der Notaufnahme die Kaliumampulle besorgt hatte, hatte sich herausgestellt, dass es nur etwas länger gedauert hatte, bis Lauries Daten erfasst worden waren.

»Ich verlange, dass Sie anhalten«, rief Laurie, als Jazz nicht auf sie achtete. Laurie musste mit der Hand gegen ihren Oberbauch drücken, um den Schmerz zu lindern. Wenn sie laut redete, bewegte sich die OP-Wunde.

»Ich sehe schon, dass Sie eine sehr schwierige Patientin sind«, stellte Jazz mit einem kurzen Lachen fest, dachte aber das Gegenteil. Weil die Frauenstation voll war, würde Laurie zu ihren leichteren Fällen gehören, was die Sanktion anging. Laurie gleich in ihrer Abteilung zu haben, während sie selbst als Stationsschwester fungierte, machte die Sache zu einem Kinderspiel.

Vor Zimmer 609 drehte Jazz das Bett schwungvoll um hundertachtzig Grad, um es mit dem Kopfteil zuerst hineinzuschieben. Als sie über die Schwelle fuhren, schaltete sie das Licht an, sodass beide blinzeln mussten. Jazz

schob das Bett neben das eigentliche Krankenhausbett, das bedeutend breiter war als das liegenähnliche Bett, in dem Laurie bis jetzt noch lag.

Laurie starrte Jazz, deren Verhalten sie sich nicht erklären konnte, wütend an. Doch als sie das Namensschild erkannte, wurde sie kreidebleich. Jasmine Rakoczi. Trotz der Medikamente, die sie erhalten hatte, erinnerte sie sich im gleichen Augenblick daran, dass dieser Name auf Rogers Liste mit denjenigen Leuten stand, die von der Nachtschicht im St. Francis zur Nachtschicht im Manhattan General gewechselt hatten.

»Was ist los?«, fragte Jazz, während sie das Gitter am Bett nach unten klappte. »Stimmt was nicht?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, schob Jazz das Bett neben das Krankenhausbett und riss die Decke fort. Laurie erschrak. Sie trug nur ein kurzes, hinten offenes Krankenhausnachthemd, aus dem ihre nackten Beine ab den Knien herausragten. Eine Beule unter dem Stoff am rechten Unterbauch deutete auf den Verband über der Operationswunde hin, von der ein Drainageschlauch unter dem Rand des Nachthemds hervor zu einem Kunststoffgefäß mit Unterdruck führte. Im Schlauch zeichnete sich etwas Blut ab.

»Also gut«, meinte Jazz leidenschaftslos. »Jetzt nichts wie rüber hier, dann machen wir es Ihnen hübsch gemüt-

lich.« Sie trat ans Kopfende und hängte die Infusionsflasche an den Ständer des anderen Bettes.

Laurie rührte sich nicht. Die Panik, die sie seit der Verlegung aus dem Aufwachraum empfand, war noch größer geworden, nachdem Laurie das Namensschild der Krankenschwester gelesen hatte. Sie war vor Angst wie gelähmt, denn ihr war klar, dass Jazz die Serienmörderin sein könnte.

»Kommen Sie schon«, drängte Jazz. Sie ging auf die andere Seite und blickte auf Laurie hinab. »Schaffen Sie Ihre müden Knochen rüber aufs andere Bett.«

Laurie blickte so trotzig zurück, wie sie nur konnte. Mehr fiel ihr nicht ein.

»Wenn Sie nicht kooperieren wollen, muss ich Elizabeth holen, dann werden wir Sie schon irgendwie aufs andere Bett kriegen. Darüber wird gar nicht lange diskutiert.«

»Ich will mit der Stationsschwester reden«, stieß Laurie hervor.

»Hey, das ist aber praktisch«, lachte Jazz. »Sie reden schon mit ihr. Ich bin die Stationsschwester. Zumindest, was die Aufgaben angeht, aber darauf kommt's ja schließlich an.«

Lauries Verzweiflung ließ sich kaum noch steigern. Immer mehr verfiel sie in ein tückisches Netz aus Furcht einflößenden Umständen.

»Also, warum wollen Sie nicht in Ihr Bett?«, fragte Jazz mit unverhohlenem Ärger. Sie streckte die Hand über Laurie aus, um die Annehmlichkeiten des Zimmers deutlich zu machen. »Testen Sie es doch mal. Mit den vielen Knöpfen können Sie es in mehr Positionen einstellen, als Sie sich vorstellen können. Sie haben einen Fernseher, einen Wasserkrug ohne Wasser, weil Sie Wasser immer noch über den Schlauch bekommen, eine Klingel, um nach uns Sklaven zu rufen ... jede Art von Komfort, wie zu Hause. Was wollen Sie mehr?«

Luries Blick war unwillkürlich Jazz' Beschreibungen gefolgt, und jetzt musste sie ein zweites Mal hinschauen. Stand dort auf dem Nachttisch tatsächlich ein Telefon? Warum hatte sie nicht vorher schon daran gedacht? Der Pfleger hatte es doch erwähnt. Dieses Telefon war ihr Rettungsanker. Mit zusammengebißenen Zähnen stützte sie sich auf dem Ellbogen ab und begann, über den Spalt hinüberzurutschen.

»Sehr gut«, sagte Jazz. »Sie haben sich also entschlossen mitzuarbeiten. Das freut mich für uns beide.«

Sobald Laurie im Krankenhausbett lag, hob Jazz den Drainagebehälter hinüber und deckte die Patientin zu. Dann kontrollierte sie Luries Blutdruck und Puls. Laurie beobachtete Jazz dabei, die jedoch jeglichen Augenkontakt vermied.

»Also gut«, meinte Jazz und blickte Laurie schließlich in die Augen, während sie das Seitengitter mit einem Ruck nach oben zog. »Alles scheint in Ordnung zu sein, nur Ihr Puls ist ein bisschen zu hoch. Ich zisch mal ab und schau an der Schwesternstation nach, was für Sie angeordnet wurde. Sie sollen bestimmt je nach Bedarf Schmerzmittel bekommen. Brauchen Sie welches, oder geht's im Moment ohne?«

Laurie wunderte sich über den Mangel an menschlicher Wärme in Jazz' Stimme und Verhalten. Vordergründig gab es nichts Bestimmtes, worüber sich Laurie hätte beschweren können, außer darüber, dass ihre Wünsche ignoriert wurden, doch diese Frau wirkte in Besorgnis erregender Weise gleichgültig und distanziert, was in Anbetracht ihres Berufs völlig fehl am Platz war. Irgendetwas stimmte nicht mit Jasmine Rakoczi.

»Haben Sie die Sprache verloren?«, fragte Jazz mit einem sarkastischen Grinsen und breitete die Hände aus. »Für mich ist das in Ordnung. Sie müssen nichts sagen, wenn Sie nicht wollen. Ehrlich gesagt, erleichtern Sie mir die Arbeit damit. Aber sollten Sie sich anders besinnen, drücken Sie den Notknopf. Wenn Sie das tun, kann es aber sein, dass ich gerade mit jemandem beschäftigt bin, der etwas kommunikativer ist.« Mit einem letzten unverschämte gleichgültigen Lächeln verließ Jazz das Zimmer.

Ganz langsam und vorsichtig streckte Laurie den Arm zum Nachttisch aus und hob das Telefon an. Sie musste den Bauch anspannen, und mit vor Schmerz zusammengebitenen Zähnen schaffte sie es, das Telefon neben sich aufs Bett zu stellen. Vor Angst und auch wegen der Medikamente, die ihr verabreicht worden waren, erinnerte sie sich zunächst nicht mehr an Jacks Mobilnummer, doch nach einem kurzen Moment fiel sie ihr schlagartig wieder ein. Beruhigt griff sie zum Hörer und hielt ihn ans Ohr.

Laurie wurde von Entsetzen gepackt. Sie hörte kein Freizeichen! Energisch drückte sie immer wieder auf die Trenntaste in der Hoffnung, den vertrauten Ton doch noch zu hören. Nichts. Die Leitung war tot. Ebenfalls sehr energisch drückte sie nun den Notknopf, gleich mehrmals hintereinander.

Der Oberarzt Dr. Henry Wo war gerade dabei, einen Herzkatheter zu setzen. So war Jack gezwungen, wieder nervös im Flur auf und ab zu gehen und auf die Uhr zu blicken. Shirley stand in stoischer Ruhe daneben, ohne eine Bemerkung über Jacks Ruhelosigkeit fallen zu lassen.

Es war schon fast drei Uhr, als Dr. Wo – ein rundlicher Asiat mit makelloser Haut und dunklem, kurz ge-

schnittenem Haar – aus dem Zimmer kam, die Latexhandschuhe mit einem schnappenden Geräusch von den Händen zog und die Gesichtsmaske abnahm. Er griff nach Jacks Hand und schüttelte sie überschwänglich, nachdem Shirley die beiden einander vorgestellt hatte. Shirley erklärte ihm das Dilemma mit dem EKG-Ausschnitt, während Jack ihm Sobczyks Krankenakte zeigte.

»Ich verstehe, ich verstehe«, sagte Henry kopfnickend und lächelte, während er sich das EKG betrachtete. »Sehr interessant. Ist das alles, was wir haben?«

»Leider ja«, antwortete Jack. Er wiederholte die kurze Geschichte, soweit er sie kannte, betonte aber den missglückten Wiederbelebungsversuch und wie hilfreich schon eine reine Vermutung sein könnte.

»Es ist gefährlich, zu viel zu sagen, wenn man nur so wenig in der Hand hat«, machte Dr. Wo erneut klar, während er das EKG betrachtete. Plötzlich blickte er zu Shirley. »Dr. Mayrand, vielleicht können Sie uns sagen, was Sie davon halten?«

Shirley wiederholte, was sie bereits Jack über die verschiedenen Wellen, Intervalle und Komplexe erzählt hatte, während Dr. Wo ununterbrochen nickte. Als Shirley fertig war, fragte Dr. Wo sie, ob sie eine Idee habe, was zu solchen Veränderungen geführt haben könnte.

»Das Reizleitungssystem scheint auszufallen«, erklärte Shirley. »Vielleicht heißt das, die Natriumpumpen innerhalb der Zellen des His-Bündels funktionieren nicht oder sind vielleicht überlastet, was zu einer schädlichen Änderung des Membranpotenzials führt.«

Jack biss wieder die Zähne zusammen. Er war kurz davor, einen Koller zu bekommen. Shirleys kurzer Vortrag erinnerte ihn schmerzvoll an das akademische Gequatsche, das er während des Studiums hatte ertragen müssen. Angesichts seiner Nervosität war seine Toleranzschwelle für dieses Kauderwelsch äußerst niedrig. Er wollte seiner Ungeduld gerade Ausdruck verleihen, als Dr. Wo ihm die Worte aus dem Mund nahm.

»Ich glaube, Dr. Stapleton möchte gern wissen, welche Substanz für das, was wir auf diesem kurzen EKG-Ausschnitt sehen, verantwortlich sein könnte. Habe ich Recht, Dr. Stapleton?«

Jack nickte begeistert.

»Nun«, begann Shirley, die sich sichtlich unwohl fühlte, auf diese Weise vorgeführt zu werden. »Ich bin sicher, es gibt eine Reihe von Substanzen, die ein solches Bild produzieren könnten, einschließlich toxischer Mengen der meisten Medikamente gegen Herzrhythmusstörungen. Aber ich glaube, es könnte von einem plötzlichen Elektrolytungleichgewicht verursacht worden sein, vor

allem hinsichtlich Kalium oder Kalzium. Aber mehr lässt sich nicht sagen.«

»Das haben Sie sehr schön ausgedrückt«, lobte Dr. Wo sie und gab Sobczyks Krankenakte Jack zurück.

Jack gingen Shirleys Worte im Kopf herum. Sie hatte nichts Neues gesagt, aber die Worte »plötzliches Elektrolytungleichgewicht« lösten einen Gedanken bei ihm aus. Der Grund dafür, dass er und die anderen die mögliche Rolle von Kalium nicht bedacht hatten, war, dass das Labor bei allen Opfern normale Kaliumwerte festgestellt hatte. Doch das Labor hatte lediglich gesagt, dass die Kaliumwerte nach Eintritt des Todes normal gewesen waren. Wie jeder Mediziner wusste, schnellen die Kaliumwerte nach dem Tod in die Höhe, weil der riesige Kaliumspeicher innerhalb der Körperzellen durch ein aktives Transportsystem aufrechterhalten wird. Nach dem Tod bleibt das Transportsystem stehen, und das Kalium sickert durch die Zellwände. Ein plötzlicher Kaliumanstieg durch eine Injektion vor dem Tod würde daher unbemerkt bleiben. Jack musste zugeben, dass dies eine heimtückische und raffinierte Möglichkeit wäre, jemanden umzubringen.

»Wenn Sie zufällig weitere EKG-Abschnitte finden, geben Sie uns Bescheid«, sagte Dr. Wo. »Vielleicht können wir eindeutigere Aussagen treffen, wenn wir weitere Hinweise haben.«

»Eine Sache noch«, fiel Jack ein, als er an der Rückseite des EKG-Blatts Lauries zwei Haftzettel bemerkte. »Weiß einer von Ihnen vielleicht, was das für ein Labor-test ist?« Er zog den Zettel ab, auf dem »MASNP« stand, und reichte ihn Henry, der nur den Kopf schüttelte und zu Shirley blickte. Auch sie schüttelte den Kopf.

»Keine Ahnung«, antwortete Henry und gab Jack den Zettel zurück. »Aber ich kenne jemanden, der das vielleicht wissen könnte: David Hancock, der Laborleiter von der Nachtschicht. Das Labor liegt gleich am Ende des Flurs.« Henry zeigte auf eine Tür, die keine zehn Meter entfernt war. »Ich weiß, dass er heute Nacht da ist, weil er mir vorhin geholfen hat.«

Jack klebte den Zettel wieder neben den anderen. Wenn das Labor schon so nah lag, wollte er die Gelegenheit nutzen und schauen, ob David Hancock kurz Zeit hatte.

»Was ein MASNP ist, weiß ich nicht, aber MEF2A kenne ich«, bemerkte Henry, als er den zweiten verkniterten Haftzettel erblickte.

»Wirklich?«, fragte Jack. Er wusste noch nicht einmal, woher Laurie diese Abkürzung hatte.

»Das ist ein Gen«, erklärte Henry. »Es produziert ein Protein, das eine Abfolge von Ereignissen steuert, mit dem die Plaquebildung in den Koronararterien verhindert wird.«

»Interessant«, meinte Jack unbestimmt, weil er nicht wusste, wie er diese Aussage mit Lauries Serie in Verbindung bringen konnte oder ob es überhaupt einen Zusammenhang gab. »Und was bedeutet dann ›MEF2A positiv?‹«

»Hm, das ist ein bisschen irreführend«, gab Henry zu. »Wenn in der Literatur von ›MEF2A positiv‹ geredet wird, heißt das eigentlich, dass ein Patient bezüglich des Markers für die mutierte Form von MEF2A positiv getestet wurde. In diesem Fall wird ein defektes Protein produziert, und die Wahrscheinlichkeit steigt, dass der Patient unter einer Erkrankung der Koronararterien leidet, wie mein Patient von heute Nacht. Er ist für den MEF2A-Marker ebenfalls positiv, und er hatte einen akuten Myokardinfarkt, obwohl wir versucht haben, sein LDL-Cholesterin so niedrig wie möglich zu halten.«

»Nun, das hilft mir bestimmt weiter«, meinte Jack, obwohl er in Wirklichkeit diese Information nicht einordnen konnte. Er würde Laurie fragen müssen, wo sie die Abkürzung gefunden hatte, und ihr, sofern sie aufnahmefähig war, erzählen müssen, was er herausgefunden hatte.

Jack dankte den beiden und eilte zum Labor. Er hoffte, dass David Hancock jetzt Zeit hatte. Als er eintrat, blickte er auf die Uhr – seine Sorge verstärkte sich, als er sah, dass es zwanzig nach drei war.

Laurie hatte schon vergessen, wie oft sie den Notknopf gedrückt hatte. Weil niemand darauf reagierte, fühlte sie sich noch verwundbarer. Sie dachte, dass Jasmine Rakoczi mit Absicht passiv-aggressiv reagierte, wie sie es angedroht hatte, bevor sie gegangen war. Laurie blickte auf ihre Hand, die sie auf dem Notknopf hielt. Sie zitterte.

Ihre Angst wurde noch verstärkt durch die Schmerzen, die stärker geworden waren, nachdem sie ins andere Bett hinübergerutscht war und hinterher zum Telefon gegriffen hatte. Vorher hatte sie nur während einer Bewegung Schmerzen gehabt, doch jetzt spürte sie sie ständig. Es bestand kein Zweifel, dass sie ein Schmerzmittel brauchen würde, aber wegen der einschläfernden Wirkung wollte sie lieber darauf verzichten. Unter den gegebenen Umständen musste sie wenigstens einigermaßen klar im Kopf bleiben, um sich selbst schützen zu können, solange Jack noch nicht da war.

Gerade als Laurie beschlossen hatte, den Versuch zu wagen, einfach aufzustehen, kam jemand ins Zimmer gehuscht. Es waren weder Jazz noch Elizabeth, sondern eine andere Frau, die noch dunkler war als Jazz. Sie hatte langes, glattes schwarzes Haar, das sie mit einer Spange zusammenhielt. Sie brachte ein großes Tablett mit, das in zahlreiche Fächer mit Blutröhrchen, Spritzen und ähnlichen Dingen aufgeteilt war.

»Laurie Montgomery?«, fragte die Frau mit Blick auf ihre Karteikarte.

»Ja«, antwortete Laurie.

»Ich muss Ihnen für einen Gerinnungstest etwas Blut abnehmen.« Sie stellte ihr Tablett am Fußende von Lauries Bett ab, nahm die entsprechenden Röhrchen heraus, die mit Stopfen in unterschiedlichen Farben verschlossen waren, und trat mit einer Aderpresse neben Laurie.

»Ich brauche ein Telefon«, sagte Laurie, als die Frau Lauries Arm nahm, nach einer passenden Vene absuchte und klopfte, um zu prüfen, welche geeignet war. »Bei dem hier neben meinem Bett kommt kein Freizeichen.«

»Mit dem Telefon kann ich Ihnen leider nicht helfen«, erwiderte die Frau mit einer hohen Singsangstimme. »Ich bin nur Laborantin.« Als sie eine passende Vene gefunden hatte, legte sie die Aderpresse an.

Laurie wollte gerade ihre Lage wenigstens zum Teil erklären, als sie das Namensschild der Frau bemerkte: Kathleen Chaudhry. Wie der Name Rakoczi war auch ihrer sehr ungewöhnlich – und er stand auf Rogers Liste mit den Personen, die während der fraglichen Zeit vom St. Francis zum General Manhattan gewechselt hatten. Genauso gut wie Rakoczi könnte auch sie die Serienmörderin sein.

Laurie riss ihren Arm so ruckartig fort, dass Kathleen erschrocken einen Schritt zurücktrat. Die Laborantin hat-

te sich aber gleich wieder gefangen. »Immer mit der Ruhe!«, sagte sie. »Ich will doch nur ein bisschen Blut abnehmen.«

»Ich will nicht, dass mir Blut abgenommen wird«, machte Laurie unerbittlich klar. Sie kam sich paranoid vor, aber aus gutem Grund. Sie empfand es als eine Qual, von möglichen Serienmördern umgeben zu sein.

»Ihre Ärztin hat diese Tests angeordnet«, meinte Kathleen. »Das ist nur zu Ihrem Besten. Es dauert nur eine Sekunde. Sie werden kaum etwas spüren, das verspreche ich Ihnen.«

»Ich lasse mir kein Blut abnehmen«, beharrte Laurie. »Tut mir Leid. Es hat überhaupt keinen Sinn, mich überreden zu wollen.«

»Also gut, wie Sie wollen«, meinte Kathleen und warf die Hände in die Luft. »Mir soll's recht sein. Ich muss nur den Schwestern Bescheid geben.«

»Tun Sie das«, entgegnete Laurie. »Und wenn Sie schon dabei sind, sagen Sie einer der Schwestern, dass sie sofort herkommen soll.«

Kathleen machte ihrem Ärger dadurch Luft, dass sie die Blutröhrchen mit Schwung aufs Tablett donnerte und das Zimmer verließ.

Wieder legte sich die verschlafene Stille in diesem Krankenhaus wie ein schweres Tuch über Laurie. Mitt-

lerweile begann sie sogar, ihre Zurechnungsfähigkeit in Frage zu stellen. Standen diese Namen wirklich auf Rogers Liste, oder erfand ihr erschöpfter Geist sie nur? Laurie war sich nicht sicher, aber eines wusste sie ganz genau: Sie wollte, dass Jack herkam und sie so schnell wie möglich hier rausholte. Laurie wappnete sich gegen den Schmerz, der durch jede Bewegung ihrer Bauchmuskeln schlimmer wurde, und begann, sich zentimeterweise Richtung Fußende vorzuarbeiten. Sie wollte an den Seitengittern vorbeirutschen und versuchen aufzustehen. Auf halbem Wege wurde sie von Jazz überrascht.

»Bleiben Sie, wo Sie sind«, sagte Jazz. »Wo wollen Sie denn hin?«

Laurie starrte sie mit unverhohlenem Groll an. »Ich suche eine Krankenschwester, die auf meinen Notruf antwortet.«

»Ich will Ihnen was sagen, meine Liebe«, meinte Jazz. »Sie sind nicht die einzige Patientin auf dieser Station, und Sie sind bestimmt nicht die kränkste. Wir müssen Prioritäten setzen, und ich bin sicher, das würden Sie verstehen, wenn Sie auch nur mal eine Minute nachdenken würden. Was wollen Sie denn? Ein Schmerzmittel?«

»Ich will ein Telefon«, verlangte Laurie. »Das auf dem Nachttisch funktioniert nicht.«

»Die Kommunikationsabteilung ist für die Telefone zuständig, aber die ist nur tagsüber da. Wir sind hier auf der Nachtschicht. Für solche Sachen haben wir keine Zeit.«

»Wo sind meine persönlichen Sachen?«, fragte Laurie. Das ganze Problem wäre erledigt, wenn sie ihr Mobiltelefon in Händen hätte.

»Die müssen noch in der Chirurgie sein.«

»Ich will, dass sie sofort hergeholt werden.«

»Sie stellen aber viele Forderungen«, spottete Jazz. »Das muss ich Ihnen schon lassen. Aber hören Sie mal gut zu, meine Liebe! In der Chirurgie geht's heute hoch her, was heißt, wir werden hier auch bald viel zu tun haben. Man wird sich um Ihren Kram kümmern, wenn Zeit dafür ist. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, ich habe noch andere Patienten.«

»Warten Sie!«, rief Laurie, bevor Jazz durch die Tür verschwand. Jazz drehte sich zu ihr um. »Ich will, dass die Infusionskanüle entfernt wird.«

»Tut mir Leid.« Jazz schüttelte den Kopf und trat neben das Bett. Ohne Vorwarnung packte sie Laurie unter den Armen und zog sie wieder nach oben. Laurie zuckte vor Schmerzen zusammen, war aber auch von Jazz' Kraft überrascht. »Sie waren in einem Schockzustand, als Sie in die Notaufnahme kamen«, fuhr Jazz fort. »Sie brau-

chen die Infusionskanüle, falls Sie einen Rückfall bekommen. Außerdem brauchen Sie Flüssigkeit und vielleicht auch noch eine Bluttransfusion.«

»Dann kann eine andere Kanüle gelegt werden«, behauptete Laurie. »Ich will, dass diese hier rausgenommen wird. Wenn Sie sie nicht rausnehmen, mache ich das selbst.«

Jazz blickte einen Moment wortlos auf Laurie hinab. »Sie sind ganz schön störrisch. Es könnte schwierig sein, das Ding rauszuziehen. Es ist ein peripher angelegter Zentralvenenkatheter, was sich nach einem Widerspruch anhört, aber unter diesem kleinen Verband steckt ein langer Katheter in Ihrem Arm. Sie würden ein hübsches Stück Gewebe mitsamt dem Katheter herausreißen.«

»Ich verlange, dass meine Ärztin angerufen wird«, verlangte Laurie. »Ansonsten werde ich diese Nadel selbst rausziehen, egal was passiert, ich werde aus diesem Bett steigen und hier rausgehen.«

Wieder zeigte Jazz ihr verbittertes, unverschämtes Grinsen. »Das ist mir echt zu viel mit Ihnen. Ehrlich! Ich habe gelesen, dass Sie am Abend praktisch verblutet sind, und jetzt, ein paar Stunden später, kommandieren Sie schon wieder herum. Ich sage Ihnen, was ich tun werde: Ich rufe den Arzt an und erkläre ihm ganz genau, was Sie mir gerade gesagt haben. Wie hört sich das an?«

»Das würde ich lieber selbst erledigen.«

»Mag sein, aber das geht nicht, weil ja Ihr Telefon nicht angeschlossen ist. Egal, ich rufe an, erkläre genau die Situation, auch, dass Sie sich weigern, sich für einen Gerinnungstest Blut abnehmen zu lassen, und dann bin ich gleich wieder da. Wie klingt das?«

»Das ist wenigstens ein Anfang«, räumte Laurie ein.

Als Jazz hinausging, ließ Laurie den Kopf aufs Kissen sinken. Das Kopfteil war dreißig Grad nach oben gekurbelt. In ihren Schläfen dröhnte der Puls, und die Schmerzen an der Operationswunde waren schlimmer geworden. Vielleicht waren sogar ein paar Nähte aufgegangen. Sie hatte das Gefühl, als könnte ihre Panik nicht schlimmer werden. Sie holte tief Luft, atmete langsam wieder aus, um sich zu entspannen, und schloss sogar die Augen. Dass Jazz versuchen würde, Laura Riley zu erreichen, konnte zwar ein direktes Telefongespräch mit Jack nicht ersetzen, aber wie sie bereits zu Jazz gesagt hatte, es war wenigstens ein Anfang.

Kapitel 23

Wieder einmal ging alles viel langsamer, als Jack gehofft hatte. David Hancock war beim Mittagessen, sollte aber jeden Augenblick zurückkommen. Zuerst dachte Jack, jemand würde sich mit dieser Nachricht einen Witz erlauben, da es mitten in der Nacht war. Aber dann erinnerte er sich, dass Menschen, die nachts arbeiteten, zeitlich in einer ganz anderen Welt lebten. Das Essen in der Mitte ihrer Schicht war für sie eben das Mittagessen, egal, wie spät es war. Jack ging im Raum auf und ab, bis David Hancock auftauchte, ein schwächlicher Mann von nicht erkennbarer Abstammung. Als wollte er einen Ausgleich für sein schütteres Haupthaar schaffen, hatte er sich einen dünnen, grau werdenden Schnurr- und Ziegenbart wachsen lassen, der ihm ein teuflisches Aussehen verlieh. Kommentarlos hörte er Jack zu, bevor er den Haftzettel in die Hand nahm und lautstark Luft zwischen seinen Zähnen hindurch saugte, während er ihn las.

»Sind Sie sicher, dass es um einen Labortest geht?«, fragte David und blickte Jack an.

Jacks Hoffnung auf eine Antwort sank in den Keller. »Einigermaßen sicher«, antwortete er und wollte David den Zettel wieder aus der Hand nehmen.

David zog den Zettel fort. »Wieso glauben Sie, dass das ein Labortest ist?«

»Er gehörte bei einigen Patienten zu einer Reihe von präoperativen Anforderungen«, erklärte Jack, während er über seine Schulter zur Tür blickte.

»Aber nicht in unserem Krankenhaus«, meinte David.

»Nein«, bestätigte Jack nervös. Er überlegte, ob er nicht einfach abhauen sollte. »Im Manhattan General und im St. Francis draußen in Queens.«

»Puh«, machte David geringschätzig. »Zwei AmeriCare-Einrichtungen.«

Überrascht von Davids Kommentar, beugte sich Jack vor, um dessen Gesichtsausdruck besser sehen zu können. »Höre ich da ein Werturteil heraus?«

»Das haben Sie sehr richtig gehört«, bestätigte David. »Eine Schwester von mir in Staten Island ist bei der Stadt beschäftigt, und sie hat gesundheitliche Probleme. AmeriCare hat sie ziemlich an der Nase herumgeführt. Bei diesen Leuten geht's nur ums Geschäft. Um die Patienten kümmern sie sich als Letztes.«

»Ich hatte auch meine Schwierigkeiten mit ihnen«, gab Jack zu. »Vielleicht können wir uns ein andermal

ausführlich darüber unterhalten. Aber jetzt müsste ich wissen, was für ein Test ein MASNP ist.«

»Nun, ich muss zugeben, dass ich es nicht mit hundertprozentiger Sicherheit weiß«, begann David. »Aber ich vermute, dass es sich um einen Genomtest handelt.«

Jack war bestürzt. Eine halbe Stunde vorher hatte Shirley Mayrand ihm das Gefühl gegeben, alt zu sein. Jetzt befürchtete er, bei David dasselbe in puncto Wissen zu erleben.

Jack war mit der medizinischen Genomik vertraut, aber sein Wissen begrenzte sich auf Identitätsmarker, die in der Forensik verwendet wurden. Er wusste, dass der relativ neue Forschungsbereich, der durch die Entschlüsselung des gesamten menschlichen Genoms angeregt worden war, rasante Fortschritte machte.

»Meine Vermutung ist, dass MA für Mikroarray steht, eine Hochleistungstechnologie, die normalerweise für die Genexpression verwandt wird.«

»Ach, tatsächlich?«, fragte Jack unschuldig. Ihm war das alles zu hoch, und es war ihm peinlich, das zuzugeben, obwohl das, was David sagte, zu dem passte, was Dr. Wo über »MEF2A positiv« gesagt hatte.

»Sie machen so ein komisches Gesicht, Doktor. Sie wissen doch, was ein Mikroarray ist, oder?«

»Hm, so genau nicht«, gab Jack zu.

»Dann will ich Ihnen das erklären. Ein Mikroarray ist ein Gitter oder ein Schachbrett winziger Spots, also ›Flecken«, aus einer Mischung unterschiedlicher, aber bekannter DNS-Sequenzen, die gewöhnlich auf die Oberfläche eines Objektträgers aufgebracht werden. Wir reden hier von vielen Spots, also von Tausenden, sodass sie Informationen über die Expression von Tausenden Genen in einem bestimmten Moment geben können.«

»Ehrlich?«, fragte Jack, wünschte aber im gleichen Augenblick, er hätte den Mund gehalten. Er wusste, dass er wie ein Dummkopf klang.

»Aber ich bezweifle, dass es bei Ihrem Test um Genexpression geht.«

»Nicht?«, fragte Jack bescheiden.

»Nein, ich glaube nicht. Meine Vermutung ist, dass SNP für *single nucleotide polymorphism*, also Einzel-Nukleotid-Polymorphismus steht. Wie Sie wissen werden, ist es gelungen, Tausende von SNPs quer über das menschliche Genom verteilt so genau zu erfassen, dass sie spezifischen mutierten Genen zugeordnet werden können, die von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden. Diese speziellen SNPs werden Marker genannt. Sie sind Marker für das bösartige, mutierte Gen.«

Jack ging ein Licht auf. Er hatte zwar nicht alles verstanden, was David gesagt hatte, aber das war egal. Mit

zitternden Fingern suchte er die Seite aus Sobczyks Krankenakte heraus und zog den anderen Haftzettel ab. »Könnte das vielleicht das Ergebnis eines MASNP-Tests sein?«, fragte er.

David nahm den Haftzettel und kratzte sich am Kopf. »MEF2A positiv«, las er laut vor. »Klingelt's da bei mir? Hm.« Er blickte zur Seite und klopfte mit den Knöcheln auf seine Glatze, bevor er sich wieder den Zettel ansah. »Ja! Ich erinnere mich an MEF2A. Wenn ich mich nicht täusche, ist es ein Gen, das irgendwie mit den Koronararterien zusammenhängt. Ich weiß nicht genau, wie, aber ich erinnere mich, dass bei einem Menschen, der die mutierte Form des Gens in sich trägt, das Risiko ziemlich hoch ist, dass er an einer Erkrankung der Koronararterien leiden wird. Also, um Ihre Frage zu beantworten, ›MEF2A positiv‹ könnte das Ergebnis eines MASNP-Tests sein. Es würde dann bedeuten, dass dieser Mensch dieses spezifische SNP in sich trägt, das ein Marker für das mutierte MEF2A-Gen ist.«

Plötzlich ergriff Jack Davids Hand und schüttelte sie kräftig. »Wir treffen uns irgendwann noch mal! Und vielen Dank! Ich glaube, Sie haben ein Geheimnis enträtselt.«

»Was für ein Geheimnis?«, fragte David, doch Jack war schon auf dem Weg zur Tür.

Jack verließ das Krankenhaus auf demselben Weg, auf dem er gekommen war. Er vermutete, dass es einen anderen Ausgang als den durch die Notaufnahme gab, der bequemer zu erreichen gewesen wäre, aber er wollte keine Zeit mit Fragen verlieren. Seine Haftzettel-Ermittlungen, wie er sie in Gedanken nannte, waren ergiebiger gewesen, als er zu hoffen gewagt hatte. Jetzt schien er sowohl ein mögliches Motiv als auch eine mögliche, wenn auch unbeweisbare Mordmethode zu den Todesfällen gefunden zu haben, die Laurie in hellseherischer Weise dokumentiert hatte. Er musste nur noch herausfinden, wo Laurie das Testergebnis »MEF2A positiv« gefunden hatte, um nachschauen zu können, ob andere Patienten andere Marker aufwiesen.

Als Jack durch die Tür von der Notaufnahme in den Wartebereich rannte, stieß er leicht mit einem Mann zusammen, der im Rollstuhl zur Behandlung gebracht wurde und beim Atmen Pfeifgeräusche von sich gab. Je näher Jack auf ihn zugekommen war, desto beunruhigender hatten sich diese Geräusche angehört. Jack entschuldigte sich und lief weiter quer durch den Aufenthaltsraum und hinaus in die Nacht. Es hatte wieder angefangen zu regnen, aber das war ihm egal. Wenn das, was er dachte, sich als richtig erwies, war AmeriCare sogar noch unmoralischer und korrupter, als er sich je ausgemalt hatte.

Und umso mehr war ihm der Gedanke eine Beruhigung, dass Laurie im Aufwachraum lag und in keine andere Abteilung verlegt werden durfte.

Auf der First Avenue bog er nach Süden ab. Mit zusammengekniffenen Augen rannte er gegen den Regen an, der an seinem Gesicht hinablief. Er hatte jetzt eine klare Vorstellung, woher Laurie den Ausdruck »MEF2A positiv« haben könnte, und musste sich in ihrem Büro nur noch vergewissern. Er wollte sich eine Viertelstunde dafür Zeit nehmen, ansonsten die Suche auf später verschieben, wieder zurück ins Manhattan General gehen und wenigstens vor der Tür ausharren, falls Brünhilde ihn nicht wieder in den Aufwachraum lassen würde.

Laurie wachte schlagartig auf. Die Tatsache, dass sie trotz ihrer Angst eingeschlafen war, entsetzte sie ebenso wie der Tumult, der sie geweckt hatte. Jazz und Elizabeth waren ins Zimmer gekommen und unterhielten sich lautstark über eine andere Patientin. Jazz trat an die rechte Seite des Bettes, während Elizabeth um das Fußende herum auf die linke Seite ging.

Mühsam richtete sich Laurie auf, nachdem sie, während sie geschlafen hatte, mit der Schulter gegen das Bettgitter gerutscht war. Abwechselnd blickte sie beide Frauen an. Sie spürte ununterbrochen einen leichten

Schmerz in ihrem Bauch, und ihr Mund war trocken. Im Aufwachraum hatte sie Eiswürfel bekommen, doch hier wurde sie völlig vernachlässigt.

»Menschenskind!« Jazz blickte überrascht auf Laurie hinab. »Hätten wir gewusst, dass Sie schlafen, hätten wir uns einige Mühe ersparen können.«

»Haben Sie mit meiner Ärztin gesprochen?«, fragte Laurie.

»Sagen wir mal so: Ich habe mit einem Ihrer Ärzte geredet«, antwortete Jazz und grinste Laurie frech an, als machte es ihr Spaß, sie zu ärgern.

»Was meinen Sie mit ›einem meiner Ärzte‹?«

»Ich habe mit Dr. José Cabreo geredet«, sagte Jazz. »Er war zufällig greifbar, während Ihre Dr. Riley zweifellos schläft.«

Lauries Puls begann zu rasen. Sie erinnerte sich daran, dass Dr. Cabreo ebenfalls auf Rogers Liste stand. Sie hatte dessen Führungszeugnis gelesen und wusste, dass er wegen Kunstfehlern angeklagt war und Probleme mit Medikamentenabhängigkeit hatte. Mit diesem Anästhesisten wollte sie auf keinen Fall etwas zu tun haben.

»Er fand es gar nicht gut, wie Sie sich hier aufführen«, fuhr Jazz fort. »Er hat mir eindeutig klar gemacht, dass die Gerinnungstests durchgeführt werden müssen. Er war auch sehr beunruhigt über Ihre Drohung, die Infusions-

kanüle herauszureißen und mitsamt der Drainage aus dem Bett zu klettern.«

»Es ist mir egal, was Dr. Cabreo denkt«, schnauzte Laurie. »Sie haben gesagt, Sie würden meine Ärztin anrufen. Ich will mit Dr. Laura Riley sprechen.«

Jazz hielt den Zeigefinger hoch. »Stimmt nicht. Ich habe gesagt, ich würde ›einen‹ Arzt anrufen, nicht ›Ihre‹ Ärztin. Ich sollte Sie daran erinnern, dass sich die Anästhesieabteilung immer noch für Sie verantwortlich fühlt. Sie befinden sich also in Postanästhesiepflege.«

»Ich will mit meiner Ärztin sprechen!«, knurrte Laurie zwischen zusammengebißenem Zähn.

»Diese Frau ist doch echt der Hammer, was?«, meinte Jazz zu Elizabeth.

Elizabeth lächelte und nickte.

Jazz blickte wieder auf Laurie hinab. »Da es fast vier Uhr morgens ist, dauert es nicht mehr lange, bis Ihnen Ihr Wunsch erfüllt wird. In der Zwischenzeit werden wir Dr. Cabreos Anweisungen befolgen, die er uns zu Ihrem eigenen Schutz aufgetragen hat.« Jazz nickte zu Elizabeth.

Laurie setzte an, sich über ihre Gefühle in Bezug auf Dr. Cabreo auszulassen, doch bevor sie den ersten Satz aussprechen konnte, packten Jazz und Elizabeth sie gleichzeitig an den Unterarmen und drückten sie aufs Bett. Schockiert von diesem plötzlichen, unerwarteten Angriff,

wehrte sich Laurie, doch ihre Schmerzen und die Kraft der beiden Frauen machten es ihr unmöglich, sich zu befreien. Als Nächstes wurden ihre Handgelenke mit zwei Klettbindern ans Bettgitter fixiert. Alles ging so schnell, dass Laurie vor Verblüffung erst einmal sprachlos war.

»So! Mission erfüllt!«, sagte Jazz zu Elizabeth, als sie sich wieder aufrichtete. »Jetzt können wir entspannt weiterarbeiten, denn diese unkooperative Patientin wird nicht ihre Infusionskanüle herausziehen und rumlaufen.«

»Das ist eine bodenlose Unverschämtheit!«, schimpfte Laurie und zerrte vergeblich an den Fesseln, was nur die Gitter zum Klappern brachte.

»Dr. Cabreo ist da anderer Meinung«, entgegnete Jazz mit einem Lächeln. »Der Stress einer Operation bringt manche Menschen durcheinander, und sie müssen vor sich selbst geschützt werden. Gleichzeitig hat er sich Sorgen gemacht, dass Sie sich aufregen werden, deswegen hat er Ihnen ein feines, aber starkes und schnell wirkendes Beruhigungsmittel verordnet.« Sie nahm aus ihrer Tasche eine bereits vorbereitete Spritze, zog die Nadelkappe mit den Zähnen ab und hielt die Spritze gegen das Licht, während sie vorsichtig mit dem rechten Zeigefinger dagegen tippte.

»Ich will kein Beruhigungsmittel«, kreischte Laurie. Wieder versuchte sie, ihre Hände zu befreien.

»Genau wegen dieser Art von Reaktion brauchen Sie das Beruhigungsmittel«, hielt Jazz dagegen. »Elizabeth, würdest du Miss Montgomery festhalten, während ich ihr den Gefallen tue?«

Mit einem Lächeln, das sich von Jazz' Grinsen nicht allzu sehr unterschied, packte Elizabeth Lauries Schultern und drückte sie mit ihrem ganzen Gewicht nach unten. Laurie versuchte vergeblich, sich wegzuwinden. Sie spürte, wie der kalte, in Alkohol getränkte Tupfer über ihre Haut strich, gefolgt von einem Stich und einem kurzen, scharfen Schmerz. Jazz richtete sich auf und schob die Kappe über die Nadel zurück.

»Schlafen Sie gut!«, wünschte Jazz und bedeutete Elizabeth, mit ihr das Zimmer zu verlassen.

Laurie stöhnte hilflos, als sie auf das Kissen zurücksank. Vorher, mit den Schmerzen und der Wirkung der Medikamente, hatte sie schon geglaubt, sie könnte sich nicht hilfloser fühlen, aber sie hatte Unrecht gehabt. Jetzt war sie wie zu einem rituellen Opfer ans Bett gefesselt. Sie hatte keine Ahnung, was für eine Injektion sie bekommen hatte. Sie ging davon aus, dass es ein Gift und der Kampf somit schon entschieden war. Und sollte es sich um ein Beruhigungsmittel handeln, wie Jazz behauptet hatte, würde sie ihrem Schicksal bald noch mehr ausgeliefert sein.

Obwohl Jack vom Basketball und vom Radfahren über eine gute Kondition verfügte, war er völlig außer Atem, als er vor den Fahrstühlen des Gerichtsmedizinischen Instituts zum Stehen kam. Carl Novak hatte zwar nach ihm gerufen, als er am Sicherheitsbüro vorbeigerannt war, aber er hatte nicht darauf reagiert. Im Büro neben dem Seziersaal war niemand. Jack drückte mehrmals den Knopf des Fahrstuhls, als würde er dadurch schneller eintreffen.

Während er wartete, überlegte er, was Laurie wohl mit der CD angestellt haben könnte, die sie in Rogers Büro gebrannt hatte. Auf ihr musste sie nämlich die Abkürzung MEF2A gefunden haben. Die CD war nicht bei den Krankenakten und Listen gewesen, und in den Schreibtischschubladen hatte er sie auch nicht gefunden. Der einzige Ort, an dem er noch nicht geschaut hatte, war der Aktenschrank mit den vier Schubladen. Er blickte auf seine Uhr, während er im Aufzug stand – fünf nach halb vier. Vor etwas mehr als drei Stunden hatte er das Manhattan General verlassen, und er wollte so schnell wie möglich wieder zurück sein. Aber er hatte ja beschlossen, höchstens eine Viertelstunde nach der CD zu suchen.

Mit einem Ruck hielt der Fahrstuhl an, doch schien es noch eine Ewigkeit zu dauern, bis sich die Türen öffneten. Ungeduldig schlug Jack mit der Faust dagegen, bis

er endlich den schwach beleuchteten Flur hinunterrennen konnte. Wie in einem Zeichentrickfilm wäre er auf dem gewachsenen Boden beinahe an Lauries Büro vorbeigeschlittert und konnte sich gerade noch am Türpfosten festhalten. Im Büro zog er sogleich die oberste Schublade des Aktenschranks auf.

Nach fünf Minuten schob er die unterste Schublade zu und erhob sich. Wo hatte Laurie bloß diese verdammte CD hingetan? Er schielte auf Rivas Schreibtisch, verwarf aber die Möglichkeit gleich wieder. Es gab keinen Grund für Laurie, die CD dort aufzubewahren. Eher noch hatte er sie übersehen, als er Lauries Schreibtisch durchsucht hatte. Also setzte er sich und begann erneut, alle Schubladen aufzuziehen. Diesmal war er besonders gründlich, weil er sicher war, dass die CD irgendwo hier sein musste.

Jack lehnte sich zurück, nachdem er auch hier die letzte Schublade geschlossen hatte. »Verdammt«, schimpfte er laut. Er sah auf seine Uhr. Nur noch fünf Minuten, dann war die Viertelstunde um, die er sich für die Suche zugestanden hatte. Als er seinen Blick über den Schreibtisch schweifen ließ, weil er vorhatte, den Stapel mit den Unterlagen noch einmal durchzugehen, bemerkte er, dass das kleine, gelbe Licht an Lauries Bildschirm blinkte. Der Bildschirm selbst war dunkel, doch das Licht zeigte

an, dass der Computer zwar hochgefahren war, der Bildschirm aber in den Energiesparmodus umgeschaltet hatte.

Mit dem rechten Zeigefinger tippte Jack auf eine Taste der Tastatur. Sofort schaltete sich der Bildschirm ein – und Jack blickte auf eine Seite von Stephen Lewis' Krankenakte mit den Ergebnissen all seiner Labortests. Die Schrift war so klein, dass Jack seine Lesebrille herauszog, die er sich heimlich besorgt hatte. Mit dem Finger fuhr er an der linken Seite des Bildschirms entlang, bis er auf die Abkürzung »MASNP« traf. Als er den Finger von dort horizontal nach rechts gleiten ließ, fand er den Eintrag »MEF2A positiv«.

Jack konnte über seine Dummheit, dass er nicht im CD-Laufwerk nachgesehen hatte, nur den Kopf schütteln, als er begann, sich die nächsten Minuten durch die digitalen Aufzeichnungen der verschiedenen Patienten aus Lauries Serie zu klicken. Was er fand, überraschte ihn nicht. Bei jedem Fall, den er sich aus dem Manhattan General und dem St. Francis ansah, waren die MASNP-Tests für einen Marker irgendeiner schädlichen Genmutation positiv. Einige erkannte er, andere wiederum nicht. Als er zu Darlene Morgans Akte kam, lief es ihm eiskalt den Rücken hinunter. Ihr MASNP-Test war für das BRCA1-Gen positiv!

Für den Bruchteil einer Sekunde starrte Jack auf den Bildschirm. Bis zu diesem Augenblick hatte er Lauries

Risiko, selber zum Opfer des Mörders all dieser Patienten zu werden, für ziemlich gering erachtet, da die Statistik für sie sprach. Doch plötzlich hatte sich alles geändert. Wer auch immer diese Morde durchführte, zielte scheinbar auf Menschen mit vererbten schädlichen Genmutationen ab. Und Laurie hatte, ebenso wie Darlene Morgan, ein defektes BRCA1-Gen.

Wie von einer Rakete angetrieben, sprang Jack auf, raste aus dem Büro und den Flur entlang zurück zum Fahrstuhl. Zum Glück öffneten sich sofort die Türen, als er den Knopf drückte. Während er hinunterfuhr, zog er sein Mobiltelefon aus der Manteltasche und blickte auf die Uhr. Vier Uhr sechzehn. Rasch wählte er die Nummer vom Manhattan General, drückte aber noch nicht die Verbindungstaste, weil er im Fahrstuhl kein Netz hatte.

In dem Moment, in dem die Türen zur Seite glitten, stellte er mit seinem Telefon die Verbindung her und hielt es sich ans Ohr, während er wieder an dem überraschten Carl Novak vorbeirannte, nur diesmal in die andere Richtung. Und wieder achtete Jack nicht auf ihn. Die Telefonistin im Krankenhaus meldete sich, als er gerade die Stufen neben der Laderampe hinunterrannte. Nachdem er sich, ohne langsamer zu rennen, als Arzt vorgestellt hatte, bat er außer Atem, mit dem Aufwachraum verbunden zu werden. Er wollte sicherstellen, dass

Laurie vor Dr. Rileys Visite nicht verlegt wurde. In rasantem Tempo erreichte Jack die 30th Street und bog nach Westen ab.

An der Ecke First Avenue blieb er stehen, als im Wachraum das Telefon abgenommen wurde und er die autoritäre Stimme der Stationsschwester erkannte. Es regnete nicht mehr so stark wie noch vor einer Viertelstunde, als er ins Institut zurückgerannt war, doch er wollte trotzdem sein Telefon mit der freien Hand vor der Nässe schützen. Vor ihm rasten vereinzelte Wagen in Richtung Norden.

Keuchend nannte Jack seinen Namen.

»Warten Sie bitte eine Sekunde«, sagte Thea und legte den Hörer zur Seite. Jack hörte, wie sie lautstark Anweisungen gab, in welches Bett ein neuer Patient gelegt werden sollte. »Tut mir Leid«, meldete sie sich wieder zurück, »wir haben hier alle Hände voll zu tun. Was kann ich für Sie tun, Dr. Stapleton?«

»Ich will Ihnen ja nicht auf die Nerven gehen«, begann Jack, während er vergeblich nach einem Taxi Ausschau hielt, »aber ich wollte mich über Laurie Montgomerys Zustand erkundigen.« Endlich entdeckte er ein Taxi, dessen Licht auf dem Dach zeigte, dass es frei war. Jack wollte es gerade heranwinken, als Thea ihn mit ihrer Antwort zu Tode erschreckte.

»Wir haben hier keine Laurie Montgomery.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Jack erschrocken.
»Sie hat das Bett an der gegenüberliegenden Wand. Ich war heute Nacht dort. Sie haben mir sogar gesagt, sie sei so charmant.«

»Ach, die Laurie Montgomery. Entschuldigen Sie, in den letzten Stunden war hier mächtig was los. Es gab eine Menge Unfallopfer. Laurie Montgomery wurde aus dem Aufwachraum verlegt. Ihr ging es gut, und wir brauchten das Bett.«

Jack bekam einen trockenen Mund. »Wann war das?«

»Gleich nach der Katastrophenmeldung der OP-Aufsicht. Ich vermute, etwa Viertel nach zwei.«

»Ich habe Ihnen doch meine Mobilnummer dagelassen. Sie sollten mich anrufen, wenn sich an ihrem Zustand was ändert«, tobte Jack.

»Es hat sich aber nichts verändert. Ihr Zustand war völlig stabil. Wir hätten sie nicht fortgelassen, wenn es irgendwelche Schwierigkeiten gegeben hätte, das können Sie mir glauben!«

»Wohin wurde sie verlegt?«, brachte Jack hervor, bemühte sich aber verzweifelt, sich seine Wut und sein Entsetzen nicht anhören zu lassen. »Auf die Intensivstation?«

»Nein! Sie brauchte nicht auf die Intensivstation. Die war sowieso voll. Und die Frauenabteilung auch. Sie wurde in die Chirurgie in Zimmer 609 verlegt.«

Jack klappte sein Telefon zu und blickte verzweifelt die fast leere, dunkle, nasse Straße entlang. Das Taxi war mittlerweile verschwunden. Er durfte gar nicht daran denken, dass Laurie schon seit zwei Stunden nicht mehr im Aufwachraum lag, während er wegen seiner dämlichen Erkundigungen unterwegs gewesen war. Die fragenden Worte »Was habe ich mir bloß dabei gedacht?« dröhnten wie Paukenschläge in seinem Kopf. Von Panik gepackt, rannte er die First Avenue hinauf, ohne auf die Pfützen zu achten. Er wusste, dass es zu Fuß bis zum Manhattan General endlos lange dauern würde, aber er konnte auch nicht einfach nur herumstehen.

Kapitel 24

Die Nacht war anstrengend gewesen, vielleicht die anstrengendste, seit Jazz im Manhattan General arbeitete. Ihre Abteilung war mit Unfallopfern aus dem Aufwachraum geradezu überschwemmt worden, sodass alle Betten belegt waren. Als selbst ernannte Stationsschwester vom Dienst – ein Status, der sich, wie die Gerüchte besagten, durch die Einstellung einer staatlich geprüften Krankenschwester bald ändern würde – war ihr die Aufgabe zugefallen, die Patienten auf die Pflegekräfte zu verteilen. Es hatte kein großes Gezeter gegeben, weil sich Jazz selbst genügend Fälle zugewiesen hatte. Wichtiger war noch, dass auch Laurie Montgomery auf ihrer Patientenliste stand. Sobald diese erstellt und genehmigt war, hatte Jazz sich entspannen können. Jetzt konnte sie ihren Operation-Winnow-Auftrag nach Belieben erledigen.

Jazz streckte die Arme nach oben und drehte den Kopf ein paar Mal, um ihre Nackenmuskeln zu lockern. Sie war angespannt. Gerade erst war sie mit der Schreibarbeit fertig geworden und freute sich auf eine wohlverdiente Pause, die sie gut nutzen wollte. Selbst die Essenspause war wegen

des hohen Arbeitsaufkommens gestrichen worden, sodass Jazz in die Toilette der Kantine verschwinden musste, um die Spritze mit dem Kaliumchlorid zu füllen, das sie aus dem Vorrat in der Notaufnahme geklaut hatte, und die leere Ampulle zu entsorgen. Aus ihrer Sicht war die Vorbereitung einer Sanktion bereits Routine geworden.

Es war zwanzig vor fünf, und alles war bereit. Sie hatte auf den passenden Moment gewartet, und der war jetzt gekommen. Elizabeth, die bis gerade eben noch neben Jazz gesessen und ihren eigenen Schreibkram erledigt hatte, war zu einem Patienten in Zimmer 637 gerufen worden. Auch von den anderen Pflegekräften war niemand zu sehen. Der schwach beleuchtete Flur, den sie in beide Richtungen hinunterblickte, strahlte jene friedliche, nächtliche Ruhe aus, die Jazz zu schätzen gelernt hatte. Jetzt war die perfekte Gelegenheit.

Jazz stieß sich vom Schreibtisch ab und erhob sich. Mit der Hand tastete sie nach der Spritze in ihrer Tasche, holte einmal tief Luft, um ihre Aufregung unter Kontrolle zu bekommen, und marschierte los. Immer schneller, aber leise näherte sie sich Zimmer 609 und blieb in der Tür kurz stehen, um noch einen Blick über den Flur zu werfen. Sobald sie begonnen hatte, einen Auftrag zu erledigen, zog sie es vor, nicht mehr gesehen zu werden, um hinterher nicht ins Gerede zu kommen.

Aber es war niemand zu sehen, und das einzige Geräusch, ein leises, gleichmäßiges Piepsen, stammte von einem Monitor aus einem Nachbarzimmer. Die Sanktion an Laurie Montgomery auszuführen, könnte ihr bisher leichtester Auftrag werden, weil sie die Zeit selbst bestimmen konnte und das Opfer sediert und ans Bett gefesselt war. »Einfacher geht's nicht«, machte Jazz sich selber Mut.

Jazz betrat den Raum. Eine halbe Stunde vorher, als sie hier vorbeigekommen war, hatte sie nachgeschaut, ob das Beruhigungsmittel gewirkt hatte. Es hatte. Bei der Gelegenheit hatte sie Lauries Kopfteil nach unten gedreht und das Deckenlicht ausgeschaltet. So wurde das Zimmer jetzt, ebenso wie der Flur, von den ein Stück über dem Boden angebrachten Nachtlampen in ein sanftes Licht getaucht.

Lautlos trat Jazz an Lauries Bett, die tief und fest schlief. Da sie ihren Mund nicht ganz geschlossen hatte, konnte Jazz sehen, dass Lippen und Zunge trocken und verkrustet waren. »Ach, du Ärmste«, flüsterte Jazz spöttisch. Jazz hatte ihren Spaß. Von allen Patienten, an denen Jazz bisher ihre Sanktion verübt hatte, gönnte sie es dieser Laurie mit ihrem fordernden, miesen Verhalten am meisten. Für Jazz war Laurie der Inbegriff der anmaßenden, reichen Ziege, das weibliche Pendant zu all den Mr

Eliteunis, die Jazz hatte ertragen müssen. Und zu allem kam noch dazu, dass Laurie eine Ärztin war, die Jazz noch herumkommandierte, während sie hier als Patientin lag! Aus Jazz' Sicht musste ihr, die schon mit dem Silberlöffel im Mund geboren war, ein ultimativer Dämpfer verpasst werden.

Jazz betrachtete die Klettbänder um Lauries Handgelenke und empfand eine besondere Freude. Diese Fesseln machten ihren Auftrag auf jeden Fall einfacher, denn Laurie würde sie nicht kratzen wie Stephen Lewis, dieses Schwein. Doch abgesehen von der praktischen Seite hatten die Fesseln für sie etwas Anziehendes, wie in den kleinen Videos, die sie aus dem Internet heruntergeladen hatte. Für sie hatte es etwas mit Kontrolle zu tun.

Vorsichtig hob sie Lauries Kopf und zog das Kissen vor. Laurie würde sich dank der verabreichten Beruhigungsmittel sicher nicht bewegen. Doch Jazz klemmte sich das Kissen für den Fall unter den Arm, dass Laurie unerwünschte Geräusche von sich geben würde wie diese Nervensäge Sobczyk. Jazz rechnete zwar in Lauries Fall nicht damit, schließlich hatte man ihr einen zentralen Venenkatheter gelegt, was bedeutete, dass das Kalium in eine Hauptvene gepumpt und damit weniger Schmerzen verursachen würde als eine normale Kanüle, doch Jazz wollte auf alles vorbereitet sein. Sie hielt große Stücke

darauf, schnell aus ihren Fehlern zu lernen, und je weniger Überraschungen auf sie lauerten, desto besser.

Jazz drehte die Rollerklammer auf und wartete ein paar Augenblicke, bis sie sicher war, dass die Flüssigkeit ungehindert durch den Schlauch floss. Schließlich zog sie die Kaliumspritze aus der Tasche, zog mit den Zähnen die Nadelkappe ab und schob die Nadel in den IV-Port.

Nachdem sie ein letztes Mal zur Tür geblickt und auf verdächtige Geräusche gelauscht hatte, drückte sie den Kolben kräftig und gleichmäßig nach unten. Es dauerte nur fünf Sekunden. Sie wusste, dass die Wirkung umso stärker war, je höher die Kaliumkonzentration war, die das Herz erreichte. Wie immer stieg zunächst der Flüssigkeitspegel in der kleinen Kammer unterhalb der Infusionsflasche an.

Sobald die Spritze leer war, zog Jazz die Nadel wieder heraus und schob die Kappe darüber. Als Laurie sich bewegte, stöhnte und die Augen aufriss, nahm sie das Kissen in die Hand.

»*Bon voyage!*«, flüsterte Jazz. Mit dem Kissen in der rechten Hand für den Notfall und der Spritze in der linken beugte sie sich über Laurie, weil sie dachte, sie hätte etwas gemurmelt. Sie wollte Laurie gerade auffordern, ihre Worte zu wiederholen, als sie überrascht hochschreckte – hinter ihr wurde die Tür aufgestoßen,

die mit Wucht gegen den Türstopper krachte, und ein offensichtlich durchgedrehter Kerl stürmte ins Zimmer. Jazz war einen Augenblick sprachlos und verblüfft über diesen Eindringling, der mit der Gewalt eines Wirbelwinds in dieser leisen, schwach beleuchteten Umgebung auftauchte, besonders weil sie selbst angespannt und auf ihre Arbeit konzentriert war und eigentlich dachte, sie hätte allen Überraschungen vorgebeugt. Sie trat nur reflexartig einen Schritt zurück, ansonsten war sie wie gelähmt.

»Wie geht's ihr?«, keuchte Jack laut, während er ans Bettende raste. Sein Haar war tropfnass und klebte an seiner Stirn. Mit dem unrasierten Gesicht, den roten Augen, nassen Kleidern und durchgeweichten Schuhen sah er ziemlich wild aus. Er stützte sich mit beiden Händen auf der Metallstange des Bettes ab, erholte sich aber schnell wieder. Es war klar, dass ihm das, was er sah, nicht gefiel. Kurz schoss sein Blick zu Jazz, die, ohne zu antworten, mit dem Kissen und der Spritze in den Händen dastand, dann sah er wieder zu Laurie. Sie stöhnte leise und kämpfte schwach und vergeblich gegen die Handfesseln an.

»Was ist hier los?«, fragte er und sprang auf die andere Seite des Bettes. »Laurie!«, rief er. Seine Hand umfasste kurz Lauries Handgelenk, dann hielt er ihren Kopf,

mit dem sie heftig hin- und herwackelte. »Was sollen die Klettbänder hier?«, rief er, erwartete aber keine Antwort. Bei näherem Hinsehen war Lauries Zustand katastrophal und verschlimmerte sich rasant. Sie kämpfte gegen den Tod an. Ihr Gesicht drückte eine Mischung aus Schrecken, Verwirrung und Angst aus.

»Machen Sie das Licht an!«, schrie Jack. »Und rufen Sie den Notarzt!«

Jazz antwortete immer noch nicht, sondern trat, überwältigt von der unerwarteten Situation, nur einen weiteren Schritt zurück.

»Scheiße!«, kreischte Jack die wie gelähmt wirkende Krankenschwester an. Seine Stimme hallte von den Wänden wider. Er brauchte sofort Hilfe, aber er wollte Laurie keine einzige Sekunde mehr aus den Augen lassen.

Wild entschlossen und verzweifelt zerrte Jack das Bett von der Wand. Die festgestellten Räder quietschten über den Boden. Er stieß den Nachttisch so heftig zur Seite, dass alles, was darauf lag, scheppernd nach unten fiel, dann drückte er sich zwischen Wand und Kopfende des Bettes und löste mit dem Fuß die Bremsen. Er biss die Zähne zusammen und stieß einen lauten Schrei aus, als wollte er sich anspornen, um das Bett noch weiter von der Wand zu schieben. Alle Stromkabel wurden heraus-

gerissen, aber endlich kam er los. Ein kurzer Knall gegen die Tür, dann gegen den Türpfosten, und schon war er draußen auf dem Flur, und mit all seiner Kraft schob er das Bett auf das helle Licht der Schwesternstation zu.

»Rufen Sie den Notdienst!«, rief Jack so laut er konnte. Ein Transportwagen stand im Weg, den Jack laut krachend umstieß, sodass die Handseifen und Putzmittel über den Boden flogen. Als Nächstes war eine Gehhilfe an der Reihe, die Jack mit dem Bett fast zerquetschte. »Den Notdienst!«, schrie Jack wieder. Die Pflegekräfte und selbst Patienten schauten neugierig zu den Türen heraus.

Jack versuchte, das Bett abzubremsen, als er fast an der Schwesternstation war, was ihm aber nicht ganz glückte. Es prallte gegen die Theke und riss Krankenakten und eine Vase mit Blumen herunter, die für einen Patienten abgegeben worden waren. Im grellen Licht erkannte Jack, wie schlecht Laurie aussah – leichenblass und reglos, die Augen weit aufgerissen und die geweiteten Pupillen starr zur Decke gerichtet.

Jack ließ seinen nassen Mantel und seine Jacke auf den Boden fallen und stellte sich seitlich ans Bett. Nachdem er festgestellt hatte, dass Laurie nicht mehr atmete und keinen Puls mehr hatte, zog er ihr Kinn nach oben, drückte die Nase zu und legte seinen Mund auf ihren. Mehrmals

presste er seinen Atem in ihre Lungen, dann beugte er sich übers Bett und begann mit der äußeren Herzmassage. Sekunden später kamen mehrere Krankenschwestern, um ihm zu helfen. Eine legte einen Beatmungsbeutel auf Lauries Gesicht und pumpte Luft in ihre Lungen, nachdem Jack fünfmal auf ihren Brustkorb gedrückt hatte. Eine andere Krankenschwester brachte eine Sauerstoffflasche, die sie an den Beatmungsbeutel anschloss.

»Wurde schon der Notdienst gerufen?«, rief Jack.

»Ja«, antwortete die Schwester, die Laurie beatmete.

»Verdammt, wo bleibt er dann?«

»Es ist doch noch nicht mal eine Minute her, dass er gerufen wurde.«

»Scheiße, Scheiße, Scheiße«, schimpfte Jack durch seine zusammengebissenen Zähne. Er war außer Atem, nachdem er ins Krankenhaus gerannt war und das Bett hierher geschoben hatte und nun Laurie noch eine Herzmassage verabreichte. Innerlich haderte er mit sich selbst, weil er Laurie alleine gelassen hatte, auch wenn es ihr Vorschlag gewesen war. Er hätte sich, wie angedroht, vor den Aufwachraum setzen sollen. Als er in ihr Gesicht blickte, hatte es schon etwas mehr Farbe bekommen als vorher, sie machten also immerhin ein paar geringe Fortschritte. »Was machen die Pupillen?«, fragte Jack die Krankenschwester.

»Keine große Veränderung.«

Jack schüttelte frustriert den Kopf. »Wie lange braucht der Notdienst normalerweise, bis er hier ist?«, rief er zwischen den Kompressionen. Wenn das mit Laurie passierte, was er vermutete, hing ihr Leben eindeutig von der Schnelligkeit des Wiederbelebungsteams ab, und selbst bei schneller Hilfe wusste er nicht, wie ihre Chancen standen. Aber eines war sicher: Mit Wiederbelebungsversuchen alleine war es nicht getan. Laurie musste behandelt werden.

Wie als Antwort auf seine Stoßgebete öffneten sich im Eingangsbereich die Fahrstuhltüren, und zwei Ärzte und zwei Ärztinnen stürmten mit einem Notfallwagen heraus. Leiterin war Caitlin Burroughs, die aussah, als sei sie eine Mitstudentin von Shirley Mayrand an der medizinischen Fakultät für begabte Kleinkinder. Wäre Jack ihr auf der Straße begegnet, hätte er gedacht, sie sei noch auf der Highschool. Auch die Männer sahen jung aus, gehörten aber nicht annähernd in Shirleys oder Caitlins Kategorie.

Einer der Ärzte übernahm sofort den Beatmungsbeutel, zwei andere legten die EKG-Elektroden an. Sie wussten offensichtlich, wie sie als Team zusammenarbeiten mussten.

»Um was geht's hier?«, brüllte Caitlin, als sie Lauries Pupillen prüfte.

»Kaliumintoxikation«, rief Jack zurück.

»Das ist eine ziemlich spezifische Diagnose«, meinte Caitlin. Sie sprach rasch und abgehackt. Vielleicht sah sie jung aus, aber sie strahlte Vertrauen aus, das nur von ihrer Erfahrung herrühren konnte. »Woher wissen Sie, dass ihr Kaliumspiegel zu hoch ist? Ist sie Nierenpatientin?«

»Nein, keine Nierenprobleme«, erwiderte Jack. Er war sich nicht hundertprozentig sicher, dass Laurie unter einem hohen Kaliumspiegel litt, aber er wusste, dass Laurie für immer verloren sein und als statistischer Fall in ihrer eigenen Serie enden würde, falls er Recht hatte und nicht sofort etwas unternommen wurde. »Es würde zu lange dauern, das jetzt zu erklären, aber ich weiß es«, drängte Jack. »Wir müssen gegen hohes Serum-Kalium behandeln, und zwar sofort! In dieser Sekunde!«

»Wieso sind Sie so sicher? Und wer sind Sie eigentlich?«

»Ich bin Dr. Jack Stapleton«, stieß Jack hervor. »Ich bin Gerichtsmediziner hier in New York. Hören Sie! Sie hatten seit Januar eine Reihe von unerklärlichen Todesfällen hier im Krankenhaus. Alles junge, gesunde Patienten wie diese hier, und bei allen waren die Wiederbelebungsversuche erfolglos. Wir haben Verdacht geschöpft und glauben, dass in all diesen Fällen der Kaliumspiegel mit Absicht erhöht wurde.«

»EKG fast null«, meldete einer der anderen Ärzte neben dem EKG-Gerät, aus dem seitlich das Papier mit schwach ausgebildeten Komplexen ausgespuckt wurde.

Caitlin warf einen raschen Blick darauf. Was auch immer sie dort erkannte, überzeugte sie von dem, was Jack gesagt hatte, und sie bellte ihre Befehle zu den Krankenschwestern. Sie verlangte nach Kalziumglukonat, zwanzig Einheiten mit gewöhnlichem Insulin, fünfzig Gramm Glukose, Natriumbikarbonat, Kationenaustauscher für einen Retentionseinlauf, es sollte Blut zur Elektrolytuntersuchung ins Labor geschickt werden und, was für Jack am wichtigsten war, es sollte ein Chirurg geholt werden, um eine Bauchfelldialyse durchführen zu lassen. In Jacks Augen würde diese Dialyse wahrscheinlich die Situation retten.

Während die Krankenschwestern die Anweisungen ausführten und alles holten, was Caitlin verlangt hatte, stieg einer der Ärzte auf das Bett und schob Jack zur Seite, der seinen Platz nur widerwillig aufgab. Doch sobald der Arzt mit den Kompressionen begann, sah Jack, dass der andere bessere Arbeit leistete. Als ehemaliger Augenarzt und jetziger Gerichtsmediziner war Jack mit der Herz-Lungen-Wiederbelebung ziemlich aus der Übung. Zudem war er erschöpft, aber er konnte nicht einfach dastehen, während Lauries Leben an einem seidenen Faden hing. Während er die Kompressionen ausgeführt hat-

te, war er kaum in der Lage gewesen, über die mögliche Tragödie nachzudenken, die sich vor ihm entfaltete.

Jack war zwar nicht die ganze Strecke vom Institut zum Manhattan General gerannt, aber immerhin ein ganzes Stück. Fast zehn Blocks hatte er zurückgelegt, ohne ein leeres Taxi zu entdecken. Ein paar vorbeifahrende Autos hatten ihn nass gespritzt, aber keines hatte angehalten. In der Nähe des UN-Hauptquartiers hatte ihn glücklicherweise ein Streifenwagen aufgehalten, weil die Beamten dachten, er könne ein Verbrecher auf der Flucht sein. Als Jack seine Dienstmarke herausgezogen und atemlos erklärt hatte, er sei zu einem Notfall im Manhattan General unterwegs, hatten die Polizisten ihn aufgefordert einzusteigen. Ob sie überlegt hatten, warum ein Gerichtsmediziner, der sonst mit Leichen zu tun hatte, mitten in der Nacht auf dem Weg zu einem Notfall die First Avenue entlangrannte, hatten sie nicht verraten.

Als die Behandlung gegen Lauries zu hohen Kaliumspiegel Wirkung zeigte, tauchte der Anästhesist auf. Er führte geschickt den Trachealtubus ein, sodass Laurie zuverlässiger beatmet werden konnte. Als sich der Arzt wieder aufrichtete, musste Jack zweimal auf dessen Namensschild schauen – es war José Cabreo, der auf Rogers Liste stand. Jack behielt ihn sorgsam im Auge und war erleichtert, als er rasch wieder verschwand.

Zur Bauchfelldialyse wurde die Bauchdecke mit einem Trokar punktiert. Jack konnte den Anblick nicht ertragen und musste sich umdrehen, doch stand er nah genug am Bett, um die dabei entstehenden Geräusche noch zu hören, und zuckte zusammen. Als er wieder hinschaute, wurde bereits isotonische, kaliumfreie Flüssigkeit in Lauries Bauchraum geleitet. Jack drückte ihr im Wortsinne die Daumen und betete, dass die Maßnahme helfen würde. Er wusste, dass die vielen Darmschlingen sowie das umfangreiche Geflecht der Blutgefäße im Bauchraum eine immense Oberfläche boten, sodass die Bauchfelldialyse die effektivste Möglichkeit war, den Kaliumspiegel oder den eines anderen zu stark konzentrierten Elektrolyts im Blut zu senken.

Leider blieb Lauries Zustand trotz der aggressiven Maßnahme fast unverändert. Caitlin forderte mehr Kalziumglukonat an, das sie selbst injizierte, wie Jack von weiter entfernt mitbekam, nachdem er angefangen hatte, zwischen Schwesternstation und Fahrstuhl hin und her zu wandern. Jetzt war es nicht mehr das Koffein, das ihn antrieb, sondern seine wachsende Angst und seine Schuldgefühle. Er sah diese Situation als ein weiteres Beispiel dafür, dass er für alle Menschen, die ihm am Herzen lagen, zum Unglücksraben wurde. Dieser Gedanke quälte ihn gnadenlos. In dieser Nacht hatte er bereits

ein entstehendes Kind verloren, jetzt kämpfte die Person, die er liebte, um ihr Leben. Was die Sache noch schlimmer machte: Er wusste, dass es zumindest teilweise auch seine Schuld war.

Als die Blutanalyse eintraf, kam Caitlin zu Jack und zeigte sie ihm. »Also, Sie hatten absolut Recht«, sagte sie und hielt den Finger auf den gekennzeichneten extrem hohen Kaliumspiegel. »Ich habe noch nie gesehen, dass der Wert so hoch sein kann. Wenn das hier alles vorbei ist, würde ich gern erfahren, woher Sie das wussten.«

»Das erzähle ich Ihnen dann gern«, stimmte Jack zu. »Sofern Miss Montgomery durchkommt.« Wenn Laurie es nicht schaffen würde, wusste er nicht, ob er es überhaupt jemandem erzählen wollte.

»Wir tun unser Bestes«, versprach Caitlin. »Zumindest hat sie wieder Farbe, und ihre Pupillen sind kleiner geworden.«

Während die Minuten unerbittlich langsam verstrichen, hielt sich Jack wieder auf Abstand. Als Zuschauer fand er es immer unerträglicher, zu sehen, wie ein Fremder auf Lauries Brustkorb drückte und ein anderer sachlich den Beatmungsbeutel bediente. Die Patienten, die vorher von ihren Türen aus zugeschaut hatten, waren wieder ins Bett gegangen, und die meisten Krankenschwestern hatten sich wieder an ihre Arbeit gemacht.

Es war zwanzig vor sechs, als Caitlin das erste wirklich optimistisch stimmende Zeichen bemerkte. »Hey! Leute!«, rief sie. »Wir haben elektrische Aktivität im Herzen!« Die andere Ärztin kam herbeigeeilt und blickte über Caitlins Schulter zum EKG-Gerät. »Lassen Sie das Blut noch mal auf Kalium testen«, wies Caitlin die Krankenschwester an, die zur Unterstützung dageblieben war.

»Wow! Die Komplexe fangen an, ziemlich normal auszusehen«, meinte die Ärztin zu Caitlin, die zustimmend nickte. »Und sie werden immer besser.«

»Mach mit den Kompressionen weiter!«, rief Caitlin zu dem Arzt, der auf dem Bett über Laurie kniete. »Schau mal, ob sie einen Puls hat!«

Der Arzt, der Laurie beatmete, unterbrach seine Arbeit kurz, um an Lauries Hals nach dem Puls zu fühlen. »Sie hat einen Puls! Und sie fängt an, von allein zu atmen!« Er nahm die Maske vom Endotrachealtubus. Mit der Hand fühlte er, wie stark sie bereits ein- und ausatmete. »Sie atmet schon verdammt normal, und sie wehrt sich gegen den Tubus.«

»Zieh ihn raus!«, wies Caitlin ihn an. »Ihr EKG sieht jetzt völlig normal aus.«

Der Arzt befolgte die Anweisungen, drückte aber Lauries Kinn dennoch nach hinten, damit die Luftröhre nicht abknickte. Laurie hustete mehrmals.

Als Jack mitbekam, dass sich am Bett etwas tat, trat er hinter die Schwesternstation. Laurie war an einen der eingebauten Monitore angeschlossen worden, der jedoch nur von der anderen Seite des Schalters aus zu sehen war. Eine halbe Stunde zuvor waren Blutdruck und Puls nur als gerade Linien dargestellt gewesen. Aber jetzt sahen die Linien ganz anders aus! Blutdruck und Puls waren vorhanden!

»Bauchfelldialyse beibehalten!«, ordnete Caitlin an. »Und den Kationenaustauscher drosseln. Wir wollen nicht zu viel geben und uns hinterher Vorwürfe machen, dass der Kaliumspiegel zu niedrig ist.«

Jack ging um den Schalter herum. Wieder herrschte reges Treiben rund um Lauries Bett, während Caitlin ihre Anweisungen rief. Jack wollte nicht im Weg stehen, doch so hoffnungsvoll, wie die Situation aussah, war er lieber in Lauries Nähe.

»Halleluja!«, rief die Ärztin, die am Schluss den Beatmungsbeutel bedient hatte. »Sie wacht auf!«

Jetzt konnte sich Jack nicht mehr zurückhalten und stellte sich zu den anderen ans Kopfende des Bettes, das zum Schalter der Schwesternstation hin stand. Er blickte nach unten auf das, was wie ein Wunder für ihn war – Laurie hatte die Augen geöffnet und ließ ihren Blick von einem der Gesichter, die über ihr hingen, zum nächsten

wandern. Sie wirkte ziemlich verwirrt und ängstlich. Plötzlich brach Jack in Tränen aus und konnte nur mit dem Kopf schütteln, als er versuchte zu sprechen.

»Macht ihre Handgelenke los«, verlangte Caitlin, die sich gegenüber von Jack ans Bett gestellt hatte. Die Klettbänder waren während der Rettungsaktion nicht abgenommen worden. Caitlin beugte sich über Laurie und drückte zur Beruhigung ihre Schulter. »Es ist alles in Ordnung. Entspannen Sie sich einfach. Wir haben die Situation unter Kontrolle. Es wird alles wieder gut.«

Laurie versuchte zu sprechen, doch ihre Stimme war kaum hörbar. Caitlin hielt ihr Ohr nah an Lauries Mund. »Sie sind im Manhattan General Hospital«, erklärte Caitlin. »Wissen Sie, wie Sie heißen und welches Jahr wir haben?« Caitlin lauschte, dann richtete sie sich auf und blickte zu Jack, der aufgehört hatte zu weinen und seine Tränen fortwischte. »Das sieht wirklich sehr gut aus. Sie ist bei klarem Verstand. Ich muss schon sagen, Ihre schnelle Diagnose hat sie zweifelsfrei gerettet. Bei dem hohen Kaliumspiegel am Anfang hätten wir sie sonst nicht wiederbeleben können.«

Jack nickte. Er brachte immer noch kein Wort heraus. Stattdessen beugte er sich nach unten und legte seine Stirn auf ihre. Jetzt, da ihre Hände frei waren, tätschelte Laurie sein Gesicht. »Warum bist du so aufgeregt?«, flüsterte sie mit kratziger Stimme. »Was ist hier los?«

Lauries Fragen ließen Jack wieder in Tränen ausbrechen. Mehr als ihre Hand zu drücken, konnte er nicht tun.

Eine Schwester an der Schwesternstation beendete ein Telefongespräch und erhob sich. »Dr. Burroughs«, rief sie. »Der Kaliumwert von Dr. Montgomery beträgt vier Millimol.«

»Meine Güte!«, rief Caitlin. »Das ist ja schon fast perfekt.« Sie drehte sich zu ihren drei Kollegen. »Also gut – Folgendes: Während ich die behandelnde Ärztin anrufe und sie über den Stand der Dinge informiere, bringt ihr drei die Patientin runter in die Kardiologie und lasst sie an einen Monitor anschließen. Sobald ihr unten seid, will ich einen aktuellen Kaliumwert. Ich komme runter, sobald ich hier oben fertig bin. Dann können wir überlegen, welche Infusionen sie noch braucht.«

Während die Vorbereitungen für Lauries Verlegung getroffen wurden, fand Jack seine Stimme wieder. »Ich bin nicht aufgeregt«, flüsterte er in Lauries Ohr. »Ich bin nur froh, dass es dir gut geht. Du hast uns einen schönen Schrecken eingejagt.«

»Ehrlich?«, fragte Laurie. Auch sie konnte wieder besser sprechen, auch wenn es noch ein bisschen wehtat.

»Du warst eine Weile bewusstlos«, meinte Jack. »Was ist das Letzte, woran du dich erinnerst?«

»Dass ich aus dem Aufwachraum verlegt wurde, danach an nichts mehr. Was ist passiert?«

»Bei der erstbesten Gelegenheit erkläre ich dir alles«, versprach Jack, als sich das Bett in Bewegung setzte.

»Kommst du mit?«, fragte Laurie, die Jack am Arm festhielt.

»Darauf kannst du aber wetten«, antwortete Jack, während er neben dem Bett herging. Eine Krankenschwester kam hinterher gerannt und brachte ihm seinen nassen Mantel und sein Jackett.

Sie fuhren mit einem Patientenfahrstuhl hinunter in den zweiten Stock, wo sich die Kardiologie befand. An der Tür wurde Jack allerdings von der Stationsschwester zurückgehalten. Er würde Laurie aber besuchen dürfen, sobald alles getan wäre, was Caitlin angeordnet hatte. Zunächst sträubte er sich, weil er Laurie auf keinen Fall mehr aus den Augen lassen wollte. Doch schließlich gab er nach, überzeugt, dass sie in guten Händen war. Die Notärzte versicherten ihm, dass einer von ihnen ständig bei ihr bleiben würde.

»Ich bin gleich da draußen«, beruhigte Jack sie und zeigte auf ein kleines Wartezimmer gegenüber der Kardiologie.

Laurie nickte. Sie machte sich Sorgen wegen ihrer körperlichen Beschwerden, die sie umso schlimmer spürte, je klarer sie im Kopf wurde. Sie hätte gern ein paar Eiskwürfel für ihren trockenen Mund und den rauen Hals gehabt, aber auch etwas gegen die Schmerzen an der Operationswunde und in ihrem Brustkorb. Sie wusste

immer noch nicht, was mit ihr passiert war, seit sie den Aufwachraum verlassen hatte.

Jack ging ins Wartezimmer, in dem sich keine weiteren Besucher aufhielten. Die Uhr an der Wand zeigte Viertel nach sechs. Es gab mehrere Sofas und eine Reihe von Stühlen, auf einem Beistelltisch lagen alte Zeitschriften, in einer Ecke stand Kaffee bereit. Jack warf seinen Mantel und sein Jackett über die Armlehne eines Sofas und ließ sich schwer seufzend ins Polster sinken.

Er lehnte sich zurück, legte die Hände hinter den Kopf und schloss die Augen. Er war völlig konfus. Noch nie hatte er eine solche Kombination aus Stress, körperlicher Anstrengung und dieser Bandbreite an überwältigenden Gefühlen erlebt.

Erst mit geschlossenen Augen war er in der Lage, darüber nachzudenken, welchem brutalen Verbrechen Laurie beinahe zum Opfer gefallen wäre. Dank der sich überstürzenden Ereignisse hatte er vorher dazu noch keine Gelegenheit gehabt. Vor seinem geistigen Auge sah er die Krankenschwester mit dem dunklen Teint in Lauries Zimmer, als er hereingestürmt war. Im schummrigen Licht hatte sie ziemlich hager gewirkt, aber ihm waren ihr dunkles, kurz geschorenes Haar, ihre tief liegenden Augen und die überraschend weißen Zähne aufgefallen. Am deutlichsten erinnerte er sich jedoch an das Kissen in der einen und die große Spritze in der anderen Hand. Er wusste, dass es viele

Erklärungen dafür geben konnte, dass sie diese Dinge in den Händen gehalten hatte, genauso wie sich ihre plötzliche Lähmung angesichts des lebensbedrohlichen Notfalls erklären ließe. Während seiner Assistenzzeit hatte Jack schon andere gesehen, die bei einem Herzstillstand selbst wie erstarrt zugeschaut hatten. Ihm war es ja beim ersten Mal auch nicht besser ergangen. Doch unter den gegebenen Umständen konnte Jack gar nicht anders, als das Verhalten dieser Krankenschwester für verdächtig zu halten.

Während der nervenaufreibenden Wiederbelebung hatte er sie noch ein paar Mal gesehen, aber immer nur kurz, wenn sie hinter der Schwesternstation in die Medikamentenausgabe gegangen war.

An den Wiederbelebungsversuchen hatte sie sich nicht beteiligt. Nachdem Jack eine der anderen Pflegekräfte nach dem Namen der Schwester gefragt hatte, hatte er noch mehr Verdacht geschöpft – ihr Name stand auf Rogers Liste.

Jack riss die Augen auf und kramte in seiner Manteltasche nach dem Telefon. Er kannte die Privatnummer von Lou Soldano in SoHo, und obwohl es noch so früh war, rief er ihn an. Nach dem, was Jack erlebt hatte, musste Lou verständigt werden. Es gab keine Entschuldigungen mehr. Das Telefon klingelte sechsmal, bevor Lou abhob. Seine Stimme klang rau, und Jack musste warten, bis sein Hustenanfall abgeklungen war.

»Und, lebst du noch?«, fragte Jack, als es am anderen Ende schließlich still war.

»Lass deine Witze«, brummte Lou. »Ich hoffe für dich, dass der Anruf wichtig ist.«

»Er ist mehr als wichtig«, begann Jack. »Laurie musste heute Nacht im Manhattan General notoperiert werden. Dann hat sie jemand vor ein paar Stunden an den Rand des Jenseits gestellt und ihr einen kräftigen Schubs verpasst. Sie war so nah am Tod, wie man nur sein kann. Eigentlich war sie sogar für ein paar Sekunden oder vielleicht auch Minuten tot.«

»Mein Gott!«, platzte Lou los, was aber wieder zu einem Hustenanfall führte.

»Hustest du morgens immer so?«, fragte Jack, als Lou wieder in der Leitung war.

»Wo ist sie jetzt?«, erkundigte sich Lou, ohne auf Jacks Frage einzugehen.

»In der Kardiologie auf dem zweiten Stock. Ich sitze im Wartezimmer gleich gegenüber.«

»Besteht noch Gefahr?«

»Medizinisch oder anders?«

»Beides.«

»Medizinisch gesehen, glaube ich, dass sie hier die Sache ziemlich gut in der Hand haben. Sie hatte Glück, weil sich eine besonders zähe Kardiologin um sie ge-

kümmert hat, die wie ein Teenager aussieht. Sie ist die zweite Person, die mich heute ziemlich alt hat aussehen lassen. Was die Person angeht, die versucht hat, Laurie zu töten, glaube ich nicht, dass sie es hier noch einmal versucht. Nicht in der Kardiologie – es sind zu viele Menschen hier, und ich sitze vor der einzigen Tür.«

»Hast du eine Ahnung, wer das getan hat?«

»Es gibt da jemanden, eine Krankenschwester, auf die würde ich mein Geld verwetten, aber ich habe nur Indizien. Die Einzelheiten erzähle ich dir, wenn du hier bist. Wir haben auch Rogers Liste, sodass du damit keine Arbeit mehr hast. Aber jetzt kann niemand mehr behaupten, Lauries Theorie von einem Serienmörder sei nicht haltbar – schließlich wurde sie selbst fast ein Opfer.«

»Weißt du, wie diese Krankenschwester heißt?«

»Rakoczi.«

»Was für ein Name ist das?«

»Keine Ahnung.«

»Weiß diese Rakoczi, dass du sie verdächtigst?«

»Kann ich mir gut vorstellen«, meinte Jack. »Sie hat sich während der Wiederbelebung von mir fern gehalten. Sie war in Lauries Zimmer, als ich reingekommen bin und Laurie fast tot vorgefunden habe.« Jack beschrieb kurz die Situation, so weit er sich erinnerte.

»Nun, dann ist sie die erste Person, mit der ich mich unterhalten werde«, erwiderte Lou. »Ich bin so schnell wie möglich da, also, realistisch geschätzt, in einer halben Stunde. Ich rufe schon mal auf dem Revier an und lass ein paar uniformierte Beamte hinschicken, die sich vor die Tür zur Kardiologie stellen sollen, falls du aufs Klo oder so gehen musst.«

»Klingt gut.«

»Warst du die ganze Nacht auf?«

»Ja«, gab Jack zu.

»Also gut, bleib, wo du bist, wir sehen uns gleich.«

Jack wollte das Gespräch gerade beenden, als Lou ihn noch einmal aufhielt. »Eine Sache noch: Spiel nicht den Helden, ja? Rühr dich nicht vom Fleck.«

»Keine Sorge«, beruhigte ihn Jack. »Nach dem, was ich heute Nacht erlebt habe, habe ich schon Probleme, auch nur den kleinen Finger zu heben. Ich bleibe hier.«

Jack drückte die Austaste, steckte das Telefon ein und schloss die Augen wieder. Er war erleichtert, nachdem er mit Lou geredet hatte. Die Verbrechen, die an Laurie und den anderen Opfern begangen worden waren, lasteten nicht mehr auf seinen Schultern. Er hatte seinen Beitrag geleistet und fühlte sich wie bei einem Staffellauf, nachdem man den Stab weitergegeben hatte. Allerdings wusste er noch nicht, wie sehr er es bereuen würde, seinem eigenen Rat nicht zu folgen.

Kapitel 25

»Entschuldigen Sie«, sagte Caitlin, nachdem sie Jack sanft an der Schulter gerüttelt hatte.

Jack blinzelte, als er langsam wach wurde. Er fühlte sich ziemlich ausgelaugt, aber als er wieder klar sehen konnte und eine Orientierung für Zeit, Ort und Personen bekam, richtete er sich rasch auf. Er war überrascht und ehrlich entsetzt darüber, dass er eingeschlafen war.

»Was ist los?«, stotterte er. »Ist sie okay?«

»Ihr geht es gut«, beruhigte ihn Caitlin. »Der Kaliumtest war normal, und ihre Lebensfunktionen sind völlig stabil. Sie hat sogar schon etwas getrunken, was Dr. Riley angeordnet hatte. Auch die Drainage von der Operation wurde entfernt, ihr geht es also wirklich sehr gut.«

»Fantastisch«, meinte Jack, als er nach vorn rutschte, um aufzustehen.

Caitlin drückte ihn an der Schulter vorsichtig wieder nach unten. »Ich weiß, dass Sie sie besuchen möchten, aber ich glaube, es wäre besser, sie im Moment alleine zu lassen. Sie ist erschöpft und schläft.«

Jack setzte sich wieder und nickte. »Sie haben sicher Recht. Eigentlich mache ich mir vor allem Sorgen um ihre Sicherheit. Sie haben bestimmt auch schon vermutet, dass ihr jemand das Kalium vorsätzlich verabreicht hat.«

»Das habe ich mir so zusammengereimt, ja«, bestätigte Caitlin. »Aber Sie können beruhigt sein! Die Kardiologie ist ein sicherer Ort, aber um hundertprozentig sicher zu sein, habe ich einen meiner Assistenzärzte gebeten, ständig am Bett zu bleiben. Er wird wie ein Habicht aufpassen. Niemand darf ohne seine Genehmigung in ihre Nähe.«

»Perfekt«, sagte Jack.

»Ich nehme an, ich sollte besser gar nicht fragen, wer das Ihrer Meinung nach getan hat.«

»Vielleicht ist es besser, so wenig wie möglich darüber zu reden, bis der Fall gelöst ist«, stimmte Jack zu. »Ich weiß, dass das in einem Krankenhaus schwierig ist, wo sich Gerüchte wie ein Buschfeuer ausbreiten, aber es ist vielleicht das Beste für alle, wenn Sie und Ihre Kollegen wenigstens einen Tag lang kein Wort darüber verlieren, was passiert ist. Ein Detective von der Mordkommission wird gleich hier sein, und ich hoffe, er wird die Sache aufklären.«

In diesem Moment erschienen zwei uniformierte Polizisten in der Tür. Einer war ein stämmiger Afroamerika-

ner, dessen Muskeln unter der Uniform den Stoff beinahe zum Platzen brachten. Sein Name war Kevin Fletcher. Seine Kollegin, eine Latina mit Namen Toya Sanchez, war im Vergleich zu ihm ziemlich leicht gebaut. Beide fühlten sich durch die Krankenhausumgebung gehemmt. Flüsternd stellten sie sich Jack vor und sagten, man hätte sie nur angewiesen, sich bei ihm zu melden. Ansonsten schienen sie nicht zu wissen, was sie hier sollten.

»Nehmen Sie sich doch einfach zwei Stühle und setzen Sie sich vor die Tür zur Kardiologie«, schlug Jack vor. »Achten Sie darauf, dass niemand hineingeht, der dazu nicht befugt ist.« Mit Blick auf Caitlin sagte er: »Ich nehme doch an, das ist die einzige Tür.«

»Ja, sonst gibt es keine«, bestätigte Caitlin.

Froh, ein paar Anweisungen bekommen zu haben, setzten sich die beiden Uniformierten rechts und links neben die Tür. Jack fand, dass es wenigstens sehr eindrucksvoll aussah. Ansonsten sorgte die Geschäftigkeit in der kardiologischen Abteilung schon von alleine für Sicherheit.

»Ich muss meine Visite machen«, verabschiedete sich Caitlin. »Dann lasse ich Sie mal auf Ihrem Wachposten alleine.«

»Danke für alles, was Sie getan haben«, sagte Jack so ehrlich, wie er konnte. »Sie waren großartig.«

»Ihr Tipp mit dem Kalium war der Schlüssel«, räumte Caitlin ein. »Vielleicht sollten Sie mal darüber nachdenken, als Kardiologe zu uns zu kommen. Wir wären ein gutes Team.«

Jack lachte. Ob diese junge Frau mit ihm flirtete? Doch dann musste er über seine Eitelkeit lachen, die ihn dazu verleitete, wieder wettmachen zu wollen, dass er sich so alt neben ihr vorkam. Er winkte, als sie das Wartezimmer verließ.

Jack setzte sich wieder aufs Sofa. Jetzt, nachdem er einen Adrenalinstoß bekommen hatte, als Caitlin ihn geweckt hatte, würde er nicht mehr einschlafen. Stattdessen überlegte er, welchen Sinn es für jemanden haben konnte, Patienten zu töten, die positive Marker für Genmutationen aufwiesen. Es war klar, dass hinter einem solch unerhörten Verbrechen nicht einfach nur jemand mit einer gestörten antisozialen Persönlichkeit steckte, obwohl die Person, die tatsächlich das Kalium injizierte, in diese Sparte fallen musste. Intuitiv war Jack klar, dass es um eine umfangreiche Verschwörung gehen musste, an der ein paar höhere Tiere in der AmeriCare-Organisation beteiligt waren. Für ihn war es ein furchtbares Beispiel dafür, wie die Welt der Medizin verzerrt wurde, wenn es nur noch um Geschäftsinteressen und Vormachtsstellungen ging. Jack war sich sehr sicher, dass sich in den obe-

ren Etagen all dieser riesigen, mit Tentakeln um sich greifenden Pflege- und Krankenhausmanagementbetriebe Menschen versteckten, die nur noch Bilanzergebnisse und Aktienkurse im Auge hatten. Die Verwaltungen dieser Betriebe hatten nichts mehr mit der Berufsehre und dem vordergründigen Auftrag zu tun und waren oft auch geographisch von den Orten des Geschehens weit entfernt.

Laute Stimmen auf dem Flur rissen Jack aus seinen Gedanken. Eine Gruppe von Pflegekräften war eingetroffen, die über die beiden Polizisten kicherten, als sie ihre Ausweise vorzeigen mussten, bevor sie die kardiologische Abteilung betreten durften. Jack überlegte, ob sie immer noch so lachen und schwatzen würden, wenn sie wüssten, was sich in ihrem Krankenhaus hinter den Kulissen ereignete. Mehr noch als die Ärzte standen die Schwestern und Pfleger in den Schützengräben und mussten sich im Nahkampf tagein, tagaus mit Krankheiten und Gebrechen auseinander setzen. Jack war sich sicher, dass sie empört wären, wenn sie hörten, dass jemand aus ihren Reihen eines solchen Verrats verdächtigt wurde.

Diese Gedanken brachten ihn wieder auf Jasmine Rakoczi. Wenn sie die Übeltäterin war, was er durchaus für möglich hielt, musste sie extrem antisozial veranlagt

sein. Jack wünschte sich, dass er Unrecht hatte. Wie konnte ein solcher Mensch als Krankenschwester arbeiten? Es schien ein Widerspruch in sich zu sein. Und wie konnte sie dann in einem angesehenen Krankenhaus eine Stelle bekommen haben? Es ergab keinen Sinn, besonders nicht, wenn irgendein Erbsenzähler, der tief in der Organisationsstruktur von AmeriCare verwurzelt war, ihr sagen musste, wen sie mit Kalium voll pumpen sollte.

Die Tür zur Kardiologie wurde aufgestoßen; diesmal kam eine Anzahl Schwestern und Pfleger heraus, ebenso überrascht und neugierig wegen der beiden Uniformierten. Diese waren höflich und zurückhaltend, und innerhalb weniger Minuten waren die Stimmen auf dem Flur verhallt.

Jacks Blick wanderte zur Wanduhr hinauf. Es war kurz nach sieben. Und plötzlich dämmerte es in seinem müden Hirn, warum die eine Gruppe von Schwestern und Pfleger in die kardiologische Abteilung hineingegangen und die andere herausgekommen war. Es war Schichtwechsel. Die Tagesschicht übernahm die Patienten von der Nachtschicht.

Jack sprang vom Sofa auf. Ihm war gar nicht in den Sinn gekommen, dass Jasmine Rakoczi Feierabend haben könnte, bevor Lou da sein würde. Wenn sie die Täterin war und befürchtete, dass Jack es wusste, könnte sie sich

aus dem Staub machen. Jack sagte den Polizisten, dass er in den fünften Stock hinaufgehe, und falls in der Zwischenzeit Detective Lieutenant Soldano käme, sollten sie ihm Bescheid geben.

Dann eilte Jack zu den Fahrstühlen. Hier hatte nach der ruhigen Nachtschicht die Betriebsamkeit begonnen, die tagsüber hier herrschte. Mindestens ein Dutzend Personen warteten auf einen Fahrstuhl, unter anderem einige Pflegekräfte mit Rolltragen, die Patienten zu ihren Operationen abholen sollten.

Der erste Fahrstuhl, der hielt, sah schon sehr voll aus. Nachdem trotzdem mehrere Leute eingestiegen waren, ließ sich Jack nicht abschrecken und quetschte sich noch dazwischen. Er spürte die Empörung der anderen, als sich die Türen kaum noch schließen ließen. Ohne dass ein Wort gewechselt wurde, setzte sich der Fahrstuhl in Bewegung.

Zu Jacks Ärger ging es nur sehr langsam voran, weil der Fahrstuhl in jedem Stockwerk hielt. Meistens wollten ausgerechnet diejenigen aussteigen, die ganz hinten standen, sodass andere ihnen erst Platz machen mussten, indem sie selber kurz ausstiegen. Als der Fahrstuhl endlich im fünften Stock ankam, konnte Jack seine Ungeduld kaum noch zügeln und sprang gleich als Erster nach draußen. Er wollte sich an der Schwesternstation nach

Jasmine Rakoczi erkundigen in der Hoffnung, dass sie zufällig etwas später nach Hause ging, sodass er sie noch abfangen konnte.

Gleich gegenüber von Jacks Fahrstuhl befand sich ein anderer, dessen Türen sich gerade schlossen. Jack meinte, aus dem Augenwinkel heraus die Krankenschwester mit ihren markanten Zügen erkannt zu haben. Doch als er den Kopf herumriss, hatten sich die Türen bereits geschlossen.

Eine Sekunde lang war Jack hin und her gerissen. Wenn er die Treppe hinunterrennen würde, wäre er vielleicht schneller als der Fahrstuhl. Aber wenn die Frau gar nicht Rakoczi gewesen war? Nach kurzem Zögern kehrte Jack zu seinem ursprünglichen Plan zurück und rannte zur Schwesternstation. Einige der Schwestern, die sich dort aufhielten, erkannte er wieder. Das war ermutigend. Auch ein Stationsangestellter, der gerade erst mit seinem Dienst begonnen hatte, stand hinter dem Schalter. Er war damit beschäftigt, den Müll fortzuräumen, der zum großen Teil bei Lauries Wiederbelebung angefallen war.

Blitzschnell stellte er sich als Dr. Stapleton vor und fragte nach Jasmine Rakoczi. Der Angestellte, ein schlanker Mann mit Pferdeschwanz, erzählte, Jazz Rakoczi sei vor wenigen Sekunden gegangen, und versuchte, hinter Jack zu erkennen, ob sie vielleicht noch vor den Fahrstühlen stand.

»Wissen Sie, wohin sie geht?«, fragte Jack rasch. Er vermutete, dass er sie tatsächlich im Fahrstuhl gesehen hatte. »Ich meine, welchen Ausgang benutzt sie oder in welche Richtung geht sie? Ich muss mit ihr reden. Es ist wichtig.«

»Sie geht nicht zu Fuß nach Hause«, erklärte der Angestellte. »Sie hat einen geilen, schwarzen Hummer H2, den sie mir sogar einmal gezeigt hat. Der hat eine Hi-Fi-Anlage drin – unglaublich. Er steht immer im Parkhaus im ersten Stock gleich gegenüber der Tür zur Fußgängerbrücke.«

»In welchem Stockwerk steigt man aus dem Fahrstuhl, um zur Fußgängerbrücke zu kommen?«, fragte Jack.

»Im ersten natürlich.« Der Angestellte verzog das Gesicht, als hätte Jack die dümmste Frage gestellt, die er je gehört hatte.

Jack rannte los in Richtung Treppe. Vorher hatte er gedacht, er könnte schneller als der Fahrstuhl sein, doch jetzt, nachdem er so viel Zeit an der Schwesternstation verloren hatte, würde er es nicht mehr schaffen. Aber er bereute seine Entscheidung nicht, denn ohne die Information des jungen Mannes hätte er die Frau ohnehin nicht gefunden. Er wäre bis ins Erdgeschoss hinuntergerannt, um sie am Vordereingang abzufangen. So hatte er jetzt doch noch eine Chance, sie zu erwischen. Sie musste

über die Fußgängerbrücke gehen und in ihren Wagen steigen. Dass er jetzt wusste, was für einen Wagen sie fuhr, könnte entscheidend sein.

Das Treppenhaus war in metallgrauer Farbe gestrichen, die Treppen selbst bestanden aus Stahl und sorgten dafür, dass seine Tritte wie Paukenschläge von den Wänden widerhallten. Jedes Stockwerk hatte zwei Treppenabsätze; so schnell er konnte, kämpfte sich Jack auf den im Uhrzeigersinn spiralförmig angeordneten Stufen nach unten. Im ersten Stock angekommen, war ihm schwindlig, als er den Flur betrat.

Unrasiert, mit zerzaustem Haar und leicht wankend, hatte er Mühe, jemanden zu finden, der ihm den Weg zur Fußgängerbrücke erklärte. Schließlich erbarmte sich doch einer und deutete in die entsprechende Richtung. Jack rannte los, so schnell er konnte, immer wieder ein »Entschuldigung« rufend, während er sich einen Weg zwischen den Krankenhausmitarbeitern hindurch bahnte, die ebenfalls den Weg zum Parkhaus nahmen. Als er nach ein paar Türen auf die Madison Avenue hinunterblickte, wusste er, dass er sich endlich auf der Fußgängerbrücke befand. Die nächste Tür vor dem Parkhaus führte in einen kleinen Vorraum, der voller Menschen war, die auf den Fahrstuhl warteten. Jack musste sich hindurchzwängen, bis er endlich die schwere Tür zur

zweiten Ebene des Parkhauses aufstoßen konnte. In dem von Abgasen getrübbten Licht kreuzten sich die Scheinwerfer zahlreicher ankommender und abfahrender Autos. Draußen wich der Nachthimmel bereits der Morgendämmerung, doch das Parkhaus wurde von unregelmäßig angebrachten Neonröhren nur schwach erleuchtet.

Zu wissen, welches Auto Jazz fuhr, war tatsächlich entscheidend, weil Jack es sofort erkannte. Wie der Angestellte gesagt hatte, stand es direkt gegenüber der Tür zur Fußgängerbrücke. Um über die vorbeifahrenden Autos blicken zu können, stellte sich Jack auf Zehenspitzen. Und da sah er sie – Jasmine Rakoczi! Sie kam gerade an ihrem Wagen an. Jack erkannte sogar, dass sie mit einer Fernbedienung für das Schloss auf ihren Wagen zielte, während sie sich auf der Fahrerseite entlangquetschte, wo das Nachbarauto nur etwas mehr als einen halben Meter entfernt parkte.

»Miss Rakoczi!«, rief Jack über den Motorenlärm hinweg. Sie drehte sich zu ihm um. »Warten Sie! Ich muss mit Ihnen reden!« Einen Augenblick lang fragte er sich, ob es gescheit war, eine Frau anzusprechen, die eine Serienmörderin sein könnte. Doch sein Wunsch, sie am Wegfahren zu hindern, siegte. Bei den vielen Menschen und Autos hier fühlte er sich einigermaßen sicher, besonders weil er nicht auf eine Konfrontation aus war, sondern nur standhaft bleiben wollte.

Jack blickte nach rechts und links, um durch eine Lücke zwischen den vorbeifahrenden Autos zu huschen. Die Auspuffgase und der Lärm waren gleichermaßen unangenehm. Schließlich erreichte Jack die andere Seite, wo Jazz neben der angelehnten Fahrertür stand. Sie trug einen viel zu großen, olivgrünen Mantel über ihrem Overall, die rechte Hand hatte sie in die Tasche geschoben, während sie ihn arrogant, ja schon fast herausfordernd anblickte.

Jack ging zwischen den beiden Autos auf Jazz zu, die ihre Augen immer weiter zusammenkniff, je näher er kam. Dieser Frau fehlte es eindeutig an menschlicher Wärme.

»Sie müssen zurück ins Krankenhaus«, sagte Jack so laut, dass Jazz ihn auch bei dem Lärm hören konnte. Er versuchte, streng zu wirken, um Ausflüchte zu vermeiden. Er deutete sogar mit dem Daumen hinter sich. »Da sind ein paar Leute, die gern mit Ihnen reden würden.«

»Ich habe jetzt frei«, bemerkte Jazz höhnisch. »Und ich fahre nach Hause.«

Jazz drehte sich um und stellte einen Fuß in ihren Wagen, um sich hinters Lenkrad zu setzen. Jack packte ihren rechten Arm gleich über dem Ellbogen und hinderte sie am Einsteigen.

»Es ist wichtig, dass Sie mit diesen Leuten reden«, meinte Jack. Er wollte noch sagen, dass sie mit ihm mit-

kommen solle, aber dazu kam er nicht mehr. Mit unerwarteter Schnelligkeit befreite Jazz ihren Arm mit einem karateähnlichen Schlag und trat Jack fast gleichzeitig zwischen die Beine. Jack klappte nach vorn zusammen und fasste laut stöhnend mit beiden Händen in seinen Schritt. Und schon spürte er den kalten Lauf einer Waffe auf seinem Nacken.

»Steh auf, du Arschloch«, höhnte Jazz laut genug, dass Jack es hören konnte. »Und steig in den Wagen.«

Jack hob den Kopf. Er kniff die Augen vor Schmerzen zusammen, unsicher, ob er überhaupt laufen konnte.

»Ich drücke ab, wenn du nicht zack-zack in diesen Wagen steigst«, zischte Jazz.

Jack ging vor, während Jazz einen Schritt zurücktrat. Immer noch mit der rechten Hand im Schritt, zog er sich mit der linken hinters Lenkrad. So starke Schmerzen hatte er sein Lebtage noch nicht gespürt. Sie gaben ihm das Gefühl, ganz schwach zu sein, als bestünde er aus Gummi.

»Rutsch rüber auf den Beifahrersitz«, befahl Jazz, während sie sich rasch umblickte, ob jemand bemerkt hatte, was hier vor sich ging. Doch bei dem Lärm und dem Chaos, das im Parkhaus herrschte, hatte niemand auf sie geachtet. »Mach schon!«, schnauzte Jazz. Zur Unterstützung stieß sie ihm mit dem Schalldämpfer ihrer Waffe seitlich gegen den Kopf.

Zwischen den Sitzen befand sich der Getriebekasten, sodass sich Jack nicht sicher war, ob er es schaffen würde hinüberzurutschen, doch er hatte das Gefühl, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als es wenigstens zu probieren. Er hievte sich über die Mittelkonsole, drehte sich auf den Rücken und zog die Beine an.

Jazz setzte sich rasch hinters Lenkrad und zog die Tür hinter sich zu. Im Wagen war es auf einmal erstaunlich ruhig. Jazz hielt die Waffe nur wenige Zentimeter von Jack entfernt auf dessen Stirn gerichtet. »Und worüber wollen diese Leute mit mir reden?«, fragte sie mit unverhohlenem Spott in ihrer Stimme.

Jack wollte schon antworten, doch Jazz schnitt ihm das Wort ab. »Du brauchst nicht zu antworten, es ist sowieso egal. Aber nicht egal ist, dass du dir dein eigenes Grab geschaufelt hast.«

Obwohl Jazz' Waffe einen Schalldämpfer besaß, dröhnte der Schuss so laut in dem Wagen, dass es in Jacks Ohren klingelte. Jack öffnete seine Augen, die er reflexartig geschlossen hatte, gerade in dem Moment, als Jazz' Kopf nach vorn sackte und gegen das Lenkrad knallte. Blut floss an ihrem Nacken hinab. Und um die Verwirrung noch komplett zu machen, fiel Jazz' Waffe in seinen Schoß.

»Entschuldigen Sie«, sagte ein Mann, der hinten im Dunkeln auf der Rückbank saß. »Würden Sie mir bitte

Miss Rakoczis Waffe geben? Mir wäre es lieb, wenn Sie sie am Schalldämpfer anfassen würden, nicht am Knauf.«

Jack griff nach der Waffe, wie ihm der Mann gesagt hatte, rutschte ein Stück zurück, sodass er den Kopf so weit heben konnte, um über die Rückenlehne nach hinten zu schauen. Wegen der stark getönten Scheiben konnte er nur die Umrisse eines Mannes erkennen, der direkt hinter dem Fahrersitz saß. In der Luft hing der Geruch nach Kordit.

»Ich warte auf die Waffe«, sagte der Mann im Schatten. »Wenn Sie nicht das tun, was ich sage, wird das fatale Folgen für Sie haben. Ich hätte gedacht, Sie würden Wert darauf legen, mir zu helfen, da ich Ihnen offensichtlich das Leben gerettet habe.«

Verwirrt über diese unerwartete und erschütternde Wendung, fühlte sich Jack nicht in der Lage, die Forderungen des Mannes zu hinterfragen, sodass er langsam seine Hand mit der Waffe nach hinten streckte. In diesem Moment wurde die Fahrertür aufgerissen, und Jazz' schlaffer Körper fiel auf den Beton. Auf's Neue überrascht, erblickte Jack den ebenso überraschten Lou. »Auf dem Rücksitz!«, rief Jack. »Pass auf!«

Lou verschwand in dem Moment, in dem der Mann auf dem Rücksitz erneut abdrückte und eine Glasscheibe mit lautem Krachen zersplitterte. Ohne nachzudenken,

drehte Jack die Waffe in seiner Hand um und schob den Zeigefinger in den Abzugsbügel. Immer noch auf dem Beifahrersitz zusammengekauert, hob er die Waffe, zielte blind in die Richtung des im Schatten sitzenden Mannes und drückte dreimal schnell hintereinander ab. Die Schüsse hörten sich an wie kräftige Schläge mit der Faust auf einen Boxsack, während daneben Luft aus einem Reifen entwich. Die leeren Patronenhülsen fielen klirrend auf die Mittelkonsole, bis es wieder still um Jack wurde und er nur noch das Klingeln in seinen Ohren hörte. Und wieder hing der Geruch von Kordit in der Luft.

Jacks Herz raste. Hinter sich hörte er ein Gurgelgeräusch vom Rücksitz. Er hatte Angst, sich zu bewegen, und fürchtete, der Mann würde gleich hinter der Rückenlehne auftauchen und ihn erschießen, so wie er Rakoczi erschossen hatte.

»Lou?«, rief er, besorgt, dass Lou getroffen worden war.

»Ja!«, rief Lou von irgendwo draußen zurück.

»Bist du in Ordnung?«

»Ja, alles klar hier. Wer hat die letzten drei Schüsse abgegeben?«

»Ich. Ich habe blind geschossen.«

»Wer ist das, auf den du geschossen hast?«

»Keine Ahnung.«

»Ist das die Krankenschwester, die hier draußen liegt, von der du mir am Telefon erzählt hast?«

»Ja«, bestätigte Jack. Er setzte sich anders hin, weil die Beifahrertür mörderisch in seinen Rücken drückte.

»Ich dachte, du hättest versprochen, nicht den Helden zu spielen«, beschwerte sich Lou. »Hast du sie etwa erschossen, oder was?«

»Nein, habe ich nicht«, rief Jack. »Das war der Typ auf dem Rücksitz.«

»Na, wer auch immer das ist, er hat auch auf mich geschossen, und deswegen mag ich ihn nicht.«

Außer dem Gurgeln hörte Jack noch ein Pfeifgeräusch. In diesem Moment erblickte er Lous Auge in dem Spalt der offenen Beifahrertür. Lou kauerte neben dem linken Vorderrad und hielt die Pistole neben seinen Kopf.

Jack schaffte es, seine Füße dort hinzutun, wo sie hingehörten, nämlich unter das Armaturenbrett. Jetzt schaffte er es auch, vorsichtig zwischen den Vordersitzen hindurch nach hinten zu spähen. Im dämmrigen Licht erkannte er auf dem Rücksitz eine schlaffe Hand, deren Zeigefinger noch im Abzugsbügel einer Waffe steckte. Der Mann röchelte. Jack nahm all seinen Mut zusammen, hob den Kopf und schielte über den Rücksitz nach hinten. Dort saß ein Mann, dessen Kopf nach hinten gekippt war und dessen Arme seitlich herabhingen. Er trug eine Skimaske und atmete schwer.

»Ich glaube, ich habe ihn erschossen«, sagte Jack.

Lou erhob sich, ging am Wagen entlang und schob seine Waffe durchs Rückfenster, das zu Bruch gegangen war. Die Pistole mit beiden Händen haltend, zielte er auf den verwundeten Mann. »Kannst du das Licht anmachen?«, fragte er.

Jack drehte sich um, schaltete nach kurzem Suchen das Licht ein und drehte sich wieder zu dem Mann. Ein großer Blutfleck prangte auf dessen Brust.

»Kommst du an seine Waffe ran?«, fragte Lou, der seine eigene Waffe immer noch auf den bewusstlosen Fremden gerichtet hielt.

Jack streckte vorsichtig seine Hand aus, als könnte der Mann wie in einem Gruselfilm zu seinem letzten verzweifelten Kampf plötzlich wieder aufwachen.

»Fass nur den Lauf an, nicht den Knauf!«, wies Lou ihn an. »Und leg sie auf den Vordersitz.«

Jack folgte Lous Anweisungen und stieg dann rasch auf seiner Seite aus. Dann öffnete er die hintere Tür und beugte sich ins Wageninnere, um sich den Mann genauer anzuschauen. Aus der Nähe konnte er besser erkennen, wie mühsam der Mann keuchte. Jack zog die Skimaske ab in der Hoffnung, es würde ihm die Atmung erleichtern. Lou öffnete die Tür auf der anderen Seite.

»Erkennst du ihn?«, fragte Lou.

»Nein, den kenne ich nicht«, antwortete Jack.

Während Jack nach dem Puls fühlte, packte Lou den Stoff vorn am Hemd des Mannes und riss ihn mit einem Ruck zur Seite. Die Knöpfe sprangen auf und ließen drei Einschusslöcher in der Brust des Mannes erkennen.

»Ich würde sagen, du hast ihn erschossen«, bemerkte Lou voller Bewunderung.

»Sein Puls ist schwach und schnell«, meinte Jack. »Er hält es nicht mehr lange auf dieser Welt aus, wenn wir uns nicht beeilen. Nur gut, dass er schon im Krankenhaus ist.«

»Du guckst mal nach der Krankenschwester!«, sagte Lou. »Ich ziehe den Typen aus dem Wagen.«

Jack schob sich rückwärts wieder aus dem Wagen und rannte auf die andere Seite. Er brauchte nur eine Sekunde, um zu erkennen, dass Jazz wie bei einer Exekution einen Genickschuss aus nächster Nähe verpasst bekommen hatte. Die Kugel war zweifelsfrei durch ihren Hirnstamm gedrungen. Der Tod dieser Frau wäre durch nichts mehr aufzuhalten gewesen. Jack richtete sich wieder auf und trat über die Frau hinweg zu Lou, der den Verletzten schon halb aus dem Wagen gehievt hatte.

»Was ist mit der Frau?«, brummte Lou.

»Tot. Kümmern wir uns lieber um den Typen.«

Weil die hintere Tür offen stand, musste Jack außen herum um das Auto laufen, um Lou zu helfen, der bereits

seine Hände unter die Achseln des Mannes geschoben hatte. Jack drückte sich zwischen den Autos hindurch und packte den Mann um die Hüften.

»Gott! Der wiegt ja eine Tonne!«, stöhnte Lou, als sie ihn zwischen den geparkten Wagen ins Freie zogen, wo sie von den Scheinwerfern eines entgegenkommenden Fahrzeugs erfasst wurden. Der Fahrer besaß sogar die Frechheit zu hupen.

»So was gibt's auch nur in New York«, beschwerte sich Lou zwischen zusammengebissenen Zähnen über den Fahrer. Er hatte schwer mit dem Schwerverletzten zu kämpfen. »Verdammt, was ist das überhaupt für einer? Ein Profifootballer?«

Als sie sich der Tür zur Fußgängerbrücke näherten, blieben ein paar entgegenkommende Krankenhausmitarbeiter stehen, um zu gaffen, unsicher über das, was sie dort sahen. Endlich kam einer von ihnen zu Verstand, kehrte um und hielt ihnen die Tür auf.

Auf halbem Weg über die Brücke stolperte Lou. »Lass uns mal anhalten«, verlangte er keuchend.

»Komm, wir tauschen«, schlug Jack vor. Sie legten den Mann auf den Boden, wechselten die Plätze und hoben ihn wieder hoch.

»Du hast genau den richtigen Zeitpunkt erwischt, als du aufgetaucht bist«, stöhnte Jack.

»Anscheinend habe ich dich an der Kardiologie gerade verpasst«, erzählte Lou. »Dann kam ich auch im fünften Stock knapp zu spät. War gut, dass der Angestellte gesagt hat, ich soll nach einem schwarzen Hummer Ausschau halten.«

Im besseren Licht waren die Flecken auf dem Hemd des Mannes deutlich als Blut zu erkennen, sodass die Entgegenkommenden bereit waren zu helfen. Am anderen Ende der Brücke packten zwei Pfleger mit an, einer am Kopf mit Lou, der andere an den Beinen.

»Die Notaufnahme ist ein Stockwerk tiefer«, meinte einer der Pfleger keuchend. »Sollen wir auf einen Fahrstuhl warten oder es über die Treppe versuchen?«

»Den Fahrstuhl«, antwortete Jack. Er merkte, dass der Mann nicht mehr atmete. »Aber wir fahren hoch, nicht runter. Er braucht einen Thoraxchirurgen, und zwar sofort.«

Die beiden Pfleger blickten sich nur verblüfft an, sagten aber nichts. Ohne den Mann loszulassen, trat Jack rückwärts an die Wand und drückte mit der freien Hand auf den Fahrstuhlknopf. Zum Glück öffneten sich die Türen fast im gleichen Moment, doch leider war die Kabine fast voll. »Platz machen!«, rief Jack. Er hatte nicht die Absicht, Rücksicht zu nehmen, und schob sich rückwärts zwischen die Menschen, die zunächst nicht auswi-

chen. Doch als sie erkannten, dass es sich um einen Notfall handelte, stiegen ein paar Leute aus. Die Türen schlossen sich.

Die vier Männer mit dem Verletzten blickten einander an, die anderen im Fahrstuhl blickten auf den Verletzten. Niemand sagte ein Wort.

Im dritten Stock angekommen, trugen sie ihn durch die zweiflüglige Tür und den Bogendurchgang in den Empfang der Chirurgie, wo Jack rief, dass sie hier einen Mann hätten, dem dreimal in die Brust geschossen worden sei. An der Tür zum eigentlichen OP kamen ein paar Chirurgen vorbei, die darauf warteten, dass man ihre Fälle vorbereitete. Einige waren Thoraxchirurgen, die gleich anfangen, den Zustand des Mannes anhand der Eintrittswunden abzuschätzen. Obwohl sie sich über die Art der Verletzungen nicht ganz einig wurden, stimmten sie überein, dass der Mann nur eine Überlebenschance hatte, wenn er umgehend an die Herz-Lungen-Maschine angeschlossen wurde.

Als die Gruppe vor die Schwesternstation trat, waren einige der Schwestern entsetzt, dass Menschen ihre sterile Domäne in Straßenkleidung betreten hatten. Doch als sie sahen, dass es um einen Patienten mit lebensbedrohlichen Verletzungen ging, ließ ihre Entrüstung nach.

»OP acht ist für Operation am offenen Herzen vorbereitet«, rief eine der Schwestern hinter dem Schalter.

Die Gruppe eilte zu OP acht, wo sie den Mann direkt auf den Tisch legten. Die Chirurgen verschwendeten keine Zeit. Sie schnitten die Kleidung des Mannes auf, ein Anästhesist kam und rief, dass der Mann nicht mehr atme und keinen Puls mehr habe. Rasch intubierte er den Mann und beatmete ihn mit reinem Sauerstoff. Ein anderer Anästhesist legte mehrere Infusionskanülen und verabreichte dem Mann so viel Flüssigkeit wie möglich. Er forderte auch einen Bluttest und eine Blutkreuzprobe an.

Jack und Lou traten zurück, während sich die Chirurgen um den Tisch scharten. Einer der Thoraxchirurgen verlangte ein Skalpell, das ihm sogleich mit Schwung in die offene Hand gelegt wurde. Ohne zu zögern und ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass er ohne Handschuhe arbeitete, setzte er zu einem entschlossenen Schnitt quer über den Brustkorb des Mannes an. Mit bloßen Händen legte er die Rippen frei, wo sich eine riesige Menge Blut angesammelt hatte. Das war der Moment, in dem Lou beschloss, lieber draußen vor der Tür zu warten.

»Absaugen«, rief der Chirurg.

Jack versuchte, so viel wie möglich zu sehen. Bei einem solchen Spektakel war er noch nie dabei gewesen. Keiner der Chirurgen trug Handschuhe, Maske oder Kittel, und alle waren bis zu den Ellbogen mit Blut ver-

schmiert. Es war alles so schnell gegangen, dass niemand die Möglichkeit gehabt hatte, die Vorschriften für eine Operation einzuhalten. Jack lauschte aufmerksam dem Geplänkel, das nur unterstrich, was er bereits gewusst hatte – dass Chirurgen eine ganz eigene Sorte Mensch waren. Trotz des unüblichen Einsatzes und des Blutbads machten sie ihre Späße. Es schien, als diene dieses Ereignis nur dazu, ihre medizinischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen.

Die Ärzte waren sich schnell einig, dass die Schusswunden eigentlich tödlich waren, aber zum Glück war er vor einem der großen Krankenhäuser angeschossen worden. Zwei der Kugeln hatten die Lungen perforiert, für die Chirurgen ein Kinderspiel. Die dritte Kugel allerdings bot eine Herausforderung. Sie hatte unter anderem die großen Arterien durchbohrt.

Die zerstörten Arterien wurden rasch abgeklemmt und der Patient wurde an die Herz-Lungen-Maschine angeschlossen. Jetzt konnten einige der Chirurgen gehen und sich um ihre eigenen Fälle kümmern, während zwei Thoraxchirurgen, die bleiben wollten, sich wuschen und die übliche OP-Kleidung anzogen. Jack ging zum Anästhesisten, um ihn zu fragen, wie hoch die Überlebenschancen des Mannes seien, doch die OP-Schwester tippte ihm auf die Schulter.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie, »aber wir versuchen, den OP-Raum wieder steril zu bekommen. Sie müssen gehen und sich einen Overall anziehen, wenn Sie zuschauen wollen.« Sie reichte ihm ein Paar Überzieher für seine Straßenschuhe.

»Okay«, stimmte Jack zu. Er wunderte sich ohnehin schon, dass man ihn nicht schon vorher rausgeworfen hatte.

Als Jack den langen Flur zurückging, forderten die Ereignisse der langen Nacht ihren Tribut. Er war so erschöpft, dass sich seine Beine und Füße anfühlten, als hingen Gewichte daran, und er zitterte, weil er so etwas Ähnliches wie Übelkeit spürte. Lou saß im vollen Aufenthaltsraum der OP-Abteilung und telefonierte. Vor ihm auf dem Beistelltisch lagen eine Briefftasche und ein Führerschein.

Jack ließ sich auf einen Stuhl gegenüber von Lou fallen, der auf den Führerschein deutete, ohne sein Gespräch zu unterbrechen. Jack beugte sich vor und griff nach dem Dokument. Es war auf David Rosenkrantz ausgestellt. Jack betrachtete das Bild genauer. Der Mann sah aus wie ein typischer amerikanischer Footballspieler mit breitem Nacken und weitem, zähnebleckendem Lächeln.

Nachdem Lou sein Telefon zugeklappt hatte, blickte er zu Jack hinüber und stützte sich mit den Ellbogen auf

seinen Knien ab. »Im Moment will ich keine lange Erklärung, wie das alles passiert ist«, meinte er mit müder Stimme. »Ich würde nur gern wissen, warum. Du hattest mir doch versprochen, vor der Kardiologie zu warten.«

»Das wollte ich ja auch«, erwiderte Jack. »Dann habe ich gemerkt, dass die Nachtschicht zu Ende war, und habe befürchtet, dass die Rakoczi verschwinden könnte. Ich wollte nur dafür sorgen, dass sie noch bleibt, bis du kommst.«

Lou rieb sich mit beiden Händen energisch übers Gesicht und stöhnte. Als er die Hände wieder fortnahm, hatte er rote Augen. Er sah fast so schlimm aus wie Jack. »Amateure! Ich hasse sie«, bemerkte er rhetorisch.

»Mir kam doch gar nicht in den Sinn, dass sie eine Waffe haben könnte«, entschuldigte sich Jack.

»Was ist mit den anderen beiden, die hier erschossen wurden? An die hast du wohl mit deinem Spatzenhirn nicht gedacht, was?«

»Nein«, gab Jack zu. »Ich hatte mir ehrlich Sorgen gemacht, dass wir die Frau nie wieder sehen würden. Ich wollte sie nur bitten zu bleiben, ohne sie wegen irgendwas zu beschuldigen.«

»Schlechte Entscheidung«, meinte Lou. »Deswegen werden Menschen wie du umgebracht.«

Jack zuckte mit den Schultern. Im Nachhinein wusste er, dass Lou Recht hatte.

»Hast du den Führerschein von dem Typen gesehen, auf den du geschossen hast?«

Jack nickte. Er mochte nicht darüber nachdenken, dass er tatsächlich auf jemanden geschossen hatte.

»Hm, wer ist David Rosenkrantz?«

Jack schüttelte den Kopf. »Ich habe keinen blassen Schimmer. Ich habe ihn nie zuvor gesehen und nie seinen Namen gehört.«

»Wird er überleben?«

»Ich weiß nicht. Ich wollte gerade den Anästhesisten danach fragen, als ich gebeten wurde zu gehen. Ich glaube, die Chirurgen sind ziemlich optimistisch. Wenn er es schafft, ist das der Beweis dafür, dass man, wenn man schon auf sich schießen lässt, das wenigstens in einem anständigen Krankenhaus erledigen sollte.«

»Sehr lustig«, meinte Lou, ohne zu lachen. »Wie geht's Laurie?«

»Gut! Sehr gut sogar! Zumindest war das so, als ich gegangen bin. Komm, wir gehen zur Kardiologie und schauen mal nach. Ich hatte nicht erwartet, dass ich so lange wegbleiben würde. Die Abteilung liegt gleich am Ende vom Flur.«

»Können wir gern machen«, meinte Lou und erhob sich.

Die Stationsschwester der Kardiologie kam heraus und berichtete, dass es Laurie gut gehe. Sie schlafe, und ihre

Ärztin sei schon da gewesen. Außerdem habe man geplant, sie ins University Hospital zu verlegen, wo ihr Vater arbeite.

»Hört sich gut an«, meinte Jack und blickte zu Lou.

»Finde ich auch«, erwiderte Lou.

Nun wollte Lou, dass Jack mit ihm hinunter zur Notaufnahme kam, wo Jack fürs Protokoll die tote Frau als die Krankenschwester identifizieren sollte, die er in Lauries Krankenzimmer gesehen hatte. Lou hatte vorher schon die Polizeidienststelle angerufen, um Jazz' Wagen beschlagnahmen und die Leiche ins Krankenhaus bringen zu lassen. Vor allem war er daran interessiert, dass die Glock zur ballistischen Untersuchung gebracht wurde.

Auf dem Weg zum Fahrstuhl räusperte sich Lou. »Ich weiß, dass du erschöpft bist, und das aus gutem Grund, aber ich fürchte, ich muss wissen, was von dem Moment an passiert ist, als du ins Parkhaus gekommen bist.«

»Ich habe die Krankenschwester gerade noch erwischt, als sie in ihren Wagen steigen wollte«, erklärte Jack. »Sie hatte die Tür schon geöffnet, deswegen habe ich ihr hinterher gerufen und bin zu ihr hingernnt. Sie war aber in keiner Weise kooperationsbereit, was noch, gelinde gesagt, die Untertreibung des Tages ist. Als ich sie am Arm gepackt habe, um sie am Einsteigen zu hindern, hat sie mir ihr Knie in die Eier gerammt.«

»Autsch!«, machte Lou.

»Dann hat sie die Waffe gezogen und mir befohlen einzusteigen.«

»Lass dir das eine Lehre sein: Steig nie in das Auto eines bewaffneten Verbrechers.«

»Ich hatte wohl kaum eine andere Wahl«, stellte Jack klar.

Sie erreichten die Fahrstühle, wo einige Leute warteten, weswegen sie leiser sprachen.

»In dem Moment bin ich aufgekreuzt«, sagte Lou. »Ich habe gesehen, dass du in den Wagen gestiegen bist. Und dass die Frau eine Waffe hatte. Leider musste ich erst ein paar Autos durchlassen. Was ist im Wagen der Krankenschwester passiert?«

»Es ging alles so schnell. Der Typ saß offensichtlich schon drin und hat auf die Rakoczi gewartet. Gerade als sie mich erschießen wollte, hat er sie erschossen. Gott ...« Jacks Stimme verebbte, als ihm bewusst wurde, wie nahe er daran gewesen war, seine letzte Fahrt ins Gerichtsmedizinische Institut im Liegen anzutreten.

»Du bist echt wahnsinnig«, beschwerte sich Lou, versetzte Jacks Schulter einen leichten Klaps und schüttelte den Kopf. »Du hast das Talent, dich in die allerblödesten Situationen hineinzumanövrieren. Du bist mitten in eine Exekution geraten. Ist dir das überhaupt klar geworden?«

»Erst jetzt«, gab Jack zu.

Als der Fahlstuhl ankam, stiegen sie ein und zogen sich nach hinten zurück.

»Okay«, fuhr Lou fort. »Die Frage ist, warum? Hast du eine Ahnung?«

»Ja, habe ich«, antwortete Jack. »Aber ich will andersherum anfangen. Zunächst einmal wurde Laurie mit einer extrem hohen Dosis Kalium fast umgebracht, was eine ziemlich raffinierte Art ist, jemanden umzubringen. Es gibt keine Möglichkeit, einen solchen Mord nachzuweisen. Das liegt an der Art, wie Kalium in unserem Körper chemisch reagiert, aber damit musst du dich nicht aufhalten. Ich glaube jedenfalls, dass alle Patienten in Lauries Serie auf diese schlaue Weise umgebracht wurden, aber sie waren keine zufällig ausgewählten Opfer. Bei allen, einschließlich Laurie, wurden in Tests die Marker für Gendefekte nachgewiesen, in deren Folge schwere Krankheiten auftreten.«

Der Fahrstuhl erreichte das Erdgeschoss, wo Lou und Jack ausstiegen. Hier wimmelte es nur so von Menschen, sodass die beiden weiterhin nur leise miteinander sprachen.

»Und wie passt das alles dazu, dass die Krankenschwester in Gangstermanier erschossen wurde?«, wollte Lou wissen.

»Ich halte es für erwiesen, dass es hier um ein Komplott im größeren Stil geht«, fuhr Jack fort. »Ich glaube, mit ein bisschen Glück wirst du herausbekommen, dass die Krankenschwester für jemanden in einem verzweigten Netzwerk gearbeitet hat, an dessen Spitze du schließlich auf einen Versicherungsmathematiker in der AmeriCare-Verwaltung stoßen wirst.«

»Moment mal!« Lou blieb stehen und hielt Jack an der Jacke fest. »Willst du damit sagen, dass AmeriCare als eine der großen Einrichtungen der Gesundheitsfürsorge ihre eigenen Patienten umbringt? Das ist Wahnsinn!«

»Findest du?«, fragte Jack. »In jeder Region, in der die Gesundheitsfürsorgeriesen miteinander konkurrieren, wollen sie die Konkurrenz vom Markt fegen oder aufkaufen, wenn sie groß genug sind, und ihr Wettbewerbsvorteil sind die Versicherungsbeiträge. Wie werden die Beiträge festgelegt? Nun, der altmodische, versicherungsmathematische Weg war die Risikoverteilung, also einfach abzuschätzen, wie viel es kosten wird, eine gewisse Zahl von Menschen zu versorgen, dann einen Gewinnaufschlag hinzurechnen, durch die Anzahl der Menschen zu teilen, und – schwupp! – schon hast du die Prämie. Aber plötzlich haben sich unter aller Augen die Regeln geändert. Mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms ist das alte Konzept der Krankenversicherungen nur noch

Schrott. Mit einfachen, leicht durchzuführenden Tests lässt sich nämlich für den einzelnen Menschen herausfinden, ob er die Versicherungsgesellschaft langfristig viel kosten wird. Das Problem ist, dass die großen Gesundheitsfürsorgeeinrichtungen niemanden diskriminieren dürfen, also müssen sie jeden aufnehmen. Aber vom rein wirtschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet, müssen diese Risikofaktoren eliminiert werden.«

»Du willst mir erzählen, dass einige Leute in der AmeriCare-Verwaltung fähig sind, einen Mord zu begehen?«

»Eher nicht«, widersprach Jack. »Die eigentlichen Morde müssen von irgendwelchen Durchgeknallten durchgeführt werden, und ich bin ziemlich sicher, dass du das über die Rakoczi herausfinden wirst, falls sie tatsächlich die Mörderin war. Ich rede von einer schrecklichen Variante der Schreibtischverbrechen mit unterschiedlichen Ebenen der Mittäterschaft. Ganz oben gibt es einen Menschen, der vielleicht aus der Automobilindustrie oder einer anderen Branche abgeworben wurde. Er sitzt in einem Büro, weit ab von den Patienten, und hat nur die Bilanz im Kopf. Leider ist das die Art, wie die Wirtschaft funktioniert, und deshalb muss die Regierung in gewisser Hinsicht in einer freien Marktwirtschaft als Aufpasser fungieren. Ich höre mich vielleicht wie ein Menschenfeind an, aber Menschen neigen dazu, grund-

sätzlich nur ihre eigenen Interessen zu verfolgen und oft so zu handeln, als hätten sie Scheuklappen auf.«

Lou schüttelte angewidert den Kopf. »Ich kann gar nicht glauben, was du da alles erzählst. Krankenhäuser waren für mich immer der Ort, wo für einen gesorgt wird.«

»Tut mir Leid für dich«, tröstete ihn Jack. »Aber die Zeiten ändern sich. Die Entschlüsselung des menschlichen Genoms war ein gewaltiges Ereignis. Es findet im Moment kaum noch Beachtung, aber seine Folgen werden uns bald mit aller Wucht treffen. Es wird in nicht allzu ferner Zukunft alles ändern, was wir über Medizin wissen. Die meisten Änderungen werden zum Guten ausschlagen, aber manche eben auch nicht. So ist das immer mit technologischen Fortschritten. Vielleicht sollten wir sie nicht mit ›Fortschritten‹ bezeichnen. Vielleicht wäre ein wertneutraleres Wort wie ›Änderungen‹ besser.«

Die beiden starrten einander an. Jack dachte, dass Lous Ausdruck irgendwo zwischen Frust und Ärger anzusiedeln war.

»Willst du mich damit auf den Arm nehmen?«, fragte Lou.

»Nein«, antwortete Jack mit einem kurzen bitteren Lachen. »Ich meine das total ernst.«

Lou dachte einen Moment nach. »Ich weiß nicht, ob ich in einer solchen Welt leben will«, meinte er übellau-

nig. »Aber scheiß drauf! Komm schon! Lass uns diese Rakoczi identifizieren.«

Sie betraten die Notaufnahme, die bereits vor Patienten überquoll. Mehrere uniformierte Polizisten waren zu sehen. Lou suchte den Leiter der Notaufnahme, Dr. Robert Springer, der sie beide nach hinten zum Unfallraum führte. Hinter der geschlossenen Tür lag Jasmine Rakoczi nackt auf einem Bett. In ihrem Hals steckte ein Endotrachealtubus, der an ein Beatmungsgerät angeschlossen war. Ihr Brustkorb hob und senkte sich rhythmisch. Hinter ihr wurden auf einem Flachbildschirm Puls und Blutdruck angezeigt. Der Blutdruck war niedrig, aber der Puls normal.

»Und?«, fragte Lou. »Ist das die Dame, die du in Lauries Zimmer gesehen hast?«

»Ja, das ist sie«, antwortete Jack und blickte zu Dr. Springer. »Warum wird sie beatmet?«

»Wir wollen den Sauerstoffspiegel konstant halten«, antwortete Dr. Springer, während er das Beatmungsgerät höher stellte.

»Gehen Sie nicht davon aus, dass ihr Hirnstamm zerstört wurde?«, wollte Jack wissen. Er war überrascht, dass in einer derart aussichtslosen Situation ein solcher Aufwand betrieben wurde.

»Doch, das tun wir«, meinte Dr. Springer und richtete sich auf. »Die Transplantationsabteilung versucht, ihre

nächsten Verwandten ausfindig zu machen. Die inneren Organe sollen entnommen werden.«

Lou blickte zu Jack auf. »Welche Ironie«, sagte er. »Damit rettet sie noch einer Hand voll Menschen das Leben.«

»Ironie ist nicht das richtige Wort«, gab Jack zu bedenken. »Ich würde sagen, das ist tierisch satirisch.«

Dr. Springer war überrascht, als der Detective dem Gerichtsmediziner einen Klaps auf den Kopf gab und ihn als wichtigtuerisches Arschloch bezeichnete, bevor die beiden lachend das Zimmer verließen.

Epilog

Sechs Wochen später

Detective Lieutenant Lou Soldano parkte seinen Dienstwagen neben einem Hydranten und warf die Plastikkarte, die ihn als Polizisten bei der Arbeit auswies, auf das Armaturenbrett. Dann holte er sein Mundspray aus dem Handschuhfach und sprühte sich ein paar Mal damit in den Mund, um den Geruch der Marlboro zu übertünchen, die er während der Fahrt geraucht hatte. Schließlich warf er einen Kontrollblick in den Rückspiegel. Er müsste sich rasieren, aber das war eigentlich immer der Fall, besonders abends um Viertel nach acht. Da er gegen seine Stoppeln nichts unternehmen konnte, strich er mit den Fingern wenigstens seine Haare in die gleiche Richtung. Zufrieden mit seinem Spiegelbild, öffnete er die Tür und stieg aus. Es war ein milder Frühlingsabend. Im schwindenden Tageslicht verdunkelte sich der leicht rosa Himmel im Osten zu einem silbrigen Violett. Mit federnden Schritten ging Lou die Second Avenue hinauf. Er hatte am Nachmittag Jack und Laurie angerufen in der Hoff-

nung, sich mit ihnen treffen zu können, um sie auf den neusten Stand im AmeriCare-Fall zu bringen. Sie hatten ihn eingeladen, sich mit ihnen in ihrem Lieblingsrestaurant zu treffen, dem Elios.

Lou hatte bereits ein paar Abende mit Jack und Laurie im Elios verbracht – einige gute, aber auch einige weniger gute. Zu der zweiten Kategorie gehörte der Abend, an dem Laurie verkündet hatte, sie werde den Blödmann heiraten, mit dem sie gerade was gehabt hatte. Zum Glück für alle war es falscher Alarm gewesen, und bei der Erinnerung musste Lou lächeln. Er war auch froh, dass sich er und Jack nicht gleich dort eine Kugel in den Kopf gejagt hatten. Beide waren sie am Boden zerstört gewesen.

An der Tür machte Lou kurz Halt. Direkt davor stand Jacks Mountainbike, das mit mehreren Ketten und Schlössern an einer Parkuhr befestigt war. Lou schüttelte den Kopf. Weder er noch Laurie konnten Jack davon abbringen, mit diesem verdammten Ding zu fahren. Lou lächelte gequält über Jack, der ihm ständig vorhielt, wie gefährlich Rauchen sei, wobei Radfahren in der Stadt – besonders in der Art, wie Jack es tat – tausendmal schlimmer war.

Im Restaurant herrschte bereits reger Betrieb. An der Bar war das Gedränge so groß, dass schon die begehrten Tische im vorderen Bereich in Mitleidenschaft gezogen

wurden. Lou fühlte sich wie immer befangen in einer solchen Umgebung, in der die Glitterwelt immer ein bisschen lauter zu lachen und zu reden schien als der Rest.

Nachdem er es an der Bar vorbei geschafft hatte, stand er in dem vollen hinteren Bereich. Langsam ließ er seinen Blick auf der Suche nach einem vertrauten Gesicht durch den Raum wandern, bis er erleichtert Jack und Laurie rechts hinten in der Ecke entdeckte.

Lou brauchte eine Weile, bis er sich durch den bis an die Grenzen des Erträglichen gefüllten Raum hindurchgeschlängelt hatte. Auf dem Weg stieß er einen Mann gegen den Arm, sodass der seinen Wein verschüttete. Als Lou sich umdrehte, um sich zu entschuldigen, zog er den Gürtel seines Regenmantels, den er über dem Arm hielt, durch die Suppe eines anderen Gastes. Trotz aller Hindernisse schaffte er es aber schließlich doch, bis zu den beiden durchzukommen.

»Tut mir Leid, dass ich zu spät komme«, entschuldigte sich Lou und gab Laurie einen Kuss auf die Wange, während er Jack über den Tisch hinweg die Hand reichte. Er achtete sorgsam darauf, die Sektflöten auf dem Tisch nicht mit dem Arm oder dem Mantel umzuwerfen.

»Macht nichts«, erwiderte Laurie. Sie zog die Sektflasche aus dem Eiskübel und schenkte das Glas voll, das vor Lou stand.

Lou versuchte, seinen Mantel über die gebogene Stuhllehne zu hängen, doch ein aufmerksamer Kellner machte seinem umständlichen Getue ein Ende und nahm den Mantel mit. Lou setzte sich und wischte sich mit der Serviette den Schweiß von der Stirn. Er hatte den Eindruck, dass es hier über dreißig Grad heiß war. Rasch öffnete er den obersten Knopf seines Hemdes, lockerte die Krawatte und wedelte sich kühle Luft zu. »Nächstes Mal treffen wir uns mit meinen Leuten im Little Italy«, meinte er nur.

»Abgemacht«, stimmte Laurie fröhlich zu.

»Ich bin wirklich neugierig, was die AmeriCare-Ermittlungen gebracht haben«, sagte Jack nach ein paar Höflichkeiten. »Was gibt's denn Neues?«

»Das interessiert mich auch«, warf Laurie ein.

Lou ließ seinen Blick zwischen Jack und Laurie hin und her wandern. Wenn er über ihre Freundschaft nachdachte, war er immer ein bisschen verwundert, denn eigentlich zählten Ärzte nicht zu den Menschen, mit denen er befreundet sein wollte. Die meisten seiner Freunde waren Polizisten, allerdings kannte er auch ein paar Feuerwehrmänner, mit denen er regelmäßig Karten spielte. Aber Jack und Laurie waren anders als die anderen Ärzte, die Lou kennen gelernt hatte. Sie blickten nicht wegen seiner Ausbildung oder seines Berufs von oben auf ihn herab. Eher im Gegenteil.

»Also gut«, begann Lou. »Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Schauen wir mal. Wo soll ich anfangen? Aber zuerst muss ich sagen, dass sich das, was Jack mir an dem Morgen erzählt hat, als Jasmine Rakoczi erschossen wurde, als prophetisch erwiesen hat. Jack, mein Junge, du hast echt ins Schwarze getroffen.«

Jack lächelte und hielt den Daumen nach oben.

»Allerdings geht der Löwenanteil des Verdiensts an Laurie, weil sie der allgemeinen Ignoranz ihrer Kollegen im Institut und Krankenhaus, einschließlich der von Jack, die Stirn geboten hat, und weil sie unter Stephen Lewis' Fingernägeln Gewebespuren von der Rakoczi gefunden hat.«

Laurie erhob ihr Glas. »Darauf müssen wir anstoßen.«

»So«, fuhr Lou fort, als er sein Glas wieder abgestellt hatte. »Die ballistische Untersuchung ist abgeschlossen, und sie hat ergeben, dass mit Rakoczis Waffe sowohl die Schwägerin meines Captains als auch Roger Rousseau erschossen wurden.« Lou griff über den Tisch zu Lauries Arm. »Entschuldige, dass ich dieses schmerzliche Thema anspreche.«

Laurie lächelte und nickte Lou als Dank für seine Sensibilität zu.

»Die Ballistik hat auch ergeben, dass Rakoczi mit David Rosenkrantz' Waffe getötet wurde. Damit ist Jack aus dem Schneider.«

»Sehr lustig«, blaffte Jack.

»Nachdem ihr die Geschichte mit Rousseaus Kopf und Händen schon kennt, die in Rakoczis Gefriertruhe gefunden und zu euch ins Institut gebracht wurden, brauche ich darauf nicht weiter einzugehen.«

»Bitte nicht«, flehte Laurie.

»Da David Rosenkrantz aus einem anderen Bundesstaat stammt, hat sich das FBI vom ersten Tag an eingeschaltet, und siehe da, es gab in anderen AmeriCare-Krankenhäusern im ganzen Land ähnliche Todesfälle. Und jetzt wird an jedem einzelnen Ort ermittelt.«

»Mein Gott!«, unterbrach ihn Jack. »Als ich von einer Verschwörung geredet habe, dachte ich an ein oder zwei höhere Tiere und an Rakoczi – aber bestimmt nicht an eine bundesweite Geschichte.«

»Nun, dann will ich zum pikanten Teil kommen«, meinte Lou, zog seinen Stuhl näher an den Tisch und beugte sich vor. »Dass dieser Rosenkrantz, dieser Dreck-sack, gerettet wurde, war der entscheidende Punkt. Er hat seine Schuld eingestanden und insofern kooperiert, als er seinen unmittelbaren Chef, Robert Hawthorne, belastet hat. Hawthorne scheint ein interessanter Kerl und der Drahtzieher in der ganzen Operation zu sein. Er war Mitglied der Special Forces und unterhält über ein Netz von Kollegen nach wie vor Kontakte zum Militär. Er war

ständig an unzufriedenen Mitarbeitern des militärischen medizinischen Dienstes interessiert. Ob er selbst angeheuert wurde oder einfach nur geschickt eine Nische für sich geschaffen hat, wissen wir nicht. Aber wir wissen, dass er als unabhängiger Vertragsnehmer für eine große Rechtsanwaltskanzlei in St. Louis gearbeitet hat, die sich auf Klagen wegen ärztlicher Kunstfehler spezialisiert hat. Diese Kanzlei ist äußerst aktiv und hat gleichzeitig mehrere Fälle im ganzen Land am Laufen. So weit bisher gesagt werden kann, hat Hawthorne eine Gruppe verärgerter Pflegekräfte rekrutiert, von denen einige beim Militär waren und dafür bezahlt wurden, dass sie Informationen über schief gelaufene Behandlungen in ihren jeweiligen Krankenhäusern gesammelt haben. Wenn ein Fall vor Gericht kam, haben sie zusätzlich einen Bonus kassiert.«

»Davon habe ich gehört«, sagte Jack.

»Ich auch«, stimmte Laurie zu. »Es sind meistens Fälle aus der Entbindungsstation und der Anästhesie. Es ist die moderne Entsprechung der früheren Version, als Anwälte versucht haben, Unfallopfer als Mandanten zu gewinnen.«

»Hm, darüber weiß ich nicht Bescheid«, räumte Lou ein. »Aber jetzt kommt der interessanteste Teil. In den letzten Jahren gab es Anstrengungen, die Pflegemanage-

mentbetriebe für Kunstfehler haftbar zu machen, was ganz sinnvoll zu sein scheint.«

»Was sinnvoll und nicht sinnvoll ist, hat wenig zu tun mit den Entscheidungen, die in diesem Land zur Gesundheitsfürsorge getroffen werden«, widersprach Jack. »Bei Entscheidungen zählt allein der Kapitaleinsatz.«

»Durch eine seltsame Fügung des Schicksals fanden sich die Gesundheitsfürsorgebetriebe und die Anwälte, die sich auf ärztliche Kunstfehler spezialisiert haben, im selben Bett wieder, weil beide Interessengruppen jegliche Reformen zur Gesetzgebung über ärztliche Kunstfehler abwenden wollten. Ich meine, die Ziele unterschieden sich zwar leicht – die Gesundheitsfürsorgebetriebe wollten keine Änderungen, damit sie nicht belangt werden konnten, und die Anwälte wollten keine Änderungen, weil unter anderem ihre Einnahmen in Schmerzensgeldprozessen beschnitten oder ihr Erfolgshonorar gänzlich unter den Tisch fallen würde. Beide Gruppen haben Lobbyisten beschäftigt, die dafür sorgen sollten, dass sich die Gesetzgebung nicht ändert, und das hat sie zusammengebracht. Dass die beiden also unverhofft im gleichen Bett aufgewacht sind, hat zu einer paradoxen Symbiose zwischen den beiden Interessengruppen geführt. Wie das passiert ist, bleibt noch offen, aber bei AmeriCare muss jemand gemerkt haben, dass man die zwielichtigen

Dienste dieses Robert Hawthorne in Anspruch nehmen könnte, da zumindest einige seiner Kontaktpersonen – wie könnte man sagen? – Psychopathen oder Sozioopathen waren, die einen Mord begehen konnten, ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen.«

»Der neuste Begriff ist ›antisoziale Verhaltensstörung‹«, korrigierte Laurie ihn.

»Ja gut, von mir aus«, meinte Lou. »Jedenfalls war einer – oder mehrere – der AmeriCare-Bürokraten daran interessiert, die unrühmliche Truppe an medizinischem Fachpersonal anzuzapfen, die die Kanzlei für ihre eigene Geschäftstätigkeit aufgebaut hatte. Dadurch war AmeriCare in der Lage, einen Eliminierungsplan für Mitglieder umzusetzen, bei denen das hohe Risiko bestand, dass sie Millionen Dollar für Spezialbehandlungen und Therapien kosten würden, Kosten, die die Versicherungsbeiträge in die Höhe treiben würden. Ich meine, so krank sich das auch anhört, irgendwie ergibt das Sinn.«

»Mein Gott!«, wiederholte Jack. »Das ist ja fast so, wie ich befürchtet habe, nur ein paar Nummern größer.«

»Soll ich weitererzählen?«, fragte Lou, nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand sonst zuhörte. »Ob es eine weitere Zusammenarbeit in der Art gab, dass die auf Kunstfehler spezialisierten Anwälte die Todesfälle zu ihrem Vorteil nutzten, indem sie die nächsten Verwand-

ten überredeten, die beteiligten Ärzte zu verklagen, wissen wir nicht. Bisher ist uns nur ein Fall mit einem Arzt aus dem St. Francis Hospital bekannt.«

»Aber jetzt, da man weiß, dass es um Mord geht, wird diese Klage bestimmt fallen gelassen«, gab Jack zu bedenken.

»Kann sein«, meinte Lou. »Aber darauf würde ich nicht wetten, weil der Täter vom Krankenhaus angestellt war.«

»Also, auf welchem Stand sind die Ermittlungen derzeit?«, erkundigte sich Laurie.

»Im Moment wird in denjenigen Krankenhäusern Jagd auf die vielen Jasmine Rakoczis gemacht, in denen ähnliche Todesfälle aufgetreten sind. Es besteht die Hoffnung, dass der eine oder die andere von ihnen geschnappt wird, um dann als Kronzeuge aufzutreten. Vielleicht fällt damit das ganze Kartenhaus in sich zusammen.«

»Wurde aufgrund der Zeugenaussage von David Rosenkrantz schon jemand angeklagt?«, fragte Laurie.

»Nur Robert Hawthorne, der nicht redet und sogar gegen eine ansehnliche Kautio n freigelassen wurde«, erklärte Lou. »Leider war Rosenkrantz über die ganze Operation nicht sonderlich weit auf dem Laufenden. Er wusste nur, dass sein Chef Robert oft in die Kanzlei ging, aber nicht, wen er dort getroffen hatte oder worüber geredet wurde.«

»Von AmeriCare wurde niemand angeklagt?«, erkundigte sich Jack wehmütig.

»Noch nicht«, gab Lou zu. »Aber wir hoffen, dass es bald so weit ist.«

»Was für ein Albtraum«, sagte Laurie und erschauerte, als sie sich an ihr Martyrium im Krankenhaus erinnerte.

»Hey!«, rief Lou mit Blick auf das hohe Glas, als würde er es zum ersten Mal sehen. »Das ist ja Sekt.« Er hob die Flasche aus dem Eiskübel. »Ich weiß nicht, warum ich mir das Etikett überhaupt anschau, ich kann eine Marke ja nicht von der anderen unterscheiden.« Er drückte die Flasche zurück in den Kübel. »Was ist das hier eigentlich? So was wie eine Feier?«

»So ähnlich«, antwortete Laurie und lächelte Jack an, der die Augenbrauen hob, als handle es sich um ein Geheimnis.

»Also los, raus mit der Sprache!«, forderte Lou und blickte zwischen den beiden hin und her.

»Na ja, das ist keine große Sache«, räumte Laurie ein. »Ich habe mich heute untersuchen lassen, was nicht sehr angenehm war, aber das Ergebnis war beruhigend. Der Grund für die Eileiterschwangerschaft war scheinbar ein anomaler oder beschädigter Eileiter. Die heutige Untersuchung hat gezeigt, dass der andere Eileiter völlig normal ist.«

»Das hört sich doch prima an!«, begeisterte sich Lou und nickte ein paar Mal. Wieder blickte er zwischen den beiden hin und her, doch beide hielten die Blicke gesenkt und schwenkten ihre Sektgläser. »Hm«, fuhr Lou fort. »Heißt dieses günstige Ergebnis, dass ihr zwei vorhabt, diesen Eileiter einem echten Test zu unterziehen?«

Laurie blickte zu Jack. »Leider heißt das im Moment nur, dass er einem echten Test unterzogen werden könnte.«

»Schade«, erwiderte Lou. »Wenn du einen Freiwilligen für den Test brauchst, stehe ich zur Verfügung.«

Jack lachte und blickte zuerst zu Lou, dann zu Laurie. »Warum habe ich das Gefühl, dass ihr zwei euch gegen mich verbündet habt?«

»Hey, ich biete doch als guter Freund nur meine Hilfe an«, widersprach Lou und hob beide Hände, um seine Unschuld zu beteuern.

»Also, guter Freund«, sagte Jack und legte einen Arm um Laurie. »Was den Eileitertest angeht, glaube ich, dass Laurie und ich ganz gut alleine zurechtkommen.«

Lou griff zu seinem Glas. »Darauf will ich anstoßen.«

»Ich auch«, grinste Laurie.

Nachbemerkung

Als im Juni 2000 mit großem Trara verkündet wurde, dass nunmehr der erste Durchlauf der Sequenzierung aller 3,2 Milliarden Basenpaare des menschlichen Genoms abgeschlossen sei, bliesen auch zwei Staatsoberhäupter die Fanfare – Präsident Bill Clinton und Premierminister Tony Blair. Die Medien machten großes Aufhebens davon, wie sich an der weltweiten Berichterstattung in den Abendnachrichten und an dem Platz zeigt, der diesem Thema auf den Titelseiten der meisten großen Zeitungen am folgenden Tag gewidmet wurde. Doch von der Öffentlichkeit wurde dieses Ereignis mit verhaltenem Interesse, mit einer Spur von Verwirrung und einem gewissen Maß an Langeweile aufgenommen und schnell wieder vergessen. Trotz der glühenden Verheißungen eines zukünftigen Nutzens war das Thema offensichtlich zu abgehoben. Vielleicht lag es an dieser öffentlichen Reaktion, dass es die Massenmedien bald wieder fallen ließen, und in einigen Folgeartikeln wurde höchstens noch über die schillernde Wissenschaftselite der beiden konkurrierenden Organisationen berichtet, die die mühsame Arbeit

erledigt und das Wettrennen fast schon in Seifenopernmanier bis zum Ziel ausgetragen hatten.

Das allgemeine Desinteresse der Öffentlichkeit an diesem Durchbruch hielt an, obwohl die entsprechenden Bereiche der Wissenschaft und Technologie in mehreren Ländern weiterhin vorangetrieben wurden und man von überraschenden Entdeckungen berichten konnte, so zum Beispiel von der Tatsache, dass der Mensch nur über etwa fünfundzwanzigtausend Gene verfügt – also über weit weniger als die hunderttausend, die von den Experten vor nicht allzu langer Zeit vorausgesagt worden waren, und gar nicht so viel mehr als bei einem vergleichsweise einfachen Organismus wie einem Fadenwurm. Diese Entdeckung war ein ähnlicher Schlag gegen den Hochmut der Menschheit wie die Entdeckung von Kopernikus, dass sich die Erde um die Sonne dreht und nicht umgekehrt. Kurz gesagt, die Entschlüsselung des menschlichen Genoms und die Lawine an Forschungsarbeiten, die dadurch losgetreten wurde, wird heute fast nur noch von denjenigen wahrgenommen, die in den beiden neuen, daraus entstandenen Disziplinen Genomik und Bioinformatik tätig sind. Einfach ausgedrückt, bedeutet Genomik die Erforschung des Informationsflusses in einer Zelle, während sich die Bioinformatik mit der Anwendung von Computern beschäftigt, um die riesigen Datenmengen zu

verarbeiten, die in der Genomik wegen der sich rasch entwickelnden Technik der Sequenzanalyse produziert werden.

Meiner Meinung nach ist dieses Desinteresse oder diese Apathie, oder wie auch immer man dazu sagen mag, sehr verwunderlich, da die Entschlüsselung des menschlichen Genoms bisher den wichtigsten Meilenstein in der Geschichte der Medizinwissenschaft darstellt. Schließlich zeigt sie uns die Buchstaben des »Buchs des menschlichen Lebens« in der richtigen Reihenfolge, was eine großartige Leistung darstellt, auch wenn wir die Sprache oder die Interpunktion noch nicht richtig verstehen. Anders ausgedrückt, haben wir mit der verschlüsselten Form, die derzeit mit zunehmender Geschwindigkeit dechiffriert wird, Zugang zu allen Informationen, welche die Natur gesammelt hat, um ein menschliches Wesen zu schaffen und funktionieren zu lassen. Damit ist abzusehen, dass die Kenntnis vom menschlichen Genom alles verändern wird, was wir über Medizin wissen, und einige der Veränderungen werden eher früher als später eintreten.

Wie jede Entdeckung der Wissenschaft wird auch die Entschlüsselung des menschlichen Genoms positive und negative Folgen nach sich ziehen. Als Vergleich kann die Erforschung der inneren Struktur und Funktionsweise des

Atoms herangezogen werden. Hier hat die Menschheit darin versagt, rechtzeitig die negativen Konsequenzen vorauszusehen, wie die gegenwärtigen Ereignisse in Zusammenhang mit der Verbreitung von Atomwaffen nahe legen. Mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms muss sie sorgsamer umgehen. Heute besteht in dieser von Globalität geprägten Welt ein allgemeiner Konsens, dass die Gesellschaft alle Anstrengungen unternehmen muss, die möglichen Konsequenzen größerer Sprünge in Wissenschaft und Technik zu bedenken und ihnen in proaktiver Weise statt unvorbereitet zu begegnen und erst beim Eintritt eines Desasters zu reagieren.

In diesem Roman geht es um eine der negativen Folgen, d.h. um den negativen Einfluss auf die Fähigkeit, Krankheiten vorherzusagen, wenn die Schweigepflicht verletzt wird und Informationen durch die falschen Personen gesammelt werden oder in die falschen Hände geraten, wodurch sich die Möglichkeit (oder vielmehr die Unvermeidbarkeit) unterschiedlichster Arten von Diskriminierung ergibt. Leider wird das Risiko, dass genau dies eintritt, hoch sein, da Mikroarrays, wie sie im Roman beschrieben werden, bereits existieren und es damit möglich ist, mit einem einzigen Blutstropfen mühelos Tausende von Markern für ungünstige Genmutationen nachzuweisen. Zur Erinnerung: Ein Marker ist eine punk-

tuelle Veränderung in der Sequenz nukleotider Basenpaare, welche die Sprossen der Leiter des DNS-Moleküls darstellen. Bei der Kartierung wurden Marker über das gesamte menschliche Genom verteilt gefunden. Die Mikroarray-Objektträger werden automatisch von Laserscannern gelesen, und die Ergebnisse können dank der Fortschritte in der Bioinformatik direkt auf Computer übertragen werden, die mit der entsprechenden Software ausgestattet sind. Damit lassen sich Risiken und demzufolge Kosten äußerst schnell und genau vorausberechnen.

Ein Ergebnis dessen ist, dass das Konzept der Krankenversicherung, das auf Risikoverteilung innerhalb festgelegter Gruppen basiert, überholt ist, da ein Risiko nicht mehr verteilt werden muss, wenn es sich festlegen lässt. Meiner Meinung nach sind die Auswirkungen dieser neuen Wirklichkeit ungeheuerlich. Als Arzt hatte ich immer Vorbehalte gegen Krankenversicherungen. Ausnahmen waren die Absicherung gegen extreme Risiken und die Versorgung von Menschen, die ihre Gesundheitskosten nicht bezahlen konnten. Ein wirklich persönliches und befriedigendes Arzt-Patienten-Verhältnis kann sich für beide Seiten nur entwickeln, wenn eine direkte, treuhänderische und vertrauensvolle Beziehung möglich ist. Ist dies der Fall, bewerten meiner Erfahrung nach beide Seiten das Verhältnis höher, es besteht die Bereit-

schaft, mehr Zeit und Aufmerksamkeit für möglicherweise wichtige Details aufzuwenden, und die Bereitschaft des Patienten zur Mitarbeit steigt. Die Folge sind bessere Ergebnisse und größere Zufriedenheit für alle Beteiligten.

Weil aufgrund der Genomik und Bioinformatik die Risikoverteilung innerhalb einer definierten Gruppe überflüssig wurde, musste ich meine Position revidieren, was hieß, dass ich von einem Extrem ins andere gerutscht bin. Heute denke ich, dass es nur eine Lösung gibt, um die Kosten im Gesundheitswesen – darunter verstehe ich Prävention, Notfallmedizin und extreme Risiken – zu decken: Das Risiko muss auf eine ganze Nation verteilt werden. Nie hätte ich gedacht, dass ich einmal diese Position einnehmen würde, aber heute glaube ich, dass in einem Land, das zum staatlichen, nicht auf Profit ausgerichteten Gesundheitswesen wechselt, die Wahrscheinlichkeit sinkt, dass die in diesem Roman dargestellten Diskriminierungsformen und Schreckensszenarien zum Tragen kommen. Für jene Länder, die bereits über ein solches System verfügen, gilt, dass jedes System, bei dem das Budget eines Mitglieds zentral verwaltet wird und in Bezirke, Regionen oder Gruppen jeglicher Art eingeteilt ist, dieses zugunsten einer landesweiten Risikoverteilung abgeändert werden muss.

Der logische Nutzen einer Zentralisierung liegt in der Fähigkeit, rational zu entscheiden, wie hoch die finanziellen Mittel sind, die ein Land für die Gesundheitsfürsorge aufbringen will. Ein weiterer Nutzen der Genomik wird sein, die Maßnahmen auf die einzelnen Patienten anzupassen. Die gesamte pharmakologische Grundlage von Therapien wird sich dank eines ganz neuen Wissenschaftsbereichs ändern, der Pharmakogenetik, mit der sich mit Hilfe der Genomik individuelle Medikamente für Patienten herstellen lassen. Die Vorteile einer solchen Therapie sind enorm – ebenso wie die Kosten. Da ein beträchtlicher Teil des Bruttosozialprodukts eines Landes bereits für das Gesundheitswesen ausgegeben wird, muss dies auf jeden Fall in die Überlegungen mit einbezogen werden.

Es gibt noch weitere überzeugende Argumente für ein unparteiisches staatliches Gesundheitswesen, doch meines Erachtens ist keines auch nur annähernd so bestechend wie die sich entwickelnde Macht der Genomik. Doch das System zu ändern, wird nicht leicht sein. Wie Jack Stapleton im Roman in Bezug auf die Vereinigten Staaten sagt: »Was sinnvoll und nicht sinnvoll ist, hat wenig zu tun mit den Entscheidungen, die in diesem Land zur Gesundheitsfürsorge getroffen werden ... Bei Entscheidungen zählt allein der Kapitaleinsatz.« Doch

trotz aller Schwierigkeiten glaube ich fest daran, dass es der Bevölkerung eines Landes umso schneller besser geht, je eher das Land zum staatlichen Gesundheitswesen wechselt.

Kurz möchte ich noch darauf eingehen, wie ein derart antisozialer Mensch wie Jasmine Rakoczi eine Stelle als Krankenschwester bekommen und behalten kann. In den Vereinigten Staaten gibt es schlicht einen Mangel an Pflegepersonal, sodass auch die besten Krankenhäuser gezwungen sind, ständig neues Personal anzuwerben. Wie im Roman dargestellt, werden auch Mitarbeiter aus anderen Ländern angeworben, unter anderem auch aus unterentwickelten Ländern, was den Pflegenotstand weltweit nur anders verteilt. Die Kombination aus relativ niedriger Bezahlung und dem Druck, die Produktivität zu erhöhen (was heißt, dass eine Pflegekraft mehr Patienten versorgen muss, als sie vernünftigerweise kann), hat in den Vereinigten Staaten zu ungünstigen Arbeitsbedingungen geführt, sodass sich erfahrene Pflegekräfte eine andere Beschäftigung suchen und junge Männer und Frauen nicht mehr bereit sind, den langen, mühsamen und teuren Ausbildungsweg anzutreten. Schlimmer ist noch, dass, wie jeder weiß, der schon einmal in einem amerikanischen Krankenhaus gelegen hat, die Last der Pflege nicht von den Ärzten getragen wird, die, nachdem

sie ihre Anweisungen gegeben haben, in ihre gut laufenden Praxen oder in ihr gemütliches Zuhause zurückgehen, sondern von den Pflegekräften. Und wer einmal im Krankenhaus unter größeren Problemen gelitten hat, verdankt es wahrscheinlich einem Pfleger oder einer Schwester, dass dieses Problem erkannt, der Arzt gerufen und die lebensrettende Maßnahme eingeleitet wurde. Meiner Erfahrung nach kann in Krankenhäusern eher auf teure Verwaltung verzichtet werden, nicht aber auf eine bessere Bezahlung und auf bessere Arbeitsbedingungen für unsere überlasteten Pflegekräfte, die, wie Jasmine Rakoczi es ausgedrückt hat, in den Schützengräben stehen und sich um die Kranken kümmern.

Robin Cook, März 2005